



Freiburger
Geschlechter
Studien

Männer und Geschlecht

Ausgabe 21/ 2007



Freiburger
Geschlechter
Studien

jos fritz verlag

Männer und Geschlecht

Ausgabe 21/ 2007

Freiburger GeschlechterStudien 21

Herausgeberin der Reihe: *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)/*
Abteilung *Gender Studies*. Herausgeberin der Ausgabe 21: Meike Penkwitt.

Wissenschaftliche Leitung:

Prof. Dr. Nina Degele, Prof. Dr. Joseph Jurt, Prof. Dr. Eva Manske.
Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge liegt bei den jeweiligen AutorInnen.

Redaktion:

Franziska Bergmann, Ruth Brand, Ursula Degener, Dr. Stefanie Duttweiler,
Annegret Erbes, Dr. Regula Giuliani, Dr. Martina Grimmig, Mona Hanafi El Siofi,
Antje Harms, Irmtraud Hnilica, Antonia Ingelfinger, Jennifer Jäckel, Gertraud
Lenz, Jennifer Moos, Claudia Münzing, Meike Penkwitt, Eva Voß, Nina Wehner.

Öffentlichkeitsarbeit: Miriam Coels, Meike Penkwitt und Lina Wiemer.

Umschlaggestaltung: Elmar Laubender, Meike Penkwitt

Satz: Christoph Gebler, Elmar Laubender, Coral Romà Garcia.

Verlag: jos fritz Verlag, Wilhelmstr. 15, 79098 Freiburg.

Druck: Hausdruckerei der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Brsg.

Umschlagsdruck: Druckwerkstatt im Grün, Auflage: 350.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen National-
bibliographie; Detaillierte Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Art der
Verwertung ist nur innerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes und nur
mit ausdrücklicher Zustimmung der Herausgeberin der Reihe zulässig.

ISBN 978-3-928013-48-2

ISSN 0948-9975

©2007 Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies* (ZAG)/
Abteilung *Gender Studies*, <http://www.zag.uni-freiburg.de>

AutorInnen finden Informationen zur Veröffentlichung auf Seite 501

Inhalt

Vorwort	9
<i>Nina Degele</i>	
Zur Geburt: Ein Willkommensgruß an die Freiburger GeschlechterStudien	11
<i>Franziska Bergmann/ Jennifer Moos</i>	
Männer und Geschlecht	
Aufsätze zum Thema ‚Männer und Geschlecht‘	
<i>Hans-Joachim Lenz</i>	
Zwischen Men’s Studies und männlicher Verletzungsoffenheit – Zur kurzen Geschichte der Männerforschung in Deutschland	41
<i>Nina Baur</i>	
Der perfekte Vater – Männer im Konflikt zwischen eigenen Vorstellungen und institutionellem Rahmen	79
<i>Ruth Michalek</i>	
„Also, wir Jungs sind fies“ Perspektiven der Jungenforschung	115
<i>Stefanie Stegmann</i>	
Herrenzimmer mit Sofa – Professoraler Habitus in universitären Alltagskulturen	133
<i>Cordula Dittmer</i>	
Soldat, Kämpfer, Sozialarbeiter? Männlichkeit und Militär in Peacekeeping-Einsätzen	159
<i>Solveig Lüdtko</i>	
Männlichkeit im HipHop-Diskurs	175
<i>Uta Schirmer</i>	
Wollt Ihr alle Männer sein? – Drag Kinging, geschlechtliche Verortungen und Strategien der „disidentification“	191
<i>Dirk Naguschewski</i>	
Versehrte Männer – Figurationen des Homosexuellen im französischen Kino	207

Joachim Pfeiffer

**Verkehrte Western-Helden? Zur komplexen Erzählstruktur von
Ang Lees Film *Brokeback Mountain* 229**

Franziska Schöbeler

**Familie und Männerbund – Die Erziehung zur Männlichkeit
in Goethes Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* 241**

Astrid-Lange-Kirchheim

**Zur Konstruktion von Männlichkeit bei Autorinnen:
Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann, Elfriede Jelinek 255**

Nina Degele

Für ein genaues Hinschauen..... 281

Filmeinführungen zum Thema ‚Männer und Geschlecht‘

Irmtraud Hnilica

***Indian Love Story*..... 299**

Claudia Catharina Münzing

***Bonnie und Clyde*..... 303**

Franziska Bergmann/ Jennifer Moos

***James Bond – Diamonds Are Forever* 307**

Literarische Texte zum Thema ‚Männer und Geschlecht‘

Lenka Fehrenbach

***Sommergewitter* 315**

Lenka Fehrenbach

***Der Strohhut* 317**

Marie T. Martin

***Henri*..... 319**

maria antonia flamm

***nachtgewalt* 323**

maria antonia flamm

***Kehr heim* 325**

Symposium: Vorträge und Podiumsdiskussion

Andrea Maihofer/ Klaus Theweleit. Moderation: Nina Degele

**Das moderne männliche Subjekt
im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault** 329

Forum

Eva Manske/ Rotraud von Kulessa/ Meike Penkwitt

**Festreden im Rahmen der Jubiläumsveranstaltung
zum Erscheinen der 20. Ausgabe der
Freiburger FrauenStudien/Freiburger GeschlechterStudien** 371

Rezensionen zum Thema ‚Männer und Geschlecht‘

Nina Baur

Die vergessenen Opfer 383

*Ludger Jungnitz/ Hans-Joachim Lenz/ Ralf Puchert/ Henry Puhe/ Willi
Walter (2007) Hg. Gewalt gegen Männer. Personale Gewalterfahrungen von
Männern in Deutschland.*

Stephanie Bethmann

**Männlichkeiten kreuz und que(e)r: Aneignungen von Männlichkeit
diesseits und jenseits von Geschlechterkategorien** 386

*Robin Bauer/ Josch Hoenes/ Volker Woltersdorff (2007) Hg.
Unbeschreiblich männlich. Heteronormativitätskritische Perspektiven.*

Annegret Erbes

Nachfragen und widersprechen oder: Falsche Erwartungen 389

*Ernst Hanisch (2005) Männlichkeiten.
Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts.*

Rezensionen zum Thema ‚Gender in den Literaturwissenschaften‘

Birte Giesler

**Male trouble oder das Unbehagen der Blaubärte –
Eine (Literatur)Geschichte der imaginierten Männlichkeit** 395

*Monika Szczepaniak (2005) Männer in Blau. Blaubart-Bilder in der
deutschsprachigen Literatur.*

Irmtraud Hnilica

**„Andere“ und „doppelt andere“ Literatur:
ein neues Lexikon zur Literatur von Frauen** 397
*Gudrun Loster-Schneider/ Gaby Pailer (2006) Hg. Lexikon deutschsprachiger
Epik und Dramatik von Autorinnen (1730 – 1900).*

Jennifer Moos

Eine etwas andere englische Literaturgeschichte 399
*Ina Schabert (2006) Englische Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Eine
neue Darstellung aus der Sicht der Geschlechterforschung.*

Birte Giesler

**Die „Yorkämpferin und Vordenkerin neuer Frauenideale“ (Adele Schreiber)
wird 175 – Zwei Neuerscheinungen zum Jubiläumsjahr von
Hedwig Dohm.** 403
*Nikola Müller/ Isabel Rohner (2006) Hg. Hedwig Dohm – Ausgewählte Texte.
Ein Lesebuch zum Jubiläum ihres 175. Geburtstages.
Cornelia Pechota Vuilleumier (2005) „O Vater, laß uns ziehn!“ Literarische
Vater-Töchter um 1900.*

Rezensionen zum Thema ‚Feminism revisited‘

Ruth Brand

Die neue F-Klasse – die dritte Frauenbewegung? 409
*Thea Dorn (2006) Hg. Die neue F-Klasse – Wie die Zukunft von Frauen
gemacht wird.*

Eva Voß

„Wer sich nicht wehrt, endet am Herd.“ 412
*Silvana Koch-Mehrin (2007) Schwestern. Streitschrift für einen neuen
Feminismus.*

Christina Schoch

Familienfrust, Familienlust 413
*Iris Radisch (2007) Die Schule der Frauen. Wie wir die Familie neu erfinden.
Susanne Gaschke (2006) Die Emanzipationsfalle. Karriere oder Kinder?
Warum wir neue Rollenbilder brauchen.*

Rezensionen zum Thema ‚Gender in muslimischen Lebenswelten‘

Karolin Sengebusch

Konfliktfelder des Euro-Islam 421
*Gerdien Jonker/ Valérie Amiraux (2006) Hg.
Politics of Visibility. Young Muslims in European Public Space.*

Mona Hanafi El Siofi

Ja, es ist ein Kreuz mit dem Kopftuch! 423

Christina von Braun/ Bettina Mathes (2007) Verschleierte Wirklichkeit. Die Frau, der Islam und der Westen.

Rezensionen ‚Jenseits von Gender Studies‘

Christina Harms

Der Anspruch auf den Status als Mensch..... 431

Ingrid Jungwirth (2007) Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften.

Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H.

Erikson und Erving Goffman.

Annegret Erbes

Frauen oben ohne: Praxis zwischen Befreiung und Reglement 434

Jean-Claude Kaufmann (2006) Frauenkörper –

Männerblicke. Soziologie des Oben-ohne [1995].

Weitere Rezensionen

Susanne Benöhr-Laqueur

Genetische Befreiungsszenarien in der ‚Welt von morgen‘ 439

Bettina Bock von Wülfigen (2007) Genetisierung der Zeugung. Eine Diskurs- und Metaphernanalyse reproduktionsgenetischer Zukünfte.

Anelis Kaiser

Zum Brückenschlag zwischen Neurologie und Feminismus 441

Elizabeth Wilson (2004) Psychosomatic: Feminism and the Neurological Body.

Eva Voß

Weltpolitik aus Frauensicht..... 445

Sabine von Schorlemer (2007) Hg. Die Vereinten Nationen und neuere

Entwicklungen der Frauenrechte.

Antonia Ingelfinger

Information overkill –

eine erschöpfende Untersuchung inszenierter Fotografie..... 449

Fritz Franz Vogel (2006) The Cindy Shermans: inszenierte Identitäten.

Fotogeschichten von 1840 bis 2005.

Rückblick/ Vorschau

Veranstaltungsreihe „Freiburger GeschlechterStudien“ im Wintersemester 2007/2008 und Sommersemester 2008: „Kindheit, Jugend, Sozialisation“	455
AutorInnen.....	475
Übersicht über die bisher erschienenen Titel	500

Vorwort

Mit der vorliegenden Ausgabe 21 zum Thema „Männer und Geschlecht“ wechselt unsere Zeitschrift, wie bereits in der letzten Ausgabe angekündigt, ihren Titel: Statt *Freiburger FrauenStudien* lautet dieser nun *Freiburger GeschlechterStudien*. Auf die Hintergründe der Entscheidung für den neuen Namen geht Prof. Dr. Nina Degele in einem Text ein, den Sie direkt im Anschluss an das Vorwort finden – wie auch auf unseren Netzseiten.

Den Namenswechsel haben wir zum Anlass für eine Reihe von Änderungen genommen, die die Gestaltung unserer Zeitschrift betreffen und die Sie vielleicht teilweise bereits bemerkt haben: Am auffälligsten ist das größere Format, das uns ein neues, großzügigeres und damit leserInnenfreundlicheres Layout ermöglicht. Ausgehend von unserem neuen Logo haben wir auch die Umschlaggestaltung aktualisiert. Darüber hinaus haben wir unsere Zitierweise an diejenige der MLA angeglichen und stellen auf einen einjährigen Erscheinungsrhythmus um: Unsere nächste Ausgabe wird deshalb erst im nächsten Herbst fertiggestellt.

Der vorliegenden Band „Männer und Geschlecht“ geht auf die gleichnamige Veranstaltungsreihe zurück, die im Wintersemester 2006/2007 und im Sommersemester 2007 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg stattfand. Ein Höhepunkt dieser Reihe war das Symposium „Das moderne männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault“, das zugleich das wissenschaftliche Programm im Rahmen der Jubiläumsveranstaltung zum Erscheinen der 20. Ausgabe (Erinnern und Geschlecht, Band II) der *Freiburger FrauenStudien/Freiburger GeschlechterStudien* darstellte.

Nicht nur für diejenigen, die bei dieser Veranstaltung nicht dabei sein konnten, publizieren wir im vorliegenden Band – neben den üblichen Aufsätzen und Rezensionen – eine Dokumentation der beiden Vorträge von Prof. Dr. Andrea Maihofer (Basel) und Prof. Dr. Klaus Theweleit (Karlsruhe/Freiburg) sowie der anschließenden Diskussion, moderiert von Prof. Dr. Nina Degele (Freiburg). In unserer Rubrik „Forum“ werden darüber hinaus auch drei der vier Festreden in schriftlicher Form zugänglich gemacht. Die Romanistin Dr. Rotraud von Kulessa, die für die Gründungsgeneration der Zeitschrift steht, Prof. Dr. Eva Manske vom Carl-Schurz-Haus (Deutsch-Amerikanisches Institut Freiburg), unsere langjährige, kontinuierlichste und wohl auch wichtigste Kooperationspartnerin und ich gehen darin unter anderem auf die Geschichte der Zeitschrift und der Veranstaltungsreihe ein – unter einer jeweils etwas unterschiedlichen Perspektive.

Die vierte Festrede, gehalten von der Leiterin der Abteilung Gender Studies im *Freiburger Zentrum für Anthropologie und Gender Studies*, Prof. Dr. Nina Degele, widmete sich in erster Linie dem Namenswechsel, und ist über weite Passagen identisch mit dem bereits angekündigten Text zur Namensänderung. Darüber hinaus zeigte Frau Degele die gelungene Integration der *Freiburger GeschlechterStudien* (Veranstaltungsreihe und Zeitschrift) in den Freiburger Studiengang Gender Studies auf (vgl. dazu auch Mangelsdorf/ Penkwitt 2007).

An dieser Stelle will ich es dann auch nicht versäumen, mich im Namen aller an der Entstehung der Zeitschrift Beteiligten ganz herzlich für die zahlreichen Glückwunschschriften (per Mail oder auch auf dem traditionellen Postweg) zu bedanken, die uns vor allem im Kontext der Jubiläumsveranstaltung erreichten. Bei Herrn Prof. Dr. Jäger bedanken wir uns für die Übernahme der Bewirtungskosten, die es uns ermöglichten, unserem Jubiläum auch kulinarisch einen festlichen Rahmen zu geben. Einige Bilder der Veranstaltung finden Sie demnächst auf unseren Netzseiten.

Im laufenden Wintersemester 2007/2008 wie auch im Sommersemester 2008 beschäftigt sich die Veranstaltungsreihe mit dem Thema „Kindheit, Jugend, Sozialisation“ – natürlich aus Genderperspektive. Eine Übersicht über diese Reihe mit allen Terminen, Abstracts zu den einzelnen Veranstaltungen und Kurzlebensläufen der Vortragenden finden Sie in diesem Band auf den Seiten 455 bis 472. Die entsprechende Ausgabe der Zeitschrift wird dann, wie oben bereits angekündigt, im Herbst 2008 erscheinen.

Abschließend möchte ich mich nun noch bei denjenigen bedanken, die für das Erscheinen dieses umfangreichen Buches eine maßgebliche Rolle gespielt haben: An erster Stelle den AutorInnen (neben denjenigen der Aufsätze und Rezensionen dieses Mal auch denjenigen der Einleitung), dem Redaktions- und dem Layout-Team. Darüber hinaus meinen unermüdlichen Hilfskräften, unseren Kooperationspartnern, die konkret jeweils im Zusammenhang mit der Vorstellung der neuen Reihen aufgeführt werden, der Druckwerkstatt im Grün und der Unidruckerei. Danken möchte ich außerdem der Mutter einer meiner beiden Hilfskräfte Anne Coels sowie meinem Vater Bernd Penkwitt, die gemeinsam das neue Logo entwickelt haben. Meinem Vater möchte ich darüber hinaus für die tatkräftige Unterstützung bei dem Entwurf des neuen Layouts danken. An den Rektor der Universität, Herrn Prof. Dr. Wolfgang Jäger, geht – *last but not least* – unser Dank für die Übernahme der Druckkosten. Und unseren LeserInnen wünschen wir nun viel Spaß bei der Lektüre.

Meike Penkwitt

Freiburg im Oktober 2007

Nina Degele

Zur Geburt: Ein Willkommensgruß an die Freiburger GeschlechterStudien

AutorInnen haben ihre Zeit, Themen haben ihre Zeit, und das Gleiche gilt auch für Namen. Die *Freiburger FrauenStudien (FFS)* haben sich im deutschsprachigen Raum über Freiburg hinaus fest etabliert, sie stehen für eine sachkundige, originelle und auch freche Auseinandersetzung zu Themen rund um Geschlecht und besitzen Wiedererkennungswert. Das ist erfreulich und darauf sind wir stolz. Der Titel war für die Zeit der Gründung und Etablierung sinnvoll, jetzt ist er das nicht mehr. Gute Argumente dafür gibt es mehrere.

Zunächst einmal hat sich die Zeitschrift nie ausschließlich mit ‚Frauenthemem‘ auseinandergesetzt. Insofern war der Titel „Frauenstudien“ auch nie korrekt, im strengen Sinn haben wir sogar Etikettenschwindel betrieben. Höchste Zeit, mit dem neuen Titel endlich Klarheit zu schaffen. Weiter ist „Frauen“ im Titel auch zu eng. Denn in den Gender Studies, so wie wir sie in Freiburg vertreten und lehren, geht es um Geschlechterverhältnisse, also um Relationen und Beziehungen. „Frau“ und „Mann“ wie auch „weiblich“ und „männlich“ sind relationale Begriffe, die aus sich selbst heraus und ohne Verweis auf das, was damit nicht gemeint ist, sinnlos sind. Das steht nicht in Widerspruch zu einer feministischen Ausrichtung, die auf egalitäre Geschlechterverhältnisse drängt. Geschlechterverhältnisse sind historisch geworden und gesellschaftlich variabel. Genau daran ist die Möglichkeit (und aus feministischer Sicht: Notwendigkeit) ihrer Veränderung geknüpft, und auch dies soll in dem neuen Titel zum Ausdruck kommen. Damit ist ein weiterer Vorteil verbunden, der mit der deutschen Sprache zu tun hat. Denn der deutsche Titel GeschlechterStudien hat gegenüber dem englischen Begriff Gender Studies den Vorteil, genauer zu sein: Geschlecht umfasst *sex* und *gender*. Während sich poststrukturalistische Dekonstruktionen im Deutschen auf beide Komponenten beziehen, „muss das Englische extra markieren, dass es auch um *sex*, also die biologische und anatomische Komponente von Geschlecht geht. Diese damit verbundene inhaltliche Errungenschaft der Geschlechterforschung wollen wir auch begrifflich bewahren.

In der Freiburger Geschlechterforschung spielen die Queer Studies eine gewichtige Rolle. Queer lässt sich allerdings nicht unter Frauenforschung oder FrauenStudien subsumieren. Ein Lippenbekenntnis, es dennoch mitzudenken, wiederholte indes die androzentrische Schreib- und Sprechpraxis, Frauen doch auch mitzumeinen, wenn von Ärzten, Studenten oder Technikern die Rede ist. Queertheoretischen Konzepten geht es um das Hinterfragen von (machtpolitisch motivierten) Grenzziehungen wie auch um das Offenhalten von Kategorien. Dies schlägt sich inzwischen auch in der Forderung nach Intersektionalität bzw. intersektionalen Analysen nieder. Gemeint sind damit mehrdimensional ansetzende Untersuchungen der Überschneidungen wie auch des Zusammen- und

Gegeneinanderwirkens verschiedener gesellschaftlicher Herrschaftsstrukturen und -praktiken. Bislang thematisierten überwiegend ForscherInnen aus dem englischsprachigen Kontext dabei vor allem *class*, *race* und *gender*. Es spricht jedoch nichts dagegen, auch andere Differenz- und Ungleichheitsfaktoren wie etwa Sexualität, Generation, Nationalität oder Behinderung in die Analyse mit einzubeziehen. Genau dafür stehen die *Freiburger GeschlechterStudien* eben auch: für eine Erweiterung von Kategorien und die Untersuchung von Wechselwirkungen.

Ein Titel sollte weder einengen noch überfordern. Auch das spricht für „*Freiburger GeschlechterStudien*“: Der Titel lässt Raum für Streit und Aushandlungen um die Sache. Die vermeintlich politisch korrekte Lösung, mit „Frauen- und Geschlechterforschung“ alles abdecken zu wollen (die Sektion der Deutschen Gesellschaft für Soziologie macht das beispielsweise so), ist eine schlechte Lösung und hat einen schalen Nachgeschmack: Mensch hätte gern alles und will niemanden verprellen, dabei aber auch nicht Farbe bekennen. Das klingt so schräg wie Apfel- und Obstforschung: Denn dabei werden verschiedene Ebenen miteinander vermischt, die nicht zusammen gehören, ohne etwa einen erklärenden Untertitel bemühen zu müssen. „*Freiburger GeschlechterStudien*“ dagegen drückt aus, worum es geht. Nicht mehr und nicht weniger. Er kann und wird halten, was er verspricht. Darauf freuen wir uns.

Männer und Geschlecht

Um ihr Geschlecht zu dekonstruieren, müssen Männer es erst einmal haben.

Walter 2000, 108

I also venture to assert that although we seem to have a difficult time defining masculinity, as a society we have little trouble in recognizing it (...).

Halberstam 2003, 1

Die theoretische Auseinandersetzung um Männer und Männlichkeit(en) ist inzwischen zu einem integralen Bestandteil der *Gender Studies* geworden. Dabei ist die Forschung jedoch derart vielfältig, dass sie sich nicht unter eine einzige, allumfassende Terminologie subsumieren lässt. So ist es nicht verwunderlich, *gender*-kritische Untersuchungen unter verschiedenartigen Labeln wie „Männerforschung“, „kritische Männerforschung“, „Männlichkeitsforschung“, „antisexistische Männerforschung“ (Walter 2000, 97) etc. zu finden. Diese Ansätze vereint das politische Anliegen, die Kategorie ‚Männlichkeit‘ zu ihrem Untersuchungsobjekt zu machen und nicht etwa ‚den Mann‘ als objektiv Allgemeines zu erachten. Die vorliegende Einleitung gibt einen Überblick über unterschiedliche Theorieansätze, die in der Männer- und Männlichkeitsforschung zentral sind. Exemplarisch skizzieren wir Klaus Theweleits Ausführungen zum ‚gepanzerten‘ Männerkörper, Raewyn Connells Konzept der ‚hegemonialen Männlichkeit‘, Pierre Bourdieus Abhandlung zur ‚männlichen Herrschaft‘ sowie Judith Halberstams Überlegungen zu ‚weiblicher Maskulinität‘. Im Anschluss folgen Kurzzusammenfassungen der in diesem Band erscheinenden Aufsätze.

In den letzten Jahren wurden ‚Männer‘ und ‚Männlichkeit‘ nicht nur im akademischen Bereich diskutiert; das Thema stieß auch außerhalb des universitären Rahmens auf reges Interesse. So stehen interessierte Männer heute vor einem vielfältigen Freizeitangebot an Natur- und Selbstfindungsseminaren, *Coachings* oder *Outdoor-Camps*. Im Rahmen einer wissenschaftlich-kritischen

Auseinandersetzung um Männlichkeit (und Weiblichkeit) drängt sich die Frage auf, in wie weit solche ‚Spezialtrainings‘ noch immer bestehende binäre Geschlechtervorstellungen subvertieren können (und wollen) oder doch eher affirmieren – ein Kritikpunkt, der aus Diskussionen um differenzfeministische Perspektiven nur allzu bekannt erscheinen dürfte. Bewegungen im Zeichen der Rückkehr zum ‚wahren oder authentischen Mannsein‘ basieren nicht selten auf archaischen Vorstellungen um den seit dem Mittelalter bestehenden Mythos vom ‚wildem Mann‘. Wie das angestrebte Männerideal sich dabei gestalten kann, ist einem Flyer für ein *Wild Man Camp* zu entnehmen:

Wir spüren in uns eine Sehnsucht nach etwas, was wir von unseren Vätern nicht erhalten haben. Deshalb haben wir uns auf die Suche begeben, nach einer ursprünglichen, ganzheitlichen Art von Mannsein: wild, mutig, maskulin, kämpferisch, schöpferisch, zärtlich. Liebend, voller Leben. (Gutzeit 2006)

Männer setzen sich hier in ‚esoterisch‘ anmutender Weise mit Themen wie „körperliche[n] und seelische[n] Verwundungen, Sterben und Tod (...) [sowie] Heilwerden, Heilung, Heiler sein“ (ebd.) auseinander. Das favorisierte Männerbild, so der Journalist Achim Gutzeit in seinem Artikel „Wilde Männer auf Sinn-suche“, ist „der US-amerikanischen Männerliteratur entlehnt, wo der Begriff ‚wild man‘ ein neues Männerbild zwischen Chauvi und Softie beschreibt: stark, aber nicht gewalttätig, sensibel, aber nicht weinerlich – kurz: das männliche Idealbild“ (ebd.). Dieses Ideal geht u.a. auf Schriften des US-amerikanischen Franziskaner-Paters Richard Rohr zurück, der seit Mitte der 1980er Jahre Bücher zur ‚spirituellen Erneuerung des Mannes‘ publiziert. Zuletzt sind von ihm *Endlich Mann werden. Die Wiederentdeckung der Initiation* (2005) und die überarbeitete Neufassung seines Klassikers zur Männerspiritualität unter dem Titel *Vom wilden Mann zum weisen Mann* (2006) erschienen. Initiationsriten und Naturverbundenheit spielen eine wichtige Rolle, wenn diese Art männlicher Selbstfindung praktiziert wird. So ist es für Männergruppen, die sich in *Outdoor-Camps* und Naturseminaren zusammen finden, charakteristisch, „dass körperliche Anstrengung mit dem Austausch persönlicher Probleme verbunden wird“ (ebd.). Hier entsteht leicht der Eindruck, dass der vermeintlich ‚starke, männliche Körper‘ erst an seine Grenzen geführt werden muss, damit sich die teilnehmenden Männer ihrer Gefühle bewusst werden und diese artikulieren können: „Verletzbarkeit spielt im Gegensatz zum traditionellen Männerbild eine große Rolle“ (ebd.).

Diese auf Spiritualität und mittelalterlichen Mythen beruhende Auseinandersetzung mit Männlichkeit knüpft an essentialisierende Ansätze an. Im außeruniversitären Bereich finden sich jedoch auch Beispiele für ein kritisches, queeres Aufbrechen traditioneller Männlichkeitsbilder. Besonders provokant rechnet der im Sommer 2007 in der *taz* erschienene Artikel von Baltazar Castor „Das arme Arschloch des Mannes“ mit althergebrachten männlichen Rollenbildern ab und leistet einen entscheidenden Beitrag zur Analyse geschlechtlich

kodierter Körpergrenzen.¹ Castor fordert: Beim heterosexuellen Geschlechtsverkehr sollte

der Mann akzeptieren (...), nicht der Einzige zu sein, der penetrieren kann (denn die Frau kann dies sehr wohl). Ich bin der Auffassung, dass der Weg der völligen Gleichberechtigung in der Gesellschaft durch das Arschloch des Mannes führt. Frauen sollten ihre Sichtweise auf den Mann ändern. Männer sollten dies genauso. (Castor, II)

Bezeichnenderweise durfte der Artikel, so das Publikationsorgan *taz*, nicht, wie zunächst geplant, in dem von Wolfgang Tilmanns gestalteten Feuilleton der *ZEIT* erscheinen.

Kurz vor Redaktionsschluss (...) habe die Chefredaktion der *ZEIT* (...) Bedenken bekommen. (...) Der Text von Baltazar Castor (...) dürfe nicht erscheinen, denn er sei pornografisch. Eine Aufforderung an (zumal heterosexuelle) Männer, die Penetration ihres Anus zuzulassen – ganz so unkonventionell mochte man sich dann doch nicht präsentieren. (*taz*-Redaktion, II)

Die Vermutung liegt nahe, dass nicht nur der angeblich ‚pornografische‘ Inhalt die *ZEIT*-Redaktion zur Ablehnung des Artikels veranlasst hat. Vielmehr mag Castors radikaler Tabubruch hinsichtlich der westlichen symbolischen Geschlechterordnung der Auslöser für das Unbehagen der Redaktion gewesen sein. Dass dieser Artikel derartig starke Reaktionen auslöst – die *taz* berichtete, dass viele LeserInnen äußerst verstört auf Castors ungewöhnliches Plädoyer reagiert hätten (vgl. *taz*-Blog) –, zeigt, dass scheinbar längst überholte Geschlechtermythen noch immer eine große Aktualität im Alltag westlicher Gesellschaften besitzen und die alltägliche geschlechtliche Interaktion bestimmen.

Das weitestgehend unhinterfragt existierende Tabu der sexuellen Penetration des heterosexuellen männlichen Körpers entspricht dem von Klaus Theweleit untersuchten Bild des ‚soldatischen Männerkörpers‘. Theweleit gilt mit seiner zweibändigen Studie *Männerphantasien* (1977 und 1978) als Pionier sowohl der deutschsprachigen als auch der internationalen Männerforschung. Im Kontext der Aufarbeitung des Nationalsozialismus im Anschluss an die Revolten der 68er-Generation hat sich Theweleit speziell der Untersuchung faschistischer Geschlechterrepräsentationen gewidmet. Theweleit zeigt in *Männerphantasien* auf, dass die Konstruktion des männlichen Körpers besonders im Faschismus als ‚Körperpanzer gegen die Frau‘ konfiguriert wurde. In Anlehnung an Freuds Theorem der ödipalen Familienkonstellation argumentiert Theweleit, dass der Panzer des Mannes als eine Konsequenz der gewaltsamen Trennung des Sohnes von der begehrten Mutter entsteht. Fortan befindet sich der Mann in einem zutiefst gespaltenen Verhältnis zum weiblichen Geschlecht. Diese Bindung zur Mutter, so Theweleit, oszilliert zwischen Begehren und aggressiver Ablehnung. Als fortwährende Bedrohung wird das Weibliche dabei dem Männlichen diametral als medusisch-fließend und entgrenzt entgegen gesetzt. Dies macht eine

Vielzahl bildlicher Frauendarstellungen deutlich, die sich in auffallend ausgeprägter Form sowohl im wilhelminischen als auch im nationalsozialistischen Zeitalter findet:

Immer wieder: die Frau aus dem Wasser, die Frau als Wasser, als reißender Strom, als Wasserfall, als unbegrenztes Gewässer (...); die Frau als lockende (oder gefährliche) Tiefe (...). Die Vagina als Eingang in den Ozean, als Teil aller Ozeane, die Ozeane als Teil jeder Vagina. (Theweleit 1977, 358)

Der phallisch-männliche Körperpanzer fungiert allerdings nicht nur als Abwehr gegen die äußeren, weiblichen Einflüsse, sondern zugleich gegen eigene ödipale, ins Unbewusste verschobene Wünsche nach der ursprünglichen Verschmelzung mit der Mutter. Theweleit versteht Männlichkeit demgemäß als „tendenziell gefährliche Negation von Weiblichkeit“ (Erhart/ Herrmann 1997, 8). Die extremste Ausprägung dieser Negation findet sich Theweleit zufolge im faschistischen Männer-Ideal, dem ‚soldatischen Mann‘. Mit *Männerphantasien* sowie späteren Arbeiten leistet Theweleit, so Inge Stephan, einen zentralen „Erklärungsansatz [für die] psychohistorischen Entstehungsbedingungen faschistischer Männlichkeit“ (Stephan 2003, 27). Theweleit versteht die Genese geschlechtlicher Identität „[als] gewaltsame Form der gesellschaftlichen Her- und Zurichtung“ (ebd.).²

Zwischen den theoretischen Ausführungen Klaus Theweleits und dem Artikel Baltazar Castors lässt sich unseres Erachtens insofern eine Parallele ziehen, als dass Anteile des von Theweleit untersuchten mythischen Männerbildes im gegenwärtigen Geschlechterdiskurs noch immer eine signifikante Rolle spielen. Denn die Definition von Körpergrenzen ist weiterhin ein zentraler Bestandteil der dichotomen Geschlechterordnung. Es lässt sich die provokante These aufstellen, dass erst mit einer Enttabuisierung der analen Penetration heteronormativer Männerkörper auch jene Elemente des symbolischen ‚Panzers‘ destabilisiert werden können, die Theweleit analysiert.

Eine zentrale Stellung in der gegenwärtigen Männerforschung nehmen die Theorien der australischen Soziologin Raewyn Connell (ehemals publizierte sie unter dem Namen Robert Connell) ein. Connells Arbeiten zeichnen sich durch eine äußerst differenzierte Beschreibung der männlichen Vormachtstellung aus. In Abgrenzung zu Ansätzen, die von einem totalitären und zudem statischen patriarchalen Gesellschaftssystem ausgehen, entwirft Connell in *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* (1999) ein dynamisches Modell, in dem das Konzept der ‚männlichen Hegemonie‘ von besonderer Bedeutung ist. ‚Männlichkeit‘ wertet Connell nicht als ‚Essenz‘ sondern als ein Resultat sozialer Interaktion: Es handelt sich dabei um „eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur“ (Connell 2000, 91). Da soziale Praxen aber einem kontinuierlichen Wandel unterliegen, wie Connell schreibt, „kreativ und erfinderisch, aber nicht ursprünglich“ (92) sind, und plurale Ausformungen

bilden, stellt ‚Männlichkeit‘ bei Connell eine Kategorie dar, die fundamental an Raum und Zeit gebunden ist. Ihr Konzept der männlichen Hegemonie behandelt Connell auf zwei Ebenen: Zum einen führt sie ein dreistufiges Modell an, das die Machtverhältnisse *zwischen Männern und Frauen* beleuchtet (Machtbeziehungen, Produktionsbeziehungen, emotionale Bindungsstrukturen). Zum anderen analysiert Connell Hierarchien *unter Männern* anhand von vier Prinzipien (Hegemonie, Unterordnung, Komplizenschaft, Marginalisierung).

Zunächst soll die erste Ebene skizziert werden. Um zu untersuchen, welche Mechanismen Männlichkeit als hegemoniale Existenzweise sanktionieren, entwirft Connell für westliche Gesellschaften das oben genannte dreistufige Modell: Neben Machtbeziehungen führt sie Produktionsbeziehungen sowie emotionale Bindungsstrukturen an, die sie als ‚Kathexis‘ bezeichnet. Die Machtbeziehungen zeichnen sich dabei, so Connell, allgemein durch eine Aufwertung und Dominanz des männlichen Geschlechts und eine Abwertung und Unterordnung des weiblichen aus. Auch die Produktionsbedingungen des westlich-kapitalistischen Wirtschaftssystems sind geschlechtlich hierarchisiert und führen zu ungleichen Akkumulationsmöglichkeiten und -prozessen. Die Kathexis organisiert Connell zufolge sexuelle Bindungen und Liebesbeziehungen; auch in diesen Bereichen wird die Vorherrschaft der Männer aufgrund der noch immer dominierenden heterosexuellen Zwangsmatrix begünstigt.

Mit Blick auf Studien zu Intersektionalität betont Connell, dass soziale Differenzierungen und Hierarchisierungen nicht nur entlang geschlechtlicher Achsen verlaufen. Bei der Untersuchung hegemonialer Strukturen müssen deshalb auch immer andere Faktoren wie etwa Ethnie oder Klasse mit in Betracht gezogen werden. Willi Walter sieht hierin eine besondere Stärke von Connells Ansatz. Ihr Konzept beschreibt „nicht nur ein Herrschaftsverhältnis zwischen Männern und Frauen, sondern auch jenes zwischen Männern bzw. zwischen verschiedenen Männlichkeiten“ (Walter 2000, 101).

Hinsichtlich der machtgetränkten Beziehungen *zwischen Männern* unterscheidet Connell die vier Prinzipien der Hegemonie, der Unterordnung, der Komplizenschaft sowie der Marginalisierung, auf die im folgenden Abschnitt eingegangen werden soll. Die Analyse des hegemonialen Prinzips stellt den besonders innovativen Aspekt von Connells Abhandlungen dar. Willi Walter fokussiert diesbezüglich zwei Punkte, die in Connells Untersuchung eine bedeutende Rolle spielen:

1. Hegemonie ist nichts Statisches, Unveränderbares. Hegemonial ist das, was sich in einer historisch spezifischen Situation gegen konkurrierende Möglichkeiten durchsetzt. Was hegemonial ist, kann herausgefordert und bei neuen Konstellationen auch verändert oder verstoßen werden.
2. Hegemonie zeichnet sich – etwa im Gegensatz zur reinen Gewaltherrschaft – dadurch aus, daß sie neben der Option der angedrohten oder realen Gewalt auch auf ein großes Maß an Autorität – das bedeutet auch Zustimmung oder zumindest Duldsamkeit der Beherrschten – aufbaut. (ebd.)

Der Entwurf der ‚männlichen Hegemonie‘ hat unserer Ansicht nach vielen feministischen Diskursen gegenüber den Vorteil, dass er keine starren, generalisierenden Binarismen erzeugt – wie z.B. Mann = Täter und Frau = Opfer –, sondern theoretische Analysekategorien für eine differenziertere und Kontext gebundenere Betrachtung von Machtverhältnissen zur Verfügung stellt.

Hinsichtlich des Prinzips der Unterordnung stellt Connell fest, dass in erster Linie homosexuelle Männer nicht den hegemonialen Männlichkeitsentwürfen westlicher Gesellschaften entsprechen und somit am meisten Diskriminierung und Stigmatisierung ausgesetzt sind. Degradierungen Schwuler lassen sich in unterschiedlichen Bereichen lokalisieren. Diese Benachteiligungen schlagen sich auf juristischer, politischer, kultureller, sozialer sowie wirtschaftlicher Ebene nieder, wie Connell ausführt. Homosexuellen Männern wird vielfach ihre Männlichkeit abgesprochen und sie werden mit stereotyper Weiblichkeit assoziiert. Folglich stehen Schwule am „untersten Ende der männlichen Geschlechterhierarchie“ (Connell 2000, 99).

Im Rahmen der Komplizenschaft entwickelt Connell die überaus plausible Begrifflichkeit der ‚patriarchalen Dividende‘. Den Begriff der ‚Dividende‘ entnimmt sie dem semantischen Feld der Wirtschaft: Dividende bedeutet demnach der auf eine Aktie entfallende Gewinnanteil. Diesem Konzept zufolge „profitiert die überwiegende Mehrzahl der Männer von (...) dem allgemeinen Vorteil, der den Männern aus der Unterdrückung der Frauen erwächst“ (100). Unter männlicher Komplizenschaft versteht Connell folglich jene Mechanismen, die es Männern ermöglichen, an der patriarchalen Dividende teilzuhaben, ohne notwendigerweise „den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats“ (ebd.) ausgesetzt zu sein. Connell betont, dass im Alltag nur eine äußerst geringe Anzahl von Männern tatsächlich dem Ideal entspricht, das das hegemoniale Männlichkeitsbild fordert. Dies ist allein aufgrund intersektionaler Verschränkungen mit anderen Identitätskategorien nicht möglich. Die feministische Autorin Elfriede Jelinek hat schon sehr früh erkannt, wie das Modell der patriarchalen Dividende operiert – noch bevor Connell die passende Terminologie entwickelt hatte. Präzise beschreibt sie in einem Interview mit Josef-Hermann Sauter das machtgetränkte Geschlechterverhältnis folgendermaßen: „Wie man weiß, gibt es keinen Mann, der so arm, ausgebeutet und kaputt ist, daß er nicht noch jemanden hätte, der noch ärmer dran ist, nämlich seine Frau“ (1981, 109).

Der letzte Aspekt, den Connell zur Beschreibung der Beziehungen von Männern untereinander anführt, ist der der Marginalisierung. Hier wird jedoch eine gewisse Ungenauigkeit von Connells Arbeit ersichtlich, denn das Modell der Marginalisierung lässt sich unseres Erachtens nicht sauber von jenem der Unterdrückung trennen. Im Prinzip operieren die Mechanismen der Marginalisierung genauso wie jene der Unterordnung, jedoch beschränkt sich Connell bei ersterem auf die identitätskonstruierenden Kategorien Ethnie und Klasse. Mit Blick auf die USA erläutert Connell, dass dort eine systematische Abwertung von schwarzen Männern stattfindet; analog könnte man für Deutschland z.B. Männer türkischer Abstammung anführen. Selbst wenn einige wenige schwarze Männer „durchaus Vorbilder für hegemoniale Männlichkeit abgeben“ (102)

– wir verweisen hier auf die Beispiele erfolgreicher Sportler oder auch auf den derzeitigen Anwärter auf die Präsidentschaftskandidatur in den USA, Barack Obama–, strahlen diese „Ruhm und Reichtum (...) nicht [automatisch, F.B. und J.M.] auf die anderen Schwarzen aus und verleih[en] den schwarzen Männern nicht generell ein größeres Maß an Autorität“ (ebd.), mahnt Connell.

Im Gegensatz zu Connell fokussiert Pierre Bourdieu ausschließlich die Beziehungen zwischen Männern und Frauen. Für Kontroversen innerhalb der Männerforschung sorgte Bourdieus 1998 publizierter Band *Die männliche Herrschaft*. Die darin vertretene Grundthese lautet, dass patriarchale Strukturen auch in heutigen westlichen Gesellschaften noch fest verankert sind. Vor allem poststrukturalistische DenkerInnen fühlten sich von Bourdieu angegriffen, da er deren Theorien explizit in Frage stellt. Bourdieu widerspricht in *Die männliche Herrschaft* vehement Ansätzen, die davon ausgehen, dass das binäre Geschlechtersystem subvertiert werden könne, wenn sich Frauen und Männer ‚einfach nur‘ ihrer jeweiligen Geschlechterperformanz bewusst würden; eine Position, die ohnehin kurz nach dem Erscheinen von *Gender Trouble* (1990) von TheoretikerInnen als eine zu flache Lesweise der Ausführungen Judith Butlers problematisiert wurde. In Rückgriff auf seine eigene, mittlerweile breit rezipierte Habitus-Theorie argumentiert Bourdieu, dass die patriarchale Geschlechterordnung inkorporiert wird. Deshalb ist sie in jedem Subjekt als ein ‚androzentrisches Unbewusstes‘ präsent, und die geschlechtliche Differenzierung wird zutiefst verinnerlicht. Bourdieu zufolge ist dies an jeder Interaktion und allen sozialen Strukturen ablesbar. Vor dem Problem der persönlichen Inkorporation stehen auch WissenschaftlerInnen, die sich kritisch mit der Kategorie Geschlecht auseinandersetzen. Ein objektiver Blick auf Geschlechterstrukturen ist deshalb laut Bourdieu unmöglich. Um dieses Problem zu minimieren, entwickelt er in *Die männliche Herrschaft* eine spezielle Methode für die intersubjektive Analyse von Geschlechterverhältnissen.

Bourdieu hat sich aus einer ethnologischen Perspektive der Gesellschaft der archaisch organisierten algerischen Kabylen gewidmet. Bei den Kabylen lassen sich in Bezug auf Geschlechterverhältnisse, so Bourdieu, sowohl Parallelen als auch Differenzen zu westlichen Gesellschaften aufweisen, weshalb die Kabylen sich für eine intersubjektive Analyse besonders eignen. In ihrer Gesellschaft entspringen die für die beiden Geschlechter typischen Metaphern dem Bereich des Sexuellen. Diese Metaphern werden auf das gesamte Alltagsleben übertragen, woraus sich, wie Bourdieu ausführt, geschlechtliche Binarisierungen wie hoch/tief, oben/unten, trocken/feucht, aktiv/passiv usw. ergeben. Da diese geschlechtlich kodierten, hierarchisierten Oppositionen stark an Körperlichkeit gebunden sind, werden sie als ‚natürlich‘ und unveränderlich erachtet. Durch die strenge, heteronormative Rollenverteilung im Sexualleben werden darüber hinaus, so Bourdieu, allgemeine patriarchale Herrschaftsbeziehungen legitimiert sowie Abweichungen von der Norm, wie beispielsweise eine ‚Verweiblichung‘ von Männern, bestraft. Dass diese Binarisierungen auch auf Orte und materielle Güter ausgeweitet werden, zeigt sich am Beispiel der geschlechtsspezifischen

Arbeitsteilung: Frauen sind der häuslichen Sphäre, Männer der landwirtschaftlichen zugeordnet.

Hier schlägt Bourdieu einen Bogen zum Konzept des Habitus, denn all diese Zuschreibungen konstruieren Körper, wie er ausführt, und manifestieren sich in Subjekten. Die männliche Hegemonie ist, folgt man Bourdieu, derart in die Körper eingeschrieben, dass sie als ahistorisch und unumstößlich erscheint und keiner Rechtfertigung bedarf. In Anlehnung an Marx sieht Bourdieu Geschlechterverhältnisse analog zu Klassenverhältnissen, die sich unter anderem an typischen Körperhaltungen identifizieren lassen. Trotz aller Distanz zu poststrukturalistischen Theoremen finden sich unserer Auffassung nach bei Bourdieu durchaus Übereinstimmungen mit diesen: Denn er versteht patriarchale Herrschaftsverhältnisse nicht als essentiell, sondern als Produkt einer unablässigen, geschichtlichen Reproduktionsarbeit.

In einem weiteren Schritt lenkt Bourdieu seinen Blick auf Geschlechterverhältnisse im Neoliberalismus westlicher Gesellschaften. Auch hier diagnostiziert er eine klare Vormachtstellung männlicher Subjekte. Allerdings weist Bourdieu in differenzierender Weise darauf hin, dass nicht allein Frauen die Leidtragenden patriarchaler Strukturen sind; auch auf Männern lastet ein enormer Druck. Während Frauen dem ständigen Zwang ausgesetzt sind, ihre Körper an spezifische Schönheitsideale angleichen zu müssen³ – extreme Ausprägungen dieses ‚weiblichen Habitus‘ lassen sich unseres Erachtens an Magersucht oder Schönheitsoperationen ablesen –, müssen Männer kontinuierlich die mit ihrer Geschlechtsidentität assoziierten Eigenschaften wie Stärke, Durchsetzungs- und Durchhaltevermögen unter Beweis stellen. Diese Belastung manifestiert sich Bourdieus Ausführungen zufolge z.B. in verstärkter Gewaltbereitschaft und größerer Anfälligkeit für Aggressionen.

Im abschließenden Teil des Bandes *Die männliche Herrschaft* stellt Bourdieu einige Überlegungen zur Überwindung der patriarchalen Hegemonie an. Zum Feminismus äußert er sich dabei sehr positiv: Dieser hat wichtige Veränderungen erzielt und eine allgemeine männliche Vormachtstellung radikal in Frage gestellt. In einem etwas ‚naiv-esoterisch‘ wirkenden Ausblick stellt Bourdieu folgende Frage: „Ist die Liebe eine Ausnahme vom Gesetz der männlichen Herrschaft, die einzige, aber äußerst bedeutsame, eine Aufhebung der symbolischen Gewalt, oder ist sie die höchste, weil subtilste und unsichtbarste Form dieser Gewalt?“ (Bourdieu 1998, 187).

Die hier bislang vorgestellten Theorieansätze verbindet, dass sie allesamt mit einem binarisierenden Zweigeschlechtermodell arbeiten, in dem flexibilisierte Identitätswürfe keinen Platz zu haben scheinen. Männlichkeit, verstanden als sozio-kulturelle Ausformung von Geschlecht (*gender*), ist hier rigide an den biologisch männlichen Körper (*sex*) gebunden. Jüngere Studien im Anschluss an Judith Butlers Dekonstruktion der „kausale[n] Beziehung zwischen anatomischem Geschlecht (*sex*), Geschlechtsidentität (*gender*) und Begehren“ (1991, 45 f), die im Kontext der *Queer Theory* angesiedelt sind, eröffnen eine erfrischend neue Perspektive auf Konzepte von Männlichkeit.

Stellvertretend möchten wir uns hier auf Judith Halberstam beziehen, die 1998 mit *Female Masculinity* eine umfangreiche Genealogie ‚weiblicher Maskulinität(en)‘ im England und den USA des 20. Jahrhunderts vorgelegt hat. In ihrer z.B. auf Roman- und Filmmaterial sowie auf zeitgenössischen Bühnenperformances beruhenden kulturwissenschaftlichen Analyse plädiert Halberstam dafür, dem unterrepräsentierten Phänomen ‚weiblicher Maskulinität‘ zu (positiver) Sichtbarkeit zu verhelfen, ja dieses regelrecht zu zelebrieren: „[T]here is still no general acceptance or even recognition of masculine women and boyish girls. This book addresses itself to this collective failure to imagine and ratify the masculinity produced by, for, and within women“ (Halberstam 2003, 15). Halberstam versteht ‚weibliche Maskulinität‘ im Gegensatz zu hetero- und homonormativen Geschlechtervorstellungen nicht als pathologische „misidentification“ (9), sondern sieht in der Entkopplung von Männlichkeit vom männlichem Körper ein nicht zu unterschätzendes Potenzial. Denn ‚weibliche Maskulinität‘ ist für Halberstam weit mehr als eine ‚Nachahmung männlicher Maskulinität‘: „[M]asculinity must not and cannot and should not reduce down to the male body and its effects. (...) [F]ar from being an imitation of maleness, female masculinity actually affords us a glimpse of how masculinity is constructed as masculinity“ (1).

Dieses ent-essentialisierende Offenlegen von Konstruktionsprozessen „can successfully challenge hegemonic models of gender conformity“ (9). Als Beispiele führt Halberstam Tomboys, Butch-Lesben, Frau-zu-Mann-Transsexuelle, Drag Kings und andere Transgender an, die nicht nur rigide Geschlechterbinarismen durch die Präsenz ‚weiblicher Maskulinität‘ in Frage stellen (können). Sie bedeuten Halberstam zufolge außerdem eine Bedrohung für die ‚Institution Mutterschaft‘ (273) und rütteln somit an nationalstaatlichen Vorstellungen von Reproduktion, Familie und Generationalität.⁴ Halberstam thematisiert außerdem *race* als Marginalisierungsfaktor: So erfahren nicht-weiße Männlichkeiten Stigmatisierungen, aufgrund der Vorherrschaft weißer Männlichkeit, die als „the only legitimate representation of true masculinity“ (271) gilt. In diesem Zusammenhang spricht sie von einer „double exclusion of nonwhite men and nonmale masculinity“ (272) aus hegemonialen Männlichkeitskonzepten.

Halberstam stellt fest, dass Geschlechtsidentität ohne die positive Anerkennung ‚weiblicher Maskulinitäten‘ nur eindimensional überschreitbar ist. Dass ‚weiblichen Männlichkeiten‘ im Gegensatz zu ‚männlichen Weiblichkeiten‘⁵ weniger Wertschätzung zuteil wird, führt sie auf die soziale Macht zurück, die Männlichkeit noch immer zukommt. Um dieses Privileg aufrecht zu erhalten, wird Maskulinität „actively denied to people with female bodies“ (269). Deshalb fordert Halberstam, dass ein (beidseitiger) Austausch zwischen ‚männlichen‘ und ‚weiblichen‘ Maskulinitäten stattfinden müsse (276), um dieses Ungleichgewicht zu beseitigen. Das Erreichen dieses Ziels führt Halberstam zufolge unweigerlich über den Weg der Anerkennung ‚weiblicher Maskulinität(en)‘. Dabei geht es ihr nicht um eine vage Utopie:

I do not believe that we are moving steadily toward a genderless society or even that this is a utopia to be desired, but I do believe that a major step toward gender parity, and one that has been grossly overlooked, is the cultivation of female masculinity. (272)

Klaus Theweleit, Raewyn Connell, Pierre Bourdieu und Judith Halberstam haben entscheidende Beiträge für das Feld der Männer- und Männlichkeitsforschung geleistet. Aktuelle Studien, so auch die in diesem Band versammelten Aufsätze, zeichnen sich häufig durch eine Bezugnahme auf die Arbeiten dieser vier vorgestellten TheoretikerInnen aus. Im Folgenden bieten wir einen zusammenfassenden Überblick über die Abhandlungen.

Der Sozialwissenschaftler und Männerforscher **Hans-Joachim Lenz**, der sich auf das Thema ‚männliche Verletzungsoffenheit‘ spezialisiert hat, widmet sich im Eingangsartikel des Bandes der Entstehung und weiteren Geschichte der Männerforschung. In einem ersten Schritt skizziert Lenz die Anfänge dieser Forschungsrichtung, die er in den 1960er Jahren in den USA verortet. Dort bildeten sich, so Lenz, zunächst Gruppen von Männern, die den konventionellen Geschlechterrollen den Rücken kehren wollten, um sich mit ihren als ‚unmännlich‘ deklarierten Eigenschaften wie Emotionen, Ängsten und anderen ‚Schwächen‘ auseinanderzusetzen. Der Zwang, einer stereotypen Männlichkeit entsprechen zu müssen, wurde von diesen Männern als Belastung empfunden.

In Deutschland beschäftigte man sich, so Lenz, erst im Zuge des 70er-Jahre-Feminismus mit der Kategorie ‚Männlichkeit‘. Zu dieser Zeit bildeten sich diverse Männergruppen, die – ähnlich wie in den USA – das Thema ‚Männlichkeit‘ aus ihrer jeweils eigenen, oft persönlichen Perspektive verhandelten. Zentrale Interessen lagen in der Auseinandersetzung mit: ‚Männer und Homosexualität‘, ‚Männer und ihre Position im Feminismus‘, ‚Männer als Täter‘ versus ‚Männer als Opfer von Gewalt‘, ‚Männer und Kapitalismus‘. Viele Gruppierungen konnten jedoch nicht lange bestehen, da die kritische Auseinandersetzung mit der Kategorie ‚Männlichkeit‘ von der breiten Öffentlichkeit zu wenig unterstützt wurde, beklagt Lenz. Er konstatiert, dass, ähnlich wie bei der Entstehung der Frauenforschung aus der Frauenbewegung, auch im Kontext einer *gender*-kritischen Auseinandersetzung mit Männlichkeit heftige Diskussionen darum geführt wurden, ob sich die Kritik an konventionellen Männlichkeitsmustern eher im akademischen Feld oder stärker im politischen Bereich lokalisieren solle. Bis heute haben Universitäten in Deutschland, wie Lenz kritisch betont, noch immer keinen einzigen Lehrstuhl für Männerforschung eingerichtet. In einem abschließenden Ausblick führt Lenz Überlegungen an, wie die Männerforschung der Zukunft aussehen könnte. Folgende Punkte sind dabei für Lenz von besonderer Relevanz: die Frage nach dem Verhältnis von Männlichkeit und Gesundheit, Perspektiven der Jungenforschung sowie die dringend notwendige Auseinandersetzung mit einer bislang stark tabuisierten männlichen Verletzungsoffenheit.

Die Berliner Soziologin **Nina Baur** untersucht in einer empirischen Studie „die Frage, wie wichtig Väterlichkeit für Männlichkeit ist.“ Mit diesem Fokus erweitert Baur das Feld der frühen Männer- und Männlichkeitsforschung, in denen, wie die Autorin feststellt, hauptsächlich auf die Bereiche Beruf und Karriere, sexuelle Orientierung, Militär, Gewalt sowie Körperbilder und Sport fokussiert wurde, um einen entscheidenden Aspekt männlicher Identitätsfindung. Bevor Baur auf die Ergebnisse ihres Fragebogenmaterials eingeht, skizziert sie den historischen Rahmen um Familie und Väterlichkeit vom Mittelalter bis in die 1990er Jahre und zu Hartz IV. Vor dem Hintergrund eines ständigen Wertewandels und sich verändernden Vaterschaftsidealen konstatiert Baur für die Gegenwart eine Unvereinbarkeit der Anforderungen von Arbeitsmarkt und Sozialstaat: Diese

senden widersprüchliche Signale, indem die eine Institution die Doppelverdiener-ehe, die andere die Ernährer-Hausfrauen-Ehe fordert, so dass selbst Paaren, die ihre Elternschaft in traditionaler Rollenaufteilung leben wollen, die Alltagsgestaltung von Elternschaft zunehmend erschwert wird.

Dass Väterlichkeit für die befragten Männer durchaus ein wichtiger Bestandteil ihrer Selbstdefinition ist, macht Baur's Auswertung zu „Vorstellungen vom guten Vater“ und zum Kinderwunsch deutscher Männer deutlich. Allerdings geraten Männer mit Kinderwunsch, so Baur, immer wieder in nur schwer lösbare Konfliktfelder, die sie oftmals dazu zwingen, sich zwischen Kindern und Karriere sowie zwischen Kindern und Partnerschaft entscheiden zu müssen. Demnach stellt „sich das Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer.“ Hierin wie auch in der „Sequenzialität männlicher Lebensläufe (Ausbildung – Berufseinmündung – Partnersuche – Kinder)“ sieht Baur einen möglichen Grund für die häufige Kinderlosigkeit von Männern trotz eines bestehenden Kinderwunsches. Oft scheint nur eine Option offen zu bleiben: Diese Männer

lösen (...) den Widerspruch zwischen persönlichen Wünschen und institutionell Möglichem einerseits und zwischen Anforderungen des Arbeitsmarktes und Sozialstaates andererseits durch die einzige Möglichkeit sozialen Handelns, die bleibt: das Nichts-Tun.

Einem früheren Lebensabschnitt von Männern widmet sich die Freiburger Erziehungswissenschaftlerin **Ruth Michalek**. In ihrem Beitrag „Also, wir Jungs sind meistens fies.‘ Perspektiven der Jungenforschung“ setzt sie sich kritisch mit neueren Forschungen auseinander, die die Situation von Jungen als ‚problematisch‘ charakterisieren. Der Tenor dieser – von Michalek als „Differenzperspektive“ bezeichneten – Studien lautet, dass Jungen aufgrund ihrer spezifischen Geschlechtsidentität besondere Defizite im Schulalltag sowie in weiteren Erziehungsinstitutionen aufweisen. Die Differenzperspektive fordert deshalb eine ‚Spezialpädagogik‘ im Umgang mit Jungen. Michalek streicht

hingegen heraus, dass dieser Differenzperspektive binarisierende und generalisierende Annahmen über Geschlecht zugrunde liegen. So kritisiert sie unter anderem den Aspekt, dass „Junge‘ [als, F.B. und J.M.] eine (überwiegend) homogene Gruppe“ betrachtet und diese Genusgruppe „der Genusgruppe ‚Mädchen‘ kontrastierend gegenübergestellt“ wird.

Michalek selbst nutzt für ihre Forschungen zu Jungen Methoden, die in den letzten Jahren von den *Gender Studies* entwickelt wurden, so z.B. den Ansatz des *doing gender*. In ihrer Analyse qualitativer Interviews weist die Erziehungswissenschaftlerin nach, dass Jungen nicht als homogene Geschlechtsgruppe begriffen werden können. Auch andere Forschungen – insbesondere Studien zu „Jungen-Inszenierungen“ in der Schule, die in dem Beitrag angeführt werden – machen deutlich, dass Geschlechtsidentität immer intersektional mit anderen Identitätskategorien verwoben ist und keinesfalls isoliert betrachtet werden kann. Folgerichtig erweist sich „Junge-Sein (...) [so Michalek, F.B. und J.M.] als heterogen (...), variabel für jeden einzelnen Jungen und zudem als kontextabhängig.“ In ihrem Fazit zeigt die Erziehungswissenschaftlerin abschließend Perspektiven für pädagogisches Handeln auf: Wichtig ist vor allem, „Männlichkeitsinszenierungen vor dem Hintergrund der Umgebung zu denken“, dies hilft dabei „vorschnelle Typisierungen einzelner Jungen zu vermeiden.“

Während Michaleks Beitrag die Bildungseinrichtung Schule fokussiert, gewährt uns die Leiterin des Freiburger Literaturbüros **Stefanie Stegmann** Einblick in Arbeitszimmer an deutschen Hochschulen. In „Herrenzimmer mit Sofa. Professoraler Habitus in universitären Alltagskulturen“ untersucht Stegmann Konstruktionsprozesse „habitualisierte[n] Alltagshandeln[s]“ von ProfessorInnen der Universitäten Oldenburg und Tübingen. Diese stehen für Stegmann als exemplarische Vertreterinnen der in den 1960er und 1970er Jahren entstandenen „Reformuniversität[en]“ bzw. der „traditionellen Universität[en]“. Stegmanns Ergebnisse basieren auf Interviews mit ProfessorInnen aus den Fachbereichen Biologie und Pädagogik sowie auf der Auswertung von Foto-, Film- und Videomaterial.

So lässt sich für die „fotografische[] Darstellung“ von Lehrenden der 1970er Jahre bis heute eine deutliche „Kontextbescheidung“ beobachten, die „den Fokus auf das Gesicht“ der in neueren Darstellungen stets einheitlich Gekleideten lenkt. Folgt man Stegmanns akribischer Auswertung von acht Fallstudien, ergeben sich bei der Raumnutzung und -gestaltung der Arbeitszimmer von Professoren und Professorinnen sowohl fach- als auch geschlechterspezifisch signifikante Unterschiede z.B. betreffend der „Auseinandersetzung mit Statusrepräsentation“. Diese finden sich auch im professoralen Kleidungsstil.

Für Stegmann sind die analysierten „Vergegenständlichungen (...) wesentliche Bedingung für – meist stillschweigende – Beharrungskräfte aber auch Veränderungspotenziale im Feld der Hochschule.“ In Zeiten von weit reichenden Umstrukturierungen der Universitätslandschaft, in denen z.B. „Auswahlsettings, ihre räumliche und zeitliche Verortung, ihre sich herausbildenden Ritualisierungen zunehmend an Bedeutung“ gewinnen, nimmt „das *en passant* Ablaufende, Stillschweigende, Veralltäglichte, Nicht-Kommunizierte und viel-

fach Inkorporierte“ weiterhin einen zentralen Stellenwert ein, schlussfolgert die Autorin.

Eine andere Form des Habitus steht im Zentrum des Beitrags „Soldat, Kämpfer, Sozialarbeiter? Männlichkeit und Militär in *Peacekeeping*-Einsätzen“. Die Marburger Soziologin **Cordula Dittmer** widmet sich der Analyse von aktuellen Männlichkeitskonzeptionen in der Bundeswehr. Anhand von qualitativen Interviews mit Soldaten sowie unter Berücksichtigung medialer Repräsentationen der Bundeswehr – insbesondere der Berichterstattung über Auslandseinsätze – arbeitet Dittmer heraus, dass jüngste Umstrukturierungen und Umwertungen des soldatischen Berufs konventionelle Rollenbilder vom männlichen, mutigen Kämpfer in Frage stellen. Zum einen bildet die Bundeswehr durch die Zulassung von Frauen nicht mehr eine rein männliche Domäne. Zum anderen gehört zum Beruf des ‚modernen, neuen Soldaten‘ nicht nur der kämpferische Aspekt, ihm werden auch soziale Komponenten des Helfers, Beschützers und Vermittlers zugeordnet, erläutert Dittmer.

Doch sowohl die Interviews als auch Vorkommnisse wie der stark rezipierte und diskutierte ‚Totenschädelskandal‘ deuten darauf hin, so Dittmer, dass viele Soldaten beharrlich an klassischen Männlichkeitsidealen vom ‚soldatischen Mann‘ festhalten und dieses zu verkörpern versuchen. Dittmer zieht daraus die Schlussfolgerung, dass

in Zeiten der Verunsicherung von Identitäten, Zugehörigkeiten, sozialen Positionen usw. tradierte Geschlechterbilder besonders relevant werden. Das Militär inszeniert und symbolisiert eines der solidesten Männlichkeitsideale, den Soldaten als Kämpfer, Beschützer, als Eroberer.

Die Neudefinition des soldatischen Berufsbildes konnte demzufolge bislang keinesfalls eine Veränderung der patriarchalen Strukturen bewirken.

‚Kämpfer‘ in der Musikszene nimmt **Solveig Lüttke** aus Hannover ins Visier. In ihrer sprachwissenschaftlichen Analyse von „Männlichkeit im Hip-Hop-Diskurs“ beschäftigt sie sich mit dem „Gebrauch von Sprachvarietäten, Wortschatzausschnitten, Vergleichen und Metaphern zur Darstellung bestimmter Genrerollen“ in Texten US-amerikanischer und deutscher Rapper. Lüttke arbeitet beispielsweise heraus, dass Rapper in der Orientierung an „alltags-sprachlicher Kommunikation“ auf einen bestimmten Kreis semantischer Felder zurückgreifen: „Dabei nimmt der Bestand an Lexemen zu Sprache/Musik sowie Waffen/Kampf/Militär den größten Raum ein, gefolgt von Ausdrücken zu Geld, Luxus und Drogen, sowie den Begriffsfeldern zu Sex und schließlich Religion.“ Gerade in den metaphorreichen „Battletexten“ gestaltet sich „Rap als Krieg“, so Lüttke, welcher entlang „ritualisierter und konventionalisierte[r] Sprechweisen“ verläuft, die sich u.a. als „*mother insults, boasting* und *dissing*“ manifestieren.

Lüttke lokalisiert in den untersuchten Raptexten „verschiedene Strategien der Selbst- und Fremdkategorisierung und Geschlechtercharakterisierung“,

bestätigt aber insgesamt eine „semantische Asymmetrie in der Darstellung von Frauen und Männern“. So sind ‚unmännliche‘ oder ‚weibliche‘ Eigenschaften stets negativ konnotiert, während (männliche) „Muskelkraft und physische Härte“ zu „Qualitätsmerkmal[en]“ stilisiert werden. Als möglichst respektierter Rapper mit hoher *street-credibility* inszeniert sich demnach derjenige, der seine *performance* durch den „Gebrauch bestimmter Sprechakte, Wortschatzausschnitte und sprachlicher Mittel“ unterstreicht. Im Zusammenhang mit Selbst- und Fremdkategorisierungen weist Lüdtke außerdem darauf hin, dass „die vielfache Auseinandersetzung mit Rassismus bei gleichzeitiger Beibehaltung (hetero)sexistischer Kategorisierungen und Reproduktion des Stereotyps schwarzer Hypermaskulinität und -sexualität“ stattfindet.

Nicht nur Rapper, auch Drag Kings nutzen die Bühne zur Darstellung von ‚Männlichkeit‘. In ihrem Aufsatz zum Drag Kinging fragt die Frankfurter Soziologin **Uta Schirmer** „Wollt Ihr alle Männer sein?“ und untersucht „geschlechtliche Verortungen und Strategien der ‚disidentification‘“. Dabei interessiert Schirmer sich hauptsächlich dafür, „wie die Praxen des Kinging und die durch sie konstituierten sozialen Kontexte dazu beitragen, alternative geschlechtliche Verortungen und Selbstverhältnisse zu entwickeln und lebbar zu machen“ und geht weniger auf die Bühnenpraxis des Kinging ein. Schirmer zeigt auf,

wie geschlechtliche Identifizierungen, Verkörperungen und Stilmittel, die hegemonial männlich codiert sind, in verschiedenen Zusammenhängen unterschiedlich bedeutet werden, und wie dadurch bestimmte geschlechtliche Verortungen ermöglicht oder auch erzwungen werden.

Hierzu skizziert Schirmer zuerst eine lesbisch-feministische sowie eine Transmann-Kritik an der Praxis des Drag Kinging. Ausgehend von zwei Interviews arbeitet die Autorin anschließend verschiedene Bedeutungszuschreibungen des Kinging heraus. So kann für Drag Kings die „Möglichkeit des Sichtbarmachens“ als Subjekte „dazwischen“ – also zwischen Kategorien wie Frau, Mann, Lesbe oder Transmann – von großer Bedeutung sein. Somit „ist ihre Investition in diese Äußerungsformen [d.h. in das Drag Kinging, F.B. und J.M.] keineswegs eine bloß spielerische oder willkürliche. Sie ist verbunden mit existentiellen Wünschen nach einer spezifischen Körperlichkeit“. Dass das Sichtbarmachen von identitärer wie körperlicher „Uneindeutigkeit“ immer mit Risiken verbunden ist, schildern beide InterviewpartnernInnen, wenn sie von Reaktionen aus ihrem beruflichen Umfeld oder Erfahrungen in schwulen Darkrooms berichten.

Die beschriebene Position einer „Gleichzeitigkeit von verkörpernder Aneignung und kritischer Distanzierung, von Hommage und Parodie“, die in Drag-King-Praxen zum Ausdruck kommen kann, beschreibt Schirmer als „disidentification“. Das Konzept stammt von José Esteban Muñoz und ermöglicht im Gegensatz zur „identification“ oder „counteridentification“, „gesellschaftlich verfügbare Positionen zeitweise zu bewohnen, ohne ganz darin aufzugehen oder sich davon bestimmen zu lassen“. Die von ihr referierte lesbisch-feministi-

sche sowie Transmann-Kritik am Drag Kinging entkräftet Schirmer schließlich mit dem Verweis darauf, dass die „Position (hegemonialen) Mannseins (...) in der Drag King-Szene (...) niemand für sich beanspruchen“ kann und kommt zu folgendem Schluss: „Die Existenzweisen, für die hier Legitimität und Gewicht erstritten wird, bleiben als geschlechtlich markierte in ihrer Verletzlichkeit, Umkämpftheit und Angewiesenheit auf die Anerkennung subkultureller Kontexte sichtbar.“

Dass auch die Filmleinwand als ‚Kunstraum‘ fungieren kann, in dem Existenzweisen abseits binärer Geschlechtervorstellungen Sichtbarkeit erlangen, zeigt der Berliner Kulturwissenschaftler **Dirk Naguschewski** in seinem Aufsatz „Versehrte Männer. Figurationen des Homosexuellen im französischen Kino“. Naguschewski liest fünf französische Filme von 1983 bis 2005 vor dem Hintergrund ihrer „Ko-Artikulation von [männlicher, F.B. und J.M.] Homosexualität und Maskulinität mit dem Thema *Krankheit*, die sich als körperliche wie auch als psychische Versehrtheit äußern kann“.

In *L'homme blessé* (1983) – einem der letzten Filme vor der AIDS-Krise – verkörpern die drei Hauptdarsteller schwule Männer unterschiedlichen Alters. Diese sind zwar „nicht körperlich“ versehrt, die Zurschaustellung ihrer „Nacktheit (...) verweist [jedoch, F.B. und J.M.] auf die Verletzbarkeit des Mannes allgemein“. *Les nuits fauves* (1992) dagegen zeigt Männerkörper „niemals nackt“, verhandelt aber seinerseits explizit die AIDS-Krankheit seines bisexuellen Protagonisten Jean. Dessen fortschreitende Krankheit korreliert Naguschewski zufolge interessanterweise mit einem „Zuwachs an Verantwortungsgefühl“ gegenüber seinen SexualpartnerInnen. Ausgehend von dieser Beobachtung arbeitet Naguschewski heraus, dass „Versehrtheit‘ in diesem Film ein affirmatives Verständnis von ‚Maskulinität‘ eher stütz[t] denn schwäch[t]“. Dass die ‚versehrte Männlichkeit‘ eines schwulen Mannes durch dessen Zeugungsfähigkeit rehabilitiert werden kann, suggeriert, wie Naguschewski demonstriert, der Film *Le temps qui reste* (2005). Hier übernimmt ein krebskranker Schwuler „Verantwortung für das familiäre Glück seiner Mitmenschen“, indem er sich bereit erklärt vor seinem Tod einer Frau ein Kind zu zeugen, da deren Ehemann impotent und somit dessen „Virilität irreparabel beschädigt“ ist. Zeugungsfähigkeit wird hier zum „biologische[n] Ausweis von Maskulinität“. Der Film *Son frère* (2003) setzt die Beziehung zweier Brüder ins Zentrum der Auseinandersetzung um Körperlichkeit, Männlichkeit und Krankheit. In diesem Film ist der ‚gesunde‘ Luc homosexuell, der heterosexuelle Thomas dagegen ‚versehrt‘ durch eine schwere Blutkrankheit. Im Wissen um Thomas‘ nahenden Tod finden die beiden einst entzweiten Brüder wieder zueinander, was Naguschewski als eine „(neo-konservative[?]) Rückkehr in den Schoß der Familie“ deutet. Ein ganz anderes ‚Familienideal‘ entwirft *Drôle de Félix* (1999/2000), auf den Naguschewski abschließend eingeht: Hier bestimmt nicht die traditionsgebundene „Idee der Blutsverwandtschaft“, sondern die „Option einer Wahlverwandtschaft“ die Familienzugehörigkeit des jungen *keur* Félix, der neben seiner Homosexualität und AIDS-Erkrankung durch seine „ethnische Alterität“ markiert ist. Der Film, so Naguschewski, hebt sich sowohl durch sein breites Farbspektrum – es

herrschen leuchtend-bunte, anstatt düsterer Farben vor – als auch durch sein Themenspektrum – es wird z.B. auch Rechtsradikalismus verhandelt – von den anderen Filmen ab.

Naguschewski, der der französischen Kultur eine symptomatische „Negation der Spezifik des Homosexuellen“ attestiert, veranschaulicht in seinem Beitrag, in wie fern sich die Repräsentation von männlicher Homosexualität im französischen Kino innerhalb der letzten 20 Jahre verändert hat. In *Drôle de Félix* sieht Naguschewski das Potential verwirklicht, dass „Homosexualität, Krankheit und Maskulinität nicht gegeneinander ausgespielt werden müssen“. Der Film appelliert daran, „dass Gesellschaften ihre Fähigkeiten ausbauen mögen, Alteritäten anzuerkennen und Gemeinschaft nicht allein auf der Grundlage von Blutsbanden zu konstruieren“.

Wie schwer Gesellschaften die Anerkennung (sexueller) Alteritäten fällt, zeigt der Freiburger Germanist **Joachim Pfeiffer** in seinem Aufsatz zum Film *Brokeback Mountain* (2005) auf. Pfeiffer problematisiert die Lesweise vieler KritikerInnen, die das Drama um die unerfüllte Liebe zweier Cowboys im US-amerikanischen Bundesstaat Wyoming in den frühen 1960er Jahren als universalisierbare „Liebesgeschichte [interpretieren, F.B. und J.M.], die eben nicht auf die Geschlechterthematik beschränkt sei“. Dass die beiden Liebhaber gerade nicht „nur zufällig“ Männer sind, zeigt Pfeiffer anhand mehrerer Punkte auf: So ist die Geschichte z.B. zeitlich und geografisch sehr eindeutig verortet und spielt bewusst in *dem* Bundesstaat, in dem sich 1998 die brutale Ermordung des jungen Schwulen Matthew Shepard zugetragen hat. Auch verweist die Autorin der Filmvorlage Annie Proulx darauf, wie Pfeiffer betont, dass es sich bei *Brokeback Mountain* nicht in erster Linie um die „Geschichte zweier schwuler Cowboys“ handelt, sondern vielmehr um „eine Geschichte über destruktive ländliche Schwulenfeindlichkeit“. Der Film rückt die entsetzliche Tatsache „anti-schwuler Gewalt“ (*hate crimes*) in sein Zentrum. Pfeiffer zeigt, dass dies gleich zu Beginn vermittelt wird, indem die Bildinszenierung auf drei Masten fokussiert, die „wie Kreuze in den Himmel ragen“ und somit auf den ‚gekreuzigten‘ Matthew Shepard verweisen.

Der Film subvertiert darüber hinaus den amerikanischen Mythos vom Cowboy als „besonders männliche[m] Mann“, indem die beiden Protagonisten Jack und Ennis lediglich Schafhirten sind und *keine* ‚echten Cowboys‘. Ihr Hirtendasein entrückt sie aus der männlich konnotierten Sphäre und ordnet ihnen stattdessen „weiblich-mütterliche Attribute zu“, wie Pfeiffer darlegt. Auch die „Blickregie des Filmes“ verdeutlicht, dass die Beziehung der beiden Männer fernab heteronormativer Universalisierbarkeit verläuft: So nehmen die Zuschauenden in den wenigen Momenten ‚glücklicher Zweisamkeit‘ den „Blick des feindlichen Beobachters“ ein, der schon „auf die finale Katastrophe“ vorausdeutet. Einen weiteren Unterschied zu „anderen ‚normalen‘ Liebesgeschichten“ sieht Pfeiffer in der Tatsache, dass Ennis und Jack ihre Gefühle nur in der „freien Natur“ ausleben können; „Zurück in der Zivilisation verfallen sie den tief verinnerlichten Bildern idealer Männlichkeit, der Patriarchenrolle in der Familie, dem familialen Zwangssystem“. Bilder homophober Gewalt haben sich

Ennis schon seit frühester Kindheit eingebrannt, da ihn sein Vater einst zwang, sich die brutal zugerichtete Leiche eines Farmers anzusehen, der mit seinem Freund eine Farm betrieb und Opfer eines *hate crime* wurde – Ängste, die mit den Erfahrungen ‚universeller Heterosexualität‘ wenig gemein haben dürften. Mit der immer „wiederkehrenden Metapher“ des *closet*, die Pfeiffer der unbegrenzten Weite der Natur gegenüberstellt, verweist der Film schließlich noch einmal auf eine Spezifik homosexueller Lebensentwürfe, denn: „Noch immer ist der gewaltsame Tod in vielen Fällen der Preis des Andersseins, trotz der Aufklärung der Gesellschaft“.

In einem *queer reading* gelingt es der Trierer Germanistin **Franziska Schöblier** eine unerwartete Perspektive auf Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96) – dem Paradigma des männlich-bürgerlichen Bildungsromans – zu eröffnen: Schöblier legt Brüche in einer scheinbar kohärent heteronormativen Geschlechtsidentität offen und greift damit ein Verfahren der einflussreichen US-amerikanischen Theoretikerin Eve K. Sedgwick auf. Diese theoretisiert Homosozialität als entscheidende Bedingung für das Bestehen von Männerbünden. Damit schreibt Schöblier dezidiert gegen in der Germanistik verbreitete Interpretationen an, die den Roman – dem hegemonialen Männlichkeitsideal entsprechend – ausschließlich als Narration eines „geschlossenen, wohlstrukturierten Lebensgang[s] begreifen, der, F.B. und J.M.] (...) den stufenhaften Weg zu einer gerundeten Persönlichkeit vorführt[]“.

Durch die Berücksichtigung intertextueller Verweise, die im Roman angelegt sind, und Bezugnahme auf psychoanalytische und *queere* Theoriebildungen gelingt es Schöblier nachzuweisen, dass *Wilhelm Meisters Lehrjahre* kenntlich werden lässt,

dass die binäre heterosexuelle Ordnung, die scheinbar eindeutige Männlichkeit und Weiblichkeit produziert, einen schmerzlichen Verlust bedeutet. Norm und ihre Überschreitung stehen also nebeneinander. [D]ie *Lehrjahre* [legen, F.B. und J.M.] die Prozessualität, Labilität und Widersprüchlichkeit von bürgerlichen Männlichkeitsentwürfen offen.

Einen entscheidenden Beitrag zur Ausbildung der hegemonialen männlichen Subjektivität leistet besonders die Institution der Familie. So legt Schöblier u.a. in Anlehnung an Butlers Theorie zur melancholischen Geschlechtsidentität dar, dass Wilhelm Meisters „multiples Begehren“ bereits in frühesten Kindheit durch die Figur der Mutter eliminiert wird. Später „exkludiert“ der Protagonist durch seine Mitgliedschaft in einem Männerbund dann „das Weibliche nachhaltig“. Männlichkeit wird von Schöblier als ein Produkt kontinuierlicher und kohärenter Performativität sowie als „Abfolge von Narrationen“ beschrieben.

Der ebenfalls in der Literaturwissenschaft angesiedelte Aufsatz der Freiburger Germanistin **Astrid Lange-Kirchheim** untersucht die Entwicklung von Männlichkeitskonstruktionen in Romanen der österreichischen Schriftsteller-

innen Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Elfriede Jelinek. Lange-Kirchheim begründet die Auswahl der Autorinnen folgendermaßen:

Bachmann [nimmt] in *Malina* erkennbar auf Haushofer Bezug, desgleichen Jelinek auf Bachmann und – nicht nur vermittelt über diese – auch auf Haushofer. Die intertextuellen Bezüge etablieren eine Genealogie weiblicher Autorschaft und im Verhältnis der Protagonistinnen zum ‚anderen Geschlecht‘ eine Typologie von Männlichkeit.

Erst die neue Frauenbewegung hat die literarische Qualität der im Nachkriegsdeutschland anzuesiedelnden Texte Marlen Haushofers erkannt, so Lange-Kirchheim. Haushofer setzt sich äußerst kritisch mit männlicher Herrschaft auseinander und rückt dabei nicht nur männliche Figuren in das Zentrum des Interesses. Sie diagnostiziert zugleich eine weibliche Mittäterschaft – „eine für die heutige Leserin schwer erträgliche[] Passivität“ –, die massiv zu hierarchisierten Geschlechterverhältnissen beiträgt.

Wie Lange-Kirchheim darlegt, geht Ingeborg Bachmann in ihren Texten mit ihrer Kritik an der Kategorie Geschlecht einen Schritt weiter als Haushofer; sie zeigt nicht nur die Problematik des Geschlechterverhältnisses auf, sondern versucht Brüche in den scheinbar binären Oppositionen von weiblich/männlich zu markieren und so Geschlecht als Konstrukt sichtbar werden zu lassen. Schon der Titel ihres Romans *Malina* (1971) lässt sich Lange-Kirchheim zufolge sowohl als männlicher als auch als weiblicher Name lesen. Immer wieder versucht das weibliche Erzähl-Ich des Romans, die starren Geschlechterverhältnisse zu destabilisieren und sich jenseits der hegemonialen Geschlechterdiskurse zu verorten.

Der letzte Teil des Aufsatzes beleuchtet das Männerbild, das Elfriede Jelinek in ihrem provokanten Roman *Die Klavierspielerin* (1983) entwirft. Jelineks Figuren repräsentieren, wie Lange-Kirchheim zeigt, keine vielschichtigen Charaktere, sondern sind vielmehr als komplett entindividualisierte Typen angelegt. Jelineks Sprache sowie die Figurenrede ist, so führt die Freiburger Germanistin aus, derart

mit Ideologemen und anderen illusionsstörenden Elementen durchsetzt, dass sie durch die übergeordnete Perspektive einer alle Figuren satirisch entlarvenden Erzählinstanz gebrochen wird. Die Form des Romans mit seiner eher dürftigen Handlung dient dazu, kollektive Phantasmen und Mythologeme, gesellschaftliche Dispositive (...) mit den Mitteln der Groteske und Satire, Parodie und Ironie vorzuführen.

Mit diesen Mitteln gelingt es Jelinek, Lange-Kirchheim zufolge, den Kern patriarchaler, chauvinistischer und sexistischer Diskurse pointiert herauszustellen und ihre Figuren darin zu verorten. An einen Ausbruch der Figuren aus diesen Systemen ist jedoch nicht zu denken, „[m]ehrfach formuliert der Roman die gänzliche Dichotomisierung der Geschlechter“ denn, so bemerkt Jelinek amüsant: „Die Frau sagt hü, der Mann hott“ (1986, 141). Die von Lange-Kirchheim

angeführten Autorinnen Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Elfriede Jelinek entwerfen, wie deutlich wird, in ihren Texten ein extrem negatives Bild von männlicher Herrschaft und entlarven dieses System als fundamental gewalttätig.

Im abschließenden Aufsatz des vorliegenden Bandes plädiert die Freiburger Soziologin **Nina Degele** „Für ein genaues Hinschauen“ und fragt kritisch, ob sich „Männlichkeit überhaupt als tragfähiger Begriff für die Geschlechterforschung eignet“. Hierzu stellt sie den theoretischen Ansätzen von Bourdieu und Connell, die Männlichkeit „als habituell statt essentiell (...), multipel statt einheitlich-uniform (...) und relational statt isoliert“ begreifen, ihre eigenen empirischen Beobachtungen gegenüber. Das Habitus-Konzept eignet sich Degele zufolge nur unzureichend zur Bestimmung von Männlichkeit, da es zwar „die Verwobenheit und wechselseitige Bestimmung von Körper und Gesellschaft“ erklärt, „für eine inhaltliche Bestimmung von Männlichkeit (...) aber eine zu abstrakte Kategorie“ darstellt. Unter der Kategorie ‚Männlichkeit‘ wird „zu viel, was nicht auf Männer begrenzt ist“, subsumiert und „zu wenig, was tatsächlich exklusiv sein sollte“. Dem Beispiel „hegemonialer Männlichkeitsinszenierungen“ von Bodybuildern stellt Degele zwar magersüchtige Frauen als Extrempol dichotom übersteigerter Geschlechterklischees zur Seite; sie verweist dabei jedoch darauf, dass diese Gegenüberstellung – obwohl „heuristisch nutzbar“ –, „einem tieferen Verständnis von Männlichkeit (und Weiblichkeit) (...) jenseits stereotyper Zuschreibungen“ nicht zuträglich ist. Stattdessen fordert die Freiburger Soziologin die jeweilige Situationsspezifität in die Analyse mit einzubeziehen: Kontextunabhängig „Ausprägungen, Funktionen und Bedeutungen unter Begriffe wie ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ zu subsumieren, ist Reifizierung“. Dass Männlichkeiten ausschließlich in „Relation zu Weiblichkeiten“ beschrieben werden (können), erläutert Degele mit Verweis darauf, dass in den „Blick auf und das Suchen nach Differenzen“ eben jene „Praxis der Differenzierung“ involviert ist, die Geschlecht immer wieder neu „re-inszeniert, produziert und verfestigt“.

In der Konsequenz fordert Degele Männlichkeit (im Singular) lediglich als „Orientierungsgröße“ im Alltagswissen beizubehalten. Für wissenschaftstheoretische Untersuchungen hingegen bestätigt sie ihre These, „dass auch eine Pluralisierung, also die Ausweitung von Männlichkeit auf Männlichkeiten, das Problem einer inhaltlichen Präzisierung von Männlichkeit nicht löst“. Abschließend gelangt sie zu der Schlussfolgerung, „dass Männlichkeit als theoretisches Konzept auf Gedeih und Verderb am Modell der Zweigeschlechtlichkeit hängt und deshalb für eine theoretische, nicht-reifizierende Geschlechterperspektive unbrauchbar ist“. Als zu erreichendes „Fernziel“ formuliert Degele deshalb die Überwindung geschlechterbinarisierender Kategorien wie Männlichkeit und Weiblichkeit und plädiert damit „Für ein genaues Hinschauen“, das den Verzicht auf „binäre Begriffsraster“ einschließt. Ihre Skepsis gegenüber der wissenschaftlichen Analysekategorie ‚Männlichkeit‘ äußert Degele auch in einer Diskussion, die im Kontext eines Symposiums zu „Männer und Geschlecht“ stattfand.

Im Folgenden skizzieren wir die Textfassung dieser Veranstaltung; sie ist in vier Abschnitte untergliedert: Zunächst geht **Andrea Maihofer**, Soziologin aus Basel, auf „Das moderne männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault“ ein. Daran knüpft **Klaus Theweleit**, dessen Theorie ‚soldatischer Männlichkeit‘ oben bereits erläutert wurde, mit seinen Ausführungen zu Andy Warhols künstlerischer Auseinandersetzung mit den Kategorien ‚Mann‘ und ‚Frau‘ an. In der anschließenden, von Nina Degele moderierten Diskussion, wird die Kategorie ‚Männlichkeit‘ auf unterschiedlichen Ebenen problematisiert, bevor im Publikumsgespräch weitere Aspekte zu männlich geschlechtlicher Identität aufgegriffen werden.

Andrea Maihofer demonstriert anhand der breit rezipierten Texte *Dialektik der Aufklärung* (1947) von Adorno/ Horkheimer sowie *Sexualität und Wahrheit* (1977) von Foucault das Konzept moderner männlicher Subjektivität. Maihofer untersucht mittels ausgewählter Textstellen, welche Mechanismen bei der Genese dieser zum Tragen kommen.

Der Prozess, in dem Menschen Subjekte werden und eine Identität entwickeln, ist Horkheimer und Adorno zufolge ein historischer und gesellschaftlich-kultureller Prozess und er ist ein „furchtbarer“ Prozess, der mit Versagung, Zwang und viel Arbeit an sich selbst verbunden ist. Er stellt damit einen Disziplinierungsprozess im Sinne Foucaults dar.

Die gewalttätige Zurichtung nimmt demgemäß einen zentralen Stellenwert innerhalb der Subjektwerdung ein. Allerdings unterscheiden sich, wie Maihofer ausführt, die behandelten Ansätze insofern, als dass Adorno/ Horkheimer auf psychoanalytische Erklärungsmodelle zurückgreifen und dementsprechend konstatieren, dass essentielle Triebe sublimiert werden müssen, um eine zweckgerichtete, den Anforderungen des kapitalistischen Wertesystems entsprechende, männlich-bürgerliche Subjektivität zu entwickeln. Foucault hingegen stellt jegliche Essenz des Subjekts in Frage. Für ihn steht nicht die Verdrängung und Umwandlung angeblich ‚natürlich‘ inhärenter Triebe im Vordergrund. Selbst Subjektivität unterliegt, so Foucault, immer einem zeitlichen und räumlichen Rahmen und ist folglich ausschließlich ein Produkt diskursiver Praktiken, wie Maihofer zeigt.

Während Maihofer in ihrem Beitrag die geschlechtliche Norm anhand der traditionellen Subjektwerdung verhandelt, macht Theweleit zu Beginn seiner Ausführungen deutlich, dass es ihm um die Darstellung der ‚Abweichung von der Norm‘ geht. Theweleit konstatiert, dass das von Maihofer theoretisierte ‚Subjekt‘ „nicht nur ein Konstrukt aus Selbstunterwerfung, Selbstbeherrschung usw. ist, sondern *überhaupt* eine Konstruktion – eine des Schreibens, der Theorie. Es ist das ‚Subjekt‘ der theoretischen europäischen Geschichte, der europäischen Philosophie, des europäischen Denkens“, das es seiner Meinung nach „faktisch nicht als Person“, als real existierenden Menschen gibt. Dementsprechend fokussiert er in seinen Ausführungen die Möglichkeiten einer Hinterfragung konventioneller zweigeschlechtlicher Identität. So macht Theweleit anhand von Andy Warhols künstlerischer Praxis und dessen New Yorker *Factory* darauf

aufmerksam, dass geschlechtliche Destabilisierungspraktiken schon lange vor der akademischen Etablierung der *Gender-* und *Queer Studies* existiert hätten. Damit konnten sich Warhol und seine MitarbeiterInnen, so Theweleit, in radikaler Manier jenen gesellschaftlichen Zurichtungs- und Disziplinierungsmaßnahmen entziehen, die eine binäre Geschlechterordnung einfordern.

Die von Nina Degele gestellte Frage nach der Brauchbarkeit der Kategorie ‚Männlichkeit‘ für die Beschreibung von Subjekten steht im Mittelpunkt der anschließenden Diskussion. Degele zufolge ist – wie oben bereits dargestellt – diese Kategorie in Zeiten radikaler Infragestellung binärer geschlechtlicher Muster kein sachdienliches Mittel mehr, um empirisch fundierte Aussagen treffen zu können. Maihofer spricht sich für den Gebrauch dieser Kategorie aus, denn

wenn wir Geschlechterforschung machen, haben wir das Problem, dass wir uns mit dem, was hegemonial in einer Gesellschaft ist, nun mal leider zu beschäftigen haben. (...) Und unsere Geschlechterordnung macht aus, dass wir mit einer heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit konfrontiert sind, die mit Disziplinierungs- und Normalisierungsprozessen der Herstellung von möglichst eindeutig identifizierbaren ‚Männern‘ und ‚Frauen‘ verbunden ist.

Einen weiteren zentralen Diskussionspunkt bildet die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. In welcher Weise können diese beiden Felder Geschlecht verhandeln? Die Überlegungen Andrea Maihofers und Klaus Theweleits zusammenfassend, stellt Nina Degele fest, dass „[d]ie Möglichkeit in der Kunst Brüche, Nichtidentitäten und Fragmentierungen darzustellen um einiges größer [ist] als in der Wissenschaft“, dass der Kunst „[a]ber die Begriffe ... fehlen“, um diesen ‚Grenzüberschreitungen‘ sprachlich beizukommen.

In der Publikumsdiskussion wird u.a. auf Männlichkeitsvorstellungen bei Jugendlichen eingegangen. Mehrere Teilnehmende bemerken, dass sich vor allem Pubertierende an Vorstellungen eines rigiden, archaischen Männlichkeitsideals orientieren. So zählt in Schulen „Du Schwuler.“ zu den schlimmsten Beleidigungen überhaupt, was darauf hindeutet, dass heutzutage noch immer sehr eindimensionale und extrem heteronormative Männlichkeitsentwürfe Hochkonjunktur haben. Ein Diskutant führt aus, „dass die Jungen gar nicht so sehr aufdrehen, nur weil die Mädels da sind, sondern in Abgrenzung zu den Jungs, die abweichen.“ Maihofer ergänzt, dass zur Erforschung dieser Zustände, Sozialisationstheoreme einer dringenden Re-Integration in die Geschlechterforschung bedürfen:

Wie ich zu zeigen versucht habe, wurde das Thema der Sozialisation zwischenzeitlich regelrecht tabuisiert, weil – und da kommen wir genau zu dem Problem von Frau Degele – die Sorge bestand, mit der Rekonstruktion geschlechtsspezifischer Sozialisationsprozesse die traditionellen Geschlechterrollen zu reproduzieren und zu verfestigen. Was werden wir nämlich finden? Zum großen Teil noch schrecklich traditionelle Geschlechterdifferenzierungen – bei Jungen und Mädchen.

Die (zeitweilige) ‚Tabuisierung‘ von Sozialisierungstheorien in der Geschlechterforschung ist im Rahmen der im Wintersemester 2007/08 stattfindenden Veranstaltungsreihe „Kindheit, Jugend, Sozialisierung“ der *Freiburger GeschlechterStudien* erneut Thema. Anlässlich des Symposiums „Plädoyer für eine Reintegration von Sozialisierungstheorien in die aktuellen Gender Studies“ werden Andrea Maihofer und Carol Hagemann-White im Februar 2008 in Freiburg sprechen.

Unter den Rubriken „Filmeinführungen“ und „Literarische Texte“ erscheinen in diesem Band zum ersten Mal Kurzeinführungen zu Filmen sowie literarische Arbeiten junger Nachwuchsautorinnen, die sich auf unterschiedliche Weise mit Männlichkeitskonzepten auseinandersetzen. **Claudia Münzing** arbeitet anhand des Films *Bonnie and Clyde* (1967) heraus, wie die beiden Hauptfiguren in ihrer Beziehung gemeinsame kriminelle Gesetzesübertretungen als „Alternativen zu Sex“ entwickeln. Da Clyde impotent ist, „schlafen [Bonnie und Clyde] nicht miteinander, sie töten miteinander.“ **Franziska Bergmann** und **Jennifer Moos** weisen im Text zu *James Bond – Diamonds are forever* (1971) auf diverse Brüche in der Männlichkeits-Performanz verschiedener Figuren hin. So erfüllen sowohl das Gaunerpaar Mr. Wint und Mr. Kid als auch der „Ober-Bösewicht“ Blofeld und schließlich Bond selbst die an sie gestellten Rollenerwartungen in Bezug auf Männlichkeit nur ungenügend. **Irmtraud Hnilica** legt ein *queer reading* des populären *Bollywood*-Streifens *Kal Ho Naa Ho – Indian Love Story* (2003) vor. Oberflächlich betrachtet, scheint der Film die romantische Liebesgeschichte eines Inders und einer Inderin zu erzählen, die beide in New York leben. Hnilica hingegen fokussiert die subtilen homosexuellen Begehrensstrukturen zwischen den beiden männlichen Hauptfiguren, die der Film trotz seiner vordergründig heterosexuellen Liebesgeschichte deutlich transportiert.

Literarische Arbeiten stellen die jungen Autorinnen Lenka Fehrenbach, Marie T. Martin und maria antonia flamm vor. **Lenka Fehrenbachs** kurze Erzählung *Sommergewitter* beschreibt Eindrücke eines jungen Migranten in Deutschland. Während eines Sommergewitters erinnert sich der Junge wehmütig an sein früheres Leben, das er in seiner russischen Heimat geführt hat, bevor seine Eltern ausgewandert sind. Die Geschichte *Der Strohhut* derselben Autorin berichtet aus der Perspektive einer Jugendlichen, die gespannt ihr erstes *Blind-Date* mit einer Person herbeiseht, die sie im *Internet-Chat* getroffen hat. In ihrer Fantasie malt sie sich aus, wie ihre Zukunft mit dem virtuellen Flirtpartner aussehen könnte. **Marie T. Martins** Text *Henri* zeichnet die Gedanken und Ängste des gleichnamigen Schuljungen nach. Henri ist im Alltag ständigen Hänseleien seiner Klassenkameraden ausgesetzt. **maria antonia flamm** wählt für ihre Beiträge *kehr heim* und *nachtgewalt* anders als die vorangegangenen Autorinnen die Gedichtform.

Die in *Männer und Geschlecht* versammelten Texte vereint, dass sie ‚Männer‘, ‚Mannsein‘ und ‚Männlichkeit‘ nicht länger als unhinterfragt ‚natürliche Norm‘ betrachten. Wie gezeigt wurde, handelt es sich hierbei vielmehr um Kategorien, die sich historisch in sozio-kulturell geprägte Körperlichkeiten eingeschrieben haben. Ein erster Schritt, um die Konstruktionsprozesse aufzudecken, die ‚den

Mann‘ in Abgrenzung zu ‚der Frau‘ als das objektiv Allgemeine erscheinen ließen, war deshalb die Anerkennung männlicher Geschlechtlichkeit. Denn, wie Willi Walter treffend formuliert, „[u]m ihr Geschlecht zu dekonstruieren, müssen Männer es erst einmal haben“ (2000, 108). Ausgehend von dieser Erkenntnis schließen die im vorliegenden Band publizierten Aufsätze an aktuelle Debatten in der inter- und transdisziplinären Geschlechterforschung an. Dabei gelingt es, das bisherige Spektrum der Männer- und Männlichkeitsforschung um neue Perspektiven zu erweitern.

Anmerkungen

- 1 Siehe hierzu auch: Franziska Bergmann (2008).
- 2 Darauf weist Theweleit auch ausdrücklich in der verschriftlichten Fassung eines Symposiumsbeitrags hin, die in diesem Band publiziert ist.
- 3 Bourdieu stellt fest, wie es auch vielfältig eine feministische Kunstgeschichte getan hat, dass Frauen (auch heute noch) als ‚Bild‘ und Männer als dessen Betrachter fungieren.
- 4 In ihrem Buch *In a Queer Time and Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives* (2005) setzt sich Halberstam detaillierter mit den hier angesprochenen Korrelationen auseinander. So geht sie auf Funktionen von transgender-Körpern in Bezug zu traditionellen Zeit- und Ortskonzepten ein und fragt danach, warum der transgender-Körper in der Postmoderne solch große Bedeutung als „a rich site for fantasies of futurity and anachronism“ (2005, 15) trägt.
- 5 Als Beispiel wäre hier das positive (Medien-)Interesse am Phänomen des metrosexuellen Mannes, verkörpert u.a. durch Stars wie David Beckham, zu nennen.

Literatur

- BERGMANN, FRANZISKA (2008) „Mann, was sind wir hart! Ein queer-feministischer Blick auf geschlechtsdifferenzierte Körpergrenzen.“ *queere (t)ex(t)perimente*. Hg. Dies./ Jennifer Moos/ Claudia Münzing. Freiburg: fwpf-Verlag. erscheint 2008.
- BOURDIEU, PIERRE (2005) *Die männliche Herrschaft* [1998]. Übersetzt aus dem Französischen von Jürgen Bolder. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- BUTLER, JUDITH (1990) *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge.
- BUTLER, JUDITH (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter* [*Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, 1990]. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- CASTOR, BALTAZAR (2007) „Das arme Arschloch des Mannes.“ Übersetzt aus dem Dänischen von Christof Siemens. *taz mag* 9./10. Juni 2007, II.
- CONNELL, ROBERT W. (2000) *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* [1999]. Übersetzt aus dem Englischen von Christian Stahl. Opladen: Leske + Budrich.
- ERHART, WALTER/ BRITTA HERRMANN (1997) *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*, Stuttgart/ Weimar: Metzler 1997.
- GUTZEIT, ACHIM (2006) „Wilde Männer auf Sinnsuche.“ *Stuttgarter Zeitung online* 23. März 2006. 9. November 2007 <<http://www.stuttgarter-zeitung.de/stz/page/detail.php/1122167>>.
- HALBERSTAM, JUDITH (2003) *Female Masculinity* [1998]. Durham/ London: Duke University Press.
- HALBERSTAM, JUDITH (2005) *In a Queer Time and Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives*. New York/ London: New York University Press.
- JELINEK, ELFRIEDE (1986) *Die Klavierspielerin* [1983]. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- ROHR, RICHARD (2005) *Endlich Mann werden. Die Wiederentdeckung der Initiation*. München: Claudius Verlag.
- ROHR, RICHARD (2006) *Vom wilden Mann zum weisen Mann*. München: Claudius Verlag.
- SAUTER, JOSEF-HERMANN (1981) „Interviews mit Barbara Fischmuth, Elfriede Jelinek, Michael Scharang.“ *Weimarer Beiträge* 27/6: 109-117.
- STEPHAN, INGE (2003) „Im toten Winkel. Die Neuentdeckung des ‚ersten Geschlechts‘ durch *men's studies* und Männlichkeitsforschung.“ *Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hg. Claudia Benthien/ Inge Stephan. Köln/ Weimar/ Wien: Böhlau, 11-35.
- taz*-Blog (2007) Homepage. 23. August 2007 <<http://www.taz.de/blogs>>.
- taz*-Redaktion (2007) „Zu dieser Seite.“ *taz mag*, 9./10. Juni 2007, II.
- THEWELEIT, KLAUS (1977) *Männerphantasien. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte*. Frankfurt/M.: Verlag Roter Stern.
- THEWELEIT, KLAUS (1978) *Männerphantasien. Männerkörper – Zur Psychoanalyse des Weißen Terrors*. Frankfurt/M.: Verlag Roter Stern.
- WALTER, WILLI (2000) „Gender, Geschlecht und Männerforschung.“ *Gender Studien. Eine Einführung*. Hg. Christina von Braun/ Inge Stephan. Stuttgart: Metzler, 97-115.

Aufsätze zum Thema
,Männer und Geschlecht'

Zwischen Men's Studies und männlicher Verletzungsoffenheit – Zur kurzen Geschichte der Männerforschung in Deutschland

Einführung

Während Frauenforschung nach beharrlichen Kämpfen inzwischen auf eine Erfolgsgeschichte zurückblicken kann, war ‚Männerforschung‘ lange Zeit eher eine belächelte und nicht ernst genommene Angelegenheit. Ende der 90er Jahre begann sich dies zu ändern. Männerforschung erfährt in akademischen Zusammenhängen nun eine gewisse Aufmerksamkeit mit der Folge, dass sie gegenwärtig als die aktuellste Innovation des Geschlechterdiskurses gehandelt wird.

In dem nachstehenden Beitrag lasse ich mich bei meinem Vorgehen von Thürmer-Rohrs Arbeitsprinzip ‚Forschen heißt wühlen‘ (Thürmer-Rohr 1990) in einer Geschichte leiten, mit der ich persönlich verbunden bin. Zunächst werde ich die aus den USA kommenden ersten Impulse zur Männerforschung und die daraus entstehenden weiteren Schritte knapp sichtbar machen.

Dann gebe ich ausgehend von einer kurzen Charakterisierung des Zeitgeistes der 1968er Jahre einen Überblick über die ‚männerbewegte Szene‘ in den 1970er und 1980er Jahren, aus der die ersten Impulse zur deutschsprachigen Männerforschung entstanden sind und die dann zur Verbreiterung von Männerforschung in den 1990er Jahren beigetragen hat. In einem knappen Überblick werden verschiedene Facetten der Geschichte der Männerforschung in Deutschland dargestellt.

Zum Abschluss nehme ich eine kurze Einschätzung des gegenwärtigen Standes vor und wage einen Ausblick.

Die Men's Studies in den USA

Die ersten Impulse zur Männerforschung in Deutschland kamen aus den USA und waren von der dortigen Entwicklung wesentlich beeinflusst. Die Männerforschung in den USA entstand aus den Ansätzen einer politischen Bewegung.

Kritische Männerforschung hat sich dort in ihrem Selbstverständnis lange gesellschaftspolitisch verstanden. Ihre politische Basis bildete in Nordamerika die antisexistische Männerbewegung.

Die ersten Männergruppen (men's consciousness raising groups) entstanden in den 1960er Jahren (Bradley u.a. 1975). Eine erste praktische Umsetzung von Gedanken der Befreiung von Männern im öffentlichen Raum erfolgte in dem 1970 im kalifornischen Berkeley entstandenen Berkeley Men's Center. In einem Manifest formulierten die Gründer des Zentrums:

Wir als Männer wollen unsere volle Menschlichkeit wiederhaben. Wir wollen nicht mehr länger in Anstrengung und Wettbewerb stehen, um ein unmögliches, unterdrückendes, männliches Image zu erreichen – stark, schweigsam, cool, nett, gefühllos, erfolgreich, Beherrscher der Frauen, Führer der Männer, reich, brillant, athletisch und heavy (...). Wir möchten uns selbst gern haben. Wir möchten uns gut fühlen und unsere Sinnlichkeit, unsere Gefühle, unseren Intellekt und unseren Alltag zufrieden erleben (...). Männer sollten ihr Leben nicht auf Geldverdienen, Erfolg und Karriere festlegen, sondern ihr gesamtes menschliches Potential von Gefühl, Ausdruck, Spiel und Freizügigkeit entfalten können. (Pleck/Sawyer 1974, 126)

Die in dem Berkeley-Manifest sich ausdrückenden Befreiungsbestrebungen US-amerikanischer Männer ist aus zwei unterschiedlichen Gruppierungen entstanden¹: Die eine Gruppierung knüpfte an die Protest- und Emanzipationsbewegung von den Beats, den Hippies, dem Underground bis zum Feminismus der 1960er Jahre an. Die andere organisierte sich zur Bewältigung der Alltagsprobleme von verlassenen, getrennten oder geschiedenen Männern, die teilweise als Alleinerziehende ihre Kinder versorgen mussten. Die Geschichte der US-amerikanischen Männerbewegung begann auf der einen Seite als Emanzipationsprojekt (vgl. Baumli 1985), auf der anderen als Interessenverband.

Die erste Männerbewegungs-Zeitschrift war die 1971 gegründete Zeitschrift *Brother: A Forum for Men against Sexism*. In den 1980er Jahren organisierten sich die beiden Flügel: Der emanzipatorische Flügel als „National Organization for Changing Men“ (NOCAM) und der Interessenverband als „Coalition of Free Man“. Aus der NOCAM entstand die „National Organisation for Men Against Sexism“ (NOMAS). Die erste nationale Vernetzung der Aktivisten für Men's Studies entstand 1983, als sich die „Men's Studies Task Group“ innerhalb der NOCAM bildete. Daraus entstand die „Men's Studies Association“, welche vierjährlich *The Men's Studies Review* herausgab.

Die Verbindung von akademischer Forschung und antisexistischer Männerbewegung wurde von einigen Forschern (z.B. Harry Brod 1991, Michael Kaufman 1987, Michael Kimmel 1988) besonders betont. Männerforschung soll

nicht zu einer praxisfernen und politisch wirkungslosen akademischen Disziplin werden (...). Andererseits können die Analysen und Erkenntnisse von antisexistischer Männerforschung auch zu einer Radikalisierung des Denkens und des politischen Handelns innerhalb der Männerbewegung beitragen. (Walter 2001, 15)

Harry Brod forderte 1987 eine neue, antisexistische und profeministische Männerforschung. Männer sollten als Forschungsobjekt untersucht werden und die männlichen Erfahrungen als spezifische und kulturell wie geschichtlich variierende zum Thema gemacht werden (Brod 1987).

Mitte der 1970er Jahre gab es die ersten Hochschulkurse zur Männerforschung. Erste Männerstudien wurden in der Auseinandersetzung mit feministischen Theorien, den sich entfaltenden Gay Studies und der Geschlechtsrollentheorie entwickelt (August 1985). Joseph H. Pleck formulierte eine radikale Kritik und Neubewertung der bis dahin gültigen Vorstellung der männlichen Geschlechtsrolle (Pleck, Sawyer 1974, Pleck 1981).

Men's Studies konnte sich in der ersten Hälfte der 1980er Jahre als eigenständiges Forschungsgebiet herausbilden. Über die bis 1988 vorliegende Literatur zu „Studying Men and Masculinity“ finden sich in einem gleichnamigen als Broschüre von Ford und Hearn herausgegebenen *Sourcebook of Literature and Materials* (Ford/ Hearn 1988) ca. 900 Verweise. Die Themenkategorien reichen von Sexualität, Gesundheit über Gewalt, Geschichte und Religion bis zur antisexistischen Literatur.

1993 wurden bereits ca. 300 Kurse an US-amerikanischen Hochschulen, vor allem im Rahmen traditioneller Disziplinen (z.B. Soziologie, Psychologie, Englische Literatur) dargeboten (August 1994, XI). In einigen Universitäten werden Kurse in Men's Studies als Teil eines Gender-Studien-Programms oder auch innerhalb der Women's Studies angeboten (Canaan/ Griffin 1990; Femiano 1991). In Berkeley wurde ein Center for Men's Studies eingerichtet.

In den Jahren danach fand in den USA und in Großbritannien eine Auseinandersetzung darüber statt, was der angemessene Begriff für diese neue Forschungsrichtung ist: Der Ausdruck Men's Studies wird als problematisch gesehen, da eine so benannte Disziplin eine Konkurrenzposition zu Women's Studies einnehmen könne. Zudem wird kritisiert dass der Begriff eine Symmetrie von Men's und Women's Studies unterstelle.

Jeff Hearn (Hearn/ Morgan 1990) schlägt alternativ die Bezeichnung ‚The Critique of Men‘ vor. Aufschlussreich ist, „dass in diesem Kontext von der Notwendigkeit der Nach- oder Unterordnung von Männerforschung gegenüber der feministischen Frauenforschung gesprochen“ (Walter 2000, 99) wird. Männerforschung sei Sache von Frauen und Männern, während Frauenforschung ausschließlich Frauensache sei. Außerdem fordert Hearn, die politische Kontrolle über die Geschlechter- und Männerforschung den Frauen zu belassen. Heterosexuelle Männer sollen sich nicht um Forschungsgelder und Universitätsposten bewerben, die für Geschlechterforschung ausgeschrieben wurden. Zudem sei feministische Wissenschaft und Frauenforschung in der eigenen Forschung und in den Institutionen zu unterstützen.

Die Frage, ob der Ausdruck Men's Studies politisch vertretbar ist oder nicht, begleitete auch jahrelang die 1993 gegründete „International Association For Studies of Men“ (IASOM). Lange Zeit war umstritten, welchen Namen dieses internationale Netzwerk tragen sollte. Um die Frage, wie politisch sich die Men's Studies verstehen sollen, kam es dann zu Spaltungen mit der Folge, dass es in der Gegenwart zwei Zeitschriften gibt: *Men and Masculinities*, die im Juli 1998 zum ersten Mal – von Michael Kimmel herausgegeben – erschien. Zuvor hieß sie *Masculinities. Interdisciplinary Studies on Gender*, ehemals gegründet als *The Men's Studies Review* der NOMAS (siehe oben). Die andere Zeitschrift ist *The Journal of Men's Studies* der „American Men's Studies Association“², in deren Beirat u.a. Joseph Pleck sitzt.

Diese Auseinandersetzungen sind symptomatisch für die Entstehungsgeschichte und das Selbstverständnis der kritischen Männerforschung in Deutschland und in den USA (Brzoska 1996).

In Großbritannien und in Australien fand zeitlich versetzt und in geringerem Umfang ebenfalls eine enge Verzahnung von Männerbewegung und -forschung statt, wobei es hier eine stärkere Verankerung in einer linken bzw. sozialistischen Theorietradition gab (z.B. bei Robert Connell in Australien und Victor J. Seidler, Jeff Hearn, David H.J. Morgan, Arthur Brittan, Jonathan Rutherford in Großbritannien).

Auch in den Niederlanden und in Skandinavien sind in den 1980er Jahren bereits erste Ansätze von Männerforschung entstanden und zwar weniger als Ausdruck einer politischen Bewegung, vielmehr als Teil des damals beginnenden Diskurses um Geschlechter und Gleichstellung (Brzoska/ Hafner 1987, 119 ff).

Männerforschung in Deutschland

1 Die Ausgangslage

Auch in Europa versuchten subkulturelle Strömungen (z.B. die Hippiebewegung) ein anderes Männerbild als Gegenbild zum gesellschaftlichen Ideal von Sauberkeit, Ordnung und Arbeitsamkeit zu entwerfen (Hollstein 1979). Diese Richtungen setzten sich weniger rational mit den traditionellen Geschlechterklischees auseinander. Vielmehr schufen sie als lebendigen Protest durch ihre Haltung und Kleidung (bei den Männern waren nun lange Haare und Bärte ‚in‘ und die Kleidung wurde lässig) ein Gegenbild zu den alten Orientierungen der starren Männlichkeits- und Weiblichkeitsmuster.

Allenfalls in Teilen des antiautoritären Pols der 68er-Bewegung deutete sich eine Auseinandersetzung mit dem Geschlechterverhältnis an. Die Kommunebewegung (deren Motto: „Versuch der Revolutionierung des bürgerlichen Individuums“) und die Kinderladen-Bewegung (Motto: „Versuch der Umwälzung der inneren Natur“) – kratzten das traditionelle Verständnis zwischen Mann und Frau zwar an, ohne jedoch eine tiefergreifende Analyse der herrschenden Männerdominanz vorzunehmen. Männer änderten sich in ihrem Männlichkeitsver-

ständnis, wenn überhaupt, nur äußerlich. Der Großteil der bewegten kritischen Studenten missbilligte die Beschäftigung mit dem ‚subjektiven Faktor‘ ohnehin als ‚Psychologisieren‘.

Als Folge der Kritik an den Herrschaftsmechanismen der 68er-Bewegung bildeten sich dann deren Ausläufer heraus, die neuen sozialen Bewegungen:

Die ‚Spontis‘ („Revolution ohne Emanzipation ist Konterrevolution“) wollten die Dialektik von politischer und persönlicher Emanzipation entfalten. Der Szene-Bestseller von damals war Dieter Duhms *Angst im Kapitalismus* (1972). Die Auseinandersetzung mit dem Kapitalismus und seinen Funktionären wurde auf das Subjektive ausgedehnt. Das leitende Motto lautete „Das Subjektive ist politisch!“ Die Suche nach solidarischen Verbindungen ließ deutlich werden, wie stark in linken politischen Zusammenhängen die zwischenmenschlichen Kontakte entfremdet blieben. Die Angst vor Nähe verhinderte die Entfaltung einer gemeinsamen politischen Kraft, woraus vereinzelt die Notwendigkeit von Selbstbefreiung im Zusammenhang von politischen Gruppierungen abgeleitet wurde. Beispielsweise wurde in dem „Mannheimer Papier – Angst und Feindseligkeit in der politischen Gruppe“ (SOAK 1973) als zentrale Frage formuliert, „wie lässt sich oder lässt sich überhaupt die individuelle Selbstbefreiung der Genossen als Programm aufnehmen in Organisation und Inhalt unserer politischen Praxis?“ (3). Als eine wichtige psychologische Bedingung der Überwindung des „psychischen Elends“ in „autoritären“ Gruppen wurden die Auflösung der „Angstabwehrfassade“ und das „Offenlegen unserer ‚Fehler‘“ (9) gesehen.

Die Grenzen der Veränderbarkeit des kapitalistischen Systems drängten sich den Spontis auf, was bei vielen zu Desillusionierung führte. Das Konzept einer alternativen Ökonomie kam auf, die die „Entfaltung der Subjekte“ (Kraushaar) zum Ziel hatte. Positive Lebensentwürfe und die darin angedeuteten Chancen zur Selbstbefreiung traten in den Mittelpunkt und sollten schon heute (und nicht erst in Zukunft) möglich sein. Die Alternativbewegung machte sich auf den Weg, später dann auch die Anti-Atomkraft-Bewegung und die Friedensbewegung. Das Geschlechterverhältnis war noch kein Thema, allenfalls in der beginnenden Frauenbewegung.

‚Geschlechterverhältnis‘ im Alltag war Anfang der 1970er Jahre auch im wissenschaftlichen Kontext keine eigenständige Erkenntnisdimension. Wissenschaft war auf das intersubjektive Erkennen der Objektivität ausgerichtet, ohne dass darin eingehende geschlechtsbezogene Voraussetzungen und Wirkungen problematisiert worden wären. ‚Geschlecht‘ tauchte allenfalls im Methodenseminar „Empirische Sozialforschung“ als eine Variable auf und wurde dort so behandelt wie Hautfarbe oder Körpergröße und damit letztlich auf eine biologische Konstante zurückgeführt. Wissenschaft schien überhaupt nichts mit sozialen Fragen oder sozialen Bewegungen zu tun zu haben. Die Legitimation des Bestehenden und nicht seine Veränderung standen im Vordergrund.

Allenfalls in der beginnenden Frauenbewegung und durch diese ausgelöst, wurde ‚Geschlecht‘ für Momente sichtbar. Die neue Frauenbewegung hatte eine ihrer Quellen in der Studentenbewegung. Mit dem legendären Tomatenwurf der weiblichen Genossinnen auf den männlichen Vorstand des SDS³ im Juli 1969 (Motto: „Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwän-

zen!“ startete sie (Lenz 2004). 1970 erschien Alice Schwarzers Buch *Der kleine Unterschied*. Etwas später kamen autobiografische Werke auf den Buchmarkt, die sich später als Szenebestseller erwiesen: Verena Stefans *Häutungen* (1975) und Antje Meulenbelts *Die Scham ist vorbei* (1978). Beide beeindruckten mit ihrer radikalen Problematisierung von Männlichkeit und dem Verhältnis von Mann und Frau auch auf dem Weg der Geschlechtssensibilisierung befindliche Männer. Der im Umfeld der westdeutschen Friedens, Frauen- und Anti-AKW-Bewegung handelnde autobiografische Roman von Svende Merian *Der Tod des Märchenprinzen* (1980) zeigte, wie soziale Unterschiede die Liebe einer linken Frau und eines ‚unmännlichen‘ Mannes scheitern ließ.

Anfang der 1970er Jahre entstanden im universitären Submilieu die ersten Männergruppen. In ihnen fanden Männer zusammen, die spürten, dass mit ihrem Mannsein irgend etwas problematisch war oder nicht stimmte. Praktisch stand die Selbsterfahrung im Vordergrund. Eine Minderheit von sensibilisierten Männern machte sich auf die Suche nach Alternativen zu den Zwängen des traditionellen Männlichkeitskorsetts und nach dem anderen Mann und dem Nicht-Täter als Mann.



Abb. 1: Das „Kurzprogramm“ der männerbewegten Szene auf einer Postkarte.⁴

Die Gruppen agierten eher im privaten und halböffentlichen Bereich als in der Öffentlichkeit. Gesellschaftspolitische Veränderungen waren nicht beabsichtigt. Die Teilnehmer derartiger Gruppen kamen überwiegend aus dem Umfeld der großstädtischen Universitäten und waren durch die Studentenbewegung ‚politisiert‘.

2 Die ‚männerbewegte Szene‘

Die beginnende Frauenbewegung mit ihrer zunehmenden Radikalisierung bewirkte bei Männern, dass sie aufgeschreckt und zugleich auch verunsichert wurden. 1975 fand im Berliner Schwulenzentrum das erste bundesweite Männergruppen-Treffen statt. Es waren 100 Männer anwesend (Müller u.a. 1976). Im gleichen Jahr (dem ‚Jahr der Frau‘) veranstaltete die Bürgerrechtsorgani-

sation *Humanistische Union* in München einen Kongress „Emanzipation des Mannes“, aus dessen Anlass das Thema zum Schwerpunkt des Heftes 19 der *Vorgänge* (Humanistische Union 1976) wurde. Ein Jahr später erschien als Pendant zu Alice Schwarzers *Frauenkalender* ein *Erster Kalender für verunsicherte Männer* (Mann-o-Mann 1976). In der Folge gab es mehrere Ausgaben des Männerkalenders, eine Fülle von Männergruppen, Männerfesten und einige Männerzeitschriften. Hierzu gehörten die erste deutschsprachige Männerzeitschrift *Von Mann zu Mann*, die von einer Frankfurter Männergruppe Rhein-Main zwischen 1977 und 1986 herausgegeben wurde, sowie *HerrMann – die falsche Stimme im Männerchor* und *Moritz – Zeitschrift für Männer in Bewegung* mit 31 Ausgaben.

In dem *Kursbuch* 35/1974 erschien Peter Schneiders Essay „Die Sache mit der ‚Männlichkeit‘. Gibt es eine Emanzipation der Männer?“ Schneider schreibt:

Einstweilen nämlich bewegen wir uns in einem ziemlichen Vakuum. Viele von den alten Motiven und Normen, die das Leben zwischen den Geschlechtern regelten, sind unglaublich geworden. Die neuen, auf Bedürfnisse statt auf Zwänge gegründeten Formen des Zusammenlebens sind noch nicht gefunden. (112)

Der Autor führt weiter aus, dass mit dem Erstarken der Frauenbewegung und dem weiblichen Selbstbewusstsein im Verhältnis der Geschlechter alte Gewohnheiten zusammenbrächen und sich völlig neue Problemstellungen eröffneten. Seit ein paar Jahren stelle die Frauenbewegung „die Frage nach dem Zusammenleben der Geschlechter aus der Perspektive einer Jahrtausende alten Unterdrückung neu“ (113). Jedoch werde die reale Vorrangstellung des Mannes in der Gesellschaft durch „die Frauenbewegung noch nicht wirklich angekratzt. Aber ideologisch hat sie den Männern in dieser Frage längst die Initiative entrissen“ (113). Schneider konstatiert eine zweifache Reaktion der Männer: Der größte Teil ignoriere „die Herausforderung einfach so gut sie können“ (113). Die andere Art der Reaktion leugne, dass die von den Frauen angegriffenen Männer „Männer dieser Gesellschaft sind. (...) Statt sich zu stellen, werfen sie sich den Angreiferinnen in die Arme und stimmen ihnen überall zu, bevor sie überhaupt getroffen werden können“ (113). Der Autor lenkt sein Augenmerk – was eine qualitativ neue Sichtweise darstellt – auch auf die Probleme der Männer:

Soviel ist sicher: Eine, sehr abschaffungswürdige Seite der männlichen Kultur besteht darin, dass sie die Männer immer unfähiger macht, ihre emotionalen und sexuellen Bedürfnisse überhaupt zu äußern. Die Männer sind einfach im Schnitt weniger offen, sie verbergen mehr und sie haben auch mehr zu verbergen, vor allem voreinander. (116)

Das Männlichkeitsideal habe sich „in den letzten zehn, fünfzehn Jahren erheblich verändert.“ Schneider vergleicht die „gedrungenen, trotzig Gestalten“ von Marlon Brando, James Dean und Elvis Presley mit dem „eher zarten und zerbrechlichen Image“ (118) von Jim Morrison, den Beatles oder Mick Jag-

ger. Der Artikel schließt mit der offen bleibenden Frage „Wie aber sollen die Männer lernen, ihre Verletzbarkeit auszudrücken, wenn auch noch der Kampf gegen den von den Männern erfundenen Kapitalismus von ihnen ‚unnachgiebige Härte‘ verlangt“ (118).

Dieser Artikel von Schneider war für das deutsche Publikum der feuilletonistische Aufmacher des Männerthemas. Danach folgte mit den Publikationen von Pilgrim, Vinnai, Theweleit und anderen (z.B. in der Rowohlt-Reihe „Mann“), die Ende der achtziger Jahre aufkommende Bücherwelle zur Männerthematik, die neben manchen problematischen Inhalten⁵ teilweise tief schürfende Fragestellungen bearbeiteten und wichtige Ergebnisse zu Tage förderten (z.B. Gewalt- und Missbrauchserfahrungen).

Seit den 70er Jahren fand die massenmediale Vermarktung der äußerlich sich einander anpassenden Weiblichkeits- und Männlichkeitsbilder in Filmen, der Werbung und der Mode statt. Der durch sie propagierte ‚Unisex‘ und die Androgynität der ProtagonistInnen lösten scheinbar die starren Geschlechtszuschreibungen in ihren scharfen Konturierungen auf. Der ‚Softy‘ als neuer Männertypus wurde ‚in‘. Das äußerlich aus den Fugen geratene Männlichkeitsbild änderte sich jedoch im Kern nicht. Das männertypische Lebensmuster von Arbeit, Leistung, Konkurrenz und Karriere wirkte und wirkt für den Großteil der Männer weiterhin ungebrochen fort. Allerdings scheinen die veränderten Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt wie Arbeitslosigkeit und der Verlust der Arbeitsplatzsicherheit beizutragen, dass die Ernährerrolle des vollwertigen Mannes zunehmend grundlegend in Frage gestellt wird und qua eines fehlenden institutionellen Rahmens innovative individuelle Lösungen erzwungen werden.

In den 1980er Jahren hat sich nicht nur die Idee von Männergruppen gesellschaftlich weiter verbreitet. Es gab auch im öffentlichen Bereich vermehrte Impulse für Männer, sich ihres Geschlechts bewusst zu werden: Die „Männerfrage“ kam in den Blick (Schmidt 1989). So versammelten sich Männer in Projekten, die sie etwas unbeholfen ‚Männerbüro‘ und ihre Tätigkeit ‚Männerarbeit‘ bezeichneten; ein Indiz für die Schwierigkeit, auch sprachlich, der neuen Qualität von Männlichkeit Ausdruck zu verleihen. An anderen Orten wurden sie als ‚Männerzentren‘ bezeichnet und verstanden sich teilweise als Ausdruck einer autonomen sozialpolitischen Bewegung. Es gab aber auch gesellschaftliche Institutionen, wie Volkshochschulen und Kirchen, von denen die Impulse aufgenommen wurden. Die dort engagierten Männer und Frauen wollten den notwendigen männerkritischen Diskurs aus der Privatheit herausholen und ihn öffentlich führen (Lenz 1994a).

Die für Männer sich stellende Aufgabe, die Veränderung von Innen und Außen in ein Gleichgewicht zu bringen, war und ist heute noch ein schwieriges Unterfangen. Die Zielsetzungen der Projekte und damit auch deren Konflikte kreisen immer um die beiden Pole von Politik und Selbsterfahrung (Hafner 1996, 447).

Erste Männerbüros wurden in Kiel und Bremen gegründet. Weitere Projekte folgten in Frankfurt, München, Berlin, Göttingen, Köln⁶. Mitte der 1980er Jahre gab es ca. 15-20 überregionale Projekte, getragen von Gruppen oder einzelnen Männern. Die geringe öffentliche Anerkennung ihres nahezu ausnahmslos ehrenamtlich betriebenen Engagements führt zur Unbeständigkeit der Projekte und einer starken Fluktuation der Mitmachenden. Das 1985 gegründete Bremer Männerbüro ging nach zehn Jahren wieder ein, zuvor war das Projekt in Kiel bereits geschlossen worden.

Auf ca. 300-400 Projekte und Arbeitsangebote schätzte Alexander Bentheim im Jahre 2000 die Zahl an Männerprojekten (Bentheim 2000, 36). Allerdings war die Projektlandschaft wenig überschaubar und ist es auch heute noch, da sie nicht systematisch erfasst ist und es keine bundesweite Infostelle gibt, „die den qualitativen und quantitativen Bestand kontinuierlich fortschreibt“ (36). Bentheim hatte 1995 eine Männerprojektliste der bis dahin bestehenden Projekte veröffentlicht, den einzigen bis heute bestehenden Überblick (Männerwege 1996; siehe auch Bentheim 2004)

Männerprojekte erfuhren (und erfahren heute noch immer) nicht die gesellschaftliche und politische Anerkennung und das heißt auch finanzielle Unterstützung wie Frauenprojekte, die etwa bei Themen wie Frauengesundheit, Gewalt gegen Frauen, Frauenforschung, Frauenbildung mit öffentlichen Mitteln mehr oder weniger unterstützt werden. Männerprojekte erhielten und erhalten zumeist nur öffentliche Förderung, wenn sie Präventionsangebote für Männer, die gewalttätig gegenüber ihren Partnerinnen sind, anbieten. Dies ist aber eine Einengung der Zielsetzung eines Männerprojektes (wie beispielsweise bei www.gewaltberatung.org, da hierbei die Klischees der ‚schützenswerten Frau‘ und des ‚männlichen Täters‘ bedient und verstärkt werden). Die Veränderung der tradierten Geschlechterverhältnisse hingegen ist kaum ein Anliegen in diesen Projekten.

Mitte der 80er Jahre setzte sich nur eine geringe Minderheit von heterosexuellen Männern mit den Zwängen des traditionellen Männlichkeitskorsetts auseinander. Und trotzdem gab es Männer, die schon die politische Idee einer ‚Männerbewegung‘ verfolgten. Diese ‚Bewegung der Männer‘ wurde nicht als eine große gesellschaftspolitische Bewegung gesehen, sondern ein Sammelsurium verschiedener Aktivitäten und Bewegungen von einzelnen Männern mit dem Ziel, Antworten auf die Herausforderungen eines gewandelten Geschlechterverhältnisses zu finden. Analog zu den anderen neuen sozialen Bewegungen zeichnet sich die Männerbewegung durch ihre Vielschichtigkeit, ihre Formenvielfalt, ihre Widersprüchlichkeit und Dynamik zwischen den Polen von Kraft und Schwäche aus. Wie bei anderen sozialen Bewegungen (wie zum Beispiel der Friedensbewegung und der Ökologiebewegung) ist damit ihre zweifelsfreie Identifizierung erschwert (Bonorden 1985; Brzoska 1996).

Wenn über die bewegten Männer gesprochen wird, darf die Schwulenbewegung nicht vergessen werden. Noch vor den Hetero-Männern hatten sich bereits die schwulen Männer auf den Weg zu ihrem gesellschaftlichen Coming-out

gemacht. In vielen größeren deutschen Städten bildeten sich Anfang der 1970er Jahre schwule Aktionsgruppen. Der Paragraph 175 – der gleichgeschlechtliche Sexualität zwischen Männern bis dahin unter Strafe gestellt hatte – war 1969 entschärft worden. Die Aktionisten wollten dazu beitragen, das erzwungene jahrhundertlange Versteckspiel und die daraus resultierende gesellschaftliche Diskriminierung der Homosexuellen zu überwinden. Initiiert wurden diese Gruppen von älteren Schwulen, die in den 60er Jahren teilweise selbst noch kriminalisiert worden waren. Das von der diskriminierten Minderheit praktizierte Coming out wurde als individuelle und politische Befreiung gesehen. Als Selbsthilfebewegung mit politischem Anspruch fanden die sich artikulierenden Schwulen einen Ausdruck auf gesellschaftlicher Ebene. Damit wurde zum ersten Mal die von der Norm abweichende Männlichkeit als veröffentlichtes, gesellschaftspolitisches Thema deutlich.

Auch auf einer wissenschaftlichen Ebene wurde Homosexualität in Form von Homosexualitätsforschung sichtbar. Wichtigen Anteil hatte daran der Bremer Rechtssoziologe Rüdiger Lautmann (vgl. Lautmann 1993, siehe auch: www.gaystudies.com).

3 Die „Bundesweiten Männertreffen“

Seit 1983 treffen sich selbst organisiert einmal im Jahr (um den Feiertag ‚Christi Himmelfahrt‘) geschlechtssensibilisierte Männer zum ‚Bundesweiten Männertreffen‘, die „Experimentierfelder für Kultur, Politik, Selbsterfahrung und Grenzgänge abgeben – und damit zugleich Impulse für neue Initiativen und Projekte liefern.“ (Bentheim 2000, 35). Der für diese Treffen mit ‚Christi Himmelfahrt‘ fest verbundene Termin knüpft an die Tradition des volkstümlichen ‚Vatertags‘ an und besetzt ihn mit einem anderen Inhalt. Diese Treffen sind ein Spiegelbild der Strömungen und Entwicklungen in der Männerbewegungsszene.⁷ Ein Chronist der Treffen bis 1996 bezeichnete die Geschichte der Treffen als „eine Geschichte der Vereinnahmung“ (Karl 1997). Wer konnte sich mit dem ihn persönlich interessierenden Thema durchsetzen und dazu beitragen, dass andere potenziell engagierte Teilnehmer in die Defensive kamen – also eine verdeckte Form der konkurrenzhaften Durchsetzung hegemonialer Ansprüche.

Themen beim ersten Treffen im Jahr 1983 waren u.a. Männerpolitik, Körpererfahrung, Unterschied zwischen Orgasmus und Samenerguss. Als der „Hit der Saison“ galt das Thema „Schwule und Heteros“ (Karl 1997, 28). In der Rangliste der Diskussionen war ‚sexuelle Orientierung‘ mehrere Jahre lang erstes Thema. Zum Beispiel das Workshopangebot „Sind Schwule die besseren Männer?“ begleitet vom „Auftritt grell geschminkter Männer in Frauenkleidern (ein unbedingtes Muss in den Achtzigern)“ (28).

Beim Treffen 1984 wurde die „politisch-soziale Zielsetzung der Männerbewegung: für Emanzipation – gegen Patriarchat“ formuliert (aus: Querfurth 1985, 33):

1. Aufklärung über die Vielzahl der Verhaltensmöglichkeiten von Männern und Frauen im Vergleich zu den bisher festgeschriebenen Rollen für Frauen und Männer.
2. Veränderung patriarchalischer Strukturen und Werte in Familie, Schule, staatlichen Organen, Parteien, Gewerkschaften, Kirche, Militär usw.
3. Kürzere und selbstbestimmte Arbeitszeiten, damit auch der Mann Gelegenheit erhält, anders als bisher an der Kindererziehung teilzunehmen. Vaterschafts-Urlaub.
4. Die Hälfte der Verantwortung in allen gesellschaftlichen Bereichen (Parteien, Ämter, Wirtschaft usw.) soll durch Frauen wahrgenommen werden.
5. Gesetzliche Gleichstellung von Personen, unabhängig von Geschlechtszugehörigkeit und Geschlechtsneigung. (Kinder werden bisher bei Scheidungen vorwiegend der Mutter zugesprochen) Erfüllung der Gleichheits-Forderungen des Grundgesetzes, Abbau der gesellschaftlichen Diskriminierung von Schwulen, Lesben und Bisexuellen.
6. Menschlichere und soziale Umgangsformen, d.h. offene Auseinandersetzung mit ehrlichen Argumenten, getragen von Menschenachtung an Stelle von Macht und Konkurrenzkampf.
7. Anregung zärtlicher und sexueller Beziehungen zum gleichen wie auch zum anderen Geschlecht im Zusammenleben. Abbau der gleichgeschlechtlichen Berührungängste und Erlangung eines positiven Körper-Bewusstseins.
8. Unser Verhältnis zu Natur und gebauter Umwelt ist von Herrschaft und Ausbeutung geprägt und deshalb zu verändern.

4 Der Arbeitskreis „Antisexistische Männerstudien“

Beim „Bundesweiten Männertreffen 1985“ im Waldschlösschen bei Göttingen „fühlten sich Männer der Kopf- und Politfraktion in die Ecke gedrängt und behindert. Auf Initiative u.a. des *HerrMann* verabredete sich die Kopf-Fraktion zu einem Treffen“ (Dokumentation AK 1996) in der Heimvolkshochschule ‚Alte Molkerei‘ in Frille bei Minden/Westfalen⁸. Beim Herbsttreffen 1985 wurde dann der Arbeitskreis Antisexistische Männerstudien gegründet.

Zwischen 1985 und 1993 traf sich der AK 1-2 Mal jährlich, insgesamt 15 Mal. An ihm nahmen ca. 10-15 Männer, überwiegend Männer aus der Männerberatungs- und Männerbildungsarbeit teil und solche, die mit der Szene der Männerbewegung verbunden waren. Alle Beteiligten hatten ein starkes Bedürfnis nach intellektuell-theoretischer Auseinandersetzung mit Männlichkeit (Abb. 2). Im universitären Rahmen gab es zu dieser Zeit so gut wie keine entsprechenden Lehrveranstaltungen, wo Männer ihrem Bedarf nachgehen konnten.

Einen Überblick über die Themen während der neun Jahre, die gleichsam ein Spiegel der in der damaligen Männerszene diskutierten Themen sind, bietet das Dokument in Abb. 3 aus der Dokumentation des AK 1996.

AK Männerstudien - von antisexistisch bis mild

Das Lehrstück vom langen Atem männlicher Sympathie

Sieben Jahre lang hat sich ein Kreis von Männern zu zwei Wochenenden pro Jahr in der Heimvolkshochschule zu Männerstudien getroffen. Hochkarätige Beiträge, gründliche Begriffsklärungen und kreative Auseinandersetzung mit den verschiedensten Aspekten von Männlichkeit kamen in den bisher 14 Wochenenden in der Heimvolkshochschule Frille zusammen. Jeder Teilnehmer nahm seine Erkenntnisse mit nach Hause und in seine Arbeit. Sie blieben beim Einzelmann. Die Notwendigkeit antisexistischer Einbindung von Jungen- und Männerarbeit, die differenzierte Auseinandersetzung mit den verschiedenen Strömungen innerhalb der "Männerbewegung", die geschlechterpolitische Dimension jeder privat ausgelebten Männlichkeit trug man in sein privates Männerleben, seine Männergruppe, seinen Männertreff und seine pädagogische Arbeit.

Der "Arbeitskreis antisexistische Männerstudien" hat seine Geschichte, die eng mit der Geschichte der "Männerbewegung" hierzulande zusammenhängt. Das Treffen einer handvoll "Polit ~ männer" und "Hirnis", die im Anschluß an das bundesweite Männertreffen 1985 frei von den Angriffen der Bodywork-Fraktionen ihrer brainwork nachgehen wollten, steht am Beginn. Im Frühjahr 1986 konstituierte sich ein "Arbeitskreis Männerstudien", der sich fortan in der Heimvolkshochschule Frille in halbjährlichem Turnus zu Theorie-Wochenenden traf. Was unseren Männerköpfen fehlte, waren genau männliche Antworten, die positiv auf die Herausforderungen der Feministinnen reagierten, das heißt: die sich kritisch mit den frauenverachtenden, sexistischen Anteilen alltäglicher Männlichkeit befaßten, aber Männlichkeit gleichzeitig neu und positiv besetzen konnten. Der Buch- und Zeitchriftenmarkt hierzulande bot damals wenig und meist selbstbekennende und schuldbehaftete Männlichkeitskritik an. Der Arbeitskreis lebte von diesem Mangel an Theorie.

Wir machten uns auf die Suche nach theoretischen Ansätzen und hofften, in einem Bezugssystem kritischer Männerforschung die eigene Männlichkeit wie auch männerpolitisches Engagement verorten zu können. Neue Bücher, Literaturtips, erste Theorieansätze von Soziologen waren auf-

regende Neuigkeiten. 1986 gab es einige Untersuchungen von Männern über Männer in Schweden und den USA. Auch feministische Seitenblicke auf Männer brachten einige Erkenntnisse. Diese galt es zunächst zu rezipieren. Den großen Wurr, die allumfassende und geschlossene Theorie über Männlichkeit gibt es bis heute nicht, weder im Arbeitskreis noch sonst irgendwo. Im Laufe der Jahre kam aber ein ganz ansehnliches Päckchen an Theorie und Erkenntnissen zusammen:

Im November 1986 ging es um § 218, Reagenzglaskinder und Menschenproduktion. Am Ende stand der Frille'sche Dreisatz: Verantwortungsverantwortung für die Männer, Respekt vor der Reproduktionsautonomie der Frauen und soziale Verantwortung der Väter waren unsere Forderungen. Und dies kann auch heute noch so stehen, aktueller denn je angesichts der Kampagnen der "Lebensschützer", aber auch eines Väteraufbruchs. Warum, so wäre eigentlich zu fragen, trieb denn dieser Kreis so hochpotenter Herren diese Diskussion nicht öffentlich weiter?

Wolfgang setzte uns die These von der kapitalistischen Modernisierung des Mannes (Claudia von Werihoff) anhand seines eigenen Betriebes um: ehemals als weiblich verachtete Charaktereigenschaften wie Einfühlungsvermögen, Beziehungsfähigkeit und Flexibilität werden in Verwaltung, Personalmanagement und bis in die Sacharbeiterpositionen hinein als Qualifikation gefordert. Männer haben mit Frauen um Arbeitsplätze zu konkurrieren. Noch sind sie die Gewinner, trotz geringerer Qualifikationsprofile - allein aufgrund des Männerbonus. Veränderungsprozesse bei Männern können also durchaus systemkonform und notwendige Konsequenz moderner kapitalistischer Wirtschaft sein. Erinnerung sei hier auch an die feministische Hypothese vom Formenwandel des Patriarchats (Christine Woesler de Panafieu). Diese Argumentation verdeutlicht auch, daß wir uns damals politisch noch ziemlich eindeutig zur antikapitalistischen Opposition zählten. Unausgesprochen aber spürbar war der APO- und Revoluzzer-Gestus immer noch dabei. Die HerrMänner orientierten sich an der Berliner Autonomie-Szene, die Wessis an der Berliner Schnauze. Männerbewegung schwamm eindeutig und umfassend gegen den gesellschaftlichen Strom, war eine Sammlung von Non-Konformisten.

Abb. 2: Auszug aus einem Einführungsartikel einer Jahre später angelegten Sammelmappe wichtiger Dokumente des damaligen AK Antisexistische Männerstudien (Dokumentation AK 1996)

Überblick: Die Treffen des Theorie-AK Männerstudien in Frille

4.	Herbst 1985	Männerpolitik Gründung des "Informationsdienst für dt "	
2.	Frühjahr 1986	Ansätze von Männerforschung Bundesweites Männertreffen 1986 in Roßdorf: AK-Treff/Werbung	
3.	28.-30.11.1986	§ 218 Reproduktionstechnologien Modernisierungs-These	
4.	2. - 5. 4.1987	hegemoniale Männlichkeit (Connell u.a.) Jungenarbeitskonzept Frille Aspekte feministischer Architekturkritik Bundesweites Männertreffen 1987 im Waldschlößchen	die "Hausarbeit" wird abgewandelt
5.	6. - 8.11.1987	Männerbewegung in USA, Schweden, Holland Männer und Arbeit Fantasien	Begrifflichkeit "Männlichkeit" ungeklärt
6.	11.-15. 5.1988	Großes Treffen mit gruppenspezifischer Konfusion und vielen Themen Gewalt Pornographie Theorien Bundesweites Männertreffen 1988 im Müstertal/Schwarzwald u.a. Gründung des Rundbrief antisexistischer Männer	Von Theorie-Arbeit antiseptisch sein + können Männer feministisch sein? sind wir anders?
7.	21.-23.10.1988	der männliche Blick	Wie wollen wir arbeiten?
8.	10.-12. 3.1989	Motive von Männern, sich zu verändern Bundesweites Männertreffen 1989 im Waldschlößchen Göttingen (letzter Auftritt des AK in der Männeröffentlichkeit?)	
9.	10.-12.11.1989	Geschlechterpolitik (Nürnberger Eklat) Rechtsextremismus	
10.	21.-25.11.1990	Rechter Mann Beerdigung und Neugeburt des AK	
11.	1. - 3. 3.1991	Autobiographie	
12.	31.10.-3.11.1991	Biologismus Sozialisation	
13.	13.-15. 3.1992	Eisenhans-Diskussion Softie-Kritik Beschluss zur Veranstaltung einer Konferenz "20 Jahre Männerbewegung"	
<p>Pfingsten 1992 in Berlin: Treffen zur Vorbereitung und Festlegung einer Aktionsform "20 Jahre Männerbewegung" Scheitern des Projektes an interner Uneinigkeit über Rahmen und Zielsetzung der Veranstaltung</p>			

Kapitalistischer Modernisierungswahn → Männlichkeit → Männerbewegung ← Feminismus
 Frauen
 das ist das was jedes Mannes männliche Defizit/Entzweiung

Abb. 3: Überblick über die Treffen des Theorie-AK Männerstudien in Frille (Dokumentation AK 1996)

14.	27.-29.11.1992	4 Männertheoretiker Selbstverständnis und Zukunft des AK	MilD
15.	07.-09.05.1993	Alte und Neue Bewegung - Pläne für Polytechnische Denkweise sowie Fallstudie → Bulet eine NOYAS für die GGD und Anleitung, den AK weiterzuführen! Danach kann kein Treffen mehr stattfinden.	MilD Preferenzen - Gründung

Im programmatischen Zentrum des AK stand ‚Antisexismus‘. Was darunter verstanden wurde, wird an einem Papier „Überlegungen zu einer antisexistischen Männerforschung“ eines Teilnehmers des AK, der Theologe ist, deutlich (AK Dokumentation 1996, o.S):

Der feministischen Forschung gehe es – entwachsen aus der feministischen Bewegung – darum, Sexismus⁹, Patriarchat und Androzentrismus zu überwinden. Dies könne nur gelingen, wenn Männer sich aktiv veränderten:

So wird es der feministischen Bewegung auch nicht gelingen, Männer zu ändern, wenn Männer sich nicht selbst ändern. (Eine bloße Anpassung als Selbstverteidigung der Männer verhindert einen Änderungsprozess.) (...) Es braucht auf der Seite der Männer, um der Verwirklichung dieses Zieles möglichst nahezukommen, unter anderem auch so etwas wie eine „antisexistische Männerforschung“. (Dokumentation AK 1996, o.S.)

Mit ‚antisexistischer Männerforschung‘ verbindet der Verfasser die folgenden Punkte:

1. „Antisexistische Männerforschung ist profeministisch“
2. „Forschen heißt ‚fragen aufgrund bestimmter Interessen““
3. „Mann ist gleich Täter“ gilt auch für den Forscher

Der Autor wendet sich der Hauptfrage zu („WER forscht ...“) und damit dem antisexistischen Männerforscher zu,

(...) wie ich ihn mir vorstelle. Dieser muß seine Betroffenheit darüber, daß unsere Welt von Sexismus, Androzentrismus und Patriarchat geprägt ist, in seinen Forschungsprozess einbringen, seine Forschung soll von dieser Betroffenheit getragen sein. Dies impliziert aber, daß er sich als Täter sieht, daß er sich als Täter in den Forschungsprozess einbringt. Jedermann ist in irgendeiner Form Sexist und lebt in einer Umwelt, die auf ihn ausgerichtet ist. Und so auch der antisexistische Männerforscher. Durch meine Beschäftigung mit Feminismus bin ich sensibler geworden, sensibler für die Unterdrückungsmechanismen der Männer gegenüber Frauen [und nicht gegenüber anderen Männern!, H.-J.L.] und auch sensibler für eigene sexistische Verhaltensweisen. Und ich erlebe gerade auch in meiner Umwelt (in der Mutter Kirche), wie frei ich mich bewegen kann im Gegensatz zu Frauen, wie sehr diese meine Kirche auf den Mann ausgerichtet ist und wird.

Aber eines kommt bei Männern, die sich für eine antisexistische Männerforschung einsetzen noch dazu: Sie setzen sich ein für eine bessere Welt, in der die Unterdrückungsmechanismen aufgearbeitet und abgeschafft werden. Das heißt aber auch, sie selber haben sich aufgemacht, sich zu ändern. Und dazu gehört als erster Schritt sich selbst als TÄTER sehen. (...) Zuerst muß die Erkenntnis und das Bekenntnis zur Täterschaft erfolgen, und erst als zweites kann auf die möglichen Defizite des Mann-Seins eingegangen werden. (...) In der Täterschaft des Mannes liegt auch die Basis für eine Teilidentifikation. Da auch einer, der ‚antisexistische Männerforschung‘ betreibt, Täter war und ist, kann er sich auf diesem Wege in

jedermann hineindenken. (...) Dabei gilt es zu beachten, daß sich ‚unser Typ von Männerforscher‘ nicht mehr vollständig in einen Mann hineindenken kann, der noch kein Täterbewusstsein hat. (Dokumentation AK 1996, o.S.)

Bei einer Betrachtung dieser Gedanken aus heutiger Sicht wird das Angepasstsein in der Bewegung deutlich. Das untergründige, aber nie offen angesprochene Thema (‚Emotionale Substruktur‘; Meier-Seethaler 1992) von Schuld scheint auf. Der Eindruck entsteht, dass der Autor die Erblast, Teil der Unterdrückter zu sein, übernimmt und daraus den inneren Auftrag ableitet, die Partei der unterdrückten Frauen zu ergreifen, indem er gegen die männlichen Täter argumentiert. Unklar bleibt seine ‚Angst vor der Frau‘ als Hintergrundthema. Diese Position war in dem damaligen Diskussionszusammenhang sehr häufig verbreitet. Wohingegen die Verletzbarkeit von Jungen und Männern ein völliges Tabu war. Da zugleich die Scham voreinander verhinderte, sich wirklich zu öffnen und alle anwesenden Männer kollektiv der Täterschaft verdächtigt wurden, führte diese Konstellation zu einem unentwirrbaren Konflikt in der Gruppe des AK Theorie, der psychodynamisch an einem späteren Zeitpunkt (im November 1989 im sogenannten „Nürnberger Eklat“¹⁰) explodierte.

Eine umfassendere Analyse der männlichen Schuld und Scham müsste den Zusammenhang von Männlichkeit mit den geistigen Fundamenten der aufgeklärten modernen Gesellschaft von Individualität und Rationalität herausarbeiten, wie dies in den Schriften Victor J. Seidlers zum Ausdruck gebracht wird (Seidler 1986, 1994). Die Vorstellung von Individualität geht einher mit der Unterdrückung emotionaler und körperlicher Anteile der Person und ist wesentliche Grundlage für die Verdrängung moralischer Wertungen hin zu abstrakter und entpersonalisierter Rationalität. Mit Beginn der Aufklärung führt die Gleichsetzung von Vernunft und Objektivität zum Verlust an Emotionsreichtum. Gefühle werden abgewehrt als irrationale und bedrohliche Bestrebungen des Selbst. Oftmals wird dies durch ein „rigoroses Ausschalten jedweder Emotionen und Gefühle erreicht, damit wir die an uns gestellten Anforderungen erfüllen können.“ (Seidler 2001, 125) Damit verbunden ist ein in überlieferten Männlichkeitskonzepten verwurzelter Selbsthass. Dieser Selbsthass wird in dem zuvor vorgestellten Artikel über die Anforderungen an Männerforscher deutlich. Die Ambivalenz nicht zum eigenen Mannsein stehen zu können, indem sie etwas für sich selbst tun, scheint das zentrale Dilemma vieler als veränderungswillig sich darstellender Männer zu sein. Aufschlussreich wäre es, zu überprüfen, was von diesen Denkschemata des „Retters der Frauen“ auch heute noch bei Männerforschern wirksam ist. „Die Tyrannei der edlen Ritter“ (Hornstein, 1994) geht davon aus, dass als schützenswert die Schwachen gelten – und das sind eben Kinder und Frauen. Eine ritterliche Geste, welche eben für den Retter stärkend wirkt! Die Männer suchen unbewusst „nach Erlösung von den Zweifeln der eigenen Männlichkeit, die sie von den Frauen erhoffen“ (ebd., 15). Bündnisse mit den Machthabenden stellen die Verhältnisse nicht in Frage, sondern verfolgen die Tendenz, diese zu stabilisieren.

In dem Diskussionszusammenhang des AK bestand Konsens, Geschlechterverhältnisse unter dem Aspekt der Macht und der Herrschaft zu analysieren. Connells Ansatz der „hegemonialen Männlichkeit“ war die mehr oder weniger klar ausgesprochene Grundlage der Männlichkeitsanalyse (vgl. Connell 1983/1988). Bei der Konkretisierung dieser Analyse gab es hingegen viele strittige Punkte. So ging es beispielsweise um die Fragen:

- Sind Männer unterdrückt?
- Warum sollten sich Männer ändern?
- Haben Männer ein Eigeninteresse an Veränderung oder brauchen sie Zwang, damit sie sich verändern?
- Gibt es den ‚neuen‘ Mann?
- Können sich Männer emanzipieren?
- Können Männer Opfer sein?
- Wie verorten sich die Teilnehmer politisch im Feld der Geschlechterpolitik?
- Welche Relevanz hat überhaupt eine politische Verortung?

Methodisch wurde ständig um eine angemessene Balance zwischen Inhalten und Formen der Zusammenarbeit gerungen. Die anfängliche Form entsprach der traditionellen versachlichten Forschungskultur (Papers, Diskurse, Informationsaustausch), die zunehmend abgelöst wurde von umfassenderen, unmittelbaren und persönlicheren Umgangsformen.

Verständlich ist in dieser Phase der Verunsicherung der Wunsch nach mehr Ordnung im Zeitlichen und strukturellen Ablauf. (...) dass es in informellen Gesprächen besser gelingen mag, Persönliches zu objektivieren im Sinne einer Verarbeitung des Gruppen- und des eigenen Prozesses und umgekehrt leicht ist, bisher verborgenes, subjektives Erleben im wissenschaftlichen Prozess fruchtbar zu machen. (Rückmeldung eines Teilnehmers zum Treffen im Mai 1988, in: AK Dokumentation 1996).

Der AK entschlief 1993 im 9. Jahr seines Bestehens. Danach kam kein Treffen mehr zustande. Die antisexistische Orientierung gekoppelt mit einem hohen Grad an moralisch aufgewerteter Selbstbestrafung hatte sich überholt und war nicht mehr zeitgemäß (Dokumentation AK 1996).

5. Der „Arbeitskreis Kritische Männerforschung“

Kurze Zeit später, 1994, wurde dann mit Unterstützung eines anderen Netzwerkes von männerbewegten Männern, dem „Pfefferprinz: Männernetzwerk und Aktion“ ein neuer AK Kritische Männerforschung angeschoben (Brzoska 1996, 86-88). Deren Ziel war es,

die Diskussion und Theoriebildung zu Männern, Männlichkeiten und Geschlechterverhältnissen zu fördern und zur überregionalen Vernetzung von an Männerforschung Interessierten beizutragen. Zudem initiiert der AK Treffen bzw. Tagungen für seine Mitglieder und/oder Interessierte (siehe ihre Homepage www.menstudy.de).

Zwischen Dezember 1994 und März 2000 fanden jährliche Treffen statt und es erschien der *Rundbrief Kritische Männerforschung*, der 19 Nummern erreichte. Er kam vierteljährlich heraus und verstand sich in erster Linie als Diskussions- und Informationsplattform des AK (siehe www.menstudy.de). Neben Artikeln zur Männer- und Geschlechterforschung und zur praktischen Männerarbeit enthielt der Rundbrief Berichte über Forschungsvorhaben und -ergebnisse, Informationen zu thematisch relevanten Kongressen und Seminaren, Rezensionen von Männerforschungsliteratur und ein Diskussionsforum. Das Arbeits- und Diskursklima in dem neuen AK Kritische Männerforschung war im Vergleich zu ihrem Vorläufer offener und menschenzugewandter, wie dies in einem Bericht über einen Workshop des AK in Dänemark zum Ausdruck kommt (Lenz 1997). Die Ergebnisse dieses Netzes sind folglich auch fruchtbarer gewesen, wenngleich es nur sechs Jahre hielt.

Exemplarisch für die anspruchsvolle Diskussionskultur ist die durch Ralf Langes Thesen im Rundbrief 4 vom September 1995 ausgelöste Debatte über Männerforschung und ihre Funktion.

Im Folgenden die Thesen von Ralf Lange (Lange 1995):

- Kritische Männerforschung teilt die grundlegende Einsicht der Frauenforschung, daß Geschlechter und unser Verständnis vom Geschlechterverhältnis Produkte sozialer Konstruktionsprozesse sind.
- Ich männerforsche, was Mann nicht gesehen hat! Die Produktion von Wissen war und ist androzentrisch dominiert und gleichzeitig blind für die Erfahrung der Welt in spezifisch männlicher Perspektive.
- Kritische Männerforschung stellt die Verschiedenartigkeit und Vielfalt von Männlichkeitskonstruktionen in Geschlechterverhältnissen in den Mittelpunkt der Analysen.
- Kritische Männerforschung versteht sich als kritische Ergänzung einer feministisch orientierten Frauenforschung, die das Geschlechterverhältnis als Macht- und Gewaltverhältnis zwischen Männern und Frauen versteht.
- Moderne Gesellschaften werden im Interesse von Männern durch Männer dominiert. Kritische Männerforschung fragt nach Hintergründen dieses Herrschaftsinteresses und bezweifelt die Nützlichkeit männlicher Hegemonie für Männer (und Frauen).
- Kritische Männerforschung ist interdisziplinär angelegt und bezieht sich auf Analysen aus Sozial-, Geistes- und Naturwissenschaften.
- Männer als Subjekte und die soziale Konstruktion von Männlichkeit(en) in Geschlechterverhältnissen sollten in erster Linie auf individueller und intersubjektiver Ebene ohne Objektivitätsanspruch erforscht werden.

In der weiteren Diskussion entwickelten Oliver Geden und Johannes Moes ihre Gedanken „Von der kritischen zur reflexiven Männerforschung“ (Geden, Moes 2001).

Nach einigen Jahren qualitativ hochwertiger Gestaltung des Rundbriefes (vgl. Abb. 4) auf der Basis eines ehrenamtlichen Engagements einiger männerbewegter Männer wurde deutlich, dass der Rundbrief ohne weitere Professionalisierung der Herausgeberschaft keine längere Überlebenschance hatte. Die Idee einer wissenschaftlichen Zeitschrift für Männerforschung kam auf, konnte jedoch nicht umgesetzt werden, da sich weder ein Verlag, noch Mäzene, geschweige denn eine wissenschaftliche Institution fanden, die diese Arbeit für unterstützenswert hielten. Die letzte Ausgabe war das Heft 18/19 im Jahr 2000. Mit der Einstellung des Rundbriefes fanden auch keine jährlichen Treffen des Arbeitskreises mehr statt. In der Berliner Region besteht noch ein lockerer Verbund von Männern, die in pädagogischen Feldern tätig sind (vgl. „Aktuelles/ Interna“ auf www.menstudy.de). Die bisherigen Hauptakteure wandten sich den am Horizont sich inzwischen abzeichnenden neuen geschlechterpolitischen Akzenten zu, speziell auch Gender Mainstreaming und seiner Umsetzung in Form von Gender Trainings.

REGISTER DER RUNDBRIEFE 0 - 10**RUNDBRIEF NR. 0 SEPTEMBER 1994**

- Fragebogen an die Interessenten am AK Kritische Männerforschung

RUNDBRIEF NR. 1 DEZEMBER 1994

- Auswertung der Fragebögen und Vorstellung des Konzepts von Rundbrief und Arbeitskreis
- Beantwortung der Fragebögen
- Neues vom Männernetzwerk

RUNDBRIEF NR. 2 MÄRZ 1995

- *Holger Brandes*: Homosexualität - das dritte Geschlecht? Sexualität, Lebensstil und das Verhältnis zum männlichen Körper
- *Ralf Lange*: „Backlash or New Horizons?“ Bericht von einer internationalen Tagung der Universität Bielefeld zur Geschlechterforschung
- *Briefe und Meinungen; Infobörse*
- Beantwortung der Fragebögen II

RUNDBRIEF NR. 3 JUNI 1995

- *Holger Brandes*: Unter Männern. Möglichkeiten und Perspektiven analytischer Männergruppen.
- *Ralf Lange*: Bericht vom ersten Treffen des AK Kritische Männerforschung auf Schloss Noer am 28.05.95
- *Ralf Lange*: Management, Macht und die Konstruktion von Männlichkeiten in Organisationen. Thematische Orientierung, Problemaufriss und Arbeitshypothesen.
- *Tim Rohrmann*: Profilierung, Professionalisierung und Konkurrenz: Nachgedanken zum ersten Treffen des Arbeitskreises in Noer.
- *Tim Romann*: Zu Holger Brandes' Artikel: Homosexualität - das dritte Geschlecht.

RUNDBRIEF NR. 4 SEPTEMBER 1995

- *Ralf Lange*: Victor J. Seidler. Portrait eines britischen Männerforschers.
- *Stephan Höyng, Ralf Puchert, Christian Raschke*: Innerbetriebliche Gleichstellung - Reaktionen von Männern auf Frauenfördermaßnahmen.
- *Buchbesprechung*: Trio Virilent: Überraschend Beraten. Niedrigschwellige Sexual- und Lebensberatung für Männer.
- *Holger Brandes*: Zur Kritik von Tim Rohrmann an meinem Artikel in Rundbrief Nr. 2.
- *Ralf Lange*: Thesen zur „Kritischen Männerforschung“ als Bestandteil soziologischer Analysen der Geschlechterverhältnisse.

RUNDBRIEF NR. 5 DEZEMBER 1995

- *Wolfgang Weil*: Männergruppenarbeit.
- *Wolfgang Weil*: Männergruppenarbeit verändert das Geschlechterstereotyp.
- *Rezension*: L. Christof Ambruster, Ursula Müller und Marlene Stein Hilbers (Hrsg.): Neues Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse. (*Ralf Lange*)
- *Rezension*: Männlichkeiten. Heft 56/57 der Zeitschrift Widersprüche. (eingesandt von *Heinz Bartjes*)
- *Wolfgang Weil*: An die Mitglieder des Arbeitskreises.
- *Ludger Jungnitz*: Pfefferprinz update.

RUNDBRIEF NR. 6 MÄRZ 1996

- *Willi Walter*: Männer entdecken ihr Geschlecht. Inhalte, Ziele, und Motive Kritischer Männerforschung.
- *Stefan Beier*: Die Kritik in der kritischen Männerforschung.
- *Tim Rohrmann*: (Kommentar zu) Männergruppenarbeit.
- *Tim Rohrmann*: (Kommentar zu) Hetero- und homosexuelle Identität.
- *Karl-Heinz Michels*: Materialsammlung zum AK Antisexistische Männerstudien.

RUNDBRIEF NR. 7 JULI 1996

- *Jeff Hearn*: Current Trends and Challenges for Research. (Nachdruck aus: *The IASOM Newsletter, 1/96*)
- *Rezension*: Markus Gumpinger: Der Wandel der Geschlechterrollen als Ausgangspunkt reflexiver Männerbildung. Theoretische und praktische Aspekte eines neuen Bildungsansatzes. (*Ludger Jungnitz*)
- *Willi Walter*: Vorstellung der Zeitschrift *masculinities: Interdisciplinary Studies on Gender*.

RUNDBRIEF NR. 8 OKTOBER 1996

- *Max Peschek*: Der Erde eine Stimme geben. Über Männerbewegung und Ökologie.
- *Detlef Ax*: Interviewreihe zur Männerarbeit in Bremen. Teil 1: Max Peschek von *men's circle*.
- *Fritjof Bönold*: Diplomarbeit zu Jungen im Kindergarten.
- *Rezension*: Wolfgang Nacken: „Neue Männer braucht das Land...“ Überlegungen zu einer antipatriarchalen politischen Männerbildung. (*Ludger Jungnitz*)
- *Neuerscheinungen*
- *Ludger Jungnitz*: Treffen des Pfefferprinzen.
- *Georg Brzoska*: Pfefferprinz: German men's network.

RUNDBRIEF NR. 9 JANUAR 1997

- *Peter Esser*: Zum Artikel von Max Peschek in Rundbrief Nr. 8.
- *Erich Landrocker*: Die dunkle Seite der Spiritualität: Ebenfalls „über Männerbewegung und Ökologie“.
- *Detlef Ax*: Interviewreihe zur Männerarbeit in Bremen. Teil 2: Magnus Vorwold vom Männertherapiezentrum.
- *AK-Treffen 1996*
- *Rezension*: Hans-Joachim Lenz: Spirale der Gewalt. Jungen und Männer als Opfer von Gewalt. (*Ralf Lange*)
- *Neuerscheinungen, Infobörse*
- *Ralf Lange*: Kritische Männerforschung im Internet

RUNDBRIEF NR. 10 APRIL 1997

- *Tim Rohrmann*: Jungen in Kindertagesstätten / Forschungsprojekt „Manns-Bilder“ - Jungen in Tageseinrichtungen für Kinder / Handbuch zur geschlechtsbezogenen Pädagogik in Kindertagesstätten / Fachtreffen für Fortbilder.
- *Stephan Höyng*: Arbeitszeitverkürzung bei Führungskräften.
- *Tim Rohrmann*: Zu den Abgrenzungskämpfen in der Männerbewegung
- *Wolfgang Weil*: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten...
- *Rezension*: Holger Brandes und Hermann Bullinger: Handbuch Männerarbeit. (*Christian Ritter*)
- *Ralf Lange*: Kritische Männerforschung im Internet
- *Ludger Jungnitz & Willi Walter*: Eine kleine Geschichte des Arbeitskreis Kritische Männerforschung
- Vorstellung der Mitarbeiter des Rundbriefs

Abb. 4: Register der Rundbriefe 0-10 des „AK Kritische Männerforschung“

6. Männerforschung kommt in Bewegung

In der Zwischenzeit hatte sich ein neuer Zusammenhang gebildet: die AG Männer- und Geschlechterforschung. Sie wurde im Dezember 1997 in Berlin gegründet. In einer Pressemitteilung „Gründungstreffen unter dem Motto ‚Zwischen allen Stühlen‘“ (AG Männer- und Geschlechterforschung 1998, 40) heißt es:

Kritische Männerforschung hat im deutschsprachigen Raum im Gegensatz zu den anglo-amerikanischen Ländern noch immer keinen angemessenen Stellenwert und so besteht etwa in der Bundesrepublik noch immer kein Lehrstuhl für kritische Männerforschung. Männer- und geschlechterforschende Wissenschaftler sind in der Regel in ihren Einrichtungen isoliert, von ihren männlichen Kollegen gering geschätzt, von der Frauenforschung mit Misstrauen betrachtet.

Wesentliches Ziel sei es, kritische Männerforschung sowie von Männern durchgeführte Geschlechterforschung in der Scientific Community stärker zu verankern. Es wird die Forderung erhoben „ausreichend Fördermittel für kritische Männerforschung bei staatlichen und privaten Fördereinrichtungen bereitzustellen sowie Stellen an universitären und außeruniversitären Einrichtungen einzurichten“ (ebd.). Diese sollten jedoch nicht von den vorhandenen Mitteln für Frauen- und Geschlechterforschung abgezogen werden, sondern müssten zusätzlich aufgebracht werden. Des Weiteren wird angekündigt, einen Beitrag zur Entwicklung umfassender Gender Studies zu leisten und auf diese Weise den demokratischen Geschlechterdialog befördern zu wollen. Dies könne nur interdisziplinär angelegt sein und sollte einen starken Praxis-Bezug aufweisen.

Nach einigen Tagungen und internen Streitigkeiten spaltete sich die AG auf:

- Die eher akademisch Orientierten: Als AIM Arbeitskreis für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung – Kultur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften organisierte sich ein SNetz im Sommer 1999 ein erstes Treffen, auf dem die formelle Gründung des AIM vorbereitet wurde. Ziel des AK ist die wissenschaftliche Erforschung von Mannsein und Männlichkeiten im Sinne der interdisziplinären Geschlechterforschung (vgl. ihre Internetseite www.ruendal.de).
- Die eher Männerbewegungs- und Politikorientierten: Im Jahre 2001 bildete sich in Kooperation mit der Heinrich-Böll-Stiftung das FORUM Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse (www.forummaenner.de). Das FORUM ist ein bundesweites Netzwerk von Männern, das sich teilweise auch mit Männer- und Geschlechterforschung, neben anderen Schwerpunkten wie Jungen- und Männerarbeit, Männer- und Väterberatung, Männerpolitik, Gender Mainstreaming und Gender-Training beschäftigt. Das FORUM veranstaltet zweimal jährlich Fachtagungen, die themenzentriert unterschiedliche Blickrichtungen aus Theorie,

Forschung, Praxis und Politik zusammenbringen und dem Erfahrungsaustausch dienen.

7. Die Aktualität der Männerforschung

Lange Zeit fehlte im Gleichstellungsdiskurs und in der Geschlechterforschung ein differenziertes Männlichkeitsverständnis. Unhinterfragt wurde Geschlecht mit Weiblichkeit gleichgesetzt, während Männlichkeit implizit als hegemoniale Männlichkeit, dem Maßstab geschlechterpolitischen und -forscherischen Handelns, konstruiert wurde. Mit der „Öffnung des feministischen Blicks auf den Mann“ (Engelfried, 1997), der Pluralisierung von Männlichkeiten und der Untersuchung der Hegemonie- und Dominanzbeziehungen zwischen diesen Männlichkeiten in Connells „Masculinities“ (1995) wurden wichtige Eckpunkte für eine Differenzierung des Blickes auf Männer und Männlichkeit gesetzt.

In der vorliegenden Forschungsliteratur zu Männlichkeit gibt es große Unterschiede hinsichtlich des zugrunde liegenden Verständnisses, ihrer methodischen Zugänge, in der Auswahl der Forschungsgegenstände, im Erkenntnisinteresse und in der Qualität der Erkenntnisse.

Der Verständigungsprozess, welche Art von Männerforschung mit welchen Methoden und zu welchen Zielen betrieben werden soll, steht noch am Anfang.

Auffallend ist, dass die Interaktion zwischen den Autoren im Feld der Männerforschung wenig entwickelt ist. Im Vordergrund steht die Äußerung der eigenen Gedanken, um sich positionieren zu können: die Selbstdarstellung als männerforschender Autor. Wenn Bezug aufeinander genommen wird, geschieht dies häufig negativ voneinander abgrenzend, ohne gegenseitige Wertschätzung.

Der Label ‚Männerforschung‘ bedeutet nicht selbstverständlich, sich jenseits eines biologistischen Verständnisses mit Männlichkeit auseinanderzusetzen. Vielmehr kann sich darunter auch eine sehr tradierte Sichtweise von Männlichkeit verbergen. Am Beispiel der ‚Männergesundheitsforschung‘ lässt sich dies zeigen: Hurrelmann und Kolip weisen darauf hin, dass die bisherige Gesundheitsforschung männerlastig war und das bio-soziale Geschlecht als bedeutsamen Faktor in der Untersuchung von Bedingungen des Gesundheitsverhaltens und der Strukturen der Gesundheitsversorgung ignoriert habe:

Durch den impliziten Androzentrismus, also die Annahme einer männlichen Sichtweise als Standard für Studienergebnisse, methodische Anlage und Interpretation entsteht noch keine Männergesundheitsforschung, die die spezifischen Gesundheitsprobleme von Männern sensibel und profiliert herausarbeitet. Im Gegenteil wird durch eine unbewusst parteiliche Forschung gerade der Blick auf die Besonderheiten des männlichen Geschlechts im Umgang mit Körper und Psyche und bei der Auseinandersetzung mit sozialen und physischen Umweltbedingungen verstellt. (Kolip/Hurrelmann 2002, 16)

Die Notwendigkeit von Männerforschung scheint inzwischen von einigen wenigen Wissenschaftlern in ihren Fachdisziplinen als Herausforderung erkannt zu werden. Exemplarisch werden im Folgenden einige Bereiche kurz skizziert¹¹:

1) Jungenforschung bildet sich gegenwärtig als ein völlig neuer Zweig der Männerforschung heraus (vgl. Schultheis/ Strobel-Eisele/ Fuhr 2006). Als Bestseller und Klassiker des Wissens über Jungen galt lange die populärwissenschaftliche Abhandlung „Kleine Helden in Not“ von Dieter Schnack und Rainer Neutzling (1990). In einer sekundäranalytischen Interpretation von vorliegenden insbesondere statistischen Daten zum Gesundheitszustand gelang es zum ersten Mal einen ‚jungenspezifischen‘ Blick zu entfalten. Die erste qualitative Studie zu Gesundheitsproblemen und Sexualaufklärung bei Jungen wurde von Reinhard Winter und Gunter Neubauer für die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Winter/ Neubauer 2004) durchgeführt. Mit der in der Folge der Pisa-Studie (Pisa 2003) aufgestellten These der Benachteiligung von Jungen im Bildungssystem (Cornelissen 2004) wird das öffentliche Augenmerk auf die Lebenssituation von Jungen gelenkt. Es wird nun zunehmend realisiert, dass es kaum geschlechtsbezogenes Wissen zu Jungen insbesondere im schulischen Bereich gibt.

2) Die Gesundheit von Männern war lange Zeit ein vernachlässigtes Thema. Nicht nur, dass Männer dazu neigen, ihrer Gesundheit weniger Aufmerksamkeit zuzubilligen. Auch im wissenschaftlichen Feld war Männergesundheit lange nicht im Fokus, was sich langsam verändert (Hurrelmann/ Kolip 2002). Thomas Altgeld (2004) legte einen Sammelband vor, in dem zum ersten Mal gesundheitsfördernde und präventive Aspekte der seit Mitte der 1990er Jahre im medizinischen Feld entdeckten ‚Männergesundheit‘ zusammengetragen werden. Ein weiterer Sammelband gibt eine interdisziplinäre und multiprofessionelle Einführung in „Männerleben und Gesundheit“ (Stiehler/ Klotz, 2007). Aufschlussreich ist, dass einer der größten Risikofaktoren für Männergesundheit – die gegen Männer gerichtete Gewalt – bislang aus diesem Diskurs ausgeklammert bleibt (Lenz, 2007).

3) In modernen Gesellschaften wird Männlichkeit zentral über Erwerbsberufarbeit definiert. Daran hat sich trotz des seit den 1970er Jahren allmählich einsetzenden und in den 1990er Jahren beschleunigenden Umbaus des Erwerbssystems (Massenarbeitslosigkeit, Abbau des Normalarbeitsverhältnisses, zeitliche und örtliche Flexibilisierung der Arbeit) wenig verändert. Lange Zeit wurden die spezifischen Problemlagen, die sich für Männer daraus ergeben, ignoriert. Politisch wird inzwischen erkannt, dass Männer (ebenso wie Frauen) ein Problem mit der Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben haben. Der geschlechtsdifferenzierende Blick mit Fokus auf Männer ist relativ neu. Mitte der 1990er Jahre haben Dieter Schnack und Thomas Gesterkamp zum ersten Mal über *Hauptsache Arbeit – Männer zwischen Beruf und Familie* (1996) berichtet. Unter dem Titel *Die Krise der Kerle* wurde von Gesterkamp nun eine

Studie zum „männlichen Lebensstil und dem Wandel der Arbeitsgesellschaft“ (2004) vorgelegt. In einem Forschungsprojekt der Europäischen Union (*Work Changes Gender*) wurden die Zusammenhänge zwischen Berufsarbeit, dem männlichen Selbstbild und den Geschlechterbeziehungen untersucht und ein Vergleich zwischen fünf europäischen Ländern und Israel vorgenommen (Puchert/ Abril 2005).

4) Der Diskurs um Gewalt und Geschlechterverhältnis wurde dreißig Jahre lang nach dem Muster ‚Frauen sind Opfer, Männer sind Täter‘ konstruiert (Hagemann-White 1995). Dabei wurde nur Frauen ihre Verletzbarkeit zugestanden, während Männern ihre Verletzbarkeit auf einer politischen und wissenschaftlichen Ebene vorenthalten blieb. Die Folge ist ein großer Wissensunterschied hinsichtlich der Gewalt, der jedes Geschlecht ausgesetzt ist. Mit dem langsamen Bewusstwerden dieser geschlechterstereotypen Konstruktionen stellt sich inzwischen die Notwendigkeit ein, die männliche Verletzbarkeit zu erforschen mit der Folge eines entsprechenden Wissenszuwachses, der für politisches Handeln hinsichtlich der Schutzwürdigkeit von Männern von Bedeutung ist. Die Pilotstudie „Gewalt gegen Männer“ ist ein Meilenstein für eine differenzierte Wahrnehmung der gegen Männer gerichteten ‚Gewaltwiderfahrnisse‘ (Jungnitz/ Lenz/ Puchert u.a. 2007).

Die übergeordnete Frage ist, wie wird ein verborgenes soziales Problem zum ‚sozialen Problem‘, das von der Gesellschaft, Politik und Wissenschaft wahrgenommen wird? Wie setzen sich neue Paradigmen in der Politik und Forschung durch (Lenz, 2006)? Gewalt als Forschungsthema in einer integrativen Perspektive zu bearbeiten, ohne dass die eine gegen die andere Geschlechtsgruppe gegeneinander ausgespielt wird (Gahleitner/ Lenz 2007), ist eine neue zukünftige Aufgabe.

5) Psycho-soziale Probleme mit der Bewältigung von Männlichkeit sind zahlreich und vielfältig (Drogen, Gewalt, Selbstmord u.a.). Bereits 1996 versuchte das Handbuch Männerarbeit von Brandes/Bullinger einen Ein- und Überblick über das weite Feld zu geben. In der Sozialarbeit ist die geschlechtersensible Reflexion sozialer Problemlagen bislang überwiegend nur als ‚Probleme von Frauen‘ angekommen. Hollstein und Matzner erweitern und vertiefen die geschlechtersensibilisierende Perspektive in einem Sammelband zu „Sozialer Arbeit mit Jungen und Männern“ (2007).

Diese erstaunliche thematische Vielfalt darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass viele dieser Arbeiten unter sehr prekären Bedingungen entstanden, da Männerforschung überwiegend ohne Fremdressourcen in einem Feld mit geringen Berufsperspektiven für Männer betrieben wird. Im Gegensatz zur angelsächsischen, nordamerikanischen und skandinavischen Wissenschaftskultur findet sich in Deutschland bislang keine einzige Professur zur Männerforschung. Die wenigen Universitätsdozenten, die den Fokus auf Männerforschung richten (wie z.B. Lothar Böhnisch auf einem „Lehrstuhl für Sozialpädagogik und Sozi-

alisation der Lebensalter“ am Institut für Sozialpädagogik, Sozialarbeit und Wohlfahrtswissenschaften in Dresden), tun dies sozusagen als Hobby.

Eine durchgeführte Ad-hoc-Online-Recherche in einigen exemplarisch ausgewählten Fachbibliotheken scheint die fortdauernde wissenschaftsinstitutionelle Marginalisierung von ‚Männerforschung‘ zu bestätigen (Tab. 1).

Tabelle 1: Trefferzahlen einer Ad-hoc-Bibliotheksrecherche zur wissenschaftlichen Präsenz von „Männerforschung“ im Vergleich zur „Frauenforschung“ (21.06.2007).

	Gemeinsamer Bibliotheksverbund (GBV)	Universitätsbibliothek Freiburg (UB)	Südwestdeutscher Bibliotheksverbund (SWB)
„Frauenforschung“	4851	638	1601
„Männerforschung“	411	9	30

Doris Janshen vom Essener Kolleg für Geschlechterforschung wies vor acht Jahren schon daraufhin (1999, 6), dass hoch qualifizierte männliche Wissenschaftler mit der Ausrichtung auf Männerforschung große persönliche Risiken eingehen würden, da im deutschen Sprachraum Männerforschung sich nach wie vor durch ihre Marginalität auszeichne. An dieser Einschätzung dürfte sich bis heute nichts geändert haben.

D Die Zukunft der Männerforschung

Im Vergleich zur Zeit vor zwanzig Jahren stellt sich bei der Erforschung von Männern und Männlichkeiten – trotz der bisher begrenzten Ressourcen – im deutschsprachigen Raum eine gewisse Aufbruchstimmung ein. Als nächster Schritt steht nun die Einbindung von bislang überwiegend außerinstitutioneller Männerforschung in die Institutionen des Wissenschaftssystems an. Dessen Ressourcen könnten dazu beitragen, dass der Fokus auf Männer und Männlichkeit angemessen erweitert und vertieft würde.

Wichtig wäre eine Beschäftigung mit Problemstellungen, die im Kontext von Männerforschung bislang noch mehr oder weniger tabuisiert werden. Einige Beispiele hierfür:

- Männerforschung übersieht bislang die Aktualität der ‚sozialen Frage‘. Soziale Benachteiligung (vgl. Schroeder 2001), die Marginalisierung und Exklusion von Menschen beiderlei Geschlechts, die nicht mehr mit der Verwertungsgeschwindigkeit der kapitalistischen Vergesellschaftung mitkommen (Böhnisch 2003, 71 ff) werden weitgehend ignoriert. Grundleger werden die Gewalttätigkeit der neoliberalen Politik und ihre Aus-

wirkungen auf die Konstituierung von Männlichkeiten und die Lebensbedingungen von Männern als Ausdruck struktureller Gewalt bislang nicht thematisiert. Es fehlt eine Forschungsperspektive wie sie Bourdieu in seiner Studie *Elend der Welt* (Bourdieu u.a. 1997) vorgestellt hat und die mit einer geschlechtsdifferenzierenden Perspektive weiterentwickelt werden sollte.

- Der forschersche Blick auf Männlichkeiten fokussiert mit Connells Ansatz das kritische Hinterfragen von deren hegemonialen Formen. Die nicht-hegemonialen Männlichkeiten bleiben in dieser Perspektive bislang weitgehend ausgespart: Insbesondere fehlt eine Sozialgeschichte der anderen (nicht-kriegerischen und nicht-gewalttätigen) Männlichkeit. Diese zu entwickeln wäre wichtig auch im Hinblick auf überzeugende Vorbilder für die nachwachsenden jungen Männer. Woran kann sich eine nachfolgende Männergeneration angemessen geschlechtsbezogen orientieren? Was könnte unter einer ‚alternativen Männlichkeit‘ verstanden werden?
- Die männliche Verletzbarkeit befindet sich im toten Winkel des Geschlechter- und Gleichstellungsdiskurses. Auch die bisherige Geschlechter- und Männerforschung sparen sie systematisch aus (Lenz, 2003, 2006). Die Frage ist die nach dem impliziten und expliziten Männlichkeitsverständnis, das der ‚geschlechtsvergessenen‘ und ‚geschlechtsbewussten‘ Forschung zugrunde liegt. Weitere qualitative und quantitative Studien sind zudem notwendig (Jungnitz/ Lenz/ Puchert 2007, 277-282), um das Feld der männlichen Verletzbarkeit zu erhellen. Dabei ist darauf zu achten, dass die Perspektive auf männliche Opfer nicht für die Täterbekämpfung instrumentalisiert wird.
- Die Funktion, die die bisherige Geschlechter- und Frauenforschung bei der Konstruktion von Männlichkeiten einnimmt, müsste zudem genauer untersucht werden (Hagemann-White, 1995). Dabei ließe sich an zwei historischen Dokumenten ansetzen:
 - (a) Im Jahre 1984 stellte Lerke Gravenhorst Fragen zu Männer und Männlichkeit, die zu einer der heftigsten Auseinandersetzungen zwischen feministischen Sozialwissenschaftlerinnen führte:

An welchem Bild des männlichen Geschlechts sich dieser Teil feministischer Wissenschaft orientiert; welches Bild von Jungen und Männern er selbst erstellt. Ich blicke also auf uns innerhalb der feministischen Sozialwissenschaft als Konstrukteurinnen von Wirklichkeit. (...) Mir scheint es wichtig, die Frage zu stellen: Wieviel an Unterschiedlichkeit, an Möglichkeit, an Widersprüchlichkeit von Männern lassen wir zu, wollen wir und können wir sehen? (Gravenhorst 1988, 15 f)

(b) Die Begleitforschung zum ersten Frauenhaus in Berlin hatte einen Gewaltbegriff¹² gewählt, der dafür Raum ließ, die körperliche oder sexuelle Misshandlung eines Jungen durch seine Mutter zu erfassen, oder auch – außerhalb der Familie – die Ausnutzung einer Machtposition als LehrerIn, TherapeutIn oder VereinstrainerIn als Gewalt zu benennen. Dennoch ist diesem Thema wenig nachgegangen worden. Warum dies nicht geschah,

wäre genauer zu erkunden. Möglicherweise liegt dem eine Geringschätzung der männlichen Verletzbarkeit zugrunde. Dabei wäre auch das Verhältnis Mütter und Söhne genauer in den Blick zu nehmen, das bislang in der Geschlechterforschung weitgehend ausgespart bleibt, insbesondere auch unter der Fragestellung nach weiblicher Täterschaft.

Hagemann-White hatte bereits vor 30 Jahren darauf hingewiesen (Hagemann-White 1978), dass in der Frauenbewegung insbesondere in den USA eine starke Neigung bestand und besteht, ‚Geschlecht‘ auf biologische Gegebenheiten zurückzuführen. Diese Tendenz ist m.E. auch in der gegenwärtigen Frauen- und Geschlechterforschung – trotz vermeintlich gegenteiliger Diskurse wie Dekonstruktivismus – verstärkt zu beobachten. In der Weise, wie in dem seit über zwanzig Jahren fortdauernden Diskurs um Geschlecht und Gewalt ‚Mann‘ und ‚Männlichkeit‘ konstruiert wird (nur Frauen werden als ‚verletzungsoffen‘ bestimmt), könnte diese reduzierte Sicht auf Männlichkeit genauer untersucht werden.¹³

Für eine qualitativ hochwertige Weiterentwicklung der Männerforschung bedarf es der Qualitätskriterien für eine ‚gute‘ Männerforschung, die Antworten gibt auf Motive, Ziele und den Sinn von Männerforschung. Thematisch geht es insbesondere um folgende Bedingungen der Möglichkeit von

- Selbstreflexion des Männerforschers über die Motive seiner Tätigkeit einschließlich einer Auseinandersetzung mit den bewussten und unbewussten Motiven seines forscherschen Tuns. Wobei auch zu fragen ist, in wessen Auftrag der Männerforscher handelt. Welche Bedeutung haben dabei Scham und Schuld ein Mann zu sein? Gibt es eine Hypothek des Mannseins? Gibt es Zusammenhänge zur Hypothek der Deutschen angesichts der faschistischen Vergangenheit? Wie sind Frauen in diese Hypothek eingebunden? Welche Bedeutung hat

die anhaltende Entidealisierung und Männerverachtung auf Seiten der Frauen und eine schuldbewusste Selbstverleugnung der Männer, die bis zur Selbstzerstörung reicht, weil es auf der Handlungsebene fast ausschließlich Männer waren, die die Kriege angezettelt, den Faschismus geprägt, die Grausamkeiten ausgeübt hatten ... (Friesen 2006, 119)

- Wie Männer (und Frauen) mit der Männerforschung im Wissenschaftssystem umgehen, bedingt deren zukünftige Relevanz und Erkenntnistiefe. Die Gefahr besteht, dass sich in dem neuen Feld die Selbstinszenierung der Forschenden in den Vordergrund drängt, indem beispielsweise die Erforschung hegemonialer Männlichkeit mittels hegemonial männlichen Formen mit dem Ziel ihrer Stabilisierung geschieht. Damit fände Männerforschung vorrangig als Instrument der beruflichen Profilierung im Kontext von Konkurrenz um Hegemonie in dem neuen Feld Verwendung und würde inhaltlich damit eingeeengt auf Karriere fördernde Themen (Walter

- 2001, 22 f). Forschungsinhalte und -mittel müssen kongruent sein, sollen sie glaubwürdig wirken.
- Einmischung in die aktuellen gesellschaftlich-politischen Diskurse in alter aufklärerischer Tradition. Geschlechterforschung und damit Männerforschung sind das Produkt einer sozialen Bewegung, wodurch Männerforschung sich durch politische Implikationen konstituiert. Daraus ergibt sich die Frage, ob und wie der Männerforscher sich rückbindet in alternative männerpolitische, geschlechterpolitische und allgemeinere gesellschaftlich-politische Zusammenhänge.
 - Hebung des kritischen Potentials von Geschlechterforschung und damit auch von Männerforschung. Für die ersten GeschlechterforscherInnen war ‚Geschlecht‘ ein kritischer Begriff. „Andere Wirklichkeiten lassen sich nur durch eine radikale Kritik entwerfen.“ (Lenz 2001, 376) Dies erforderte die kritische Auseinandersetzung mit der Frage, wie in dieser Gesellschaft Wissen produziert wird, welches Wissen erwünscht ist und welches Wissen aus welchen Gründen ausgeklammert bleibt (Heuermann 2000; Vinnai 1993). Und es muss eine Kritik auf der Höhe der Zeit entwickelt werden, die Dinge ausspricht, zuspitzt und sich einmischt.
 - Auseinandersetzung mit Männlichkeit, Hierarchisierung und Ausgrenzung. Dies bedeutet insbesondere eine gesellschaftskritische Auseinandersetzung mit den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen, ihren Werten und Normen und ihrer Funktionsweise (Döge 1998). Eine Alternative zur herrschenden Sicht der Herrschenden über die Beherrschten könnte dadurch entwickelt werden.

Nach einer Phase der identitätsstiftenden Konstituierung von „Männerforschung“ sollte diese als eine selbstverständliche Forschungsperspektive im Sinne von Transdisziplinarität in die verschiedenen Fachdisziplinen eingebunden werden. Das Zukunftsprojekt der Geschlechterforschung wäre, wenn die polarisierende Zuschreibung der Geschlechter sich unter einer integrativen Perspektive auflösen ließe, weil Geschlecht von den Akteuren beiderlei Geschlechts und unabhängig vom biologischen Geschlecht selbstverständlich mitgedacht würde.

Im Jahre 2003 schloss ich einen Buchbeitrag mit folgender Vision, die ich an dieser Stelle wiederholen möchte:

Meine Vision von Männerforschung ist eine Geschlechterforschung, die durch geschlechtsbewusste Männer geschlechtshomogen und auch gemeinsam mit geschlechtsbewussten Frauen entwickelt würde. Die Mischung beider Geschlechter hätte den Vorteil, dass die vom jeweiligen Geschlecht verdrängten Seiten durch das andere Geschlecht gespiegelt werden könnten. Unter einer geschlechtsübergreifenden, gesellschaftspolitisch relevanten Problemstellung (z.B. Gewalt gegen Frauen und gegen Männer) könnten zudem Ansatzpunkte für eine gemeinsame Gegenstrategie gegen die strukturelle Verfügbarkeit beider Geschlechter unter den herrschenden Verhältnissen entwickelt werden. Ein derartig qualitativ neues

Forschungsparadigma würde eine Entscheidung für die Kritik an bestehenden Herrschaftsverhältnissen mit einer parteilich-empathischen Perspektive zu Gunsten von marginalisierten Menschen und einem hinlänglich hohen Grad an Selbstreflexivität des Forschers verbinden. Für deren konsequente Umsetzung bedürfte es allerdings noch vieler mutiger Frauen und Männer, die bereit sind, diesen steinigen Weg mit Beharrungsvermögen und Augenmaß – jenseits des Hauptstroms der Geschlechterklischees und -mythen – konsequent zu verfolgen. (Lenz 2003, 219 f)

Anmerkungen

- 1 Barbara Ehrenreich stellte 1983 die These auf, dass bereits vor dem Sichtbarwerden der „Frauenbewegung“ der Wandel von Männlichkeit in den USA in den frühen Fünfzigern begann, indem die Ernährerrolle des Mannes verfiel (vgl. Ehrenreich 1983). Ehrenreichs Buch erschien ein Jahr später in deutscher Übersetzung (1984).
- 2 Deren Internetseite www.xyonline.net ist sehr informativ. Hierin findet sich auch online die von Michel Flood aufgebaute und inzwischen in der 15. Version vorliegende Bibliografie *The Men's Bibliography*. Zum ersten Mal war sie 1992 erschienen.
- 3 Der *Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS)* – gegründet 1946, aufgelöst 1970 – war ein politischer Studentenverband in der früheren Bundesrepublik und West-Berlin. Er stand anfangs der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) nahe und wurde 1961 nach dem erzwungenen Unvereinbarkeitsbeschluss durch die Mutterpartei zum Sammelbecken der Neuen Linken. In der Studentenbewegung der 1960er nahm er eine führende Rolle ein.
- 4 Der Rechteinhaber des Motivs der Postkarte ist nicht bekannt. Die Karte wird vertrieben von der Felix-Fechenbach-Korporative, www.fechenbach.de.
- 5 Die apodiktische Aussage „DER MANN IST SOZIAL UND SEXUELL EIN IDIOT“ stand als Einleitungssatz in der Begründung der neuen Reihe.
- 6 Aus Anlass des 10-jährigen Jubiläums liegt eine Jubiläumsausgabe des „Halver Hahn – Männernachrichten aus Köln“ mit den Nummern 1-25 (1989-1998) vor.
- 7 In diesem Jahr fand das 25. Treffen statt (vgl. www.maennertreffen2007.de).
- 8 Die Heimvolkshochschule war *die* erste außerschulische Bildungseinrichtung, die sich mit Geschlecht und Bildung beschäftigte. Vom Juli 1986 bis Juli 1988 wurde ein Modellprojekt aus Mitteln des Bundesjugendplanes „Geschlechtsspezifische Bildungsarbeit für Jungen und Mädchen“, gefördert mit Mitteln des Bundesjugendplanes, durchgeführt (vgl. Book/ Ottemeier-Glücks et al. 1988). Dadurch konnte die Einrichtung als Kristallisationspunkt für weiterführende Entwicklungen dienen und hat lange Zeit das neue Feld geprägt (vgl. Glücks/ Ottemeier-Glücks 1996; Rauw/ Jantz 2001).
- 9 „Zur Begriffsklärung ‚Sexismus‘ – ein Geschlecht herrscht über das andere, aufgrund des Geschlechts; ‚Androzentrismus‘ – das gesamte gesellschaftliche Leben ist auf das vermeintliche Wohl des Mannes ausgerichtet; ‚Patriarchat‘ – Gesellschaftssystem, in dem ausschließlich ‚Väter‘ (und damit Männer) die rechtliche, soziale und ökonomische Herrschaft ausüben“ (als Fußnote aus: AK Dokumentation 1996, o.S.).
- 10 Bei dem „Nürnberger Eklat“ ging es darum, dass ich im Rahmen von geschlechtsspezifischer Bildungsarbeit an der Nürnberger Volkshochschule in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre einen Impuls von Christina Thürmer-Rohr aufgegriffen habe. Thürmer-Rohr empfahl 1987 in einer Veranstaltung in Nürnberg, dass sich Männer kritisch mit männlicher Gewalt und Lust auseinandersetzen sollten. Ein entsprechendes erwachsenenbildnerisches Projekt („Forschungsreise zu Stätten des Männervergnügens“ wurde von mir entwickelt und sollte den Rahmen für die männlichkeitskritische Auseinandersetzung bieten. Es kam jedoch nicht zu dessen Realisierung, da die örtliche Boulevardpresse, die seit Jahren über die erwachsenenbildnerischen Angebote für Männer belustigt und teilweise böseartig herzog, noch vor dem ersten Abend mit der Headline erschien: „Mit der Volkshochschule ins Bordell“. Ich selbst

wurde als der „Nürnberger Bordellführer“ dargestellt. Die Folge waren eine Absage des Kurses und monatelange lokalpolitische Auseinandersetzungen über die Legitimität männerkritischer Angebote (vgl. Lenz 1994b, 90 f).

Bei dem Treffen des Theorie-AK Männerstudien im November 1989 wollte ich mit den Anwesenden über das ‚gescheiterte‘ Projekt diskutieren und erntete dabei statt Verständnis nur Abwehr und Häme. Im Laufe des Wochenendes eskalierte dann die Dynamik, nachdem sich eine Kontroverse um die Frage entzündete, ob Männer auch Opfer von Gewalt sein können, was von den Wortführern des AK nachhaltig bestritten wurde; ein Ausdruck der Tabuisierung der männlichen Verletzbarkeit in dem antisexistischen Diskussionszusammenhang.

- 11 Die angeführten Publikationen sind unterschiedlicher Qualität und reichen von der populärwissenschaftlichen Darstellung über das Zusammentragen verschiedener Beiträge zu einem Themenbereich und der Herausgabe eines Sammelbands bis zu Bearbeitung eines Themenbereichs mittels qualitativer und bzw. oder quantitativer Methoden im streng wissenschaftlichen Sinn, die eigentliche Forschungsliteratur (z.B. Dissertation).
- 12 „Als Misshandlung begreifen wir jeden Angriff auf die körperliche und seelische Integrität eines Menschen unter Ausnutzung einer gesellschaftlich vorge-

prägten relativen Machtposition“; damit bezog sie „sowohl das Machtverhältnis Mann/ Frau wie auch das Machtverhältnis Erwachsene/ Kind ein“ (Hagemann-White/ Kavemann/ Kootz 1981, 24).

- 13 Die bisherige geschlechtsbezogene Gewaltforschung (und die daraus abgeleitete Politik zum Schutz von Frauen vor Gewalt) geht von einer stereotypen Gewaltdichotomie aus: Täter werden als männlich konstruiert und Opfer als weiblich. Bei dieser Konstruktionsweise werden verschiedene – für das Forschungsfeld wesentliche – Informationen unterschlagen: ca. 95 % aller in Deutschland lebenden Männer werden nie Täter von Gewalt. Auch Männer können Gewaltopfer auf einer körperlichen, emotionalen und sexuellen Ebene werden und Frauen können auch Täterin sein. Exemplarisch für diese Sicht, die Männer nicht als vollwertige Menschen konstruiert, bietet der British Crime Survey. Dort werden Items zur sexualisierten Gewalt von den Autorinnen so verwendet, dass die Verletzbarkeit des männlichen Geschlechtsorgans unterschlagen wird: „Nur das weibliche Geschlechtsorgan wird als verletzbar definiert und es wird nicht die Möglichkeit in Betracht gezogen, damit Missbrauch bzw. sexuelle Gewalt gegenüber Männern ausüben.“ (Lenz 2006, 103) Mithin wird „Verletzungsoffenheit“ als weiblich bestimmt, während Männer nur als „verletzungsmächtig“ gesehen werden. Eine Form von Sexismus.

Literatur

- AG MÄNNER- UND GESCHLECHTERFORSCHUNG (1998) „Arbeitsgemeinschaft Männer- und Geschlechterforschung gegründet.“ Pressemitteilung. *AK Kritische Männerforschung Rundbrief* Jg. 4, 12/13: 40.
- ALTGELD, THOMAS (2004) Hg. *Männergesundheit. Neue Herausforderungen für Gesundheitsförderung und Prävention*. Weinheim: Juventa Verlag.
- AUGUST, EUGENE R. (1994) *The New Men's Studies. A selected and annotated interdisciplinary bibliography* [1985]. Littleton, Col.: Libraries Unlimited.
- BAUMLI, FRANCIS (1985) Hg. *Men Freeing Men. Exploding the Myth of the Traditional Male*. Jersey City: New Atlantis Press.
- BAUSTEINEMÄNNER (2001) Hg. *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie* [1996]. Berlin, Hamburg: Argument.
- BENTHEIM, ALEXANDER/ ANDREAS HAASE (2004) *MännerProjekte – wohin? Workshop und Ergebnisse einer schriftlichen Erhebung unter Projekten in Deutschland, Österreich und der Schweiz* [1996/1997]. Hamburg/ Bielefeld. 05.08.07 <<http://www.switchboard-online.de/downloads/maennerprojekte.pdf>>.
- BENTHEIM, ALEXANDER (2000) *Kurze Geschichte der Männerprojekte. Beitrag zur Tagung „Männerlernprozesse – vor dem Aufschwung oder im Rückschlag?“ Ak Kritische Männerforschung Rundbrief* Jg. 6, 18/19: 34–39.
- BÖHNISCH, LOTHAR (2003) *Die Entgrenzung der Männlichkeit. Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang*. Opladen: Leske + Budrich.
- BONORDEN, HEINZ (1985) *Was ist los mit den Männern? Stichworte zu einem neuen Selbstverständnis*. München: Biederstein.
- BOOK, MECHTHILD/ FRANZ GERD OTTEMEIER-GLÜCKS/ BRUNHILD SANDER (1988) *Parteiliche Mädchenarbeit & antisexistische Jungenarbeit. Abschlußbericht des Modellprojektes „Was Hänschen nicht lernt ... verändert Clara nimmer mehr!“ Geschlechtsspezifische Bildungsarbeit für Jungen und Mädchen gefördert mit Mitteln des Bundesjugendplanes*. Hg. Heimvolkshochschule „Alte Molkerei Frille“.
- BOURDIEU, PIERRE/ ALAIN ACCARDO (1997) *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz: UVK Universitäts-Verlag Konstanz.
- BRADLEY, MIKE/ LONNIE DANCHIK/ MARTY FAGER (1975) *Unbecoming Men. Eine Männergruppe schreibt über die Unterdrückung und über sich* [1971]. Übersetzt und gemacht von der Männergruppe Aachen. Washington: Times Change Press.
- BRANDES, HOLGER/ HERMANN BULLINGER (1996) Hg. *Handbuch Männerarbeit*. Weinheim: Beltz Psychologie-Verlags-Union.
- BROD, HARRY (1987) *The making of masculinities. The new men's studies*. New York: Routledge.
- BROD, HARRY (1991) The „man question“ in academia. *Changing men: Issues in Gender, Sex and Politic*, 22: 37–38.
- BRZOSKA, GEORG (1996) „Männerpolitik und Männerbewegung.“ *Handbuch Männerarbeit*. Hg. Holger Brandes/ Hermann Bullinger. Weinheim: Beltz Psychologie-Verlags-Union: 74–89.
- BRZOSKA, GEORG/ GERHARD HAFNER (1987) „Männerfragen im Patriarchat.“ *Gegenstimmen. Männerlesebuch*. Hg. Jörg Ehrenforth/ Herwarth Ernst. Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag: 109–123.
- CANAAN, JOYCE E./ CHRISTINE GRIFFIN (1990) „The New Men's Studies: Part of the Problem or Part of the Solution?“ *Men, Masculinities and Social Theory. Critical Studies on Men and Masculinities*. Hg. Jeff Hearn/ David H.J. Morgan. London: Unwin Hyman: 206–214.

- CONNELL, R.W. (1983) *Which Way Is Up? Essays on Sex, Class and Culture*. Sidney: Allen & Unwin.
- CONNELL, R.W. (1988) *Gender and Power: Society, the Person, and Sexual Politics*. Stanford: Stanford University Press.
- CONNELL, R.W. (1995) *Masculinities*. Sidney: Allen & Unwin.
- CORNELISSEN, WALTRAUD (2004) *Bildung und Geschlechterordnung in Deutschland. Einige Anmerkungen zur Debatte um die Benachteiligung von Jungen in der Schule*. 5.10.2007 <http://lernarchiv.bildung.hessen.de/archiv/erziehung/ezg/jungen/show_more?item_id=14614>.
- DÖGE, PETER (1998) „Thesen zu einer Erneuerung kritisch-materialistischer Gesellschaftstheorie.“ *AK Kritische Männerforschung Rundbrief* Jg. 4,12/13: 20–23.
- DÖGE, PETER (2001) *Männerforschung als Beitrag zur Geschlechterdemokratie. Ansätze kritischer Männerforschung im Überblick*. Literaturstudie im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin. (Als Broschüre gedruckt).
- DÖGE, PETER/ MICHAEL MEUSER (2001) Hg. *Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- DOKUMENTATION AK (1996) *Dokumentation Arbeitskreis Antisexistische Männerstudien, Männerforschung, Theorie*. Heimvolkshochschule „Alte Molkerei Frille“ 1985-1993. Übersicht über die Treffen. Unter Mitarbeit von Karl Heinz Michels. o.A.
- DUHM, DIETER (1984) *Angst im Kapitalismus. Versuch der gesellschaftlichen Begründung zwischenmenschlicher Angst in der kapitalistischen Warengesellschaft* [1972]. Heidelberg: Kübler Verlag.
- EHRENREICH, BARBARA (1984) *Die Herzen der Männer. Auf der Suche nach einer neuen Rolle*. rororo Sachbuch 7844. Reinbek: Rowohlt.
- ENGELFRIED, CONSTANCE (1997) *Männlichkeiten. Die Öffnung des feministischen Blicks auf den Mann*. Weinheim: Juventa.
- FEMIANO, SAM (1991) „The Evolution of Men's Studies.“ *Changing men: Issues in Gender, Sex and Politics* H. 22: 39.
- FORD, DAVID/ JEFF HEARN (1988) *Studying Men and Masculinity. A sourcebook of literature and materials*. Bradford: University Printing.
- forum-maenner.de. Homepage FORUM MÄNNER in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse. 14.08.2007 <<http://www.forum-maenner.de/>>.
- FRIESEN, ASTRID VON (2006) *Schuld sind immer die anderen! Die Nachwehen des Feminismus: frustrierte Frauen und schweigende Männer*. Hamburg: Ellert & Richter.
- GAHLEITNER, SILKE B./ HANS-JOACHIM LENZ (2007) *Gewalt und Geschlechterverhältnis: Interdisziplinäre und geschlechtersensible Analysen und Perspektiven*. Weinheim: Juventa.
- gaystudies.com. Research Papers on Gay & Lesbian Studies. Hg. Paper Store Enterprises. <<http://www.gaystudies.com/>>.
- GEDEN, OLIVER/ JOHANNES MOES (2002) Reflexive Männerforschung. *Die Philosophin – Forum für feministische Theorie und Philosophie* Jg. 11, 22: 10–36.
- GESTERKAMP, THOMAS (2007) *Die Krise der Kerle. Männlicher Lebensstil und der Wandel der Arbeitsgesellschaft* [2004]. Münster: Lit.
- gewaltberatung.org. 14.08.07 <<http://www.gewaltberatung.org/>>.
- GLÜCKS, ELISABETH/FRANS-GERD OTTEMEIER-GLÜCKS (1996) Hg. *Geschlechtsbezogene Pädagogik. Ein Bildungskonzept zur Qualifizierung koedukativer Praxis durch parteiliche Mädchenarbeit und antisexistische Jungenarbeit*. Münster: Votum Verlag.
- GRAVENHORST, LERKE (1988) „Private Gewalt von Männern und feministische Sozialwissenschaft.“ *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der*

- feministischen Diskussion*. Hg. Carol Hagemann-White/ Maria S. Rerrich Bielefeld: AJZ-Verlag: 12–15.
- HAFNER, GERHARD (1996) „Männerbüros.“ *Handbuch Männerarbeit*. Hg. Holger Brandes/ Hermann Bullinger. Weinheim: Beltz Psychologie-Verlags-Union: 446–454.
- HAGEMANN-WHITE, CAROL (1995) „die Konstruktoren des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht.“ *Konstruktion von Geschlecht*. Hg. Ursula Pasero/ Fiederike Braun. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft, 182–198.
- HAGEMANN-WHITE, CAROL/ BARBARA KAVEMANN/ JOHANNA KOOTZ (1981) *Hilfen für mißhandelte Frauen. Abschlußbericht der wissenschaftlichen Begleitung des Modellprojekts Frauenhaus Berlin*. Stuttgart: Kohlhammer.
- HAGEMANN-WHITE, CAROL (1978) „Die Kontroverse um die Psychoanalyse in der Frauenbewegung.“ *Psyche* Jg. 32, 8: 732–763.
- HEARN, JEFF (1987) *Gender of Oppression. Men, Masculinity and the Critique of Marxism*. Ort Prentice Hall Europe.
- HEARN, JEFF/ DAVID H.J. MORGAN (1990) Hg. *Men, Masculinities and Social Theory. Critical Studies on Men and Masculinities*. London: Unwin Hyman.
- HEUERMANN, HARTMUT (2000) *Wissenschaftskritik. Konzepte, Positionen, Probleme*. Tübingen: Francke.
- HOLLSTEIN, WALTER (1979) *Die Gegengesellschaft. Alternative Lebensformen*. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.
- HOLLSTEIN, WALTER (1988) *Nicht Herrscher, aber kräftig. Die Zukunft der Männer*. Hamburg: Hoffmann u. Campe.
- HOLLSTEIN, WALTER/ MICHAEL MATZNER (2007) *Soziale Arbeit mit Jungen und Männern*. München: Reinhardt.
- HORNSTEIN, HARVEY A. (1994) *Die Tyrannei der edlen Ritter. Männer, die Frauen retten wollen*. Reinbek. Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- HUMANISTISCHE UNION (1976) Hg. *Emanzipation der Männer. Vorgänge – Zeitschrift für Gesellschaftspolitik* 19. Weinheim.
- JANSHEN, DORIS (1999) „Frauenforschung plus Männerforschung gleich Geschlechterforschung?“ *Geschlechterforschung und kritische Männerforschung*. Dokumentation zur Fachtagung am 24. 9. 1999. Hg. Bündnis 90/ Die Grünen im Landtag Nordrhein-Westfalen.
- JUNGNITZ, LUDGER/ HANS-JOACHIM LENZ/ RALF PUCHERT/ HENRY PUHE/ WILLI WALTER (2007) Hg. *Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland*. Opladen: Budrich.
- KARL, HOLGER (1997) „Eine Geschichte der Vereinnahmung. Holger ‚Bewegungsmelder‘ Karl über die deutschen Männertreffen.“ *Moritz – Zeitschrift für Männer in Bewegung* 31: 28–32.
- KAUFMAN, MICHAEL (1987) *Beyond patriarchy. Essays by men on pleasure, power and change*. Toronto: Oxford University Press.
- KAUFMAN, MICHAEL (2001) „Die Konstruktion von Männlichkeit und die Triade männlicher Gewalt“ [1996]. *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Argument-Sonderband. Hg. BausteineMänner. Berlin/ Hamburg: Argument: 138–171.
- KIMMEL, MICHAEL S. (1988) *Changing men. new directions in research on men and masculinity*. Newbury Park: Sage Publication.
- KOLIP, PETRA/ KLAUS HURRELMANN (2002) „Geschlecht – Gesundheit – Krankheit: Eine Einführung.“ *Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Männer und Frauen im Vergleich*. Handbuch Gesundheitswissenschaften. Hg. Hurrelmann, Klaus/ Petra Kolip. Bern: Huber, 13–31.
- LANGE, RALF (1995) „Thesen zur ‚Kritischen Männerforschung‘ als Bestandteil soziologischer Analysen der Geschlechter-

- verhältnisse.“ *AK Kritische Männerforschung Rundbrief* Jg. 2, 4:14–17.
- LAUTMANN, RÜDIGER (1993) *Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte*. Frankfurt/M.: Campus-Verlag.
- LENZ, HANS-JOACHIM (1994b) „Geschlechtsspezifische Bildungsarbeit am Beispiel des Nürnberger Männerprogramms.“ *Auf der Suche nach den Männern – Bildungsarbeit mit Männern*. Hg. Ders. Frankfurt/M.: Deutsches Institut für Erwachsenenbildung.
- LENZ, HANS-JOACHIM (1994a) Die Mühen, Männerbildung vom Kopf auf die Füße zu stellen. Einführung in die Männerbildung. *Auf der Suche nach den Männern. Bildungsarbeit mit Männern*. Hg. Hans-Joachim Lenz. Frankfurt/M.: Deutsches Institut für Erwachsenenbildung: 10–60.
- LENZ, HANS-JOACHIM (1997) „Den Anderen stärken, um selbst stärker zu werden – Männerforschung, wie sie leibt und lebt.“ Bericht von der Werkstatt des AK Kritische Männerforschung vom 25. Mai bis 31. Mai 1997 in Dänemark. *AK Kritische Männerforschung Rundbrief*, Jg. 3, 11:18–19.
- LENZ, HANS-JOACHIM (2001) „Mann versus Opfer? Kritische Männerforschung zwischen der Verstrickung in herrschende Verhältnisse und einer neuen Erkenntnisperspektive.“ *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Argument-Sonderband. Hg. BauSteineMänner. Berlin/ Hamburg: Argument, 359–396.
- LENZ, HANS-JOACHIM (2003) „Gewalt gegen Männer. Eine grundlegende Herausforderung für Männerforschung.“ Paul M. Zulehner. *Ein Jahrzehnt Männerentwicklung*. Hg. MannsBilder. Ostfildern: Schwabenverlag, 209–220.
- LENZ, HANS-JOACHIM (2004) „Verloren im Mainstream!? Zehn Jahre Männernetz Hessen.“ „Verloren im Mainstream!?“. *Reader zur Fachtagung mit Verleihung des Förderpreis Gender 2003/04*. Hg. Männernetz Hessen e.V. Frankfurt/M. 15.08.2007 <<http://www.maennernetz-hessen.de/reader04.htm>>.
- LENZ, HANS-JOACHIM (2006) „Gewalt gegen Männer als neues Thema in Forschung und Gesellschaft. Fachwissenschaftliche Analyse.“ *Gewalt. Beschreibungen, Analysen, Prävention*. Hg. Wilhelm Heitmeyer/ Monika Schröttle. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung, 98–116.
- maennertreffen2007.de. Hg. Thomas H. Lemke. 05.08.2007 <<http://www.maennertreffen2007.de>>.
- MÄNNERWEGE (1996) Hg. *MännerProjekteListe. Männer- und Jungenarbeit im deutschsprachigen Raum*. Unter Mitarbeit von Alexander Bentheim und Michael Firle. Hamburg.
- MANN-O-MANN (1976) Hg. *Kalender 1976 für Männer*. Berlin.
- MEIER-SEETHALER, CAROLA (1992) *Ursprünge und Befreiungen. Die sexistischen Wurzeln der Kultur*. Frankfurt/M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- menstudy.de. Homepage AK Kritische Männerforschung. 14.08.2007 <<http://www.menstudy.de>>.
- menstudy.de. „Aktuelles/ Interna.“ Hg. AK Kritische Männerforschung. 14.08.2007 <<http://www.menstudy.de/ak-aktuell.htm>>.
- MERIAN, SVENDE (2005) *Der Tod des Märchenprinzen. Frauenroman* [1980]. Reinbek Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- MEULENBELT, ANJA (1995) *Die Scham ist vorbei: eine persönliche Geschichte* [1978]. München. Verlag Frauenoffensive.
- MEUSER, MICHAEL (2006) *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster* [1998]. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- MÜLLER, WOLFGANG/ ELISPILGRIM/ HERBERT PROSS (1976) Hg. *Männerbilder. Geschichten und Protokolle von Männern*. München: Trikont-Verlag

- ORTMANN, HEDWIG (2007) „Die Zukunft der Geschlechterbeziehungen. Voraussetzungen und Wirkungen eines integralen Bewusstseins.“ *Soziale Arbeit zwischen Ökonomisierung und Selbstbestimmung*. Hg. E. Jürgen Krauß/ Michael Möller/ Richard Münchmeier. Kassel: Universitäts-Verlag.
- PILGRIM, VOLKER ELIS (1973) *Der Untergang des Mannes*. München: Desch.
- PILGRIM, VOLKER ELIS (1977) *Manifest für den freien Mann*. München: Trikont-Verlag.
- PILGRIM, VOLKER ELIS (1986) *Muttersöhne*. Düsseldorf: Claassen.
- PISA 2003. Hg. Pisa-Konsortium Deutschland. 26.09.07 <http://pisa.ipn.uni-kiel.de/Ergebnisse_PISA_2003.pdf>.
- PLECK, JOSEPH H./ JACK SAWYER (1974) Hg. *Men and Masculinity*. New York: Prentice Hall.
- PLECK, JOSEPH H. (1981) *The Myth of masculinity*. Cambridge: MIT Press.
- PLECK, JOSEPH H. (2001) „Die männliche Geschlechtsrolle. Definitionen, Probleme und Quellen der Veränderung“ [1996]. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Jürgen Süßenbach. *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Argument-Sonderband. N.F., AS, 246. Hg. BauSteineMänner. Berlin, Hamburg: Argument, 27–37.
- PUCHERT, RALF/ PACO ABRIL (2005) *Work changes gender. Men and equality in the transition of labour forms*. Opladen: Budrich.
- QUERFURTH, GÜQ (1985) „Internationales Männertreffen. Aufbereitung 1984 Vorbereitung 1985.“ *Von Mann zu Mann*, 13: 32–34.
- RAUW, REGINA/ OLAF JANTZ/ ILKA REINERT/ FRANZ GERD OTTEMEIER-GLÜCKS (2001) Hg. *Perspektiven geschlechtsbezogener Pädagogik. Impulse und Reflexion zwischen Gender, Politik und Bildungsarbeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- ruendal.de. Homepage AIM AK für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung. 14.08.2007 <<http://www.ruendal.de/aim/gender.html>>.
- SCHMIDT, RENATE (1989) Hg. *Die Frauenfrage als Männerfrage*. Dokumentation der Anhörung der Fraktion der SPD im Deutschen Bundestag. Bonn. (Als Manuskript gedruckt).
- SCHNACK, DIETER/ THOMAS GESTERKAMP (1996) *Hauptsache Arbeit. Männer zwischen Beruf und Familie*. Reinbek: Rowohlt.
- SCHNACK, DIETER/ RAINER NEUTZLING (2006) *Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit* [1990]. Reinbek: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- SCHNEIDER, PETER (1974) „Die Sache mit der ‚Männlichkeit‘. Gibt es eine Emanzipation der Männer?“ *Kursbuch*: H. 35.
- SCHROEDER, JOACHIM (2001) „Ungleiche Brüder. Männerforschung im Kontext sozialer Benachteiligung“ [1996]. *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Argument-Sonderband. Hg. BauSteineMänner. Berlin, Hamburg: Argument, 300–326.
- SCHULTHEIS, KLAUDIA/ GABRIELE STROBEL-EISELE/ THOMAS FUHR (2006) *Kinder: Geschlecht männlich. Pädagogische Jungenforschung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- SCHWARZER, ALICE (2002) *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen. Frauen über sich* [1975]. Frankfurt/M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- SEIDLER, VICTOR JELENIEWSKI (1986) *Kant, respect and injustice. The limits of liberal moral theory*. London: Routledge & Kegan Paul.
- SEIDLER, VICTOR J. (1994) *Unreasonable men. Masculinity and social theory*. London: Routledge.
- SEIDLER, VICTOR J. (2001) „Vernunft, Moral und Männlichkeit“ [1996]. *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Berlin. Argument-Sonderband. Hg. BauSteineMänner. Hamburg: Argument, 111–137.

- SOAK-KOLLEKTIV (1973) *Mannheimer Papier – Angst und Feindseligkeiten in der politischen Gruppe*. Wunstdorf (als Manuskript gedruckt).
- STEFAN, VERENA (1994) *Häutungen* [1975]. Frankfurt: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- STIEHLER, MATTHIAS/ THEODOR KLOTZ 2007 *Männerleben und Gesundheit. Eine interdisziplinäre, multiprofessionelle Einführung*. Weinheim: Juventa.
- THE MEN'S BIBLIOGRAPHY. Hg. Michael Flood. <<http://mensbiblio.xyonline.net/>>.
- THÜRMER-ROHR, CHRISTINA (1990) „Einführung – Forschen heißt wählen.“ *Mitäterschaft und Entdeckungslust*. Hg. Studienschwerpunkt Frauenforschung am Institut f. Sozialpädagogik der TU Berlin. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 12–21.
- THEWELEIT, KLAUS (1986) *Männerphantasien*. Band I, II. Basel: Stroemfeld/ Roter Stern.
- VINNAL, GERHARD (1977) *Das Elend der Männlichkeit. Heterosexualität, Homosexualität und ökonomische Struktur Elemente einer materialistischen Psychologie*. Reinbek: Rowohlt.
- VINNAL, GERHARD (1993) *Die Austreibung der Kritik aus der Wissenschaft. Psychologie im Universitätsbetrieb*. Frankfurt/ M.: Campus.
- WALTER, WILLI (2000): „Gender, Geschlecht und Männerforschung.“ *Gender-Studien. Eine Einführung*. Hg. Christina von Braun/ Inge Stephan. Stuttgart: Metzler, 97–115.
- WALTER, WILLI (2001) „Männer entdecken ihr Geschlecht. Zu Inhalten, Zielen, Fragen und Motiven von Kritischer Männerforschung“ [1996]. *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Argument-Sonderband. N.F., AS, 246. Hg. BauSteine-Männer. Berlin, Hamburg: Argument, 13–26.
- WINTER, REINHARD/ GUNTER NEUBAUER (2004) *Kompetent, authentisch und normal? Aufklärungsrelevante Gesundheitsprobleme, Sexualaufklärung und Beratung von Jungen. Eine qualitative Studie im Auftrag der BZgA* [1998]. Köln.
- xyonline.net. Homepage XY: men, masculinities, and gender politics. 14.08.2007 <<http://www.xyonline.net/>>.

Nina Baur

Der perfekte Vater Männer im Konflikt zwischen eigenen Vorstellungen und institutionellem Rahmen

Warum Vaterschaft?

Das Thema ‚Vaterschaft‘ kann an sich interessieren, aber auch zu verschiedenen anderen Forschungstraditionen erhellende Sichtweisen beisteuern. So sieht die deutsche Familiensoziologie die Kernfamilie als Triade (Vater – Mutter – Kind). Die Frauenforschung fragt dagegen, wie gleiche Lebenschancen für Männer und Frauen hergestellt werden können. Hierzu genügt es nicht, einseitig den Blick auf Frauen zu werfen: Gesellschaftliche Machtpositionen werden in der Regel von Männern eingenommen, und die meisten Deutschen verbringen den größten Teil ihres erwachsenen Lebens in einer stabilen,¹ heterosexuellen² Partnerschaft, so dass Frauen nicht abstrakt, sondern gegenüber konkreten Männern in konkreten Beziehungen benachteiligt sind. Weibliche Lebensgestaltung kann sich demnach nur verändern, wenn sich gleichzeitig die der Männer ändert. Sowohl die Familien- als auch die Frauenforschung gehen ex- oder implizit davon aus, dass Mütterlichkeit stark mit Weiblichkeit assoziiert wird. Analog stellt sich im Rahmen der Männerforschung die Frage, wie wichtig Väterlichkeit für Männlichkeit ist. Schließlich ist das Thema ‚Vaterschaft‘ auch aus Sicht der aktuellen öffentlichen Debatte um den demografischen Wandel und den Umbau des Sozialstaats relevant: Dort wird vor allem diskutiert, warum *Frauen* keine Kinder bekommen. Die Beiträge von *Männern* zur Familiengründung und bei der Kindererziehung werden dagegen weitgehend ausgeblendet, obwohl die meisten Kinder in Partnerschaften geboren werden und aufwachsen.

Blinde Flecken der bisherigen Vaterschaftsforschung

Die genannten Forschungstraditionen haben sich bislang weitgehend unabhängig voneinander und auf sehr unterschiedliche Weise dem Thema ‚Vaterschaft‘ gewidmet: Ein Schwerpunkt der Geschlechtersoziologie liegt auf normativen Vorstellungen zur häuslichen Arbeitsteilung beziehungsweise Berufstätigkeit

von Müttern (Hofäcker/ Lück 2004; Lück 2006) sowie der in Partnerschaften tatsächlich praktizierten häuslichen Arbeitsteilung (Cyprian 1996; Fthenakis/ Kalicki/ Peitz 2002; Pinl 2004; Döge/ Volz 2004; Grunow 2007). In der Regel fokussieren diese Arbeiten auf Frauen und behandeln damit Männer und Väter nur indirekt, insofern sie das Leben von Frauen beeinflussen.

Die Männerforschung untersucht verschiedene Aspekte von Männlichkeit (Luedtke/ Baur (Hg.) 2007). Leitgebend ist der Gedanke, dass verschiedene Männlichkeitsvorstellungen parallel existieren. Männer fechten untereinander Kämpfe aus, welche Männlichkeitsvorstellungen hegemonial sind und wer in diesem System der Über- und Unterordnung welchen Rang einnimmt (Connell 1995; Meuser/ Scholz 2005). Männlichkeit kann folglich in verschiedenen Domänen etabliert werden. Ein Mann, der in einem Bereich nicht der hegemonialen Form der Männlichkeit entsprechen kann oder will, kann dies durch besonders männliches Verhalten in anderen Bereichen kompensieren (Meuser 2007). Ein Großteil der Forschung konzentriert sich auf Beruf und Karriere (Baur/ Luedtke 2007; Scholz 2007), die sexuelle Orientierung (Connell 1995), Militär (Frevert 1996; Janshen 2001), Gewalt (Kersten 1999; Meuser 2003; Boatcă 2004), Körperbilder und Sport (Zurstiege 1998; Becker 2000). Der Bereich Vaterschaft wird dagegen weitgehend ausgeblendet.

Die Demografie widmet sich dem tatsächlichen Reproduktionsverhalten der Deutschen und konstatiert Geburtenraten, die seit Mitte der 1960er konstant deutlich unter dem Reproduktionsniveau liegen. Bekannt ist, dass (westdeutsche) Frauen immer später ihr erstes Kind bekommen, dass die Zahl der kinderlosen Frauen steigt und dass beide Trends umso stärker ausgeprägt sind, je höher das Bildungsniveau der Frau ist (Kreyenfeld/ Konietzka 2007; Wirth 2007). Infolge der (meist implizit bleibenden) Annahme, dass jede Frau mit (genau) einem Mann Kinder bekommt und dass Männer jederzeit Kinder bekommen können, wurden auch in dieser Forschungstradition Männer bis vor etwa zwei Jahren nur implizit berücksichtigt, was sich u.a. darin ausdrückt, dass es an Daten über das männliche Reproduktionsverhalten mangelt (Hank/ Tölke 2005; Eckhard/ Klein 2006).

Der Fokus der Familiensoziologie und Psychologie liegt dagegen auf der Vater-Kind-Beziehung (Bereswill 2006; King 2006) und auf Erziehungsvorstellungen von Vätern. Gefragt wurde insbesondere, wie sich Vaterabwesenheit und konkretes Erziehungsverhalten auf die kindliche Entwicklung beziehungsweise die Beziehung der Mutter zum Kind auswirken (Fthenakis 1983; 1985; 1999). Einige jüngere Arbeiten über den Kinderwunsch von Männern (Eckhard/ Klein 2006) krankten daran, dass sie nur eine bestimmte Teilgruppe von Männern in den Blick nehmen: Väter in heterosexuellen Partnerschaften. Singles und kinderlose Männer werden implizit als ‚Noch-Nicht-Väter‘ konzeptualisiert.

Eine Reihe von Fragen bleibt also offen (Hank/ Tölke 2005): Wie wichtig ist Väterlichkeit für Männlichkeit? Was macht einen guten Vater aus? Beeinflusst die Vaterschaftsvorstellung eines Mannes sein Reproduktionsverhalten? Wollen Männer überhaupt Kinder bekommen? Stehen Kinder im Konflikt mit anderen Lebenszielen, etwa einer liebevollen Partnerschaft, beruflichem Erfolg, einem

erlebnisorientierten Lebensstil, materiellen Gütern wie Autos und einem eigenen Haus? Und wie unterscheiden sich verschiedene Subgruppen von Männern hinsichtlich dieser Punkte?

Um diesen Fragen nachzugehen, stelle ich im Folgenden zunächst den theoretischen Rahmen vor, mit dessen Hilfe ich das Thema ‚Vaterschaft‘ konzeptionalisierere. Da sowohl der institutionelle Rahmen, als auch existierende Vaterschaftsvorstellungen kulturell variieren und historisch gewachsen sind, zeichne ich nach, wie sich Vaterschaftsbilder in Deutschland historisch gewandelt haben. Hierauf aufbauend versuche ich, die oben gestellten Fragen mit Hilfe der Ergebnisse einer standardisierten Befragung zu beantworten.

Theoretischer Rahmen *Rollenkonflikte*

Im Folgenden nähere ich mich dem Thema ‚Vaterschaft‘ von dreierlei Blickwinkeln. Erstens ist kein Mann nur und ausschließlich Vater (oder Nicht-Vater). Vielmehr nimmt er in verschiedenen Lebenssphären und gegenüber verschiedenen Personen(gruppen) sehr unterschiedliche Rollen³ ein, etwa gegenüber einer Frau (die nicht unbedingt die Mutter seiner Kinder sein muss) die des (romantischen, sexuellen bzw. wirtschaftlich-finanziellen) Partners (Burkart/Koppetsch 2001), gegenüber seinen eigenen Eltern die des Sohnes, gegenüber seinem erweiterten sozialen Umfeld die des Freundes (Stiehler 2003; Jösting 2007), des Verwandten, Bekannten, Nachbarn (Crow 2007), gegenüber seinem Arbeitgeber die des Arbeitnehmers (Collinson/ Hearn 2005). Gleichzeitig kann ein Mann öffentliche Person (Whitehead 2002, 113-123, 143-145) sein – als Politiker, als ehrenamtlich Tätiger, als Gemeindemitglied, als Vereinsmitglied, als Sportler usw. Dazu kommen seine eigenen persönlichen (Freizeit-)Interessen. Aus Sicht des einzelnen Mannes ist also die Vaterrolle eine Rolle unter vielen, die er ausbalancieren muss und die mit anderen Rollen in Konflikt geraten kann.

Dimensionen der Elternrolle

Wechselt man den Blickwinkel auf die Elternschaft, so fällt auf, dass diese verschiedene Bedeutungsdimensionen und Aufgaben beinhaltet, die von irgend jemand erfüllt werden müssen (Vater, Mutter, Dritte) und die deshalb historisch und kulturell unterschiedlich stark von Vätern eingenommen werden können (Schütze 1988; Lenzen 1997):

- Die (*rein biologische*) *Erzeugung* soll im Folgenden nicht weiter betrachtet werden, weil soziale Vaterschaft die biologische überlagert (Giuliani 2006; Döring 2002) und für zwischenmenschliche Beziehungen und die Kindesentwicklung die bedeutendere ist.⁴

- Elternschaft kann heißen, dass die Eltern das Kind vor äußeren (physischen) Gefahren *beschützen* (Lenzen 1997). Klassisch ist das Beschützen in Deutschland eine Aufgabe des Vaters.
- *Fürsorge* (Misra 2007) ist dagegen eine klassische Aufgabe der Mutter (Brannen 2007; Dermott 2007) und beinhaltet im engeren Sinne die (Kleinkind-)Pflege, im weiteren Sinne auch die Hausarbeit und andere Tätigkeiten, die hierzu erforderlich sind, etwa Kochen, Waschen, Putzen, Arztbesuche, Besuch des Elternsprechtags usw.
- Mit der Fürsorge eng verwoben, aber dennoch von ihr abzugrenzen, ist die *emotionale Unterstützung* (Eller/ Alexandre 2007). Wenn ein Kind hingefallen ist und sich verletzt hat, gehen Fürsorge (die Wunde verarzten) mit emotionaler Unterstützung (Trösten) Hand in Hand und sind heute hauptsächlich Muttersache (Brannen 2007; Dermott 2007). Emotionale Unterstützung kann aber auch bedeuten, dass die Eltern das Kind bei der langfristigen Lebensplanung (Berufswahl, Partnerwahl usw.) unterstützen.
- Elternschaft bedeutet seit der Erfindung der Kindheit in der Neuzeit (Ariès 1978) auch *Erziehung*, wobei diese wiederum Verschiedenes bedeuten kann, etwa reine Fürsorge, liebevolle emotionale Unterstützung, distanzierte Lenkung des Kindes von außen, aber auch strenge Disziplinierung, also das Gegenteil von Emotionalität, aber paradoxerweise gerade aus einer tiefen emotionalen Bindung heraus (Baumgart (Hg.) 2001).
- In modernen kapitalistischen Gesellschaften kosten Kinder nicht nur Zeit, sondern auch Geld, und ihre Lebenschancen hängen von einer guten (Aus)Bildung ab, die ebenfalls sehr teuer sein kann (Nachhilfe, Studiengebühren usw.). Deshalb ist es auch Aufgabe der Eltern, ihre Kinder *finanziell zu versorgen*, was ebenfalls eine klassische Aufgabe des Vaters ist.

Vaterschaft im sozialen Kontext

Konkrete Praxen der Vaterschaft sind immer in soziale Netze und Institutionen eingebettet. In Deutschland gilt seit den 1950ern die Norm der modernen Kleinfamilie, die aus der Triade Vater – Mutter – Kind besteht (Niehuss 1999; Lennox 2005; Plötz 2006). In ihr hat ein Vater nicht nur eine direkte Beziehung zu seinem Kind, sondern auch zur Kindesmutter. Einerseits kann die Mutter durch ihr Verhalten die Beziehung des Vaters zu seinem Kind beeinflussen (und umgekehrt), andererseits ist die Mutter für den Vater meist mehr als nur die Mutter seiner Kinder (zum Beispiel auch Gefährtin und Sexualpartnerin). Letztere Rollen können durchaus in Konflikt mit der Mutterrolle treten (etwa hinsichtlich der Aufmerksamkeit, die eine Frau auf ihren Partner und ihre Kinder verteilen muss). Wie bereits erwähnt wurde, können neben der Mutter auch Personen des sozialen Nahraums den Vater in der Ausübung seiner Vaterrolle bzw. hinsichtlich bestimmter Aspekte der Vaterrolle fördern oder behindern.

Die Unterstützungsnetzwerke des sozialen Nahfeldes sind eingebettet in einen weiteren institutionellen Rahmen, der von politischen Akteuren innerhalb eines bestimmten (Kultur-)Raums bzw. (National-)Staats gestaltet wird (Hauser 1997, 521). Diese institutionellen Arrangements weisen für die heutige Bundesrepublik folgende Kennzeichen auf:

- *Koppelung der Ernährerfähigkeit an den Arbeitsmarkt*: Wohlstand wird in Deutschland seit der Industrialisierung vornehmlich über ein Erwerbseinkommen erworben. (Bezahlte Berufs-)Arbeit ist also Basis für die Fähigkeit von Eltern, ihre Kinder finanziell zu versorgen. Damit wirkt die gesamtwirtschaftliche Entwicklung auf die Fähigkeit Einzelner zurück, eine Familie zu gründen und langfristig zu ernähren. Der Wegfall des Familieneinkommens durch Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität oder Tod des Familienernährers kann den Ruin der gesamten Familie bedeuten.
- *Statuserhalt durch Sozialversicherungssysteme*: Deshalb hatten die Bismarck'schen Sozialversicherungen neben dem Ziel, die Arbeiterschaft in die Gesellschaft zu integrieren und die Sozialdemokratie zu schwächen, auch das Ziel, die Familie des Arbeitnehmers vor den schlimmsten Folgen des Verlusts seiner Arbeitskraft zu schützen (Ritter 1989; Esping-Andersen 1990; Lottes (Hg.) 1993). Ansprüche auf Sozialleistungen werden vorrangig über Sozialversicherungsbeiträge erworben, sind also an abhängige Beschäftigung auf dem Arbeitsmarkt gekoppelt, und die Versicherungssysteme zielen auf Statuserhalt ab (Bonß/ Ludwig-Mayerhofer 2000). Deutschland ist damit der Prototyp des konservativen Wohlfahrtsstaats (Esping-Andersen 1990; Hofmeister/ Blossfeld/ Mills 2006; Hofäcker 2006).
- *Subsidiaritätsprinzip und Vorleistungen der Familie für den Arbeitsmarkt*: Die Gesamtwirtschaft ist gemäß dem Prinzip der Sozialen Marktwirtschaft aber nicht nur die Basis für die Finanzierung des Sozialstaats. Umgekehrt greifen Arbeitgeber auf eine ganze Reihe von Leistungen zurück, die gesellschaftlich erbracht werden und der (Re)Produktion von Arbeitskraft dienen, etwa Ausbildung des Personals, Pflege- und Hausarbeit (Müller-Armack 1981; Grosser et al. (Hg.) 1988; Zinn 1992). Diese sozialen Dienstleistungen können über den Markt, den Staat oder über den sozialen Nahraum, namentlich die Familie, erbracht werden. Welche dieser Lösungen zu bevorzugen ist, ist eine normative Frage.⁵ Allerdings legt jede Gesellschaft über den regulativen und institutionellen Rahmen spezifische Lösungen nahe (Baur 2001, 136-145). Der deutsche Sozialstaat beruht auf dem Subsidiaritätsprinzip: So viele soziale Leistungen wie möglich (insbesondere Pflege-, Erziehungs- und Hausarbeit) sollen innerhalb der Familie erbracht werden. Dies entlastet den Staat von der Verpflichtung, Leistungen wie qualitativ hochwertige Kinderbetreuungsangebote oder Ganztagschulen selbst bereitzustellen.
- *Geschlechterarrangements*: Deutscher Sozialstaat und Arbeitsmarkt sind *nicht* geschlechtsneutral. Vielmehr basieren sie auf dem Ernährer-Haus-

frau-Modell (Ostner 1995; Pfau-Effinger 1999): Der Arbeitsmarkt geht davon aus, dass der typische Arbeitnehmer ein Vollzeit berufstätiger Familienvater (also Mann!) ist. Damit soll einerseits sein Einkommen hoch genug sein, um eine Familie zu ernähren (Kolbe 2002). Andererseits kann der Mann sich voll auf die Arbeit konzentrieren (sowohl emotional, als auch hinsichtlich der Arbeitszeiten), denn der Sozialstaat geht von einer nicht erwerbstätigen Hausfrau und Mutter aus, die die Pflege- und Erziehungsarbeit übernimmt und ihrem Mann den Rücken frei hält (Baur 2001, 141-142).

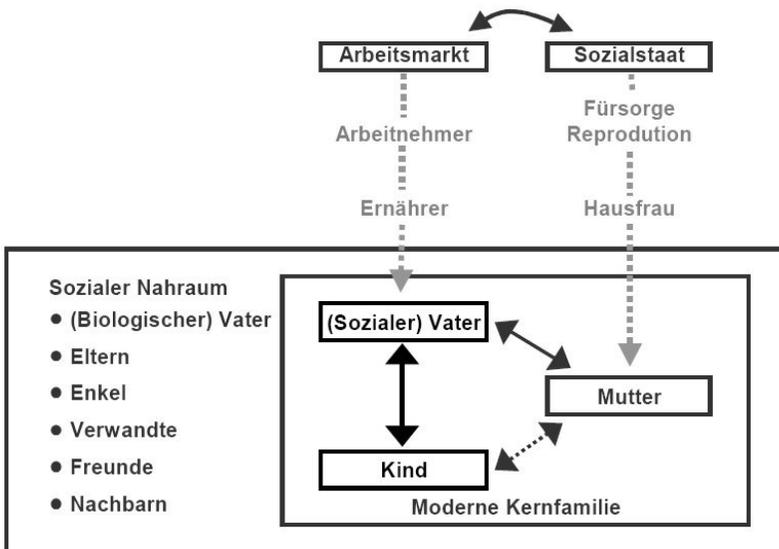


Abb. 1: Vaterschaft im sozialen Kontext des Hausfrau-Ernährer-Modells

Individuelles Denken und Handeln (einschließlich Vaterschaft) sind demnach in einen institutionellen Rahmen eingebettet (vgl. Abb. 1), der bestimmte Mentalitäten und Alltagspraktiken fördert, andere behindert (Williams 1989; Pfau-Effinger 1999; Crouch/ Streeck 2000; Lehbruch 2001). Wie diese Institutionen konkret ausgestaltet werden, hängt von den historisch-kulturellen Rahmenbedingungen in ihrer Entstehungszeit ab. Mit der Zeit kommt es zu einem *lock-in*: Verschiedene Institutionen werden aufeinander abgestimmt und stabilisieren das Gesamtsystem, so dass etablierte Strukturen einen Wettbewerbsvorteil gegenüber Neuerungen haben. Sobald es zu dieser Verfestigung kommt, ist es schwierig, sie wieder aufzulösen, weshalb typische nationale Entwicklungspfade zu beobachten sind (Borchert 1998; Mósesdóttir 2000; Pfau-Effinger 2001, 2004; Crouch/ Farrell 2002, Thelen 2002).

Historischer Wandel der Vaterrolle

Wie ist das deutsche Institutionengefüge historisch entstanden, wie hat es sich entwickelt, und wie wirkt es mit den Alltagspraxen der Vater- bzw. Elternschaft zusammen?⁶

Die Herausbildung des Ernährerideals im 19. Jahrhundert

Das mittelalterliche Ideal des ‚Hausvaters‘ vereinte mit Ausnahme der Fürsorgearbeit alle Aspekte der Elternschaft: Der adlige Mann beschützte Leib und Ehre nicht nur seiner Kinder, sondern auch seiner Frau, seines Gesindes und seiner Leibeigenen, wobei ‚Schutz‘ unmittelbar militärischen Schutz und Gerichtsbarkeit beinhaltete. Er hatte dafür zu sorgen, dass sein Gut gut geführt war, so dass niemand hungern musste, und er hatte seine Familie zu erziehen in dem Sinne, dass er moralisch über sie wachen musste, was auch die körperliche Züchtigung von widerspenstigen Mitgliedern beinhaltete (Lenzen 1997; Hendrix 1995).

Inwieweit der Hausvater bereits im Mittelalter emotional für seine Familie sorgte, ist unklar. Sicher ist, dass man Frauen weder moralisch noch emotional noch intellektuell in der Lage sah, eine so anspruchsvolle Aufgabe wie Kindererziehung zu übernehmen. Aus heutiger Sicht erscheinen noch Mütter der frühen Neuzeit fast gleichgültig gegenüber ihren Kindern (Schütze 1988; 1991): Weil Mütter vor allem Arbeitskräfte waren, pflegten sie kleine Kinder nicht selbst. Bauers- und Bürgerfrauen gaben ihre Neugeborenen an deren Geschwister oder Großeltern ab, adlige Frauen an Ammen.

Sobald die Kinder alt genug waren, übernahm nicht die Mutter, sondern der Vater die weitere Erziehung (Hufton 1998). So schreibt Rousseau: „Wie die Mutter die wahre Amme ist, so ist der Vater der wahre Lehrer“ (zitiert nach Schütze 1988, 119), und auch seine Beschreibung der Vaterschaft zeigt, dass Mütter die Kinder allenfalls säugten, emotionale Bindungen zum Kind dagegen vom Vater aufgebaut wurden: „Aber die Geschäfte, der Beruf, die Pflichten! ... Ach ja, die Pflichten. Ohne Zweifel ist die Vaterpflicht die geringste“ (Rousseau zitiert nach Schütze 1988, 121-122).

Umgekehrt erscheint Heinz Ullsteins Beschreibung seiner Mutter fast absurd, weil wir uns heute ein solches Verhalten – wenn überhaupt – allenfalls von Vätern vorstellen können: „Sie hatte an nichts Freude und tat nichts mit Freude. Was sie machte, tat sie aus Pflichtgefühl oder von Ehrgeiz getrieben oder aus beiden Gründen“ (zitiert nach Schütze 1988, 125).

In der Neuzeit monopolisierte der Staat die Gewalt nach außen (Militär) und innen (Polizei, Rechtswesen) und entmachtete hierdurch den Hausvater. ‚Beschützen‘ ist seitdem eine staatliche Aufgabe, auch wenn es in der Regel Männer sind, die diese Aufgabe im öffentlichen Raum ausüben (Frevert 1996; Janshen 2001).

Langsam entwickelten sich pädagogische Erziehungsvorstellungen (Ariès 1978), und im Zuge der Industrialisierung entstand die Ideologie der Sphärentrennung. Arbeiten und Wohnen wurden getrennt (Habermas 1990), die Frau wurde in die Familie, der Mann auf den Arbeitsmarkt verbannt (Kocka 1990; Schütze 1988; 1991). Die Fürsorge-, Erziehungs- und emotionale Arbeit wurde von Ammen und Vätern auf Mütter übertragen (Frevert 1986). Die Väter dagegen wurden emotional aus der Familie gedrängt (Schütze 1988; 1991).

Die Fähigkeit eines Mannes, beruflich erfolgreich zu sein und seine Familie zu ernähren, wurde zu einem zentralen Bestandteil männlicher Selbstdefinition. Ab jetzt dominieren Beschreibungen von Vätern, die auch zu Hause emotional und intellektuell bei der Arbeit bleiben (Trepp 1996; Schütze 1988). Äußeres Zeichen des beruflichen Erfolgs eines Mannes und damit seines sozialen Prestiges wurde die Hausfrau (Niehuss 1999). Diese normativen Vorstellungen flossen in die Gestaltung des deutschen Sozialstaates ein und wurden durch ihn verfestigt, auch wenn nur wenige Familien dieses Ideal in der Praxis leben konnten.

Die Rekonstruktion des Ernährer-Haus-Frau-Modells nach 1945

Die hohe Arbeitslosigkeit im Zuge der Weltwirtschaftskrise 1929 beschnitt Männer in ihrer Fähigkeit, Ernährer zu werden, was mit als ein Grund für den Militarismus im Nationalsozialismus gilt (Hagemann 2002). Der 2. Weltkrieg steht für das endgültige moralische und faktische Versagen des männlichen Beschützers (Dennox 2003; Hagemann 2002).

Als Gegenentwurf zum nationalsozialistisch-militaristischen Mann rekonstruierte der westdeutsche Sozialstaat nach 1945 unter den Stichworten ‚Soziale Marktwirtschaft‘, ‚Sozialversicherungssysteme‘ und ‚Generationenvertrag‘ das Ernährer-Hausfrau-Modell und damit den Mann als Familienernährer (Kolbe 2002). Die amerikanische Besatzungsmacht, für die die bürgerliche Kleinfamilie der Gegenentwurf zum Kommunismus war, untermauerte diese Reformen durch Propaganda (Lennox 2005), und infolge der NS-Familienpolitik wurde staatliche Kinderbetreuung negativ besetzt.

Erstmals in der deutschen Geschichte wurde das Ernährer-Hausfrau-Modell, gestützt von einem florierenden Arbeitsmarkt und Sozialstaat, zur gesellschaftlichen Normalität der Mittelschicht (Niehuss 1999), auch wenn viele dieser Norm nicht entsprechen konnten (oder wollten). Im Gegenteil: Fast eine ganze Generation wuchs vaterlos auf, weil die Väter entweder gefallen, erst nach langer Kriegsgefangenschaft zurückkehrten oder traumatisiert waren (Schulz/Radebold/ Reulecke 2005; Jeffords 1998; Radebold 2006; Plötz 2006). Die übrig gebliebenen Männer versuchten den Nationalsozialismus zu vergessen, indem sie sich auf den Beruf konzentrierten (Biess 2002, Hagemann 2002). Über das ‚Normalarbeitsverhältnis‘ wurde Erwerbsarbeit endgültig ‚männlich‘ (Beck-Gernsheim 1980).

Widersprüchliche Entwicklungen im institutionellen Rahmen seit den 1970ern

Die Vordenker der sozialen Marktwirtschaft sahen zur Zeit des Um- und Wiederaufbaus Arbeitsmarkt, Sozialstaat und familiäre Beziehungen als miteinander verwoben und versuchten, diese Institutionen als Ganzes zu gestalten (Müller-Armack 1981; Grosser et al. (Hg.) 1988; Zinn 1992). Spätestens in den 1970ern ging dieses ganzheitliche Denken verloren und Politiker, Arbeitgeber und Gewerkschaften entwickelten Arbeitsmarkt und Sozialstaat getrennt weiter.

Innerhalb des Sozialstaates ruhen Kinderbetreuung und Bildungssystem auch heute noch auf dem Subsidiaritätsprinzip, weshalb die Politik kaum Kindergärten und Ganztagschulen bereitstellt. Gleichzeitig wurden seit Anfang der 1990er die Sozialversicherungssysteme nach und nach vom Familien- auf das Individualprinzip umgestellt.

Jüngstes Beispiel sind die Hartz IV-Reformen: Während das alte Arbeitslosengeld auf Statuserhalt von Mittelschicht-Familien abzielte und deshalb bei Arbeitslosigkeit des Ernährers unbegrenzt weiter bezahlt wurde, behandelt das Arbeitslosengeld II jeden Bedürftigen einzeln und (unabhängig von der sozialen Herkunft) gleich (Jann/ Schmid (Hg.) 2004). Damit droht gerade Mittelschicht-Familien, die das Hausfrau-Ernährer-Modell gelebt haben, der soziale Absturz.

Um die finanzielle Versorgung von Kindern zu sichern und um sich selbst vor den Folgen des Scheiterns der Partnerschaft zu schützen, ist es deshalb für Frauen (gerade wenn sie Kinder möchten) rational, (bezahlt) zu arbeiten, auch weil der Arbeitsmarkt spätestens seit Beginn der 1990er nicht mehr die lebenslange Ernährerfähigkeit des Mannes garantieren kann. Stichworte sind steigende Arbeitslosigkeit, abnehmende Beschäftigungssicherheit (Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses, befristete Verträge, Generation Praktikum) und Reallohnsenkungen bei höheren Ausgaben vor allem für die jüngere Generation (etwa durch Berufsunfähigkeitsversicherung, zusätzliche private Altersvorsorge, Inflation seit der Euro-Umstellung). Entsprechend lässt sich auch seit den 1970ern eine steigende Erwerbsbeteiligung von Frauen beobachten (Baur 2001).

Wenn aber auch Frauen arbeiten, haben sie weniger Zeit für die Reproduktionsarbeit – diese muss teilweise vom Mann getragen werden, was wiederum bedeutet, dass mit der verstärkten Beteiligung der Frauen am Arbeitsmarkt die Arbeitszeiten von Männern sinken müssten.

Das Gegenteil ist der Fall: Der Arbeitsmarkt ist blind gegenüber den Vorleistungen, die im partnerschaftlich-familiären Bereich für ihn erbracht werden, und greift immer stärker auf den ganzen Menschen zu (Mühling et al. 2006, 47). Immer längere und flexiblere Arbeitszeiten sowie höhere berufliche Mobilität (Pendeln, Umzüge, Dienstreisen) erschweren nicht nur die Alltagsorganisation innerhalb der Familie, sie lassen auch traditionelle Unterstützungsnetzwerke (Großeltern, Nachbarschaftshilfe usw.) zusammenbrechen.

Arbeitsmarkt und Sozialstaat senden widersprüchliche Signale, indem die eine Institution die Doppelverdienerehe, die andere die Ernährer-Hausfrauen-

Ehe fordert, so dass selbst Paaren, die ihre Elternschaft in traditionaler Rollenaufteilung leben wollen, die Alltagsgestaltung von Elternschaft zunehmend erschwert wird. Bei Männern schlägt sich das Fortwähren der starken Ernähernorm bis heute empirisch darin nieder, dass die überwiegende Mehrheit nach Ende der Ausbildung bis zum Eintritt ins Rentenalter Vollzeit erwerbstätig ist und ihr Lebenslauf eine typische Sequenzialität aufweist: Sie schließen *erst* ihre Ausbildung ab, suchen *dann* eine unbefristete Vollzeitstelle, *dann* eine Lebenszeitpartnerin (bzw. formalisieren ihre Beziehung zur Wunschpartnerin durch Heirat) und werden *frühestens dann* Vater (Helfferich et al. 2005; Helfferich/Kruse 2006; Kühn 2005; Kurz 2005; Schmitt 2005; Tölke 2005). Auch wenn sie Väter werden, arbeitet nur jeweils einer von zwanzig Teilzeit oder nimmt die Elternzeit in Anspruch (Döge 2006, 8).

Wandel der Lebensvorstellungen seit 1968

Zusätzlich lassen sich auf der Ebene der individuellen Lebensgestaltung eine Reihe von Veränderungen ausmachen, die auf die Vorstellungen und Ausgestaltung von Vaterschaft im Alltag rückwirken: Bis Mitte der 1960er waren Kinder (fast) automatische Folge von Sexualität. Mit der Erfindung der Pille konnte eine Frau erstmals wählen, ob sie Kinder haben wollte; spätestens mit dem massiven Gebrauch von Kondomen wurde Verhütung auch Männersache. Die *bessere Planbarkeit des Reproduktionsverhaltens* bedeutet, dass

- nicht mehr das ‚Können‘ (die Fruchtbarkeit an sich), sondern das ‚Wollen‘ (der Kinderwunsch) zentrale Voraussetzung für Elternschaft wurden;
- sich nun auch für Männer die Kinderfrage stellt;
- Kinder in Konflikt mit anderen Zielen treten (können), die ein Paar verfolgt, etwa Selbstverwirklichung, Zweisamkeit, viel Freizeit oder ein hoher Lebensstandard.

Parallel hierzu stiegen die *normativen Anforderungen an gute Eltern- bzw. Mutterschaft*, die ein gestiegenes zeitliches und emotionales Engagement der Eltern für ihre Kinder implizieren (Pasquale 2002; Mühling et al. 2006, 45), insbesondere da die künftigen (Bildungs-)Chancen eines Kindes sehr stark vom Elternhaus abhängen.

Berufliche Flexibilität und lange Arbeitszeiten beider Partner erschweren es, Kinder mit ihrem eigenen Zeitrhythmus in den Tagesablauf zu integrieren. Durch häufige (beruflich bedingte) Umzüge brechen Verwandtschafts- und Nachbarschaftsnetzwerke weg, die unterstützend bei der Kindererziehung helfen könnten, und die ‚jungen Alten‘ sind weniger als ihre Elterngeneration bereit, die Enkel mit zu erziehen.

Partnerschaften selbst werden außerdem immer *instabiler* (Mühling et al. 2006, 25-26; 137). Eine gescheiterte Partnerschaft bedeutet bei Paaren, die vorher das Ernährer-Hausfrau-Modell praktiziert haben, eine erhebliche zeitliche Zusatzbelastung für die Mutter und eine so erhebliche finanzielle Belastung

für den Vater (durch Unterhaltszahlungen), dass er meist keine zweite Familie mehr gründen kann. Der Anreiz ist also sehr stark, erst Kinder zu bekommen, wenn ein Paar sich sicher sein kann, dass es den Kindern genügend Zeit bieten kann und dass die Partnerschaft für die nächsten 25 Jahre (also bis die Kinder sicher einen eigenen Beruf haben) stabil ist.

Eine wesentliche Folge der Studenten-, Frauen- und Friedensbewegung war schließlich ein umfassender *Wertewandel*, in dessen Zuge die Selbstentfaltung des Einzelnen, eine größere berufliche Chancengleichheit für Frauen, aber auch eine stärkere Beteiligung von Männern an der Haus- und Erziehungsarbeit gefordert wurden (Mühling et al. 2006, 137). Gesprochen wird von ‚aktiven‘ ‚engagierten‘ oder ‚neuen Vätern‘ (Schneider 1989; Fthenakis 1985; 1986; Fthenakis et al. 1999, Pichler 2001; Zulehner 2004; Oberndorfer/ Rost 2002; 2005; Cyprian 2005; Gesterkamp 2005) oder sogar von Rollentausch (berufstätige Frau mit Hausmann).

Ingesamt ist eine Pluralisierung der Lebensformen und -vorstellungen zu beobachten. So zeigt Keddi (2003), dass es zwar nach wie vor junge Deutsche gibt, die dem *Ideal der Ernährer-Hausfrau-Ehe* anhängen. Daneben lassen sich aber sechs andere Lebensthemen identifizieren:

1. *die Berufsorientierung* (beide Partner wollen Karriere machen; Kinder sind sekundär und – sollten sie kommen – Frauensache);
2. *die Doppelorientierung* (beide Partner wollen sich Berufs- und Erziehungsarbeit teilen);
3. *der eigene Weg* (jeder sollte sich selbst entfalten, wobei Selbstentfaltung Kinderlosigkeit bedeuten kann, aber umgekehrt auch über Kinder stattfinden kann);
4. *der gemeinsame Weg* (ein Partner richtet sein Leben komplett nach den Wünschen des anderen aus);
5. *die Aufrechterhaltung des Status quo* (Veränderung wird vermieden, und hierzu gehören auch Kinder);
6. *die Suche nach Orientierung* (die betreffende Person weiß nicht, was sie will, bekommt aber wahrscheinlich auch keine Kinder).

Je nach Lebensvorstellung können Kinder also Unterschiedliches bedeuten, und derselbe institutionelle Rahmen wirkt teils unterstützend, teils hemmend auf die Familiengründung. Das erste Problem besteht darin, einen geeigneten Partner (mit denselben Lebensvorstellungen) zu finden. „Frauen oder Männer, bei denen Kinder nicht zum Lebensthema passen, bekommen auch nicht dem Partner oder der Partnerin zuliebe ein Kind.“ (Keddi 2003, 222). Schließlich ist es durchaus denkbar, dass ein Paar lieber keine Kinder bekommt, als die Elternrolle nicht gemäß den eigenen Vorstellungen ausüben zu können.

Das Hausfrau-Ernährer-Modell, von dem der Sozialstaat ausgeht, ist (wie der historische Rückblick zeigt) keinesfalls naturgegeben und heute allenfalls eine

gewünschte Lebensform unter vielen. Die meisten Paare wünschen sich heute eine stärkere Gleichverteilung der Berufs-, Haus- und Erziehungsarbeit.

Zudem ist das Institutionengefüge selbst in den vergangenen drei Jahrzehnten aus dem Ruder geraten, da einem Verharren des Sozialstaats auf dem Familienprinzip ein zunehmend am Individualprinzip orientierter Arbeitsmarkt gegenübersteht, so dass sich junge Paare in der Zange zwischen beruflichen Flexibilitäts- und familiären Solidaritätsanforderungen wiederfinden.

Für Frauen ist gut belegt, dass Kinderwunsch und Beruf kaum vereinbar sind (Grunow 2006; Grunow/ Hofmeister/ Buchholz 2006; Mühling et al. 2006). Wie aber sieht dies für Männer aus? Welche Vaterschaftsvorstellungen haben sie? Wollen sie überhaupt Kinder? Und wenn ja, warum bekommen sie keine? Diesen Fragen gehe ich im Folgenden nach.

Datenbasis und Methode

Stichprobe, Datenerhebung und Skalenbildung

Die Ergebnisse, die im Folgenden präsentiert werden, basieren auf einer CATI-Umfrage zum Thema ‚Das Bild des Mannes in der Gesellschaft‘ aus dem Jahr 2006. Der Fragebogen umfasst in voller Länge etwa 120 Fragen und enthält eine ganze Reihe Fragen, die auf verschiedene Dimensionen der Vaterschaft abzielen.

Befragt wurden volljährige deutsche Staatsbürger aus 16 nach theoretischen Gesichtspunkten ausgewählten Gemeinden aus Bremen, Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg. Die Gemeinden wurden so ausgewählt, dass die regionale Streuung hinsichtlich Urbanität, Arbeitsmarktlage und politischer Lage maximiert wurde. In jeder Gemeinde wurde mit Hilfe der Einwohnermeldeämter eine nach Alter und Geschlecht disproportional geschichtete Zufallsstichprobe gezogen. Realisiert wurden insgesamt 700 Interviews, davon 361 mit Männern.⁷

Da der Datensatz sehr viele Informationen zu sehr unterschiedlichen Aspekten der Vaterschaft enthält, wurden die Daten zunächst mit Hilfe einer Faktorenanalyse verdichtet. Die Faktorenanalyse untersucht, ob Variablen, die in theoretischen Debatten als gemeinsame Dimension gelten, auch von den Befragten tatsächlich so wahrgenommen werden (Fromm 2004; Baur 2003).⁸ Jedem Befragten wurde auf jeder identifizierten Dimension ein Wert zugewiesen, indem die Punktwerte addiert und dann der Wertebereich auf Werte zwischen 0 (= sehr starke Ablehnung) bis 100 (= sehr starke Zustimmung) standardisiert wurde.

Identifikation verschiedener Männertypen

Wie unterscheiden sich nun verschiedene Männer hinsichtlich ihrer Einstellung zur Vaterschaft? Auch wenn theoretisch alle sozialstrukturellen Merkmale miteinander kombiniert werden könnten, so lassen sich doch empirisch typische Merkmalskombinationen betrachten (Abbott 2001), etwa weil bestimmte Familienformen in der Regel nur in bestimmten Lebensphasen und unter bestimmten Rahmenbedingungen möglich sind. Da davon auszugehen ist, dass sich die Vaterschaftsvorstellungen und Probleme je nach Subgruppe von Männern unterscheiden (Hank/ Tölke 2005, 14), habe ich zunächst acht verschiedene Männertypen gebildet:

- Typ 1* ist typischerweise noch sehr jung (unter 30 Jahre), geht noch zur Schule, macht eine Ausbildung oder studiert und hat weder eine feste Partnerin⁹ noch Kinder.¹⁰ Wenn er arbeitet, dann nur nebenbei, um seine Ausbildung bzw. sein Studium zu finanzieren. Wahrscheinlich hat er die Familiengründungsphase damit noch vor sich.
- Typ 2* hat ebenfalls weder eine feste Partnerin noch Kinder, ist aber berufstätig und meist etwas älter (aber unter 55). Da kinderlose Männer ab Mitte dreißig wahrscheinlich, ab Mitte fünfzig ziemlich sicher auch nicht mehr Vater werden (Schmitt 2005; Tölke 2005), werden diese Männer bis auf Ausnahmen voraussichtlich dauerhaft kinderlos bleiben. Da bei Männern der Kinderwunsch oft erst im Zusammenhang mit einer konkreten Partnerschaft entsteht (Eckhard/ Klein 2006), ist für diese Männer – es sei denn, es handelt sich um eingefeischte Singles – wahrscheinlich die Suche nach einer festen Partnerin vorrangig vor der Kinderfrage (Kurz 2005).
- Typ 3* ist berufstätig und kinderlos, hat aber eine feste Partnerin, die in der Regel entweder ebenfalls berufstätig oder noch in Ausbildung ist. Männer diesen Typs sind sehr unterschiedlich alt, und es ist zumindest auf Basis der Sozialstatistik schwer abzuschätzen, wie sie zu Kindern stehen: Hinter dieser Gruppe können sich Paare verbergen, die in naher Zukunft Kinder planen, ebenso wie Paare, die sich bewusst oder unbewusst gegen Kinder entschieden haben. Bei diesem und den folgenden drei Männertypen handelt es sich vorwiegend um Männer in der mittleren Karrierephase.
- Typ 4* unterscheidet sich von den Typen 1 bis 3 darin, dass er Vater ist. Dieser spezifische Typus praktiziert das Ernährer-Hausfrau-Modell, unabhängig davon, ob die Kinder bereits ausgezogen sind oder nicht.
- Typ 5* ist ebenfalls berufstätig und Vater. Obwohl noch minderjährige Kinder im Haushalt leben, ist seine Partnerin berufstätig.
- Typ 6* unterscheidet sich von Typ 5 nur darin, dass die Kinder nicht mehr im Haushalt leben. Es handelt sich um die Empty Nest-Phase, und die meisten dieser Väter befinden sich eher am Ende ihrer beruflichen Karriere.

- Typ 7* ähnelt *Typ 2* darin, dass er berufstätiger Single ist, aber er hat Kinder. Zu dieser Gruppe gehören also unter anderem die Scheidungsväter. Auch wenn unklar ist, ob die Trennung von der früheren Partnerin stattgefunden hat, als die Kinder noch klein waren oder als sie schon aus dem Elternhaus ausgezogen sind, so ist doch bemerkenswert, dass diese Gruppe nicht nur sehr klein ist, sondern auch, dass bei keinem dieser Männer nach der Trennung die Kinder beim Vater (statt der Mutter) aufwachsen.¹¹
- Typ 8* ist bereits Rentner und damit in der Regel deutlich über 60 Jahre alt. Er kann eine Partnerin haben oder nicht, Vater sein oder nicht, aber die Kinder sind bereits ausgezogen. Da die Partnerinnen oft jünger sind, kann es sein, dass sie noch arbeiten.

Tab. 1 gibt einen Überblick über die quantitative Verteilung dieser Männertypen im Datensatz. Um Einstellungsunterschiede herauszuarbeiten, vergleiche ich im Folgenden mit Hilfe von Mittelwertvergleichen und einfaktoriellen Varianzanalysen (Baur 2007) nicht nur diese Männergruppen untereinander, sondern auch mit der ebenso heterogenen Gruppe der Frauen.

Tab. 1: Männertypen

	<i>Männertyp</i>	<i>N</i>	<i>Anteil</i>
Typ 1	Kinderlose Singles in Ausbildung bis 30	45	13%
Typ 2	Kinderlose berufstätige Singles bis 55	56	16%
Typ 3	Kinderlose Berufstätige in Partnerschaft	37	10%
Typ 4	Väter im Ernährer-Hausfrau-Modell	36	10%
Typ 5	Berufstätige Väter, deren Kinder im Haushalt leben und deren Partnerin arbeitet	56	16%
Typ 6	Berufstätige Väter, deren Kinder nicht im Haushalt leben und deren Partnerin arbeitet	44	12%
Typ 7	Berufstätige Single-Väter, deren Kinder nicht im Haushalt leben	14	4%
Typ 8	Rentner	70	20%
Insgesamt	Männer	361	
Vergleichsgruppe	Frauen	339	

Vorstellungen vom guten Vater

Äquivalent zu der seit dem 19. Jahrhundert geltenden rechtlichen Differenzierung unterteilen die Befragten die *Beschützerfunktion* der Vaterschaft in zwei Dimensionen: die Einstellungen zum Wehrdienst (also zum Schutz des Staates und gesamten Gemeinwesens, die hier nicht weiter betrachtet wird) und die zum Schutz des familialen Nahraums.

Gemäß dem Ideal des Hausvaters lassen sich bei letzterem Aspekt des Beschützens Schutz der Partnerin, Schutz der eigenen Kinder und innerhäusliche Gewalt nicht klar abgrenzen. Tendenziell stimmen Befragte insgesamt zu oder lehnen es insgesamt ab, dass ein Mann sich notfalls mit Gewalt durchsetzen darf, eine Frau einen starken Mann an ihrer Seite braucht, Frau und Kinder dem Familienvater gehorchen müssen und ein Vater sich rächen darf, wenn seine Tochter vergewaltigt wird. Wie Tab. 2 (S. 94, Spalte 1) illustriert, ist sich aber die Mehrheit der Befragten einig, dass die Beschützerfunktion *nicht* zu den Aufgaben eines Mannes gehört.

Allerdings lehnen Frauen und berufstätige, kinderlose Männer das beschützende, aber potenziell gewalttätige Männlichkeitsbild noch stärker ab als junge Männer (namentlich Singles in Ausbildung), Rentner und berufstätige Väter, deren Kinder ausgezogen sind. Da letztere zwei Gruppen eher älter sind, deutet dies auf einen möglichen Generationenwandel. Dass vor allem junge Männer, die beruflich noch nicht gefestigt sind, die Beschützerfunktion betonen, spricht für die These der Hegemonialität, dass die (Noch-)Nicht-Teilhabe an den über die Erwerbsarbeit verteilten Ressourcen zu Überkompensation in anderen Bereichen führt, vor allem durch verstärkte Gewaltausübung (Connell 1995; Meuser/ Scholz 2005).

Männer sind nicht nur gemäß dem institutionellen Gefüge, sondern auch meist faktisch die *Familienernährer*. Verschiedene qualitative Studien zeigen, dass auch aktive Väter es als ihre Aufgabe sehen, berufstätig und Ernährer zu sein (Matzner 2004; Buschmeyer 2007). Wie weit dies auch für andere Männergruppen gilt, lässt sich mit Hilfe der hier verwendeten Daten nur indirekt messen, nämlich inwiefern Erwerbsarbeit als zentrale soziale Aufgabe von Männern gesehen wird.

Wie Tab. 2 (Spalte 2) verdeutlicht, stimmen die Befragten (und dabei Frauen stärker als Männer) mehrheitlich zu, dass Männer zur Arbeit gehen, weil Arbeiten zum Mannsein dazugehört; der Beruf für Männer das Wichtigste im Leben ist; es ihnen Spaß macht zu arbeiten; sie über die Arbeit das Gefühl bekommen, gebraucht zu werden und sie Anerkennung bekommen; sowie, damit sie ihre Familie ernähren können. Ob dies darauf hindeutet, dass Frauen konservativer sind als Männer, oder ob Frauen Männer stärker nach ihrem tatsächlichen Verhalten als nach ihren inneren Motiven beurteilen, bleibt unklar.

Jedenfalls scheint das Ideal des Familienernährers fest verankert, auch wenn sich bei Männern ein tiefgreifender Einstellungswandel zur Arbeit, Partnerschaft und Kindern sowie in ihrem Selbstverständnis andeutet (Döge 2006, 8): Ältere Männergruppen – namentlich Rentner und berufstätige Väter, deren Kinder ausgezogen sind – betonen die Ernährerfunktion des Mannes stärker als jüngere Männergruppen. Die Gruppe der kinderlosen berufstätigen Singles lehnt es sogar ab, dass die berufliche Karriere eines Mannes Vorrang vor der Familie habe.

Tab. 2: Vorstellungen von Aufgaben des guten Vaters im Vergleich

Männertyp	Beschützen		Ernähren		Erziehen		Fürsorge	
	Mittelwert	N	Mittelwert	N	Mittelwert	N	Mittelwert	N
Kinderlose Singles in Ausbildung bis 30	37	45	52	45	78	45	73	45
Kinderlose berufstätige Singles bis 55	28	56	47	56	76	56	81	56
Kinderlose Berufstätige in Partnerschaft	28	37	50	37	78	37	79	37
Väter im Ernährer-Hausfrau-Modell	32	36	51	35	81	36	75	36
Berufstätige Väter, deren Kinder im Haushalt leben und deren Partnerin arbeitet	32	56	52	56	80	56	74	56
Berufstätige Väter, deren Kinder nicht im Haushalt leben und deren Partnerin arbeitet	38	43	62	44	84	44	74	44
Berufstätige Single-Väter, deren Kinder nicht im Haushalt leben	34	13	56	13	78	13	79	13
Rentner	42	67	63	67	75	67	69	67
<i>Sig. F-Test</i>	< 0,001		< 0,001		0,02		0,01	
<i>Eta-Quadrat</i>	7,2%		12,9%		4,6%		5,3%	
Mann	34	353	55	353	78	354	75	354
Frau	28	336	61	336	79	335	78	337
Alle Befragten	31	689	58	689	79	689	77	691
<i>Sig. F-Test</i>	< 0,001		< 0,001		n.s.		0,01	
<i>Eta-Quadrat</i>	2,7%		4,4%		0,0%		1,0%	

Die Daten zeigen, dass die Befragten *Fürsorge-, emotionale Unterstützungs- und Erziehungsdimension* der Vaterschaft eng miteinander assoziieren. Dies entspricht dem vorindustriellen Vaterschaftsbild (Schütze 1988) und dem Gedanken der engagierten Vaterschaft. Wie Tab. 2 (Spalte 3) verdeutlicht, sind sich fast ausnahmslos alle Befragten einig, dass ein guter Vater seine Kinder lobt und bestraft, mit ihnen schmust und kuschelt, ihnen die Windeln wechselt,

solange sie noch klein sind, sowie täglich mit seinen Kindern spielt und mit ihnen Hausaufgaben macht.

Bezüglich dieses Punktes scheint nicht das Alter eines Mannes, sondern die Unmittelbarkeit der Vaterschaftserfahrung Einstellungsunterschiede zu bewirken: Berufstätige Väter in einer festen Partnerschaft (Typen 4 bis 6) erachten Fürsorge, emotionale Unterstützung und Erziehung noch für wesentlich wichtigere Vaterschaftsaspekte als Rentner, Single-Väter und Kinderlose.

Offen bleibt allerdings, ob bei jüngeren Männern diejenigen, die diese aktiven Väter sein wollen, auch Kinder bekommen, während die anderen tendenziell kinderlos bleiben, oder ob die Vaterschaft selbst einen Einstellungswandel bei Männern hervorruft, so dass sie von nun an stärker in der Kindererziehung involviert sein wollen.

Neben der unmittelbaren Interaktion mit dem Kind beinhaltet Fürsorgearbeit auch die eher lästige *Hausarbeit*. In dem Maße, in dem Frauen arbeiten, müssten Männer nicht nur verstärkt Erziehungs- und emotionale Arbeit, sondern auch Hausarbeit übernehmen.

Wie Tab. 2 (Spalte 4) verdeutlicht, steht dem auf der Einstellungsebene nichts entgegen: Die überwiegende Mehrheit der Befragten ist der Ansicht, dass Männer Kinder genauso gut erziehen und Hausarbeit genauso gründlich machen können wie Frauen. Die Zeiten, als Hausarbeit als erniedrigend für Männer empfunden wurde und es weitläufige Meinung war, dass Frauen die Hauptverantwortung für den Haushalt tragen sollten, sind vorbei, auch wenn Frauen etwas stärker als Männer die Gleichberechtigung im Bereich der Hausarbeit fordern. Auffällig ist, dass nicht nur jüngere Männer, sondern vor allem Singles und Kinderlose das veränderte Rollenbild propagieren.

Insgesamt kann der Befund zahlreicher anderer Studien bestätigt werden: Männer wünschen sich heute verstärkt eine Gleichverteilung der Rollen und aktive Vaterschaft (Erler et al. 1988; Fthenakis et al. 1999, Matzner 2004; Zulehner 2004; Oberndorfer/ Rost 2002; 2005; Cyprian 2005; Grunow 2007).

Kinderwunsch

Vorstellungen darüber, wie die Vaterrolle ausgestaltet werden sollte, sagen noch nichts darüber aus, ob ein Mann auch tatsächlich Kinder haben möchte. Bisherige Untersuchungen zeigen, dass die überwiegende Mehrheit der Deutschen Kinder haben möchte, dass Männer und Frauen sich nicht wesentlich in ihrem Kinderwunsch unterscheiden (Erler et al. 1988; Klomann/ Nyssen 1994; Schmitt 2005; Eckhard/ Klein 2006) und dass auch für Männer ungewollte Kinderlosigkeit zu psychischen Problemen führen kann (Könnecke 2000).

Unsere Daten bestätigen diese Befunde (vgl. Tab. 3): Auch wenn auffällt, dass bei den Kinderlosen diejenigen, die sich in einer festen Beziehung befinden, am seltensten Kinder möchten, wollen im Wesentlichen nur die Männer keine (weiteren) Kinder, die ihre reproduktive Phase bereits abgeschlossen haben.

Tab. 3: Wunsch nach (weiteren) Kindern

Männertyp	Anteil	N
Kinderlose Singles in Ausbildung bis 30	89%	45
Kinderlose berufstätige Singles bis 55	71%	56
Kinderlose Berufstätige in Partnerschaft	59%	37
Väter im Ernährer-Hausfrau-Modell	29%	35
Berufstätige Väter, deren Kinder im Haushalt leben und deren Partnerin arbeitet	14%	56
Berufstätige Väter, deren Kinder nicht im Haushalt leben und deren Partnerin arbeitet	0%	44
Berufstätige Single-Väter, deren Kinder nicht im Haushalt leben	14%	14
Rentner	3%	67
<i>Sig. F-Test</i>	< 0,001	
<i>Eta-Quadrat</i>	47,3%	
Mann unter 56	48%	255
Frau unter 56	49%	235
Insgesamt unter 56	49%	490
<i>Sig. F-Test</i>	<i>n.s.</i>	
<i>Eta-Quadrat</i>	0,0%	

Kinder im Konflikt mit anderen Lebensbereichen

Warum dann ist seit den 1960ern ein demografischer Wandel zu konstatieren? Warum setzen Männer ihren Kinderwunsch so selten in die Tat um?

Eine mögliche Erklärung ist, dass die oben herausgearbeiteten Vorstellungen von Vaterschaft so anspruchsvoll sind, dass sie faktisch nicht zu erfüllen sind und dass Männer lieber keine Kinder bekommen, als ihren eigenen Ansprüchen nicht gerecht zu werden. Eine andere Möglichkeit ist, dass Kinder mit anderen Lebensbereichen in Konflikt geraten, insbesondere, da Männern die negativen Konsequenzen von Kindern wesentlich stärker als Frauen bewusst sind (Helfferich et al. 2005).

Kinder vs. Karriere, Selbstenfaltung und Wohlstand

So wird oft behauptet, dass Männern Karriere, Freizeit, Wohlstand und Selbstverwirklichung wichtiger seien als Kinder (Burkart 2006).

Die Daten sprechen gegen diese These: In allen Männergruppen sind für mindestens vier von fünf Männern Kinder wichtiger als oder gleich wichtig wie

die Karriere (Tab. 4). Männer in einer Partnerschaft in mittleren Jahren (egal ob Väter oder Kinderlose) würden sogar in zwei von fünf Fällen Kinder vor den Beruf stellen, wenn sie sich entscheiden müssten.

Dies bestätigt den oben dargestellten Befund, dass der Beruf für Männer nicht Wert an sich ist, sondern vornehmlich soziale Aufgabe und Mittel zum Zweck (der Förderung der Familie beziehungsweise der sozialen Gemeinschaft). Dafür sprechen auch die Antwortverteilungen auf zwei weiteren Einstellungsdimensionen im Fragebogen (die hier aus Platzgründen nicht weiter dargestellt werden; vgl. auch Baur/ Luedtke 2007): Männer betonen zwar stärker die Wichtigkeit von Selbstentfaltung und materiellem Wohlstand, diese sind ihnen aber nicht so wichtig wie Kinder.

Tab. 4: Kinder versus Karriere

Männertyp	Kinder wichtiger	Beides gleich wichtig	Beruf wichtiger	Gesamt	<i>N</i>
Kinderlose Singles in Ausbildung bis 30	29%	58%	13%	100%	45
Kinderlose berufstätige Singles bis 55	20%	58%	22%	100%	55
Kinderlose Berufstätige in Partnerschaft	35%	46%	19%	100%	37
Väter im Ernährer-Hausfrau-Modell	43%	54%	3%	100%	35
Berufstätige Väter, deren Kinder im Haushalt leben und deren Partnerin arbeitet	39%	54%	7%	100%	56
Berufstätige Väter, deren Kinder nicht im Haushalt leben und deren Partnerin arbeitet	18%	71%	11%	100%	44
Berufstätige Single-Väter, deren Kinder nicht im Haushalt leben	23%	54%	23%	100%	13
Rentner	18%	78%	5%	100%	67
<i>Sig. Chi-Quadrat-Test</i>		< 0,01			
Männer	28%	61%	12%	100%	352
Frauen	38%	55%	7%	100%	334
Alle Befragten	33%	58%	10%	100%	686
<i>Sig. Chi-Quadrat-Test</i>		< 0,01			

Kinder vs. Partnerschaft

Dagegen würde sich praktisch kein Mann für Kinder gegen eine gute Beziehung entscheiden (Tab. 5). Die meisten Männer streben die Norm der Kleinfamilie – also eine erfüllte Partnerschaft *und* Kinder – an, mit Ausnahme der Männer, die auch faktisch in ihrer Alltagsführung von der Norm der Kleinfamilie am stärksten abweichen: Drei von fünf kinderlosen Berufstätigen in einer Partnerschaft, die Hälfte der berufstätigen Single-Väter und immerhin noch zwei von fünf kinderlosen berufstätigen Singles würde sich im Zweifelsfall zugunsten der Partnerschaft gegen Kinder entscheiden.

Tab. 5: Kinder versus Partner

Männertyp	Partner wichtiger	Beides gleich wichtig	Kinder wichtiger	Gesamt	N
Kinderlose Singles in Ausbildung bis 30	29%	71%		100%	45
Kinderlose berufstätige Singles bis 55	41%	57%	2%	100%	56
Kinderlose Berufstätige in Partnerschaft	57%	43%		100%	37
Väter im Ernährer-Hausfrau-Modell	11%	89%		100%	36
Berufstätige Väter, deren Kinder im Haushalt leben und deren Partnerin arbeitet	14%	86%		100%	56
Berufstätige Väter, deren Kinder nicht im Haushalt leben und deren Partnerin arbeitet	14%	84%	2%	100%	44
Berufstätige Single-Väter, deren Kinder nicht im Haushalt leben	46%	54%		100%	13
Rentner	21%	79%		100%	67
<i>Sig. Chi-Quadrat-Test</i>		<i>< 0,001</i>			
Männer	27%	73%	1%	100%	354
Frauen	19%	80%	1%	100%	335
Alle Befragten	23%	76%	1%	100%	689
<i>Sig. Chi-Quadrat-Test</i>		<i>0,03</i>			

Dass – im Gegensatz zu Frauen – für Männer Kinder nicht ohne Partnerin denkbar sind, drückt sich auch darin aus, dass für eine starke Teilgruppe von Männern der Kinderwunsch überhaupt erst im Kontext einer konkreten Partnerschaft entsteht (Schlottner 1998; Lippe 2005; Eckhard/ Klein 2006). Frauen wie Männer in allen Subgruppen betonen gleichermaßen, dass nur Männer mit einer hohen Partnerschaftsorientierung attraktiv für eine Frau sind (Tab. 6, Spalte 2 und Baur/ Hofmeister 2008). Sie sind sich einig, dass ein Mann besonders unattraktiv für eine Frau ist, wenn er wenig Zeit für sie hat, wenn er ihr nicht im Haushalt hilft, wenn er sie sexuell nicht erfüllen kann und wenn er keine Kinder mag. Damit können Probleme von Frauen sich darauf auswirken, dass Männer ihren Kinderwunsch nicht verwirklichen.

Da Kinder sehr viel Zeit und Aufmerksamkeit kosten, können sie sich einerseits negativ auf die Leistungsfähigkeit und den beruflichen Aufstieg ihres Vaters oder ihrer Mutter auswirken – es kann sogar fast unmöglich sein, Kinder zu haben und gleichzeitig zu arbeiten. Andererseits gehen Kinder zu Lasten von Freizeit und können die Partnerschaft belasten.

Die schlechte Vereinbarkeit von Beruf und Familie insbesondere für Frauen ist zwar ebenso gut belegt (Grunow 2006) wie die Tatsache, dass sich Kinder negativ auf die Partnerschaftsqualität auswirken (Fthenakis/ Kalicki/ Peitz 2002), die wenigsten Paare sind sich aber dessen bewusst, bevor sie Kinder bekommen. Allerdings bekommen diejenigen, die dies antizipieren, auch seltener Kinder (Mühling et al. 2006; Eckard/ Klein 2006).

Wie Tab. 6 (S. 100, Spalte 1) zeigt, glauben alle Teilgruppen, dass Kinder Kraft für den Beruf geben und die Partner einander näher bringen. Allerdings sehen Frauen Kinder stärker als Belastung an. Während nur jeder vierte Vater in einer vollständigen Familie Konflikte zwischen Kindern und Beruf beziehungsweise Partnerschaft sieht, ist es bei den Kinderlosen jeder Dritte.

Die hohe Bedeutung, die der Partnerschaft zugeschrieben wird, relativiert auch die hohe Bedeutung, die die Erwerbsarbeit für Männer hat.

Anders als Frauen glaubt die Mehrheit der Männer, dass beruflicher Erfolg sie besonders attraktiv für Frauen macht (Tab. 6, Spalte 3 und Baur/ Hofmeister 2008):

Vor allem Männer in der mittleren Karrierephase betonen, dass ein Mann besonders attraktiv für eine Frau sei, wenn er einen Universitätsabschluss hat, viel verdient, ein teures Auto fährt, mit ihr shoppen geht und ihr teure Geschenke macht. Aspekte, die ihre Ernährerfähigkeit für eine konkrete Frau beeinträchtigen – zum Beispiel Arbeitslosigkeit oder Kinder mit einer anderen Frau – mindern nach Ansicht der Mehrheit deutscher Männer ihre Attraktivität.

Berufliche Entwicklung ist damit zentral für männliche Familienplanung (Helfferrich et al. 2005; Schmitt 2005; Kühn 2005; Kurz 2005), was sich in der bereits erwähnten Sequenzialität männlicher Lebensläufe (Ausbildung – Berufseinstieg – Partnersuche – Kinder) ausdrückt, ebenso wie darin, dass Männer unter schwierigen ökonomischen Bedingungen (etwa Arbeitslosigkeit,

Teilzeitarbeit oder Selbständigkeit) Heirat und Vaterschaft verschieben (Tölke 2005, Kühn 2005; Kurz 2005).

Dies bedeutet aber nicht im Umkehrschluss, dass beruflich erfolgreiche Männer eher Vater werden (Tölke 2005), sondern vielmehr, dass bei Männern Arbeitsmarktentwicklung und Familienplanung nicht getrennt betrachtet werden können. Damit stellt sich das Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer.

Tab. 6: Mögliche Konfliktbereiche zwischen Kinderwunsch und anderen Lebensbereichen

Männertyp	Kinder als Belastung		Attraktivität: Partnerschaftsorientierung		Attraktivität: Versorgerfähigkeit	
	Mittelwert	N	Mittelwert	N	Mittelwert	N
Kinderlose Singles in Ausbildung bis 30	33	45	72	45	55	45
Kinderlose berufstätige Singles bis 55	32	56	67	56	53	56
Kinderlose Berufstätige in Partnerschaft	33	37	71	37	52	37
Väter im Ernährer-Hausfrau-Modell	24	36	70	36	54	36
Berufstätige Väter, deren Kinder im Haushalt leben und deren Partnerin arbeitet	24	56	68	56	60	56
Berufstätige Väter, deren Kinder nicht im Haushalt leben und deren Partnerin arbeitet	23	44	71	44	60	43
Berufstätige Single-Väter, deren Kinder nicht im Haushalt leben	27	14	70	14	59	13
Rentner	28	67	67	67	56	67
<i>Sig. F-Test</i>	< 0,001		<i>n.s.</i>		0,05	
<i>Eta-Quadrat</i>	7,2%		1,1%		3,9%	
Mann	28	355	69	358	56	356
Frau	31	337	68	335	39	338
Alle Befragten	30	692	69	693	47	694
<i>Sig. F-Test</i>	< 0,01		<i>n.s.</i>		< 0,001	
<i>Eta-Quadrat</i>	1,1%		0,0%		25,3%	

Dies ist insofern fatal, weil Männer im Durchschnitt eine nur um zwei oder drei Jahre jüngere Partnerin haben. Dies wiederum bedeutet, dass nicht nur bei kinderlosen Frauen, sondern auch bei kinderlosen Männern es ab Mitte 30 sehr wahrscheinlich wird, dass sie dauerhaft kinderlos bleiben (Tölke 2005; Schmitt 2005).

Eine mögliche Ursache für Kinderlosigkeit ist die spezifische Art, wie Männer Familienplanung betreiben:

Ein Typus von Männern sucht erst eine unbefristete Vollzeitstelle, dann eine geeignete Partnerin und überlässt dann (ganz traditionell) der Partnerin die Familienplanung (Helfferich/ Kruse 2006): Wenn die Partnerin keine Kinder möchte oder die Kinder nicht mit ihren beruflichen Wünschen in Einklang bringen kann, werden in der Beziehung auch keine Kinder geboren.

Der andere Typus verhandelt mit seiner Partnerin immer wieder neu, ob Kinder gerade in die (berufliche) Lebensplanung beider Partner passen (Helfferich/ Kruse 2006).

In beiden Fällen beeinflusst damit die Frage, ob die Frau berufstätig sein will oder soll, auch die männliche Familienplanung. Wie Tab. 7 (S. 102, Spalte 1) sowie Mühling et al. (2006, 140) zeigen, glauben Männer mehrheitlich, dass eine Mutter nicht arbeiten sollte, wenn ihr jüngstes Kind unter drei Jahre alt ist. Am stärksten wird Müttererwerbstätigkeit von Männern im Ernährer-Hausfrau-Modell abgelehnt (auch wenn das Ergebnis wegen der geringen Fallzahl nicht signifikant ist). Frauen finden dagegen mehrheitlich, dass Mann und Frau beide berufstätig sein sollten und dass es für ein Kind sogar gut ist, wenn seine Mutter berufstätig ist.

Die hier angeführte Skala betrifft die Kleinkindphase, in denen Kinder intensive Betreuung brauchen. Personen, die Müttererwerbstätigkeit ablehnen, können entweder eine kurze Erwerbsunterbrechung (Erziehungsurlaub) befürworten, oder eine längerfristige (während der gesamten Kindheits- und Jugendphase). Dies wird deutlich, wenn man die Befragten hinsichtlich ihrer Einstellung zum Ernährer-Hausfrau-Modell vergleicht (Tab. 7, Spalte 2).

Analog zum Wunsch nach aktiver Vaterschaft existieren deutliche Unterschiede zwischen Männern: Ältere Männer, Väter und Männer in stabilen Partnerschaften betonen stärker, dass in einer guten Beziehung die Partner immer dasselbe denken und fühlen, dass sie immer gemeinsam ihre freien Wochenenden verbringen, dass sich beide Partner Kinder wünschen, dass die berufliche Karriere eines Mannes Vorrang vor der Familie hat, dass der Mann dafür sorgt, dass sich seine Partnerin niemals um finanzielle Dinge sorgen muss, dass die Frau dafür umgekehrt ihrem Mann den Rücken freihält, damit er sich ganz auf den Beruf konzentrieren kann. Für diese Befragten ist die wichtigste Aufgabe einer Frau die Familie. Sie muss die Hauptverantwortung für den Haushalt tragen und sollte nicht arbeiten, wenn ihr jüngstes Kind unter drei Jahre alt ist.

Die Daten lassen offen, ob es sich hier um einen Generationenwandel handelt, oder ob sich mit geänderten Lebensbedingungen (Vaterschaft) ein Einstellungswandel vollzieht. Sowohl der demografische Wandel, als auch qualitative Studien sprechen für erstere These. So konstatiert Keddi (2003, 145):

„Unterschiedliche Gelegenheitsstrukturen (...) schlagen sich wider Erwarten nicht direkt in den Lebensthemen nieder.“ Menschen ändern bei strukturellen Zwängen (die das Ernährer-Hausfrau-Modell nahelegen) also nicht ihre Lebensvorstellungen und Träume (alternative Familienmodelle), sondern versuchen, den Strukturen auszuweichen, indem sie zum Beispiel auf Kinder verzichten.

Tab. 7: Mögliche Konfliktbereiche zwischen Kinderwunsch und anderen Lebensbereichen

Männertyp	Berufstätigkeit von Müttern		Ernährer-Hausfrau-Modell	
	Mittelwert	N	Mittelwert	N
Kinderlose Singles in Ausbildung bis 30	48	45	43	45
Kinderlose berufstätige Singles bis 55	46	56	42	56
Kinderlose Berufstätige in Partnerschaft	45	37	44	37
Väter im Ernährer-Hausfrau-Modell	39	36	53	36
Berufstätige Väter, deren Kinder im Haushalt leben und deren Partnerin arbeitet	51	56	48	56
Berufstätige Väter, deren Kinder nicht im Haushalt leben und deren Partnerin arbeitet	44	44	60	44
Berufstätige Single-Väter, deren Kinder nicht im Haushalt leben	42	13	55	13
Rentner	41	67	65	67
<i>Sig. F-Test</i>	<i>n.s.</i>		<i>< 0,001</i>	
<i>Eta-Quadrat</i>	<i>3,0%</i>		<i>25,3%</i>	
Mann	45	354	51	354
Frau	54	337	49	336
Alle Befragten	49	691	50	690
<i>Sig. F-Test</i>	<i>< 0,001</i>		<i>0,11</i>	
<i>Eta-Quadrat</i>	<i>3,7%</i>		<i>0,4%</i>	

Fazit

Deutsche Männer wollen mehrheitlich Kinder, und sie haben bestimmte Vorstellungen, wie sie die Vaterrolle ausfüllen wollen: Sie wollen nicht nur Familienernährer sein und sich an der Hausarbeit beteiligen, sondern auch die Aufgaben übernehmen, die vor der Industrialisierung als zutiefst väterlich (nicht mütterlich!) galten: für Kinder zu sorgen, sie zu erziehen und emotional zu unterstützen. Damit sind die Ansprüche an die Vaterrolle ebenso gestiegen wie an die Mutterrolle.

Diese Rolle zeitlich auszufüllen, ist angesichts der in Deutschland gegebenen institutionellen Rahmenbedingungen faktisch kaum möglich.

Zudem kann Vaterschaft in Konflikt mit anderen Lebensbereichen treten, insbesondere mit einer erfüllten Partnerschaft. Den meisten Männern ist eine gute Partnerschaft im Zweifelsfall wichtiger als Kinder, was impliziert, dass Frauenprobleme (etwa die Vereinbarkeit von Familie und Beruf) über die Ebene der persönlichen Beziehung auch Männerprobleme sind.

Diese doppelte Überforderung scheint sich auf zweierlei Weise niederzuschlagen:

Trotz des Wunsches nach aktiver Vaterschaft und obwohl die familienpolitischen Reformen der letzten Jahre verstärkt darauf abzielen, Männer zu ermutigen, sich stärker an der Kindererziehung zu beteiligen (Bothfeld 2005; Kolbe 2002; 2006), führt selbst bei Paaren, die vorher eine relativ egalitäre Rollenverteilung praktizierten, die Geburt des ersten Kindes zu einer Retraditionalisierung der Rollenverteilung (Erler et al. 1988; Künzler 1994; Künzler et al. 2001; Fthenakis/ Kalicki/ Peitz 2002; Pinl 2004; Grunow 2007; Schulz/ Blossfeld 2006).

Zweitens bleiben viele Paare trotz Kinderwunsch kinderlos. Auch hier schlägt sich Wollen nicht in Handeln um. Möglicherweise lösen sie den Widerspruch zwischen persönlichen Wünschen und institutionell Möglichem einerseits und zwischen Anforderungen des Arbeitsmarktes und Sozialstaates andererseits durch die einzige Möglichkeit sozialen Handelns, die bleibt: das Nichts-Tun.

Anmerkungen

- 1 So waren 2002 etwa 45 Prozent – also fast die Hälfte – der Deutschen (unabhängig vom Alter) verheiratet. Das ist etwa derselbe Anteil wie 1950 und höher als 1900 (Statistisches Bundesamt 2004, 46). Zwei von drei Ehen halten bis zum Tod eines Ehepartners, und selbst von denjenigen, die erst nach 1981 geheiratet haben, sind nach 15 Ehejahren noch etwa 85 Prozent verheiratet (Statistisches Bundesamt 2004, 539). Zwar ist die Heiratsneigung gesunken, aber von denen, die nicht verheiratet sind, lebt ein großer Teil in nichtehelichen Lebensgemeinschaften (Brüderl 2004; Statistisches Bundesamt 2004, 535). Zusammengenommen kann man davon ausgehen, dass sieben von zehn Deutschen in einer festen Beziehung leben. Der größte Teil der Ledigen ohne festen Partner sind Minderjährige und verwitwete Rentnerinnen.
- 2 Exakte Zahlen über den Anteil von Homosexuellen an der gesamten Wohnbevölkerung existieren nicht, es kann zumindest angenommen werden, dass die Mehrheit heterosexuell orientiert ist. Infolge des deutschen Familienrechts werden die meisten Kinder in Ehen bzw. heterosexuellen nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften geboren. Der folgende Beitrag beschränkt sich deshalb auf heterosexuelle Männer. Wenn im Folgenden von ‚Männern‘, ‚Paaren‘ oder ‚Vätern‘ gesprochen wird, sind deshalb immer Heterosexuelle gemeint. Das Thema ‚Vaterschaft und Homosexualität‘ wäre einen eigenen Beitrag wert.
- 3 Ich verwende den Rollenbegriff im Sinne des symbolischen Interaktionismus, d.h. ich gehe davon aus, dass Individuen Rollen übernehmen, aktiv gestalten und verändern. Da Individuen hierdurch aber selbst Erwartungen von anderen an sich selbst erzeugen und da sie in verschiedenen Situationen bzw. Lebenssphären unterschiedliche Rollen ausfüllen, können Rollenkonflikte entstehen (zum Stand der Debatte um den Rollenbegriff vgl. Hindin 2007; Franks 2007).
- 4 Dennoch ist die Frage nach dem biologischen Erzeuger für Männer durchaus ein Problem, wie etwa die aktuellen Debatten um den genetischen Vaterschaftstest zeigen: Bei Frauen ist die biologische Mutterschaft eindeutig, Männer können sich ihrer Vaterschaft nicht sicher sein (Dermott 2007). In patrilinearen Gesellschaften (wie zum Beispiel Deutschland) hängt aber die Nachfolgeschaft unmittelbar von biologischer Verwandtschaft ab, und ein großer Teil der rechtlichen und sozialen Maßnahmen in Deutschland zielte darauf ab, für Männer die Sicherheit zu erhöhen, dass ihre sozialen Kinder auch ihre biologischen sind. Im Mittelalter wurden Frauen in der Kemenate vor dem Zugriff anderer Männer gesperrt (Duby 1999), und das BGB definiert unter anderem als wesentlichen Bestandteil der Ehe, dass Männer die in ihr geborenen Kinder als die eigenen anerkennen. Umgekehrt müssen Männer nur für ihre biologischen Kinder Unterhalt zahlen.
- 5 Das Besondere an sozialen Dienstleistungen ist, dass sie schwer rationalisierbar sind. So benötigt ein Kind immer gleich viel Aufmerksamkeit und verursacht damit in etwa gleich viel Kosten, egal wer es betreut. Allerdings werden diese Kosten in unterschiedlichen Arrangements von unterschiedlichen Personenkreisen getragen, also im Fall staatlicher Lösungen von der Gemeinschaft, im Fall von Markt- und Familienlösungen von den Eltern (Baur 2001, 127-152).
- 6 Bisherige Studien deuten darauf hin, dass Vaterschafts- und Männlichkeitsvorstellungen historisch, regional und milieuspezifisch sehr stark variieren

(Brandes 2002, 111-133, 161-190). So war und ist das Ernährer-Hausfrau-Modell ein Mittelschichtphänomen – Arbeiterfrauen mussten immer arbeiten, um das Familieneinkommen zu sichern (Behnke 1997; Mühling et al. 2006, 14). Um den Rahmen dieses Beitrags nicht zu sprengen, beschränke ich mich in der folgenden Darstellung immer auf die hegemoniale Männlichkeit der jeweiligen Zeit.

Dies sind vor der industriellen Revolution die Männlichkeits- und Vaterschaftsideale des Adels, bis zum 2. Weltkrieg die des Bürgertums und Militärs und seitdem die von Führungskräften und Ingenieuren, da ich davon ausgehe, dass die hegemonialen Gruppen den größten Einfluss auf die Ausgestaltung des institutionellen Rahmens der jeweiligen Zeit hatten.

Aus demselben Grund fokussiere ich auf Westdeutschland, da nach der Wiedervereinigung das westdeutsche Institutionengefüge auf den Osten transferiert wurde. Im Gegensatz zum Westen dominiert(e) im Osten sowohl institutionell als auch faktisch das Ideal der Doppelverdienerehe, in der früh Kinder geboren wurden (vgl. hierzu ausführlich Buschoff 1997; Trappe/Rosenfeld 2001; Geißler 2002, 372-373, 384-398; Statistisches Bundesamt (Hg.) 2004, 503-657; Budde 2004), in der aber die Hauptlast der Hausarbeit bei der Frau lag (Künzler et al. 2001; Grunow 2007).

7 Der vollständige Fragebogen, eine ausführliche Beschreibung des Stichprobendesigns sowie der Ausschöpfungsquoten sind auf Anfrage bei der Autorin erhältlich.

Es sei an dieser Stelle ausdrücklich auf die spezifischen Grenzen dieser Daten hingewiesen:

Die Stichprobe erlaubt wegen ihres spezifischen Aufbaus nicht, die Häufigkeit bestimmter Einstellungen in der gesamtdeutschen Bevölkerung

abzuschätzen. Dafür eignet sie sich besonders gut, verschiedene Gruppen miteinander zu vergleichen, insbesondere sowohl Männer mit Frauen, als auch Väter mit Nicht-Vätern. Eine weitere Stärke der Befragung ist, dass ein breites Spektrum von Aspekten der Männlichkeit und Vaterschaft erfasst wurde, so dass Einstellungsmuster in diesen Bereichen systematisch miteinander verglichen werden können.

Da bei quantitativen Studien die Zahl der möglichen Fragen begrenzt ist, geht die Breite zwangsweise auf Kosten der Tiefe sowohl gegenüber qualitativen Studien, als auch gegenüber quantitativen Studien, die sich explizit mit Elternschaft oder Familienbildung befassen, wie etwa das Bamberger Ehepaar-Panel oder das DJI Familiensurvey.

Gegenüber Längsschnittstudien weist die Befragung die Schwäche auf, dass nicht zwischen Alters-, Generationen- und Kohorteneffekten unterschieden werden kann: Wenn sich junge Männer in ihren Einstellungsmustern von älteren unterscheiden, weiß man nicht, ob dies nur eine (wahrscheinlich vorübergehende) Lebensphase ist, oder ob sich mittlerweile der Zeitgeist geändert hat.

Schließlich unterscheiden sich Einstellungen von tatsächlichem Handeln. Dennoch scheint es sinnvoll, sich auch mit Ersteren zu befassen, da Männer auf dieser Basis ihre Lebens- und Familienplanung ausrichten.

8 So wurde beispielsweise im theoretischen Teil unterschieden zwischen den Elternschaftsdimensionen ‚Fürsorge‘, ‚emotionale Unterstützung‘ und ‚Erziehung‘.

Im Fragebogen wurde versucht, diese Aspekte von Vaterschaft zu messen, indem gefragt wurde: „Jetzt geht es darum, was einen guten Vater ausmacht. Stimmen Sie den folgenden Aussagen voll zu, eher zu, eher nicht zu oder überhaupt nicht zu?“ Dann wurden den

Befragten die in Tab. 8 (S. 107) aufgelisteten Aussagen vorgelesen.

Einige der Items messen die Fürsorge-Dimension, einige Bedeutung, die emotionaler Unterstützung zugewiesen wird, andere verschiedene Aspekte der Erziehungsfunktion. Während diese Dimensionen theoretisch getrennt werden, stimmen empirisch die Befragten entweder allen Aussagen zu oder lehnen alle ab.

Insgesamt wurden auf diese Weise neun Skalen gebildet, die verschiedene Aspekte von Vaterschaft abbilden. Eine Übersicht über die übrigen Skalen ist auf Anfrage bei der Autorin erhältlich.

- 9 Da sich die Lebensformen zwischen Verheirateten und nichtehelichen Lebensgemeinschaften immer stärker annähern (Peuckert 2004) und da hier *reale* und *nicht* formal-rechtliche Beziehungsnetzwerke interessieren, wurde nicht nach dem rechtlichen Status (verheiratet/ ledig/ geschieden/ verwitwet) gefragt, sondern ob der Befragte eine feste Partnerin hat, mit der er zusammenlebt.
- 10 Aus Zeitgründen wurde in der Umfrage nur zwei Fragen zum Thema eigene Kinder gestellt:
- Erstens, wie viele Kinder ein Befragter hat (nicht aber, ob diese Kinder auch im Haushalt wohnen und wie alt sie sind). Es bleibt damit unklar, ob es sich um biologische und/ oder soziale Kinder handelt. Wenn etwa ein Mann mit einer früheren Partnerin zwei Kin-

der, mit einer jetzigen Partnerin keine Kinder hat und diese in die neue Beziehung aus einer früheren Partnerschaft ein Kind mit gebracht hat, sind wegen der unspezifischen Frage alle Antworten zwischen 0 und 3 Kinder möglich. Dennoch scheint es legitim, diese Frage zur Typenbildung heranzuziehen, da die Antwort des Mannes widerspiegelt, ob er sich *sozial* als Vater definiert.

– Ähnlich problematisch ist die zweite Frage, wie viele Personen unter 18 im Haushalt wohnen. Bei Befragten über 30 wurde dies als Zahl der minderjährigen Kinder im Haushalt interpretiert. Vor allem bei jüngeren Befragten könnte es sich hierbei aber auch um jüngere Geschwister handeln. Ebenso wird nicht erfasst, ob erwachsene Kinder noch im Haushalt leben.

- 11 Ebenso ist bemerkenswert, dass im ganzen Datensatz 2 (!) Paare eine umgekehrte Rollenaufteilung praktizieren, was aber nicht bedeutet, dass der Mann Hausmann ist, sondern er den Erziehungsurlaub nimmt. Auch wenn die Verallgemeinerbarkeit der hier verwendeten Daten auf die Gesamtbevölkerung schwer abzuschätzen ist, so scheint doch der ‚Hausmann‘ empirisch praktisch nicht vorzukommen. Dieser Befund passt zu qualitativen Studien, die zeigen, dass sich Männer, wenn sie Väter werden, immer gleichzeitig auch als berufstätig definieren (Matzner 2004; Buschmeyer 2007; Scholz 2007).

Tab. 8: Skala „Erziehung und emotionale Fürsorge als zentrale Aufgabe eines Vaters“

Ausprägungen	Bedeutung
0	sehr starke Ablehnung
100	sehr starke Zustimmung
Zur Skalenbildung verwendete Variablen	
Ein guter Vater spielt täglich mit seinen Kindern.	
Ein guter Vater hilft seinen Kindern täglich bei den Hausaufgaben.	
Ein guter Vater lobt seine Kinder, wenn sie etwas gut gemacht haben.	
Ein guter Vater wechselt seinen Kindern regelmäßig die Windeln, solange sie noch klein sind.	
Ein guter Vater schmust und kuschelt oft mit seinen Kindern, solange sie noch klein sind.	
Ein guter Vater bestraft seine Kinder, wenn sie sich schlecht benommen haben.	
Cronbachs α	0,63

Literatur

- ABBOTT, ANDREW (2001) *Time Matters*. Chicago/ London: Chicago University Press.
- ARIÈS, PHILIPPE (1978) *Geschichte der Kindheit*. München: dtv.
- BAUMGART, FRANZJÖRG (2001) Hg. *Erziehungs- und Bildungstheorien*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- BAUR, NINA (2001) *Soziologische and ökonomische Theorien der Erwerbsarbeit*. Frankfurt/M.: Campus.
- BAUR, NINA (2003) *Wie kommt man von den Ergebnissen der Faktorenanalyse zu Dimensionsvariablen?* Bamberger Beiträge zur empirischen Sozialforschung, 13. Bamberg.
- BAUR, NINA (2007) „Mittelwertvergleiche und Varianzanalyse“. *Multivariate Verfahren für Querschnittsdaten*. Hg. Sabine Fromm. Wiesbaden: VS-Verlag. Im Erscheinen.
- BAUR, NINA/ HEATHER HOFMEISTER (2008) „Some like them hot.“ *Journal of Men's Studies* 1/2008. Im Erscheinen.
- BAUR, NINA/ JENS LUEDTKE (2007) „Männlichkeit und Erwerbsarbeit bei westdeutschen Männern.“ *Was macht den Mann zum Mann?* Hg. Jens Luedtke/ Nina Baur. Opladen: Barbara Budrich. Im Erscheinen.
- BECKER, SILKE (2000) „Geschlechterkonstruktion in der Zeitschrift ‚Men's Health‘.“ *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* 4/ 2000: 111-136.
- BECK-GERNSHEIM, ELISABETH (1980) *Das hablierte Leben*. Frankfurt/M.: Fischer.
- BEHNKE, CORNELIA (1997) *„Frauen sind wie andere Planeten“*. Frankfurt/M./ New York: Campus.
- BERESWILL, MECHTHILD (2006) „Die Bedeutung der Vater-Sohn-Beziehung für die biographischen Selbstbilder männlicher Heranwachsender.“ *Vaterschaft im Wandel*. Hg. Mechthild Bereswill/ Kirsten Schweiwe/ Anja Wolde. Weinheim/ München: Juventa, 155-170.
- BIESS, F. (2002) „Heimat – Männer des Wiederaufbaus – Wiederaufbau der Männer.“ *Heimat-Front*. Hg. K. Hagemann/ Stefanie Schüler-Springorum. Frankfurt/M./ New York: Campus, 345-367.
- BOATCĂ, MANUELA (2004) „Entzauberte Männlichkeit.“ *Krim. Journal* 3/ 2004: 197-211.
- BONß, WOLFGANG/ WOLFGANG LUDWIG-MAYERHOFER (2000) „Arbeitsmarkt.“ *Soziologie des Sozialstaats*. Hg. Jutta Allmendinger/ Wolfgang Ludwig-Mayerhofer. Weinheim/ München: Juventa, 109-144.
- BORCHERT, JENS (1998) „Ausgetretene Pfade?“ *Welten des Wohlfahrtskapitalismus*. Hg. Stephan Lessenich/ Ilona Ostner. Frankfurt/M./ New York: Campus, 137-176.
- BOTHFELD, SILKE (2005) *Vom Erziehungsurlaub zur Elternzeit*. Frankfurt/M./ New York: Campus.
- BRANDES, HOLGER (2002) *Der männliche Habitus. Band 2: Männerforschung und Männerpolitik*. Opladen: Leske + Budrich.
- BRANNEN, JULIA (2007) „Childcare.“ *The Blackwell Encyclopedia of Sociology*. Hg. George Ritzer. Oxford: Blackwell Publishing, 457-459.
- BRÜDERL, JOSEF (2004) „Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland und Europa.“ *APuZ* B19/2004: 3-11.
- BUDDE, GUNILLA-FRIEDERIKE (2004) „Alles bleibt anders.“ *Verharrender Wandel*. Hg. Maria Oppen/ Dagmar Simon. Berlin: edition sigma, 69-98.
- BURKART, GÜNTER (2006) „Zaudernde Männer, zweifelnde Frauen, zögernde Paare“ *Der demographische Wandel*. Hg. Peter A. Berger/ Heike Kahlert. Frankfurt/M./ New York: Campus, 111-136.
- BURKART, GÜNTER/ CORNELIA KOPPETSCH (2001) „Geschlecht und Liebe.“ *Geschlechtersoziologie*. Hg. Bettina Heintz.

- Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 431-453.
- BUSCHMEYER, ANNA (2007) „Männlichkeitskonstruktionen Teilzeit arbeitender Väter.“ *Was macht den Mann zum Mann?* Hg. Jens Luedtke/ Nina Baur. Opladen: Barbara Budrich. Im Erscheinen.
- BUSCHOFF, KARIN SCHULZE (1997) „Lebensentwürfe, Lebensformen und Lebensqualität.“ *ZfS* 5/1997: 352-367.
- COLLINSON, DAVID L./ JEFF HEARN (2005) „Men and Masculinities in Work, Organizations, and Management.“ *Handbook of Studies on Men & Masculinities*. Hg. Michael S. Kimmel/ Jeff R. Hearn/ Raewyn Connell. Thousand Oaks/ London/ New Delhi: Sage, 289-310.
- CONNELL, RAEWYN (1995) *Masculinities*. Cambridge: Polity.
- CROUCH, COLIN/ HENRY FARRELL (2002) *Breaking the Path of Institutional Development?* EUI Working Paper, 4/2002. Badia Fiesolana: European University Institute Florence.
- CROUCH, COLIN/ WOLFGANG STREECK (2000) Hg. *Political Economy of Modern Capitalism*. London/ Thousand Oaks/ New Delhi: Sage.
- CROW, GRAHAM (2007) „Community.“ *The Blackwell Encyclopedia of Sociology*. Hg. George Ritzer. Oxford: Blackwell Publishing, 617-620.
- CYPRIAN, GUDRUN (1996) „Veränderungen der Rollenbilder von Mann und Frau im Kontext von Partnerschaft, Ehe und Familie.“ *Familiale Lebenswelten und Bildungsarbeit. Interdisziplinäre Bestandsaufnahme 1*. Hg. Laszlo A. Vaskovics/ Heike Lipinski. Opladen: Leske + Budrich, 69-110.
- CYPRIAN, GUDRUN (2005) „Die weißen Flecken in der Diskussion zur ‚neuen Vaterrolle‘.“ *Zeitschrift für Familienforschung* 1/2005: 76-79.
- DENMAN, M. C. (2003) „Nostalgia for a Better Germany.“ *The German Quarterly* 4/ 2003: 369-380.
- DERMOTT, ESTHER (2007) „Fatherhood.“ *The Blackwell Encyclopedia of Sociology*. Hg. George Ritzer. Oxford: Blackwell Publishing, 1647-1650.
- DÖGE, PETER (2006) *Männer als aktive Väter*. Berlin: IAIJ.
- DÖGE, PETER/ RAINER VOLZ (2004) „Männer – weder Paschas noch Nestflüchter.“ *APuZ* B46/2004: 13-23.
- DÖRING, GERT H. (2002) *Soziale Vaterschaft in Stieffamilien*. Regensburg: S. Roderer.
- DUBY, GEORGES (1999) *Frauen im 12. Jahrhundert*. Frankfurt/M.: Fischer.
- ECKHARD, JAN/ THOMAS KLEIN (2006) *Männer, Kinderwunsch und generatives Verhalten*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- ELLER, JACKIE/ RENATA ALEXANDRE (2007) „Emotion Work.“ *The Blackwell Encyclopedia of Sociology*. Hg. George Ritzer. Oxford: Blackwell Publishing, 1382-1384.
- ERLER, GISELA/ MONIKA JAECKEL/ RUDOLF PETTINGER/ JÜRGEN SASS (1988) *Kind? Beruf? Oder Beides? Brigitte Untersuchung 88*. Hamburg/ München: Brigitte/ DJI.
- ESPING-ANDERSEN, GØSTA (1990) *The Three Worlds of Welfare Capitalism*. Cambridge/ Oxford: Polity/ Blackwell.
- ESPING-ANDERSEN, GØSTA (1996) Hg. *Welfare States in Transition*. London et al.: Sage.
- FRANKS, DAVID D. (2007) „Role.“ *The Blackwell Encyclopedia of Sociology*. Hg. George Ritzer. Oxford: Blackwell Publishing, 3945-3948.
- FREVERT, UTE (1996) „Soldaten, Staatsbürger.“ *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte*. Hg. Thomas Kühne. Frankfurt/ M./ New York: Campus, 69-87.
- FROMM, SABINE (2004) „Faktorenanalyse.“ *Datenanalyse mit SPSS für Fortgeschrittene*. Hg. Nina Baur/ Sabine Fromm. Wiesbaden, 226-256.
- FTHENAKIS, WASSILIOS E. ET. AL. (1999) *Engagierte Vaterschaft*. Opladen: Leske + Budrich.

- FTHENAKIS, WASSILIOS E. (1983) *Die Rolle des Vaters in der Familie*. München.
- FTHENAKIS, WASSILIOS E. (1985) *Väter. Band 1: Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung*. München et. al.: Urban & Schwarzenberg.
- FTHENAKIS, WASSILIOS E. (1986) „Die Vaterrolle als Gegenstand familienpsychologischer Forschung.“ *Neue Väterlichkeit*. Hg. Siegfried Rudolf Dunde. Gütersloh: Mohn, 34-48.
- FTHENAKIS, WASSILIOS E./ BERNHARD KALICKI/ GABRIELE PEITZ (2002) *Paare werden Eltern*. Opladen: Leske + Budrich.
- GEIBLER, RAINER (2002) *Die Sozialstruktur Deutschlands*. Bonn: bpb.
- GESTERKAMP, THOMAS (2005) „Betriebliche und politische Hindernisse engagierter Vaterschaft.“ *Zeitschrift für Familienforschung* 1/2005: 66-75.
- GIULIANI, REGULA (2006) „Adoptivelternschaft.“ *Freiburger FrauenStudien* 18/2006: 191-212.
- GROSSER, DIETER/ THOMAS LANGE/ ANDREAS MÜLLER-ARMACK/ BEATE NEUSS (1988) Hg. *Soziale Marktwirtschaft*. Stuttgart et al.: W. Kohlhammer.
- GRUNOW, DANIELA (2006) *Convergence, Persistence and Diversity in Male and Female Careers*. Opladen/ Farmington Hills: Barbara Budrich.
- GRUNOW, DANIELA (2007). „Wandel der Geschlechterrollen und Väterhandeln im Alltag.“ *Väter im Blickpunkt*. Hg. Tanja Mühling/ Harald Rost. Leverkusen: Barbara Budrich. Im Erscheinen.
- GRUNOW, DANIELA/ HEATHER HOFMEISTER/ SANDRA BUCHHOLZ (2006) „Late 20th Century Persistence and Decline of the Female Homemaker in Germany and the United States.“ *International Sociology* 1/2006: 101-132.
- HABERMAS, JÜRGEN (1990) *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- HAGEMANN, KAREN (2002) „Heimat – Front.“ *Heimat-Front*. Hg. Dies./ Stefanie Schüler-Springorum. Frankfurt/ New York: Campus, 13-53.
- HANK, KARSTEN/ ANGELIKA TÖLKE (2005) „Männer – das ‚vernachlässigte‘ Geschlecht in der Familienforschung“ *Männer – das ‚vernachlässigte‘ Geschlecht in der Familienforschung*. Hg. Dies. Wiesbaden: VS-Verlag, 7-17.
- HAUSER, RICHARD (1997): „Soziale Sicherung in westeuropäischen Staaten.“ *Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich*. Hg. Stefan Hradil/ Stefan Immerfall. Opladen: Leske+Budrich, 521-545.
- HELFFERICH, CORNELIA/ HEIKE KLINDWORTH/ SILVIA KRUMM/ WOLFGANG WALTER (2005) „Familienentwicklung und Transformation von Männlichkeit.“ *Männer – das ‚vernachlässigte‘ Geschlecht in der Familienforschung*. Hg. Karsten Hank/ Angelika Tölke. Wiesbaden: VS-Verlag, 71-97.
- HELFFERICH, CORNELIA/ JAN KRUSE (2006) „Familienplanungskonzepte von Männern im Geschlechterfokus.“ *Freiburger FrauenStudien* 18/2006: 121-144.
- HENDRIX, S. (1995) „Masculinity and Patriarchy in Reformation Germany.“ *Journal of the History of Ideas* 2/1995: 177-193.
- HINDIN, MICHELLE J. (2007) „Role Theory.“ *The Blackwell Encyclopedia of Sociology*. Hg. George Ritzer. Oxford: Blackwell Publishing, 3951-3954.
- HOFÄCKER, DIRK (2006) „Women’s employment in times of globalization.“ *Globalization, Uncertainty and Women’s Careers*. Hg. Heather Hofmeister/ Hans-Peter Blossfeld. Cheltenham/ Northampton: Edward Elgar, 32-58.
- HOFÄCKER, DIRK/ DETLEV LÜCK (2004) „Zustimmung zu traditionellem Alleinverdiennermodell auf dem Rückzug.“ *ISI-Nachrichten* 32/2004: 12-15.
- HOFMEISTER, HEATHER/ HANS-PETER BLOSSFELD/ MELINDA MILLS (2006) „Globalization, uncertainty and women’s mid-career life-courses.“ *Globalization, Uncertainty and Women’s Careers*. Hg. Heather Hofmeister/ Hans-Peter

- Blossfeld. Cheltenham/ Northampton: Edward Elgar, 3-31.
- HUFTON, OLWEN (1998) *Frauenleben*. Frankfurt/M.: Büchergilde Gutenberg.
- JANN, WERNER/ GÜNTHER SCHMID (2004) Hg. *Eins zu Eins?* Berlin: edition sigma.
- JANSSEN, DORIS (2001) „Militärische Männerkultur in der Spannung zum Zivilen“ *Männlichkeit und soziale Ordnung*. Hg. Peter Döge/ Michael Meuser. Opladen: Leske + Budrich, 73-84.
- JEFFORDS, S. (1998) „The ‚Remasculinization‘ of Germany in the late 1950s: Discussion.“ *Signs* 1/1998: 163-169.
- JÖSTING, SABINE (2007) „Männlichkeit und geschlechtshomogene Praxis in Jungengruppen.“ *Was macht den Mann zum Mann?* Hg. Jens Luedtke/ Nina Baur. Opladen: Barbara Budrich. Im Erscheinen.
- KEDDI, BARBARA (2003) *Projekt Liebe*. Opladen: Leske + Budrich.
- KERSTEN, JOACHIM (1999) „Risiken und Nebenwirkungen“ *Geschlechter*. Hg. Horst Scarbath/ Heike Schlottau/ Veronika Straub. Opladen, 77-86.
- KING, VERA (2006) „Vater-Tochter-Beziehungen.“ *Vaterschaft im Wandel*. Hg. Mechthild Bereswill/ Kirsten Schweiwel/ Anja Wolde. Weinheim/ München: Juventa, 137-154.
- KLOMANN, ANNETTE/ FRIEDHELM NYSSSEN (1994) *Der Kinderwunsch*. Frankfurt/ M. et. al.: Peter Lang.
- KOCKA, JÜRGEN (1990) *Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen*. Bonn: Dietz.
- KOLBE, WIEBKE (2002) *Elternschaft im Wohlfahrtsstaat*. Frankfurt/M./ New York: Campus.
- KOLBE, WIEBKE (2006). „Neue Väter – oder was?“ *Freiburger FrauenStudien* 18/2006: 145-178.
- KÖNNECKE, REGINA (2000) *Bewältigungsmuster ungewollt kinderloser Männer*. Frankfurt/M.: VAS.
- KREYENFELD, MICHAELA/ DIRK KONIETZKA (2007) „Die Analyse von Kinderlosigkeit in Deutschland.“ *Ein Leben ohne Kinder*. Hg. Dirk Konietzka/ Michaela Kreyenfeld. Wiesbaden: VS-Verlag, 11-41.
- KÜHN, THOMAS (2005) „Die Bedeutung der Familiengründung für die Biografiegestaltung junger Männer.“ *Männer – das ‚vernachlässigte‘ Geschlecht in der Familienforschung*. Hg. Karsten Hank/ Angelika Tölke. Wiesbaden: VS-Verlag, 127-151.
- KÜNZLER, JAN (1994) *Familiale Arbeitsteilung*. Bielefeld: Kleine.
- KÜNZLER, JAN/ WOLFGANG WALTER/ ELISABETH REICHART/ GERD PFISTER (2001) *Gender Division of Labour in Unified Germany*. Le Tilburg: WORC.
- KURZ, KARIN (2005) „Die Familiengründung von Männern im Partnerschaftskontext.“ *Männer – das ‚vernachlässigte‘ Geschlecht in der Familienforschung*. Hg. Karsten Hank/ Angelika Tölke. Wiesbaden: VS-Verlag, 178-197.
- LEHMBRUCH, GERHARD (2001) „The institutional embedding of market economies.“ *The origins of nonliberal capitalism*. Hg. Wolfgang Streeck/ Kozo Yamamura. Ithaca: Cornell University Press.
- LENNOX, SARA (2005) „Warum gingen die Trümmerfrauen zurück an den Herd?“ *Freiburger FrauenStudien* 16/2005: 57-74.
- LENZEN, DIETER (1997) „Zur Kulturgeschichte der Vaterschaft.“ *Wann ist der Mann ein Mann?* Hg. Walter Erhart/ Britta Herrmann. Stuttgart/ Weimar: Metzler, 87-113.
- LIPPE, HOLGER VON DER (2005) „Dimensionen und Determinanten des Kinderwunsches von Männern in Ostdeutschland in den 1990er Jahren.“ *Männer – das ‚vernachlässigte‘ Geschlecht in der Familienforschung*. Hg. Karsten Hank/ Angelika Tölke. Wiesbaden: VS-Verlag, 44-70.
- LOTTES, GÜNTHER (1993) Hg. *Soziale Sicherheit in Europa*. Heidelberg/ Regensburg: Physica/ Buchverlag der Mittelbayrischen Zeitung.
- LÜCK, DETLEV (2006) „The impact of gender role attitudes on women’s life courses.“

- Globalization, Uncertainty and Women's Careers.* Hg. Heather Hofmeister/ Hans-Peter Blossfeld. Cheltenham/ Northampton: Edward Elgar, 405-432.
- LUEDTKE, JENS/ NINA BAUR (2007) Hg. *Was macht den Mann zum Mann?* Opladen: Barbara Budrich. Im Erscheinen.
- MATZNER, MICHAEL (2004) *Vaterschaft aus der Sicht von Vätern.* Wiesbaden: VS-Verlag.
- MEUSER, MICHAEL (2003) „Gewalt als Modus von Distinktion und Verge-meinschaftung.“ *Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft.* Hg. Siegfried Lamnek/ Manuela Boatcă. Opladen: Leske + Budrich, 37-54.
- MEUSER, MICHAEL (2007) „Ernste Spiele“ *Was macht den Mann zum Mann?* Hg. Jens Luedtke/ Nina Baur. Opladen: Barbara Budrich. Im Erscheinen.
- MEUSER, MICHAEL/ SYLKA SCHOLZ (2005) „Hegemoniale Männlichkeit.“ *Männer – Macht – Körper.* Hg. Martin Dinges. Frankfurt/M./ New York, 211-228.
- MISRA, JOYA (2007) „Carework.“ *The Blackwell Encyclopedia of Sociology.* Hg. George Ritzer. Oxford: Blackwell Publishing, 402-404.
- MÓSESÓTTIR, LILJA (2000) „Pathways Towards the Dual Breadwinner Model.“ *International Review of Sociology* 3/ 2000: 189-205.
- MÜHLING, TANJA/ HARALD ROST/ MARINA RUPP/ FLORIAN SCHULZ (2006) *Kontinuität trotz Wandel.* Weinheim/ München: Juventa.
- MÜLLER-ARMACK, ALFRED (1981) *Genealogie der Sozialen Marktwirtschaft.* Bern/ Stuttgart: Paul Haupt.
- NIEHUSS, M. (1999) „Die Hausfrau.“ *Der Mensch des 20. Jahrhunderts.* Hg. Ute Frevert/ H.-G. Haupt. Frankfurt/M./ New York: Campus, 45-65.
- OBERNDORFER, ROTRAUT/ HARALD ROST (2002) *Auf der Suche nach den neuen Vätern.* ifb-Forschungsbericht, 5. Bamberg: ifb.
- OBERNDORFER, ROTRAUT/ HARALD ROST (2005) „Neue Väter – Anspruch und Realität.“ *Zeitschrift für Familienforschung* 1/ 2005: 50-65.
- OSTNER, ILONA (1995) „Arm ohne Ehemann?“ *APuZ.* B36-37/1995: 3-12.
- PASQUALE, JUDITH (2002) *Die Arbeit der Mütter.* Weinheim/ München: Juventa.
- PEUCKERT, RÜDIGER (2004) *Familienformen im sozialen Wandel.* Wiesbaden: VS-Verlag.
- PFAU-EFFINGER, BIRGIT (1999) „Welfare Regimes and the Gender Division of Labour.“ *Working Europe.* Hg. Jens Christiansen/ Pertti Koistinen/ Anne Kovalainen. Aldershot et al.: Ashgate, 69-96.
- PFAU-EFFINGER, BIRGIT (2001) „Wandel wohlfahrtsstaatlicher Geschlechterpolitiken im soziokulturellen Kontext.“ *Geschlechtersoziologie.* Hg. Regina Heintz. Opladen: Westdeutscher Verlag, 487-511.
- PFAU-EFFINGER, BIRGIT (2004) „Socio-historical Paths of the Male Breadwinner Model.“ *The British Journal of Sociology* 3/2004: 377-399.
- PICHLER, SIGRID (2001): *Auf dem Weg zur aktiven Vaterschaft?* Diplomarbeit. Fachhochschule Landshut.
- PINL, CLAUDIA (2004) „Wo bleibt die Zeit?“ *APuZ* B31-32/2004: 19-25.
- PLÖTZ, KIRSTEN (2006) „„Heimkehrer“, die ‚natürliche Ordnung‘ und ‚vollständige Familien‘.“ *Vaterschaft im Wandel.* Hg. Bereswill/ Kirsten Schewe/ Anja Wolde. Weinheim/ München: Juventa, 57-74.
- RADEBOLD, HARTMUT (2006) „Die Väter der Kriegskinder.“ *Instanzen im Schatten.* Hg. Ulrike Lehmkuhl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 137-153.
- RITTER, GERHARD A. (1989) *Der Sozialstaat.* München: R. Oldenbourg.
- SCHLOTTNER, INIGA (1998) *Untersuchungen zum männlichen Kinderwunsch.* Frankfurt/M. et. al.: Peter Lang.
- SCHMITT, CHRISTIAN (2005) „Kinderlosigkeit bei Männern“ *Männer – das ‚vernachlässigte‘ Geschlecht in der Familienfor-*

- schung. Hg. Karsten Hank/ Angelika Tölke. Wiesbaden: VS-Verlag, 18-43.
- SCHNEIDER, WERNER (1989): *Die neuen Väter – Chancen und Risiken*. Augsburg: AV-Verlag.
- SCHOLZ, SYLKA (2007) „Männlichkeit und Erwerbsarbeit bei ostdeutschen Männern.“ *Was macht den Mann zum Mann?* Hg. Jens Luedtke/ Nina Baur. Opladen: Barbara Budrich. Im Erscheinen.
- SCHULZ, FLORIAN/ HANS-PETER BLOSSFELD (2006) „Wie verändert sich die häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf?“ *KZfSS* 1/2006: 23-49.
- SCHÜTZ, H./ H. RADEBOLD/ J. REULECKE (2005) Hg. *Söhne ohne Väter*. Bonn: bpb.
- SCHÜTZE, YVONNE (1988) „Mutterliebe – Vaterliebe.“ *Bürgerinnen und Bürger*. Hg. Ute Frevert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 118-133.
- SCHÜTZE, YVONNE (1991) *Die gute Mutter*. Bielefeld: Kleine.
- STATISTISCHES BUNDESAMT (2004) Hg. *Datenreport 2004*. Bonn: bpb.
- STIEHLER, STEVE (2003) „Männerfreundschaft – mehr als eine Beziehung zweiter Klasse.“ *Frauen und Männer*. Hg. Karl Lenz. Weinheim/ München: Juventa, 207-229.
- THELEN, KATHLEEN (2002) „The explanatory power of historical institutionalism.“ *Akteure – Mechanismen – Modelle*. Hg. Renate Mayntz. Frankfurt/M.: Campus.
- TÖLKE, ANGELIKA (2005) „Die Bedeutung der Herkunftsfamilie, Berufsbiografie und Partnerschaften für den Übergang zur Ehe und Elternschaft.“ *Männer – das ‚vernachlässigte‘ Geschlecht in der Familienforschung*. Hg. Karsten Hank/ Angelika Tölke. Wiesbaden: VS-Verlag, 98-126.
- TRAPPE, HEIKE/ RACHEL A. ROSENFELD (2001) „Geschlechtsspezifische Segregation in der DDR und der BRD.“ *Geschlechtersoziologie*. Hg. Bettina Heintz. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 152-181.
- TREPP, A.-C. (1996) „Männerwelten privat.“ *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte*. Hg. Thomas Kühne. Frankfurt/M./ New York: Campus, 31-50.
- VASKOVICS, LASZLO A./ TANJA MÜHLING (2003) *Wertschätzung der Aufgaben und Leistungen von Familien und Bewertung familienpolitischer Maßnahmen*. Bamberg: ifb.
- WHITEHEAD, STEPHEN M. (2002) *Men and Masculinities*. Cambridge et al.: Polity/ Blackwell.
- WILLIAMS, FIONA (1989): *Social Policy*. Cambridge: Polity Press.
- WIRTH, HEIKE (2007) „Kinderlosigkeit von hochqualifizierten Frauen und Männern im Paarkontext.“ *Ein Leben ohne Kinder*. Hg. Dirk Konietzka/ Michaela Kreyenfeld. Wiesbaden: VS-Verlag, 167-200.
- ZINN, KARL GEORG (1992) *Soziale Marktwirtschaft*. Mannheim et al.: B.I.-Taschenbuchverlag.
- ZULEHNER, PAUL M. (2004) „Neue Männlichkeit – Neue Wege der Selbstverwirklichung.“ *APuZ* B46/2004, 5-12.
- ZURSTIEGE, GUIDO (1998) *Mannsbilder – Männlichkeit in der Werbung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

„Also, wir Jungs sind fies“ Perspektiven der Jungenforschung

„Also, wir Jungs sind meistens fies . . . gemein“ (Richard, 3.Klasse)¹ – ähnlich wie dieser Junge meinen viele Printmedien zu wissen, wie Jungen sind: Im Sommer des Jahres 2002 entdecken die deutschen Medien das Thema ‚Jungen‘ und veröffentlichen seither kontinuierlich Artikel zur – so der Tenor – problematischen Situation von Jungen. Sie stellen besonders die Defizite von Jungen bzw. ‚die‘ Jungen als das eigentliche Problem in Schule und Gesellschaft dar und fordern z.B. eine Männerquote für Lehrerkollegien. Zudem will ein breites Spektrum an Schriften der Ratgeberliteratur beraten im Hinblick auf „Jungen – was sie vermissen, was sie brauchen“ (Pollack 2001).² Jungen hätten auf Grund ihrer Geschlechtszugehörigkeit spezifische Probleme, die einen speziellen Umgang erforderten, eine ‚Spezialpädagogik‘ benötigten. Im Bereich der pädagogischen Jungenarbeit wurden aus der Praxis heraus Konzepte entwickelt, wie Arbeit mit Jungen gestaltet werden kann.³

Empirische Studien, die über ‚die‘ derzeitige Situation ‚der‘ Jungen berichten, beschreiben Jungen gewöhnlich in einer Gegenüberstellung zu Mädchen. Diese erste Perspektive auf Jungen skizziere ich nun kurz, um dann andere Perspektiven vorzustellen, mit denen Jungen erforscht werden: in Abschnitt zwei die Perspektive der Jungen auf sich selbst, dann Jungen-Inszenierungen im Kontext Schule, in Abschnitt vier Freundschaften von Jungen und schließlich Junge-Sein im Zusammenspiel mit anderen Kategorien. Abschließend umreißer ich Potentiale, die sich aus den Forschungsergebnissen für die pädagogische Praxis ergeben.

1 ‚Die Jungen sind . . .‘ - Jungen aus Differenz-Perspektive

Mit Hilfe von Zahlen wird häufig ‚die‘ Lebenswelt ‚der‘ Jungen in Deutschland skizziert. Zurückgegriffen wird dabei meist auf eine dichotome Einteilung der Geschlechter.

Im Schuljahr 2003/2004 sind 60,5% der Kinder in Schulkindergärten⁴ und 63,3% der Kinder an Sonderschulen Jungen. Jungen haben schlechtere Schul-

abschlüsse,⁵ bleiben häufiger sitzen, sind an Schulen für Erziehungshilfe häufiger vertreten⁶ und bilden zwei Drittel der Klientel von Beratungsstellen und schulpsychologischen Diensten.⁷ Diese Daten können als Zeichen dafür gesehen werden, dass Jungen vermehrt Schwierigkeiten mit der Institution Schule haben und ihre Schullaufbahn häufig ungünstig verläuft.

Jungen in Deutschland zeigen ein erhöhtes Interesse für mathematische, naturwissenschaftliche und technische Fächer⁸ und haben hier bessere Leistungen als Mädchen. Die Leseleistungen von Jungen sind dagegen schlechter als die ihrer Altersgenossinnen.⁹

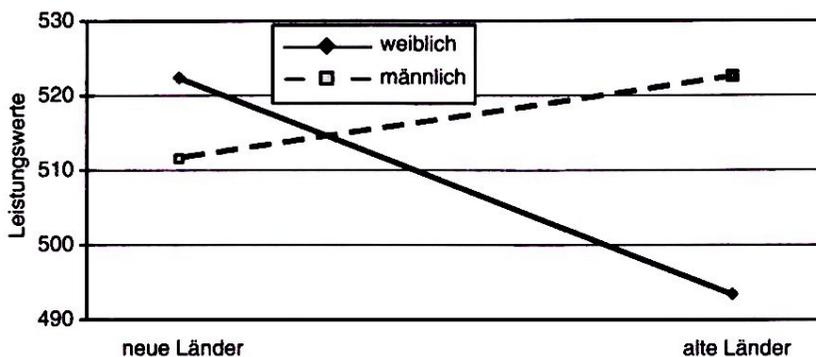
Allen aufgeführten Publikationen ist gemeinsam, dass die festgestellte Problemlage von Jungen mit ihrer Geschlechtszugehörigkeit in Verbindung gebracht wird. Es liegen folgende Annahmen zugrunde:

1. Die Genusgruppe ‚Junge‘ kann der Genusgruppe ‚Mädchen‘ kontrastierend gegenübergestellt werden.
2. ‚Junge‘ ist eine (überwiegend) homogene Gruppe – es lassen sich daher allgemeine Aussagen über Jungen treffen (‚Die Jungen sind...‘).
3. Geschlecht erscheint als etwas, das einer Person eigen ist und sich in einer Vielzahl von Eigenschaften und Verhaltensweisen zeigt.
4. Jungen haben daher, weil sie Jungen sind, besondere Bedürfnisse, Defizite oder Probleme.

Die beiden ersten Annahmen zeigen bereits die Grenzen derartiger Studien auf: Es bedarf überwiegend großer Einschränkungen, um typisierende Aussagen über ‚die‘ Jungen zu treffen; oft finden sich große Überschneidungen mit Mädchen¹⁰ oder es lassen sich keine Unterschiede zwischen den Genusgruppen finden.

Ein Beispiel soll die Grenzen der Annahmen verdeutlichen:

Betrachtet man Differenzen zwischen Jungen und Mädchen in schulischen Leistungen, so werden häufig die guten Ergebnisse der Jungen in Naturwissenschaften erwähnt. Die in der TIMMS-Studie¹¹ erhobenen Werte von Jungen in Physik in der 8.Klasse sind im Bundesdurchschnitt signifikant besser als die von Mädchen. Betrachtet man die Ergebnisse jedoch aufgeschlüsselt nach alten und neuen Bundesländern, so zeigt sich folgendes Bild:



IEA. Third International Mathematics and Science Study.

Abb. 1: Physikleistungen am Ende der 8. Jahrgangsstufe nach alten/neuen Ländern und Geschlecht (Mittelwert). Quelle: Baumert/Lehmann 1997, 155.

Jungen in den neuen Ländern sind leistungsschwächer als Mädchen. In den alten Ländern schneiden sie hingegen deutlich besser ab. Die Interaktion Geschlecht X Bundesland ist signifikant. Die These ‚Jungen seien besser als Mädchen in Naturwissenschaften‘ ist in dieser Allgemeinheit somit nicht haltbar.

Es lässt sich also festhalten: Die Vorstellung einer einheitlichen Gruppe der Jungen, die auf Grund ihrer Geschlechtszugehörigkeit besondere Vorteile oder Defizite hat, führt schnell an ihre Grenzen. Sie ist hilfreich für eine grobe Orientierung – hilft aber meiner Ansicht nach nicht in der Arbeit mit einzelnen Kindern. In der Geschlechterforschung hat sich ein anderes Konzept für Geschlecht entwickelt, das meiner Ansicht nach weiter führt. Geschlecht wird dabei nicht als typische Eigenschaft einer Person betrachtet, sondern als Kategorie, die in Interaktionen zwischen Personen konstruiert wird (Hirschauer 1996). Studien mit diesem Ansatz untersuchen, wie Geschlecht in Interaktionen Bedeutung erlangt und welche Geschlechterverhältnisse hergestellt werden.

Mit dieser Konzeption von Geschlecht möchte ich nun den Blick auf Jungen richten.¹² Dabei unterscheide ich vier Perspektiven,¹³ auf die ich nachfolgend eingehe:

1. Wie sehen Jungen sich selbst?
2. Wie inszenieren Jungen unter Jungen ihre Männlichkeit?
3. Was bedeutet Junge-Sein für Jungen?
4. Was bedeutet Junge-Sein in verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten?

2 Perspektive: Wie sehen Jungen sich selbst? – Geschlechtervorstellungen von Jungen

Welche Geschlechtervorstellungen es bei 8- bis 10-jährigen Jungen gibt, ist bisher kaum untersucht.¹³ Interessant erscheint diese Altersgruppe, da sich die Vorstellungen von Kindern zur Kategorie Geschlecht im Grundschulalter verändern. Zuvor rigide Ansichten¹⁴ werden differenziert und neue Geschlechterinszenierungen erprobt. Die ethnografische Kindheitsforschung betrachtet Kinder als Akteure und Experten ihrer Lebenswelt, die in Interaktionen ihre soziale Welt konstruieren und interpretieren – auch ihre Vorstellungen darüber was es bedeutet, ein Junge zu sein.

Im Umgang mit Gleichaltrigen lernen Jungen, welche Inszenierungswege und -mittel es gibt und wie die adäquate Darstellung als Junge in ihrer Lebensumwelt aussieht (Krappmann/Oswald 1995). Die Gleichaltrigen beurteilen und akzeptieren die Inszenierungen oder lehnen sie ab.

In meiner Untersuchung¹⁵ analysiere ich die unter Jungen im Grundschulalter entstehenden Interaktionsstrukturen und rekonstruiere die Geschlechtervorstellungen von Jungengruppen. Aus neun Gruppendiskussionen mit insgesamt 41 Jungen im Alter von acht bis zehn Jahren¹⁶ wählte ich zwei Aufzeichnungen aus, um ein möglichst detailliertes Bild der Geschlechterentwürfe der betrachteten Jungengruppen zu erhalten. Im Folgenden skizziere ich die Geschlechtervorstellungen in den beiden untersuchten Gruppen ‚Tigerkralle‘ und ‚Rock’n’Roll AG‘ – zunächst ein Beispiel der ‚Tigerkralle‘.¹⁷

- 275 I: Und uns interessiert wie Jungs so sind. *2* und wie man ein Mann was man machen muss um ein Mann zu werden aus eurer Sicht? * wie sind denn Jungs so?
- 276 J: **Philipp**
- 277 Richard: **Erwachsen werden!**
- 278 I: Kommst du wieder?
- 279 Philipp: Ja da da stand grad Pause.
- 280 I: Dann kannst du (mit) dann kannst du mitsprechen. Hm?
- 281 Philipp: Hm. Ja aber was denn.
- 282 I: Hm komm doch mal. Komm mal wieder her, sonst kannst du gar nicht mitsprechen.
- 283 J: Vielleicht hat er auf
- 284 Philipp: Ich drück auf den roten Knopf. [KICHERN]
- 285 I: Hast du hast du auf was gedrückt!
- 286 Philipp: Nö.
- 287 I: Ah ja gut
- 288 A: Ja.
- 289 Philipp: Ja was?
- 290 A: Auf Pause
- 291 J: **Uah**. [GELÄCHTER]
- 292 Richard: Auf’n Platz gehst du. Also wir Jungs sind meistens fies, [LACHEN] gemein,

293 David: Nöö:

294 J: Überhaupt nicht.

295 Philipp: Ähm die Jungs sin erst mal gemein, hinterlistig mm:

296 David: Hinterlistig manchmal, aber gemein nicht.

(FR 02,275–296)

Der Interviewer fragt einleitend einerseits nach dem ‚Ist-Zustand‘ der Jungen, andererseits nach der zeitlichen Perspektive des ‚Mann-Werdens‘ und spricht zudem typisierende Jungen-Eigenschaften an. Richard reagiert auf die zweite Frage (277). Mann-Werden bedeutet für ihn Erwachsen-Werden. Er spricht den Aspekt des Alters, des Generationenverhältnisses an. Welche Implikationen er mit Erwachsen-Werden verbindet bleibt offen. Diese zeigen sich teilweise im weiteren Verlauf, wenn Mann-Sein geschildert wird.¹⁸ In der Gesprächssituation könnte sich der lauter gesprochene Ausruf auch auf das Verhalten von Philipp beziehen. Er war zuvor bereits von einem anderen Jungen ermahnt worden. Dann wäre die Feststellung zugleich eine Ermahnung in Richtung Philipp, sich ‚erwachsen‘ zu benehmen. Philipps Verhalten würde zum Gegenhorizont¹⁹ für Erwachsen-Sein und damit zur Demonstration für eine Art und Weise des Junge-Seins. Sein Verhalten erscheint so als eine Inszenierung von ‚typischem‘ Junge-Sein: Er tritt aus der vorgeschriebenen Gesprächssituation heraus, ist neugierig, spielt mit der Technik herum (279, 281, 284), setzt sich über nicht ganz klar gesetzte Grenzen (278, 280, 282) hinweg, schwindelt bei drohender Sanktion (286 f) und spielt den Ahnungslosen (289). Als die Assistentin bestätigt, dass Philipp den Aufnahmeknopf betätigt hat, reagieren die übrigen Jungen mit Gelächter und honorieren damit sein Verhalten. Richard weist Philipp in seine Schranken und setzt mit der Antwort auf die Eingangsfrage des Interviewers das unterbrochene Gespräch fort (292). Er wiederholt seine bereits ein paar Minuten zuvor getroffene Aussage und erntet nochmals Lachen. Die Feststellung „wir Jungs sind meistens fies, gemein“ (292) erscheint wiederum wie ein Kommentar zu Philipps Verhalten. Die übrigen Jungen reagieren auf die Proposition mit Ablehnung, das Gespräch wird zunehmend ernsthafter. Philipps Variation „gemein, hinterlistig“ (295) wird von David nochmals modifiziert. Übrig bleibt die Aussage, Jungen seien manchmal hinterlistig. Hier widerspricht keiner der Jungen mehr. Sie scheinen dieser Aussage zuzustimmen – das Gespräch geht zu anderen Themen über.

Die Jungen der Tigerkralle konstruieren ein differenziertes Bild vom Jungen-Sein. Sie rekonstruieren nicht ‚den Jungen‘, sondern verweisen auf verschiedene mögliche Facetten des Jungen-Seins („meistens“, 292; „manchmal“, 296), und einigen sich auf einen Aspekt möglichen Junge-Seins („hinterlistig manchmal“, 296). „Manchmal“ verweist darauf, dass dies nur ein kleiner Ausschnitt aus möglichen Verhaltensweisen für Jungen ist. Auch im konkreten Verhalten in der Situation grenzen sie sich voneinander ab. Sie verhalten sich unterschiedlich – nur einer ist neugierig und steht auf – und äußern ihre Einschätzung des unterschiedlichen Verhaltens. Sie inszenieren in der Gesprächssituation unterschiedliche Formen des Junge-Seins.

Die Analyse aller Daten zeigt, dass die Jungen der ‚Tigerkralle‘ im Gespräch eine gemeinsame Orientierung auf Heterogenität konstruieren. Diese drückt sich auch in den aktualisierten Facetten ihrer Geschlechtervorstellungen aus: Es gibt mannigfaltige Differenzen unter Jungen. Jeder Junge für sich kann zudem für jede Situation andere Aspekte seines Junge-Seins aktualisieren, Junge-Sein ist situativ.

Mann-Sein wird offen und weitgehend ohne Typisierung konstruiert. Einerseits reproduzieren die Jungen traditionelle Männlichkeitsvorstellungen, andererseits differenzieren sie innerhalb der Genusgruppe und werten zudem: Mann-Sein wie Junge-Sein werden entfaltet in Bezug auf erwünschte und unerwünschte Verhaltensweisen gegenüber Mädchen und Frauen. Gemeinsame Bezugsgröße hierfür ist gutes Benehmen. Andere dürfen nicht geärgert oder verletzt werden. Dies ist die Grenze zu negativ beurteiltem Junge-Sein und Mann-Sein. Erwünscht sind Hilfsbereitschaft und Höflichkeit. Diese Norm gilt für alle, an ihr werden Jungenverhalten und das Verhalten von Männern gemessen. Entlang der Kategorie ‚richtiges Verhalten‘ führen die Jungen Differenzen im männlichen Verhalten ein.

Bei der ‚Tigerkralle‘ wird keine klare Unterscheidung zwischen Mann, Jungen, Frau und Mädchen getroffen. Sie differenzieren nicht hinsichtlich der Kategorie Geschlecht, führen jedoch entlang der Kategorie Generation Differenzen ein: Mann ist, wer erwachsen ist. Doch auch diese Unterscheidung ist nicht trennscharf: Zwar wird über die Körpergröße ein klarer Gegensatz geschaffen – sprachlich werden Mädchen und Frau bzw. Junge und Mann jedoch häufig synonym verwendet. Die Jungen entfalten Erwachsen-Werden als Prozess – auch dies verhindert klare Grenzen.

Mädchen tauchen einerseits als Gegenhorizont auf, wenn Verhaltensnormen entfaltet werden. Andererseits erscheint eine dichotome Grenzziehung als unnötig für die Jungen – pauschale Ablehnung von Mädchen wird nicht toleriert, die Jungen typisieren hier nicht.

Ganz anders sieht es jedoch auf der Ebene der individuellen Abgrenzung aus: Als einzelner Junge ist es wichtig, sich gegenüber jedem (einzelnen) Mädchen abzugrenzen. Individuelle Gemeinsamkeiten und eine assoziativ damit verbundene Nähe sind inakzeptabel.

Abgrenzung ist bei der ‚Rock’n’Roll AG‘ ein zentraler Fokus in den Geschlechterkonstruktionen. Die Gruppe grenzt sich gegen alle außerhalb der eigenen Gruppe ab: gegenüber Frauen und Mädchen, gegenüber Männern und anderen Jungen. Es zeigt sich ein ganz anderes Bild, wie nachfolgendes Beispiel illustriert.

- I: Ja jetzt reden wir noch mal über die Jungs, wie die so sind und
 Paul: Die sin geil
 Felix: Die sin perfekt
 Tobias: Erstmal fähig
 Felix: Mmm:
 Tobias: Die sin die sin

Felix: Weil wir ham was hier [ZEIGT AUF SEINEN KOPF]
 Lukas: [KLATSCHT]
 Paul: „Voll konkret“
 Tobias: Jungs sind halt schlauer als Mädchen
 Paul: Affengeil
 [GELÄCHTER]
 Lukas: Affengeil
 Tobias: @Typisch@ [ZU PAUL]
 (FR 01, 934–949)

Der Interviewer fordert auf, Stereotype zu rekonstruieren („die Jungs“, 936). Er unterstellt eine Dichotomie der Geschlechter, in der „die Jungen“ durch gemeinsame Eigenschaften beschrieben werden können. Die Gruppe hat keinerlei Schwierigkeiten damit, typisierende Eigenschaften für Jungen aufzuzählen. Mädchen bilden hierbei den negativen Gegenhorizont. Jungen erscheinen vor diesem Hintergrund als überlegen, stark und heldenhaft. Die Gruppe reproduziert damit einerseits die dichotome Einteilung der Geschlechter unserer Gesellschaft. Andererseits differenziert die ‚Rock’n’Roll AG‘ innerhalb der Gruppe der Jungen und Männer entlang der Kategorie Kompetenz und Leistung. Hier entwerfen die Jungen im Hinblick auf ihre Klassenkameraden Züge einer hegemonialen Männlichkeit: Die Jungen der Gruppe sind die besten Jungen, sie sind richtige Jungen. Die anderen Jungen werden untergeordnet und die Mädchen der Klasse nochmals darunter eingruppiert. Gemeinsam nutzen die Jungen die „internen Relationen der Geschlechterordnung“ Hegemonie, Unterordnung und Komplizenschaft, wie Connell (2000) sie systematisiert. Sie haben diese Handlungsmuster gelernt und greifen in den Interaktionen immer wieder darauf zurück.

In der Gegenüberstellung werden die Unterschiede der rekonstruierten Geschlechtervorstellungen (vgl. Michalek 2006) deutlich:

Tigerkralle	Rock’n’Roll AG
Ebene: Verhalten	Ebene: Typisierende Eigenschaften –
Differenzierung –	überlegen, stark, heldenhaft
Keine klare Typisierung	Geschlechterdichotomie
situativ	Inszenierung von Gemeinsamkeit
offen	Abgrenzung gegen alle
Grenzen: Verhaltensnorm gutes	Mädchen als negativer Gegenhorizont
Benehmen, unklare Generationen-	‚Binnendifferenzierung‘: Kompetenz und
grenze	Leistung
‚Binnendifferenzierung‘: Verhalten ge-	Alter
genüber Mädchen und Frauen	Orientierung: Hegemonie
Orientierung: Heterogenität	

Diese Zusammenstellung zeigt:

1. Geschlechtervorstellungen von Jungen im Grundschulalter unterscheiden sich.
2. Aus diesen unterschiedlichen Geschlechtervorstellungen resultieren unterschiedliche Ansprüche an Interaktionsformen, Inszenierungswege, Verhaltensweisen
3. Mit unterschiedlichem Konfliktpotential und unterschiedlichen Grenzen/ Konfliktfeldern für die Jungen.

Ich wechsele nun zu der Perspektive, wie Junge-Sein inszeniert wird. Der überwiegende Teil der hier vorliegenden Studien erhebt Daten im Kontext Schule. Zudem stammen die Studien hauptsächlich aus dem angelsächsischen Raum.²⁰

3 Perspektive: Jungen-Inszenierungen in der Schule

Verschiedene Studien weisen darauf hin, dass unter Jungen in der Schule eine hierarchische Struktur besteht, durch eine „Hackordnung von Männlichkeiten“ (Martino/Pallotta-Chiarolli 2003, 56) Grenzen und Hierarchien zwischen Jungen entstehen.²¹ Entsprechen Jungen einer vorherrschenden hegemonialen Vorstellung von Männlichkeit nicht, werden sie als ‚Andere‘ definiert und untergeordnet.²²

Den vorliegenden Studien liegt das Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ (Connell 1995) zugrunde. Hegemoniale Männlichkeit stützt sich, so Connell, auf den privilegierten Zugang zu gesellschaftlicher Macht. Die jeweilige hegemoniale Männlichkeit verkörpert „eine derzeitig akzeptierte Strategie“ (2000, 98), die Vorherrschaft zu erlangen. Innerhalb des umfassenden Rahmens der Hegemonie gibt es unterschiedliche Dominanzen und Unterordnungen zwischen verschiedenen Gruppen von Männern.

Swain (2003, 2004) untersucht diese Strategien der Unterordnung in drei Junior Schools.²³ Popularität und Status sind zentrale Dimensionen im Schulleben der Jungen. Der Status, eine bestimmte Position innerhalb der Gleichaltrigen-Hierarchie, wird ausgehandelt und fast täglich neu inszeniert bzw. bestätigt. Die Suche nach dem Status ist hierbei zugleich eine Suche nach der eigenen Männlichkeitsform. Jungen werden untergeordnet, wenn sie die hegemoniale Männlichkeitsform²⁴ nicht verkörpern wollen oder können. Hauptstrategie der Unterordnung ist das Herstellen von Unterscheidungen. Inkludiert wird, wer „in the know“ (Thornton 1997) ist, d.h. wer fähig ist, über die richtigen Dinge zu sprechen wie etwa über Fernsehsendungen, Football-Fachausdrücke oder aktuelle Computerspiele, wer die richtige Sprache spricht (Stil und Vokabular), die richtige Kleidung trägt, die richtigen Spiele spielt und sich richtig bewegt.²⁵ Andere Studien berichten darüber hinaus von verbalen und physischen Beläs-

tigungen (*bullying*) und einem verbreiteten Gebrauch von Homophobie als Strategien der Unterordnung.²⁶

In vielen Schulen gibt es eine Gruppe der ‚Coolen‘, die als maßgebliche Instanz Grenzen und Hierarchien unter den Jungen errichtet. Sie entscheidet über die Zugehörigkeit zu oder den Ausschluss aus Gruppen. Ausschlaggebend ist, inwieweit Jungen nach Ansicht dieser Gruppe den herrschenden Männlichkeitsnormen entsprechen. Auf diese Weise entstehen Freundesgruppen mit unterschiedlich hohem Ansehen.²⁷

Jungen erleben diese Inszenierungen unterschiedlich und entwickeln verschiedene Strategien, mit dieser Kultur unter Gleichaltrigen umzugehen.

4 Perspektive: Bedeutung von Freundschaften für Jungen²⁸

I stay away from the people who I don't get on with and hang around with the people who are friends and don't try to be one of the popular ones. At times I've found myself trying to blend in with them, but it doesn't work. (Simon, 13)²⁹

Jungen gehen unterschiedlich mit der oben beschriebenen Kultur unter Jungen um: Einige versuchen, dem Bild der vorherrschenden Jungen zu entsprechen und so in deren zentrale Gruppe aufgenommen zu werden. Andere bilden einen eigenen Freundeskreis und erhalten hier Unterstützung. Eine dritte Strategie ist das ‚Grenzgängertum‘: Diese Jungen spielen mit Meinungsführern verschiedener Gruppen ohne einer Gruppe fest anzugehören. Schließlich gibt es Jungen, die mehreren angesehenen Freundesgruppen gleichzeitig angehören. Diese Jungen können bestehende Grenzen übertreten, ohne angegriffen zu werden.

You wouldn't call them friends, though. These people stick by each other as a way to not be the person getting picked on. (Josh, 15)

Eine zentrale Funktion dieser Freundeskreise ist der Schutz vor Lästereien, Ärgern und Schikanen durch andere Jungen. Konformität und Uniformität kennzeichnen Freundschaften dieser Art. Die meinungsführenden Jungen stellen so gemeinsam mit den als unterlegen eingestuften eine hierarchische Struktur öffentlicher Männlichkeiten her.

Jungen berichten auch von Belastungen durch das Ringen um Zugehörigkeit zu Freundeskreisen, von dem Druck, der auf ihnen lastet, weil die Zugehörigkeit immer neu bewiesen werden muss. Zudem gibt es Jungen, die aus allen Gruppen ausgegrenzt werden und so allein am unteren Ende der Hierarchie stehen. Durch das Einhalten von Gruppennormen können belastende Interessenskonflikte entstehen.³⁰ Es gibt jedoch auch Jungen wie Josh, die die öffentlich inszenierten Freundschaften hinterfragen, die Klassifizierungen kritisieren und überlegen, ob überhaupt von Freundschaft gesprochen werden kann.

Friends talk to each other and relate to each other their experiences because it's all about sharing and being trustworthy and having someone there for you. I think they're very caring and they genuinely care for you. (Andrew, 16)

Neben den beschriebenen Formen öffentlicher eher loser Freundschaften finden sich enge freundschaftliche Beziehungen unter Jungen, die sich durch geteilte Emotionen, Unterstützung und einen gewissen Grad an Intimität auszeichnen. Jösting (2005) interviewt Jungen mit teilweise lange bestehenden Freundschaften. Bei allen untersuchten Freundesgruppen bildet die gemeinsame Freizeitaktivität die Grundlage, es werden Geheimnisse geteilt und Probleme besprochen. Die enge Freundschaft wird überwiegend außerhalb von Schule gelebt und ist für die Jungen von großer Bedeutung.

I'd say most people wouldn't have friends like that [very close and intimate] in school. Because if their other friends find out about it, then the gay thing would come out and once it gets around one person it will go around the whole school. (Paul, 16)

Enge Freundschaften unter Jungen können verletzlich machen, die eigene heterosexuelle Männlichkeit kann in Frage gestellt werden. Jungen berichten von einer gewissen Spannung: Einerseits sind sie stolz auf ihre enge Freundschaft, andererseits unterstellt die Jungenkultur bei einer zu engen Beziehung Homosexualität. Mit dieser Unterstellung werden Jungen untergeordnet und aus angesehenen Freundesgruppen ausgeschlossen.³¹ Enge Freundschaften werden deshalb kaum in der Schulöffentlichkeit gezeigt und Jungen unterscheiden daher oft zwischen ‚Kumpel‘ in der Schule und ‚Freund‘ außerhalb von Schule. Hier zeigt sich ein Zusammenspiel der Kategorie Geschlecht mit dem Kontext der Inszenierung: Jungen unterscheiden zwischen öffentlichem und privatem Junge-Sein. Junge-Sein erweist sich als kontextabhängig. Unser derzeitiges Wissen über Jungen-Inszenierungen ist hauptsächlich Wissen über Jungen in öffentlichen Kontexten. Junge-Sein differiert jedoch nicht nur je nach Kontext, sondern erweist sich auch als Kategorie, die in Interaktion mit anderen steht, wie die letzte von mir vorgestellte Perspektive der Jungenforschung zeigt.

5 Perspektive: Junge-Sein und Kontext – Zusammenspiel mit anderen Kategorien

Die Perspektive wird kombiniert mit anderen Kategorien sehr komplex, wie das nachfolgende Beispiel einer Studie über das Zusammenwirken von Männlichkeitsinszenierung, Schülersein und im Milieu erlerntem Habitus zeigt.

Connolly (2004) geht bei seiner Untersuchung zweier Schulen³² davon aus, dass zwischen Schule und Elternhaus ein Abhängigkeitsverhältnis besteht: Eltern sind darauf angewiesen, dass die Schule die Kinder bildet. Die Schule ist auf kooperationsbereite Eltern angewiesen, die die Art und Weise, wie die

Schule die Kinder bildet, akzeptiert und unterstützt. Dieses Verhältnis gestaltet sich in den beiden untersuchten Schulen unterschiedlich:

Die South Park Primary School ist sehr berühmt und genießt einen ausgezeichneten Ruf, weil sie akademisch erfolgreich ist.³³ Akademischer Erfolg ist auch der zentrale Faktor für die Eltern, die nach Connolly der ‚middle class‘ angehören. Die Eltern haben mit dieser Orientierung einen für die Schule passenden Habitus. Ihr Ziel ist Bildungserfolg und sie verfügen über die entsprechende Bildung, um ihre Kinder zu unterstützen. Den Schulhabitus der Jungen nennt Connolly „fish in water“ (135). Die Jungen akzeptieren die Routinen der Schule und internalisieren Disziplin und Kontrolle. Unter den Jungen gibt es keine ‚underachiever‘, keine Jungen mit zu schwachen Leistungen. Das Männlichkeitskonzept der Jungen entspricht der Wertschätzung von Bildung. Es unterstützt Bildungsniveau und Bildungsabschluss sowie akademischen Erfolg. Für die Jungen gibt es durch die Orientierungen in den Kategorien ‚middle class‘, Schuljunge und Männlichkeit keine Konflikte.

Die North Parade Primary School ist eine Schule, die wir ‚Brennpunktschule‘ nennen würden: Die Arbeitslosenquote unter den Eltern ist hoch und es gibt viele Alleinerziehende in sozial schwierigen Situationen. Die Lebensabläufe und -umstände sind oft wenig strukturiert und überwiegend geprägt durch die ständige Sorge um elementare Bedürfnisse, die „Sorge um’s Überleben“ (202). Dies führt dazu, dass die meisten Familien ihre Kinder nicht auf Schulroutinen vorbereitet haben. Die Schule kann sich nicht darauf verlassen, dass Eltern ihre Kinder in der Schule unterstützen, auch wenn die meisten Eltern der Studie dies wollen, weil sie wissen, wie wichtig Bildung ist. Sie können überwiegend aber nicht helfen.

Das Männlichkeitskonzept der Jungen lässt sich mit „need to be streetwise“ (202) überschreiben. Zentraler Ausdruck von Männlichkeit sind Muskelkraft und Stärke, sowie physische Fähigkeiten wie Kämpfen und Wrestling. Wichtigste Elemente sind nach Connolly ‚fähig zum Kampf sein‘ und ‚für sich selbst sorgen können‘.

In der Schule zeigt sich ein Schulhabitus der Jungen, den Connolly „fish out of water“ (178) nennt. Die Jungen haben nicht gelernt, den Wert von Bildung und akademischen Elementen in der Schule zu schätzen. Zudem gibt es meist wenig Entsprechung zwischen dem Alltag zu Hause und dem Schulleben.

Das Männlichkeitskonzept der Jungen und ihr im Milieu entwickelter Habitus widersprechen dem geforderten Schülersein. Diese Jungen haben große Schwierigkeiten in und mit der Schule.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Junge-Sein erweist sich als heterogen unter Jungen, variabel für jeden einzelnen Jungen und zudem als kontextabhängig. Die Inszenierungen geschehen auf vielen unterschiedlichen Ebenen gleichzeitig. Geschlechtervorstellungen und -inszenierungen haben unterschiedliches Konfliktpotential und unterschiedliche Grenzen und Konfliktfelder für die Jungen.

Dies hat Konsequenzen für die pädagogische Praxis. Ich frage abschließend nach der Bedeutung der referierten Ergebnisse für professionelles pädagogisches Handeln.

6 Perspektiven für das pädagogische Handeln

Jungen sind wie gesehen innerhalb der Gleichaltrigengruppe ständig dabei, Junge-Sein zu inszenieren und ihren Platz in der Gruppe zu suchen.

Pädagogische Fachkräfte müssen meiner Ansicht nach in der Lage sein, die Interaktionen der Kinder und Jugendlichen zu verstehen. Sie müssen die Geschlechterdarstellungen und -wahrnehmungen erkennen und im professionellen Umgang mit Kindern und Jugendlichen das Ziel verfolgen, die Perspektiven der Kinder auf die Kategorie Geschlecht zu erweitern, die Handlungsoptionen zu vergrößern.

Um kindliche Interaktionen verstehen zu können, erscheint es notwendig, die Einflüsse zu kennen, die bestimmte Situationen und Gruppenzusammensetzungen auf Inszenierungen von Geschlecht haben können. So muss man etwa wie gesehen zwischen Freundschaften an einem öffentlichen Ort wie der Schule und Freundschaften im privaten Rahmen unterscheiden. Dieses Wissen, Männlichkeits- und Freundschaftsinszenierungen vor dem Hintergrund der Umgebung zu denken, hilft vorschnelle Typisierungen einzelner Jungen zu vermeiden. Ein Wissen um die Zugehörigkeits- und Status-Inszenierungen von Jungen hilft, deren Verhalten in der Schule besser einzuordnen. Ein Wissen um die Verflechtung unterschiedlicher Darstellungshintergründe aus Elternhaus oder Gemeinde kann die Zusammenarbeit erleichtern und mögliche Handlungsstrategien aufzeigen.

Voraussetzung hierfür ist die Reflexion möglicher Handlungsstrategien. Diese Reflexion umfasst auch die Analyse von Didaktik und Methodik: In Unterrichtsplanungshilfen sind ‚geschlechtssensible Hinweise‘ bisher meist aus dichotomer Perspektive formuliert.³⁴ Hier muss weiter differenziert und Unterricht hinsichtlich heterogener Geschlechterkonstruktionen reflektiert werden. Bei den von mir untersuchten Gruppen bedeutet das beispielsweise: Für die ‚Tigerkralle‘ scheinen Konzepte sinnvoll, die Heterogenität betonen und die Jungen in ihrer Orientierung bestärken.³⁵ Für die ‚Rock’n’Roll AG‘ wären reflexive Elemente interessant, die ein Bewusstsein für unterschiedliche Orientierungen jenseits von Unterordnung schaffen.³⁶ Generelles Ziel pädagogischen Handelns sollte sein, die Perspektiven der Kinder auf die Kategorie Geschlecht zu erweitern. Es müssen Lerngelegenheiten oder -situationen geschaffen werden, die die Reflexionsmöglichkeiten der Kinder über Prozesse der Geschlechterdarstellung und -wahrnehmung entfalten helfen.³⁷

Die vorliegenden Untersuchungen zeigen, dass Prozesse der Konstruktion von Geschlechterverhältnissen in der Interaktion von Kindern untereinander aber auch mit pädagogischen Fachkräften eine bedeutende Rolle spielen. Wie

jeder Mensch unserer Gesellschaft haben auch pädagogische Fachkräfte im Laufe ihres Lebens Konstruktionen zu Geschlecht und Geschlechterverhältnissen entwickelt, die unbewusst ihr Handeln und ihre Wahrnehmung der Umgebung beeinflussen³⁸ – gewisse Typisierungen helfen, Situationen schnell einschätzen zu können. Die Gefahr einer durch Typisierung ‚gerasterten‘ Wahrnehmung ist jedoch, dass einzelne Personen entlang der Wahrnehmungsrasse und nicht entsprechend der individuellen Situation eingeschätzt werden. Haben pädagogische Fachkräfte im Verlaufe ihres Lebens ‚gelernt‘, Jungen als tendenziell laut, raumgreifend und zu Übergriffen neigend einzuschätzen, so entscheiden sie in Konflikten schnell zu Ungunsten von Jungen.³⁹ Studien zur Leistungseinschätzung durch Lehrerinnen und Lehrer zeigen eindrücklich, wie vergeschlechtlichte Vorannahmen die Eindrücke zu individuellen Kindern färben können.⁴⁰ Hier erscheint mir eine Reflexion eigener Kategorisierungen (auch über Geschlecht hinaus) als dringend notwendig. Dies ist eine Voraussetzung dafür, Heterogenität unter Kindern überhaupt wahrnehmen zu können.

Die pädagogische Professionalität erweitern bedeutet hier, durch Wissen um Geschlechterverhältnisse, geschulte Wahrnehmung und Reflexion Diagnosefähigkeiten und Handlungskompetenzen zu erweitern.

Hinweise zur Transkription⁴¹

.	stark fallende Intonation
?	stark steigende Intonation
,	schwach steigende Intonation
laut	in Relation zur jeweiligen normalen Sprechstimme laut gesprochen
„leise“	in Relation zur jeweiligen normalen Sprechstimme sehr leise gesprochen
(abgebr)	Abbruch eines Wortes
3	längere Pause mit Angabe der ungefähren Dauer in Sekunden
[SEUFZT]	Kommentare in Großbuchstaben zwischen eckigen Klammern
<u>gleichzeitig</u>	gleichzeitig Gesprochenes unterstrichen
@echt@	lachend Gesprochenes

Bei dieser Art der Transkription werden die üblichen Regeln der Groß- und Kleinschreibung beibehalten. Beim Neuansetzen einer Sprecherin oder eines Sprechers wird ebenfalls groß geschrieben und in einer neuen Zeile begonnen. Dialektale Äußerungen werden, so gut es geht, wiedergegeben. Die jeweils sprechende Person wird mit einem erdachten Namen vermerkt; I steht für die interviewende Person, A für die anwesende Assistentin, J für einen an dieser Stelle nicht identifizierbaren Jungen. Die Abkürzung ‚FR 01‘ steht für ‚erste Gruppendiskussion in Freiburg‘. Die Redebeiträge einer Gruppendiskussion sind fortlaufend durchnummeriert.

Anmerkungen

- 1 Zitat entnommen aus der Gruppendiskussion FR 02 – vgl. Michalek 2006.
- 2 Vgl. auch Gilbert 2001, Lee 1998, Lohscheller 2002, Rohrman 2001, Rhyner/Zumwald 2002, Thielke 2004.
- 3 Vgl. auch Bieringer 2000, Boldt 2001, Jantz 2003, Rohrman/Thoma 1998, Wölfl 2001.
- 4 Diese Kindergärten werden oft empfohlen, „wenn soziale Kompetenz und Lernfähigkeit für eine Grundschule noch nicht ausreichen“ (Lohscheller 2002, 16).
- 5 Von den Jugendlichen ohne Hauptschulabschluss waren 2004 in Baden-Württemberg 61,3% Jungen.
- 6 Statistisches Landesamt Baden-Württemberg 2005.
- 7 Statistisches Bundesamt 2005.
- 8 Vgl. z.B. für Interesse und Leistung in Naturwissenschaften, Mathematik und Technik Beermann/Heller/Menacher 1992, in Naturwissenschaften Hoffmann/Lerke 1986, Kessels 2002, Thies/Röhner 2000, in Technik Kreienbaum/Metz-Göckel 1992, Nyssen 1996, in Lesen und Schreiben Richter 1999.
- 9 Vgl. OECD 2001.
- 10 Milhoffer (2000) befragt 500 Schülerinnen und Schüler aus dritten bis sechsten Klassen schriftlich und in Gruppen nach ihren Selbst- und Wunschbildern und findet Gemeinsamkeiten bei den gewünschten Eigenschaften: sportlich (74% / 79%), klug (68% / 77%), mutig (62% / 66%), witzig (52% / 44%) und gut aussehend (31% / 39%) stehen bei allen Kindern hoch im Kurs.
- 11 Siehe Baumert/Lehmann et al. 1997.
- 12 Das Herausgreifen der „Jungen“ birgt immer die Gefahr der Reifizierung von Geschlechterdichotomien. Es bleibt eine Gratwanderung. In unserer Gesellschaft wird eine strikte Zweiteilung praktiziert. Kinder werden von Geburt an zugeordnet und müssen lernen, sich aus der Perspektive dieses Arrangements zu betrachten. Die Inszenierungen dieser Zuordnung stehen bei mir im Fokus. Hier mache ich Aussagen über die Inszenierungspraktiken der als Junge kategorisierten Kinder, um Grundlagen für die pädagogische Arbeit zu schaffen.
- 13 Es existieren Daten über Selbst- und Fremdbilder von Jugendlichen und Männern (z.B. Meuser 1998, Connell 2000). Differenzierte Analysen zur Perspektive von Jungen im Grundschulalter fehlen jedoch.
- 14 Mit etwa sieben Jahren ist der Höhepunkt der Internalisierung von Stereotypen über das eigene Geschlecht erreicht – vgl. Steins 2003, 87.
- 15 Siehe Michalek 2006.
- 16 Beteiligt an dem Gesamtprojekt, im Rahmen dessen meine Untersuchung stattfand, waren die Pädagogischen Hochschulen Freiburg und Ludwigsburg sowie die Katholische Universität Eichstätt.
- 17 Die Jungen der Gruppe – Richard, Armin und David – sitzen mit dem Interviewer im Kreis. Philipp ist kurz vor folgender Sequenz aufgestanden und steht hinter der Videokamera. Die Transkriptionszeichen sind am Ende des Artikels erläutert.
- 18 Erwachsene haben beispielsweise keine Zeit zum Spielen, es sei denn, sie haben Kinder, mit denen gespielt werden muss.
- 19 Vgl. Bohnsack 2003.
- 20 Hier stellt sich die Frage, in wie weit diese Ergebnisse überhaupt auf Deutschland und das hiesige Schulsystem übertragen werden können. Sie können jedoch als Anhaltspunkt dienen – weitere Forschung in deutschen Schulen ist jedoch notwendig.
- 21 Renold (2003) berichtet davon, dass bereits 6- bis 8-Jährige Hierarchien innerhalb von Gleichaltrigengruppen herstellen, die sich auch in Studien

- mit älteren Kindern und Jugendlichen (Keddie 2006, Mills 2001) zeigen.
- 22 Vgl. Renold 2003.
- 23 10-bis-11-jährige Schüler werden in einer ethnografischen Studie ein Jahr lang beobachtet.
- 24 Die hegemoniale Männlichkeitsform ist an allen drei Schulen verknüpft mit Aktivität und verkörperter Athletik wie z.B. Stärke, Fitness oder Geschwindigkeit.
- 25 Gordon et. al. (2000) stellen fest, dass die sicherste Position in der formalen Schulkultur daher die Durchschnittlichkeit und das Gewöhnlich-Sein sind. Innerhalb der informellen Gleichaltrigenkultur bildet ‚gleich wie die anderen‘ zu sein einen gewissen Schutz vor Ärgern und Unterordnung. Individualität ist nur innerhalb der Grenzen der Peer Group möglich.
- 26 Vgl. Epstein 2001.
- 27 Vgl. Martino/Pallotta-Chiarolli (2003).
- 28 Was Freundschaften für 12- bis 16-jährige Jungen bedeuten, wird in der Forschung kaum thematisiert. Ich stütze mich hier vor allem auf eine australische Studie von Martino/Pallotta-Chiarolli (2003).
- 29 Alle Jungen-Zitate in diesem Abschnitt siehe Martino/Pallotta-Chiarolli 2003, 59-67.
- 30 Simon erzählt davon, dass er einige Mädchen nach Meinung der Gruppe nicht mögen darf, obwohl er persönlich sie gern hat.
- 31 Vgl. Way/Green 2006, 312.
- 32 Er untersucht 5-bis 6-jährige Jungen in Großbritannien.
- 33 Ihre Schülerinnen und Schüler schneiden bei den nationalen Vergleichstests gut ab.
- 34 Vgl. beispielsweise Kaiser 2001.
- 35 Hier könnte beispielsweise das Konzept der ausbalancierten Männlichkeit von Winter/Neubauer (2001) hilfreich sein.
- 36 Gestaltungsmöglichkeiten hierfür finden sich etwa bei Bold (2001).
- 37 Hier bietet etwa die erprobte Methode ‚Philosophieren mit Kindern‘ eine gute Möglichkeit zum Austausch von Geschlechterkonzepten.
- 38 Vgl. Hirschauer 1996.
- 39 Die ‚Rock’n’Roll AG‘ schildert solch eine Situation - siehe Michalek 2006, 185 ff.
- 40 Vgl. beispielsweise Thies/Röhner 2000.
- 41 Vgl. Bohnsack 2003.

Literatur

- BAUMERT, JÜRGEN/ RAINER LEHMANN, ET AL. (1997) *TIMSS – Mathematischnaturwissenschaftlicher Unterricht im internationalen Vergleich. Deskriptive Befunde*. Opladen: Leske & Budrich.
- BEERMANN, LILLY/ KURT HELLER/ PAULINE MENACHER (1992) *Mathe: nichts für Mädchen? Begabung und Geschlecht am Beispiel von Mathematik, Naturwissenschaften und Technik*. Bern: Huber.
- BIERINGER, INGO (2000) Hg. *Männlichkeit und Gewalt: Konzepte für die Jungenarbeit*. Opladen: Leske & Budrich.
- BOHNSACK, RALF (2003) *Rekonstruktive Sozialforschung* [1991]. Opladen: Leske & Budrich.
- BOLDT, ULI (2001) *Ich bin froh, dass ich ein Junge bin. Materialien zur Jungenarbeit in der Schule*. Hohengehren: Schneider.
- BUNDESMINISTERIUM DES INNERN (2005) *Polizeiliche Kriminalstatistik 2004*. Baden-Baden: Koelblin-Fortuna-Druck.
- CONNELL, ROBERT (1995) *Masculinities*. Cambridge: Polity Press.
- CONNOLLY, PAUL (2004) *Boys and Schooling in the Early Years*. London/New York: Routledge Falmer.
- ENDERS-DRAGÄSSER, UTA/ CLAUDIA FUCHS (1989) *Interaktionen der Geschlechter. Sexismusstrukturen in der Schule. Eine Untersuchung an hessischen Schulen im Auftrag des Hessischen Instituts für Bildungsplanung und Schulentwicklung*. Weinheim/München: Juventa.
- EPSTEIN, DEBBIE (2001) „Boyz' own stories: masculinities and sexualities in schools.“ *What about the boys? Issues of masculinity in schools*. Hg. Wayne Martino/ Bob Meyenn. Buckingham: Open University Press, 96-109.
- FREESE, HANS-LUDWIG (1992) *Kinder sind Philosophen*. Weinheim: Quadriga.
- GEBAUER, KUA (1991) „Was ist bloß mit den Kindern los?“ *Die Grundschulzeitschrift*, 49/1991: 47-50.
- GILBERT, SUSAN (2001) *Typisch Mädchen! Typisch Jungen! Praxisbuch für eine geschlechtsgerechte Erziehung*. Düsseldorf: Walter.
- GORDON, TUULA, HOLLAND, JANET & LAHELMA, ELINA (2000) *Making Spaces: Citizenship and Differences in Schools*. Basingstoke: Macmillan.
- HIRSCHAUER, STEFAN (1996) „Wie sind Frauen, wie sind Männer?“ *Was sind Frauen, was sind Männer*. Hg. Christiane Eifert/ Angelika Epple/ Martina Kessel Frankfurt/M.: Suhrkamp, 240-256.
- HOFFMANN, LORE/ MANFRED LEHRKE (1986) „Eine Untersuchung über Schülerinteressen im Fach Physik.“ *Zeitschrift für Pädagogik* 32, 2/1986: 189-204.
- HORSTKEMPER, MARIANNE (1990) Hg. *Mädchen und Jungen, Männer und Frauen in der Schule*. Weinheim: Juventa.
- JANTZ, OLAF (2003) Hg. *Perspektiven der Jungenarbeit: Konzepte und Impulse aus der Praxis*. Opladen: Leske & Budrich.
- JÖSTING, SABINE (2005) *Jungenfreundschaften. Zur Konstruktion von Männlichkeit in der Adoleszenz*. Wiesbaden: VS Verlag.
- KAISER, ASTRID (1997) Hg. *Koedukation und Jungen. Soziale Jungenförderung in der Schule*. Weinheim: Deutscher Studien-Verlag.
- KAISER, ASTRID (2001) Hg. *Praxisbuch Mädchen- und Jungenstunden*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- KAISER, ASTRID UND MITARBEITERINNEN (2003) *Projekt geschlechtergerechte Grundschule. Erfahrungsberichte aus der Praxis*. Opladen: Leske & Budrich.
- KEDDIE, AMANDA (2006) „Fighting, anger, frustration and tears: Matthew's story of hegemonic masculinity.“ *Oxford Review of Education*. Vol. 32, 4/2006: 521-534.
- KESSELS, URSULA (2002) *Undoing Gender in der Schule. Eine empirische Studie über Koedukation und Geschlechtsidentität*

- im Physikunterricht. Weinheim/ München: Juventa.
- KRAPPMANN, LOTHAR/ HANS OSWALD (1995) *Alltag der Schulkinder. Beobachtungen und Analysen von Interaktionen und Sozialbeziehungen*. Weinheim: Juventa.
- KREIENBAUM, MARIA ANNA/ SIGRID METZ-GÖCKEL/ LISA GLAGOW-SCHICHA (1992) *Koedukation und Technikkompetenz von Mädchen*. Weinheim: Juventa.
- LEE, CAROL (1998) *Hilflose Helden. Wenn Jungen keine Vorbilder mehr finden*. Reinbek: Rowohlt.
- LOHSCHELLER, FRANK (2002) *Typisch Junge? Kommunikations- und Konflikttraining für Jungen an Schulen*. Münster: Unrast.
- MARTINO, WAYNE/ MARIA PALLOTTA-CHIAROLLI (2003) *So what's a boy? Addressing issues of masculinity and schooling*. Maidenhead: Open University Press.
- METZ-GÖCKEL, SIGRID ET AL. (1991) *Mädchen, Jungen und Computer: Geschlechtsspezifisches Sozial- und Lernverhalten beim Umgang mit Computern*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- MEUSER, MICHAEL (1998) *Geschlecht und Männlichkeit: soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen: Leske & Budrich.
- MILHOFFER, PETRA (2000) *Wie sie sich fühlen, was sie sich wünschen. Eine empirische Studie über Mädchen und Jungen auf dem Weg in die Pubertät*. Weinheim/ München: Juventa.
- MILLS, MARTIN (2001) *Challenging Violence in Schools: An Issue of Masculinities*. Buckingham: Open University Press.
- NYSSSEN, ELKE (1996) *Mädchenförderung in der Schule: Ergebnisse und Erfahrungen aus einem Modellversuch*. Weinheim/ München: Juventa.
- ORGANIZATION FOR ECONOMIC AND CULTURAL DEVELOPMENT (OECD) (2001) *Lernen für das Leben. Erste Ergebnisse der internationalen Schulleistungsstudie PISA 2000*. 17. Oktober 2003 <<https://www.1.oecd.org/publications/e-book/9601145E.pdf>>.
- PETILLON, HANNS (1993) *Das Sozialleben des Schulanfängers: die Schule aus der Sicht des Kindes*. Weinheim: Beltz.
- POLLACK, WILLIAM F. (2001) *Jungen. Was sie vermissen, was sie brauchen; ein neues Bild von unseren Söhnen*. Weinheim/Basel: Beltz.
- RENDTORFF, BARBARA (1999) „Erziehung und Entwicklung – Sexuierte Selbstbilder von Mädchen und Jungen.“ *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung*. Hg. Dies./ Vera Moser. Opladen: Leske & Budrich.
- RENOLD, EMMA (2004). „Other‘ boys: negotiating non-hegemonic masculinities in the primary school.“ *Gender and Education*, Jg. 16: 247-266.
- RICHTER, SIGRUN (1999) „Mädchen- und Jungeninteressen beim Schreiben und Lesen.“ *Grundschule*, 12: 38-40.
- ROHRMANN, TIM (2001) *Echte Kerle. Jungen und ihre Helden*. Reinbek: Rowohlt.
- ROHRMANN, TIM/ PETER THOMA (1998) *Jungen in Kindertagesstätten: ein Handbuch zur geschlechtsbezogenen Pädagogik*. Freiburg i.Br.: Lambertus.
- RHYNER, THOMAS/ BEA ZUMWALD (2002) *Cooler Mädchen – starke Jungs. Ratgeber für eine geschlechterspezifische Pädagogik*. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt.
- SPENDER, DALE (1985) *Frauen kommen nicht vor: Sexismus im Bildungswesen*. Frankfurt/M.: Fischer.
- STATISTISCHES BUNDESAMT (2005) *Statistisches Jahrbuch 2004*. 13. Mai 2005 <<http://www.destatis.de/basis/d/biwiku/schultab20.php>>.
- STATISTISCHES LANDESAMT BADEN-WÜRTTEMBERG (2005): *Bildung, Kultur. Landeskenntzahlen*. 26. Juli 2005 <<http://www.statistik.baden-wuerttemberg.de/BildungKultur/Landeskenntzahlen.asp>>.
- STEINS, GISELA (2003) *Identitätentwicklung. Wie Mädchen zu Frauen werden und Jungen zu Männern*. Lengerich: Pabst Science.
- SWAIN, JOHN (2003): „Needing to be ‚in the know‘: strategies of subordination uses

- by 10-11-year-old schoolboys.“ *International Journal of Inclusive Education*, Jg. 7: 305-324.
- SWAIN, JOHN (2004). „The resources and strategies that 10-11-year-old boys use to construct masculinities in the school setting.“ *British Educational Research Journal*, Jg. 30: 167-185.
- THIELKE, WOLFGANG (2004) *Jungen brauchen Liebe: so werden aus Söhnen glückliche Männer*. Freiburg i.Br.: Herder.
- THIES, WILTRUD/ CHARLOTTE RÖHNER (2000) *Erziehungsziel Geschlechterdemokratie: Interaktionsstudie über Reformansätze im Unterricht*. Weinheim/ München: Juventa.
- THORNTON, SARAH (1997): „The social logic of subcultural capital.“ *The Subcultures Reader*. Hg. Ken Gelder/ Sarah Thornton. London: Routledge. 200-209.
- VALTIN, RENATE/ RICHARD KOPFFLEISCH (1985) „Mädchen heulen immer gleich.“ *Frauen machen Schule. Probleme von Mädchen und Lehrerinnen in der Grundschule*. Hg. Renate Valtin/ Ute Warm. Frankfurt/M.: Arbeitskreis Grundschule. 101-109.
- WAY, NIOBE/ MELISSA L. GREENE (2006) „Trajectories of Perceived Friendship Quality During Adolescence: The Patterns and Contextual Predictors.“ *Journal of Research on Adolescence*, Jg. 16, 2/2006: 293-320.
- WINTER, REINHARD/ GUNTER NEUBAUER (2001) *Dies und das! Das Variablenmodell „balanciertes Junge- und Mannsein“ als Grundlage für die pädagogische Arbeit mit Jungen und Männern*. Tübingen: Neuling.
- WÖLFEL, EDITH (2001) *Gewaltbereite Jungen – was kann Erziehung leisten? Anregungen für eine gender-orientierte Pädagogik*. München/ Basel: E. Reinhardt.

Herrenzimmer mit Sofa Professoraler Habitus in universitären Alltagskulturen

1 Geringelte Unterwäsche. Fragestellung und Ansatz

Kurz nach der Abgabe meiner Dissertation im Dezember 2002 traf ich einen der von mir interviewten Pädagogikprofessoren in der Mensa der *Carl-von-Ossietzky Universität Oldenburg*. Dieser stellte mich seinen Kollegen u.a. mit der Bemerkung vor, ich hätte eine Dissertation über professoralen Habitus geschrieben und dabei auch ihn, seinen Arbeitsraum und seine Kleidung untersucht. Ja, ich hätte ihn sogar bis zur Farbe der Unterwäsche ausgefragt, meinte er lachend, was eine Welle belustigter Entrüstung unter seinen Kollegen hervorrief. Fakt ist allerdings, dass besagter Professor selbst und vor allem ungefragt im Interview auf seine Unterwäsche zu sprechen kam und mir diese auch partiell vorführte. Dass er sich nun im Nachhinein auf diese Weise das Interview rekonstruierte, weist darauf hin, dass ich in seinen Augen offenbar ‚Ungeheuerliches‘ erforsche, über das im Allgemeinen nicht im öffentlichen Raum der Universität gesprochen wird. Kulturelle Praktiken im Feld der Wissenschaft zu untersuchen wird als ungebührlich und banal wahrgenommen. Man kann sogar noch weiter gehen: Ihre Nicht-Thematisierung ist vielmehr wichtig, um Vorstellungen von Professorabilität weiter fortzuschreiben. Sie dennoch zum Gegenstand zu machen, heißt, an ihnen zu kratzen, sie ein Stück weit zu entmystifizieren.

Dieses Beispiel macht bereits meine Motivation deutlich, warum ich mich mit überwiegend ausgeblendeter universitärer Alltagskultur, dem so genannten ‚Outfit von Wissenschaft‘ auseinander gesetzt habe. Mein Fokus lag dabei überwiegend auf Professoren und Professorinnen. Mein Fokus war dabei überwiegend auf habitualisiertes Alltagshandeln und seine Vergegenständlichungen gerichtet, wesentliche Bedingung für – meist stillschweigende – Beharrungskräfte aber auch Veränderungspotenziale im Feld der Hochschule. Mit Vergegenständlichungen meine ich z.B. Kleidung oder Gestaltung der Arbeitsräume.

Die Basis dieses Artikels, meine Dissertation, schlägt einen multiperspektivisch-triangulierenden, kulturwissenschaftlichen Ansatz vor. In der Verbindung ethnomethodologischer, symbolisch interaktionistischer und lebensweltlicher Perspektiven habe ich Effekte von Institution, Habitus, Fachkultur und

Geschlecht in visuellen Hochschulalltagskulturen am Beispiel der *Carl-von-Ossietzky Universität Oldenburg* untersucht. Dabei habe ich Interviewdaten und visuelle Daten ausgewertet und zusammengeführt. Dazu gehörten selbst-erhobene Fotos, Film- und Videomaterial, das Bildarchiv der Pressestelle der Universität sowie universitäre Webpages.

Die Oldenburger Universität steht exemplarisch für eine Reformphase der 1960er und 1970er Jahre in den alten Bundesländern. Die Idee der ‚Reformuniversität‘ bezieht sich inhaltlich auf bestimmte egalisierende Konzepte wie eine gruppenparitätische Struktur, auf die ELAB, die Einphasige Lehrerausbildung, sowie auf Konzepte des Projektstudiums. Dem wurde auch architektonisch versucht Rechnung zu tragen: es gibt bis heute überwiegend keine Sekretariate vor den Professorenräumen, sondern direkte Zugänge, Kommunikationsinseln in den Fluren etc. Die Universität ist aus einer Pädagogischen Hochschule entstanden und bis heute keine so genannte Volluniversität (d.h. es fehlen ihr beispielsweise Fächer wie Medizin und Jura). Momentan erfährt sie spannungsgeladene Umstrukturierungen, auf die ich später noch zu sprechen komme.

Wenn ich vom ‚professoralen Habitus‘ und vom ‚Outfit der Wissenschaft‘ spreche, meine ich mehr als die bekleidete menschliche Gestalt; ich beziehe mich dabei auch auf Repräsentationen der Institution Universität allgemein. So habe ich auch Filme über die Uni aus drei Jahrzehnten, der Gründungsphase 1974 bis heute, ausgewertet, die Universitätszeitung *Uni Info* und das Forschungsmagazin *Einblicke* befragt sowie Experteninterviews mit zwei Mitarbeitern geführt, die maßgeblich an der Außendarstellung der Universität beteiligt sind. Auch in den acht Fallstudien über Hochschullehrende meint Outfit nicht nur professorale Kleidung, sondern bezieht sich ebenso auf die Arbeitsräume, auf ihre Nutzungs- und Gestaltungsweisen; unter Rekurs auf Foucault (vgl. Foucault 1993, 38) strukturiert Raum Handlungen und ist nicht einfache Gegebenheit, neutrales Außen, sondern situiert und positioniert Subjekte in diesem. Die Raumgestaltungsweisen in Oldenburg habe ich exemplarisch mit denen einer traditionellen Universität – in diesem Fall der *Universität Tübingen* verglichen.

Damit habe ich mich auf zweierlei Weise von sozialwissenschaftlich feministischer Hochschulforschung abgegrenzt: Zum einen kommt man mit Blick auf rhetorische und sprachliche Eloquenz gerade von ProfessorInnen mit dem ausschließlichen Abfragen von Einstellungen methodisch nicht sehr weit.

Zum anderen liegt vielen Studien bis heute ein Gender-Ansatz zugrunde, der vor allem die vermeintlichen Defizite von Frauen problematisiert, die sie am Erreichen akademischer Führungspositionen hindert. Mir ging es hingegen vielmehr um die Analyse von Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit und ihre stabilisierenden und Bilder reproduzierenden Einübungen. Nicht weniger ging es mir aber auch um Modifikationen, Widersprüchlichkeiten und Doppelwertigkeiten in kulturellen Praktiken. Meine Arbeit ist daher nicht zufällig im inter- und transdisziplinären Zusammenhang des Oldenburger Graduiertenkollegs *Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien* entstanden.

2 Methodisches ‚Besteck‘

Mit Mary Douglas definiere ich „Institution Universität“ als Speicher von Sozialordnungen, als habitualisiertes Handlungsregulativ (vgl. Douglas 1991, 81 f). Dieses steht zwar in Kontinuitäten, in einer Tradition, dennoch gibt es Unterschiede. Wir sind in der Mensa oder auf Partys oftmals schnell in der Lage, Jurastudierende von Philosophiestudierenden zu unterscheiden. Wie das kommt und warum das so ist, versuchen die Lebensweltforscher Eckard Liebau und Ludwig Huber in ihren Fachkulturforschungen zu beschreiben. Ich habe mich auf fachkulturelle Phänomene in der *Biologie* und *Pädagogik* konzentriert: Beide Fächer rücken den Menschen in den Fokus, allerdings entlang grundlegend verschiedener Traditionslinien. Auf dieser Folie lassen sich über Ähnlichkeiten und Unterschiede im Alltagshandeln fachkulturelle Phänomene beschreiben. Wenn ich dabei von kulturellen Praktiken spreche, dann verstehe ich ‚Kultur‘ mit der Historikerin und Kulturwissenschaftlerin Gadi Algazi als Fundus von Handlungsmodellen, die erst in der Aktualisierung, bzw. in der Inszenierung spezifische Bedeutung bekommen (vgl. Algazi 2000, 106 f). Einen beachtlichen Teil dieser Praktiken beschreibt der Kultursoziologe Pierre Bourdieu mit seinem Habituskonzept als unreflektiert und inkorporiert und gerade dadurch umso wirkungsmächtiger. Habitus kann dabei als ein theoretisches Konzept beschrieben werden, das versucht, Verbindungen herzustellen zwischen einer Typologie von Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata und sozialen Feldern, in denen wir uns bewegen (vgl. Bourdieu 1997, 278 f).

Meine Auswertungsmethoden umfassen qualitativ orientierte, inhaltsanalytische und quantifizierende Verfahren. Exemplarisch können hier die Polaritätenprofile in Anlehnung an Ingrid Heimann (vgl. Heimann 1991, 1993) genannt werden. Sie hat zusammen mit Karen Ellwanger an der *Universität der Künste Berlin* ein Skalierungsverfahren entwickelt, mit dem über polare Begriffspaare optische Phänomene systematisch ausgewertet werden können. Die Begriffspaare wurden in meiner Arbeit erläutert und definiert.



Abb. 1: Musikwissenschaftlerin (Foto: Bildarchiv der Pressestelle Oldenburg)

3 „Weiße Bluse & Halstuch“: Mediale Repräsentationen

„Logo ergo sum“ betitelte die *Süddeutsche Zeitung* einen Artikel zum Logo-Streit zur Fußball-WM. Auch die Universität bedient sich verschiedener Möglichkeiten, nach außen und innen zu repräsentieren; vor dem Hintergrund knapper finanzieller Ressourcen und hoher Konkurrenz gewinnt dies zunehmend an Bedeutung. Repräsentation heißt jedoch nicht nur, etwas Abwesendes zu vertreten und darzustellen, sondern es im Darstellen auch herzustellen – repräsentieren bezeichnet einen aktiven Konstruktionsprozess, wie die feministische Kunstwissenschaftlerin Silke Wenk ihn beschreibt (vgl. Wenk 1996, 62). Auf die Universität bezogen bedeutet das die Herstellung von Leitbildern. Wie das alltagskulturell funktioniert, möchte ich an exemplarischen Thesen verdeutlichen:

Seit einigen Jahren versucht das Oldenburger Forschungsmagazin *Einblicke* Exzellenz und Spitzenforschung auch visuell zu inszenieren – und zwar auch über die fotografischen Darstellungen von Professoren und Professorinnen. Man muss sich das so vorstellen: Die Professorenfotos in den 1970ern waren überwiegend ernst – der seriöse Wissenschaftler im Nicki- oder Strickpullover hat auf dieser Welt nicht viel zu lachen. Heute sieht das anders aus: Zu sehen ist meist eine möglichst kontrastreiche Kragenpartie für die Herren und eine gesoftete, strukturelle Adaption an Männerkleidung für die Damen – allerdings mit geschlechtsspezifischem Akzent; so schlägt der Hausfotograf der *Universität Oldenburg* in seiner Position als Mittler zwischen Lehrenden und universitärer Pressestelle seinen weiblichen Klientinnen vor: „Ich sach, am besten weiße Bluse, dunklen Blazer, ein Halstuch. Passt immer, so wie Sekretärinnen, so Chefsekretärinnen.“ Und bitte lächeln. Mit der Bekleidungsforscherin Karen Ellwanger argumentierend bedeutet dies jedoch einen optisch-symbolischen Machtverzicht, indem die Grenze zwischen Kopf und Körper verwischt (vgl. Ellwanger 1999, 10).

Zugleich ist der professorale Lehrkörper Teil einer homogenen Mitarbeiterschaft des ‚Dienstleistungsunternehmens Universität‘. Noch in den 1980er und 1990er Jahren zeichneten sich die Fotografien durch große Inszenierungsspielräume aus, wie die Zusammenstellung der folgenden Fotografien (Abbildungen 2-7) exemplarisch verdeutlicht (Quelle: Bildarchiv der Pressestelle der *Carl von Ossietzky Universität Oldenburg*).



Abb. 2-7: Fotografien von ProfessorInnen.
Bildarchiv der Pressestelle der Universität Oldenburg.

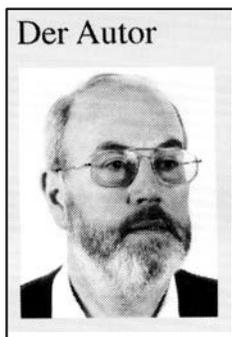
Heute sieht das anders aus: durch Kontextbeschneidung und den Fokus auf das Gesicht werden die Bilder tendenziell ‚neutralisiert‘ und homogenisiert. Im Forschungsmagazin *Einblicke* gestaltet sich das so (Abbildung 8-12):



1993



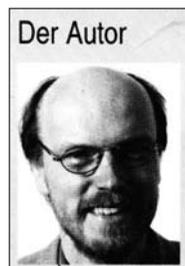
1997



1998



1999



2002

Abb. 8-12: Abbildungen von ProfessorInnen: Forschungsmagazin *Einblicke*.

Einheitliche Kleidung scheint visuell erstrebenswert zu sein. Zahlreiche Bekleidungsanalysen von Politikerinnen zeigen z.B., dass in der Politik Uneinheitlichkeit in der Kleidung paradigmatisch für weibliches Outfit steht und dieses wiederum automatisch mit symbolischen Machteinbußen korreliert, so u.a. Karen Ellwanger (vgl. Ellwanger 1999, 21). Alte Fotografien mit Nickis, Strickpulli und Rauschbart aus der Gründungsphase der Universität der 1970er Jahre sind also durchaus noch im Einsatz, aber fokussieren nur noch das Gesicht.

Des Weiteren gibt es einen Film und zwei Werbe-Videos über die *Universität Oldenburg*, einen aus der Gründungsphase, einen aus den 1990er Jahren und

einen aus dem Jahre 2002. In diesen lassen sich Prozesse einer universitären Retraditionalisierung nachzeichnen, die der Erziehungswissenschaftler Peter Alheit als typisch für die Entwicklung von so genannten Reformuniversitäten analysiert (vgl. Alheit 2000, 8 f). Auf die *Universität Oldenburg* bezogen heißt das, dass sie sich visuell zwischen *traditioneller Universität* und *Fachhochschule* neu zu platzieren sucht. ‚Veränderungsbereitschaft‘ und ‚Bewegung/Dynamik‘ sind seit der Gründung der jungen Universität zentrale Momente in den Filmdokumenten der *Oldenburger Universität*; inhaltlich bezieht sich der erste Film auf die einphasige Lehrerausbildung und auf alternative Gremienstrukturen. Stilistisch begleitet wird dieses durch wiederholte Untersicht auf Füße und Beine in Bewegung. Im jüngsten Film bedeuten Bewegung und Beweglichkeit dagegen etwas ganz Anderes – hier geht um die flexible Anpassung an neue Strukturen: Individuelle Spitzenleistung und zunehmende Verschulung und Homogenisierung widersprechen sich dabei im Film offenbar nicht. Visuell gespielt wird mit Attributen wie Tafel, Kreide und Schultüte. Die Innovationsversprechen in der Zukunft scheinen im Film eher durch die wirtschaftsnahen Studien- und Sonderforschungsbereiche vor allem der Technik- und Naturwissenschaften repräsentiert, die in ihrer Struktur deutlich verschulter sind als die zunehmend überlasteten Geistes- und Sozialwissenschaften.

4 Herrenzimmer mit Sofa: Die Fallstudien

Mit diesem thesenartigen Blick auf die Repräsentationen einer Institution und über einen Teil ihrer Lehrenden zoome ich nun auf die Einzelfallbeschreibungen. Dass ich mich dabei lediglich auf acht Professoren und Professorinnen konzentriert und den Mittelbau außer Acht gelassen habe, ist natürlich kritisierbar. Gerade vor dem Hintergrund der Reforminstitution *Universität Oldenburg*, in der es ja immer wieder um gruppenparitätische Strukturen ging, ist mein Fokus auf die Statusgruppe ‚Professoren‘ eng. Unter Rekurs auf den Politologen Thorsten Bultmann ist jedoch eine Analyse gerade der akademischen Professorenelite wichtig: So stellt er in den zunehmend betriebswirtschaftlich geführten und strukturierten Universitäten eine wachsende Beschneidung hochschulinterner Mitwirkungsmöglichkeiten besonders des Mittelbaus in Rechnung (vgl. Bultmann 1999, 83). Das wiederum führt zu einer Aufwertung und Stärkung der Professorenstäbe.

Die Figur des starken Leiters mit Management- und Weisungskompetenz wird immer wichtiger und erfährt ihre Konkretisierung bereits in Stellenbesetzungsverfahren: Bewerberinnen und Bewerber auf eine Professur an der Universität Bremen mussten z.B. schon 2002 ihre Managementqualitäten erstmalig an einer deutschen Hochschule in einem speziellen Auswahlverfahren unter Beweis stellen, indem in den Berufungskommissionen auch Personalberater aus der Wirtschaft mit beratender Stimme beisaßen. Vor diesem Hintergrund erscheint mir die Untersuchung gerade der professoralen Klientel umso dringlicher.

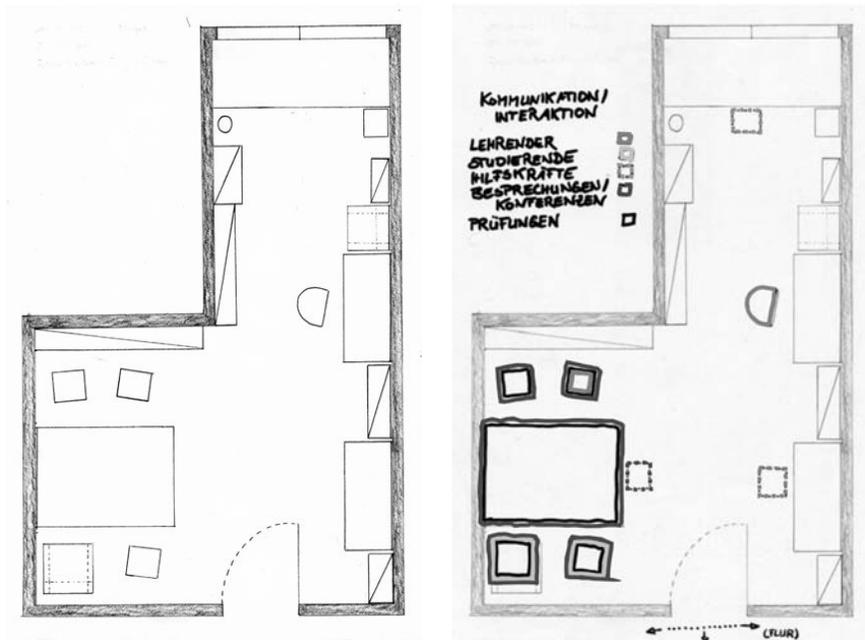
Bourdieu weist zudem immer wieder darauf hin, wie kulturbildende Prozesse zwar nicht nur, aber auch einer Dynamik von ‚oben‘ nach ‚unten‘ folgen.

Daher ist es wichtig, gerade diese machtvolle Spezies mit ihren akkumulierten ökonomischen, kulturellen, sozialen und symbolischen Kapitalgütern zu untersuchen. Von daher habe ich mich auf acht Professoren und Professorinnen der zwei Fächer *Biologie* und *Pädagogik* konzentriert.

4.1 Raumnutzungs- und Gestaltungsweisen

Die Dokumentation der Raumnutzungs- und Gestaltungsweisen anhand der Polaritätenprofile und der Arbeit mit ‚Grundriss und Folie‘ ermöglichen eine nahezu ‚mikroskopische‘ Untersuchung meines Gegenstandes.

Auf der Basis von Grundrissen der Räume habe ich Funktionsaufteilungen und Stilmittel in einem ersten Schritt visualisiert und im zweiten ausgewertet. Das heißt, ich wende quantifizierende Verfahren auf kleinste Fallgrößen an: Eine derart aufwändige und genaue Auswertung ist a) forschungspraktisch lediglich an Einzelfällen erprobbar, doch b) trotzdem sinnvoll, um anhand der alltagskulturellen Phänomene pilotartig und experimentierend Fragen und Thesen zu entwickeln bzw. Daten und Quellen überhaupt zu erschließen. Die Thesen können zwar aufgrund der kleinen Fallgrößen keine Repräsentativität beanspruchen, aber richtungweisend für weitere Forschungsvorhaben sein. Auf quantifizierenden und qualitativen Auswertungen werden Thesen einer methodisch-praktischen Pilotstudie generiert.



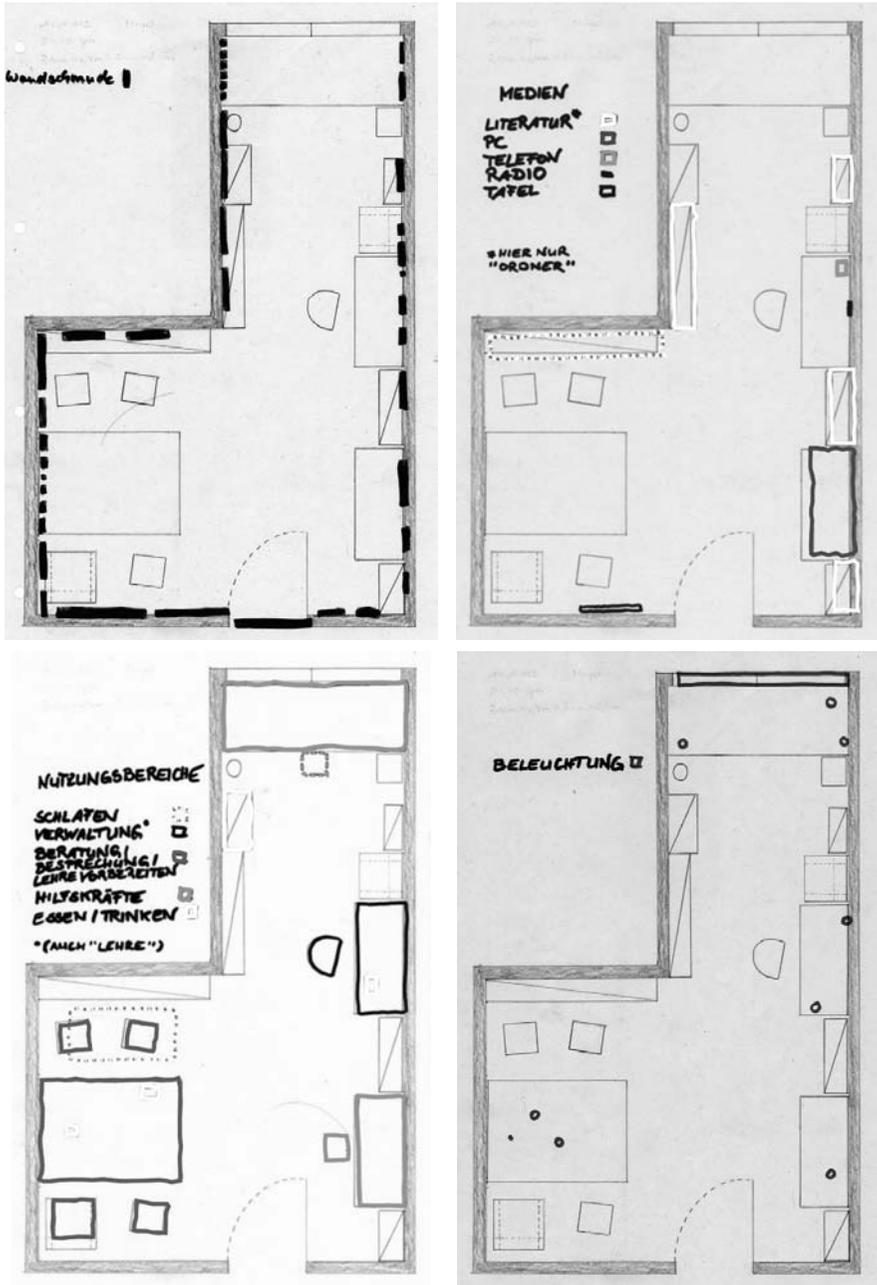


Abb. 13: Grundriss des Professorenzimmers eines Pädagogen (links oben) und die verschiedenen ‚Folien‘: Kommunikation/Interaktion (Mitte oben), Wandschmuck (rechts oben), Medien (links unten), Nutzungsbereiche (Mitte unten), Beleuchtung (rechts unten).

Die Auseinandersetzung mit Statusrepräsentation im Raum scheint in der Pädagogik weit wichtiger als in der Biologie zu sein. Raumrepräsentationen unterscheiden sich jedoch auch entlang der klassisch dichotomen Markierung ‚männlich-weiblich‘: So überrascht eine Doppelwertigkeit in den Räumen der Pädagogikprofessoren: Das vordergründige Bemühen enthierarchisierender, egalisierender Momente in der Gestaltung und Nutzung des Arbeitsraumes – im Übrigen auch in ihrer Kleidung: Sie möchten traditionelle Statusrepräsentation eher vermeiden – kollidiert immer wieder mit ‚versteckten‘ visuellen Distinktionsäußerungen. Dabei repräsentieren offenbar die Professoren Status eher über kulturelles Kapital, über das Zeigen ihrer Bücher.

Die Professorinnen bestechen vermutlich vor allem in der Pädagogik eher durch eine manageriale Statusrepräsentation. Die klarere Ausstrahlung von ‚Macht‘ kann dabei durchaus im Widerspruch zur realen Raumnutzung selbst stehen. Die Professorinnen rekurrieren mit ihren helleren und kühleren Zimmern dabei eher auf Gestaltungsweisen, wie sie in Räumen von Führungskräften von Managementetagen zu finden sind.



Abb. 14: Blick auf die Besprechungssecke einer Pädagogik-Professorin.

Die männlichen Kollegen neigen fachübergreifend offenbar eher gern dazu, ihren Raum in die Tradition dunklerer Herrenzimmer und Gelehrtenstuben zu inszenieren.

Das Nestbauen und seine Ästhetisierung wie z.B. über atmosphärisch beleuchtete Stehpulte, über das Integrieren textilen Materials (siehe Tischdecke, aber auch andere Tücher) und über quantitativ und qualitativ auffälligen Wandschmuck scheinen – überspitzt formuliert – überraschend eher Männersache zu sein. Hier fällt auf, dass auch Männer bürgerlich-weiblich konnotierte Bereiche wie häusliche Innenraumgestaltung und Dekoration offenbar problemlos übernehmen können, sobald der Arbeitsraum auch Medium der Vermittlung ist. Ist erst einmal das traditionelle homogene – und damit überhaupt nicht individualisierte – Dienstmobiliar ersetzt, kennt die Gestaltungsfreude kaum noch Grenzen.



Abb. 15: Bürgerliche Wohnung; Wien um 1900; aus Nierhaus 1999: 101.
 Abb. 16: Blick auf den (zweiten) Schreibtisch eines Biologie-Professors.

Einige der Professoren schreiben dabei fachübergreifend ‚männliche Kontinuität‘ in der Institution Wissenschaft gestalterisch in ihre Arbeitsräume ein, so z.B. in Form einer ‚fachspezifischen Ahnengalerie‘. Bei den Professorinnen wird Kontinuität dagegen eher über die Nachwuchsförderung hergestellt: Mehrfach betonten besonders die Professorinnen die Bedeutung der Loyalität ihrer ‚Zöglinge‘ – so eine der Professorinnen im Interview – gegenüber der eigenen, vertretenen ‚Schule‘.

In den Räumen der PädagogikprofessorInnen gibt es vorwiegend ‚Nutzungsinseln‘. Nutzungsinseln sind Möbelarrangements, die sowohl überwiegend einer Hauptnutzung zuzuordnen sind, als auch bezogen auf die Hauptnutzung in räumlicher Nähe zueinander angeordnet sind. Darunter fallen Sitzgruppen und zusammenhängende Arbeitsbereiche. Kleinere Räume kennzeichnen sich häufig aus pragmatischen Gründen durch multifunktionale Nutzungen.



Abb. 17: Blick auf die Regalwand, die Garderobe und den Spiegel einer Pädagogik-Professorin.

Diese festen Inseln haben einen anderen Umgang mit Zeit und Raum zur Folge: Die Biologie kann sich den geforderten Veränderungen der Hochschulen durch ihre reagibleren Ausstattungen flexibler anpassen, obwohl z.B. Statusrepräsentation hier weniger wichtig zu sein scheint, wohingegen die Pädagogik stärker auf Stabilität hin ausgelegt ist.

Durch die methodische Trennung von Bild- und Textauswertung können einzelne Ergebnisse wieder neu aufeinander bezogen werden: So fällt auf, dass eine Pädagogin zwar ein optisch dominantes, raumgreifendes Sofamöbel in ihrem nicht wirklich als großzügig zu beschreibenden Arbeitsraum integriert hat, sich aber – wie sie im Interview artikuliert, nicht traut, dieses zu nutzen. Das Sofa, das vom Stuhl abweichende entspannendere Sitzhaltungen provoziert und diese durch seine visuelle Präsenz assoziiert, kollidiert dabei mit den realen Nutzungen und Befugnissen: So dürfen auch Studierende dort nicht Platz nehmen. Der Wunsch nach Pause und Entspannung auch in der Arbeitswelt bleibt als Mahnung im Raum, realiter aber uneingelöst. Bemerkenswert ist überhaupt der unterschiedliche Sofaprozentsatz in der Pädagogik und der Biologie. Ist in der Biologie das Sofa eindeutig dem Privatraum zuzuordnen und in Fluren und Büroräumen nicht vorhanden, so gehört es zur pädagogischen Fachkultur offenbar dazu. Sowohl in Oldenburg als auch in Tübingen waren Sofas und Sessel immer wieder in Arbeitsräumen und Fluren zu finden. Einen Einblick in die Flurgestaltung der zwei Fächer Biologie und Oldenburg gibt die folgende fotografische Zusammenstellung:

Fotosammlung: Biologie





Fotosammlung: Pädagogik





4.2 Bekleidung

Bekleidung ist als weiterer Untersuchungsgegenstand Zeichen und Mittel, Ordnungen (so auch die universitären) nicht nur zu zeigen, sondern sie stabilisierend oder modifizierend mitzugestalten, so Karen Ellwanger (vgl. Ellwanger 1999, 10). Dem bin ich über Fragen nach dem Bekleidungsinventar, nach dem Einsatz, nach intendierten und nichtintendierten Rezeptions- und Gestaltungsweisen der Bekleidung nachgegangen. Für die Pädagogiklehrenden ist es dabei kein Problem, über Raum und Kleidung zu sprechen, im Gegensatz zu den etwas wortkargeren Biologen und Biologinnen, die kulturwissenschaftliche Ansätze wie diese generell fragwürdig fanden. Hier ein Beispiel:

- Interviewerin: und wie sah der aus, der Anzug, erinnern Sie sich noch?
 Professor: (verlegen) äh, ich hab nur einen (er lacht)!
 Interviewerin: Ach so, gut. (ebenfalls lachend),(Pause)
 Professor: Das ist ein grauer Anzug. (Pause)
 Interviewerin: Mit oder ohne Krawatte?
 Professor: Mit Krawatte. Also wenn Anzug, dann mit Krawatte.
 Interviewerin: Achso.(Pause)
 Professor: Ja, weil ich find das sieht nicht so gut aus, wenn'n Oberhemd darunter ist (...)
 Interviewerin: Hm, und so Gremien, Kommissionen, Ausschüsse oder ähnliches? Wird da nicht differenziert?
 Professor: Nein, nein. Das kennen Sie doch, das ist allgemein in der Uni ja so, ich denk mal, in jedem Fachbereich ist das so. Oder?

Interessante Widersprüche tauchen auf, wenn Kleidungskonventionen mit professoralen Selbstverständnissen verknüpft werden: Während die Professorinnen der Biologie ihre geradezu antimodischen Attitüden im Interview explizit betonen und ‚weiblich-vestimentäre Zeichen‘ wie Rüschen, Röcke und figurbetonte Kleidung eher ablehnen, rekurrieren sie zugleich auf Selbstbeschreibungen wie „Mutter der Arbeitsgruppe“ und „weibliche Führungsstile“, mit denen Empathiefähigkeit oder das Schaffen einer so genannten „Wohlfühlarbeitsatmosphäre“ beschrieben werden soll. So sagen zwei Biologieprofessorinnen unabhängig voneinander: „Und es muss schlicht sein. Ich mag keine Rüschen oder irgendwas so. Sehr, sehr gerade Geschnittenes, also ohne viel Firlefanz. So Leinen, alles was mit Leinen. (...) Gerade, gerade Teile.“ Ihre Kollegin formuliert es so: „Was ich überhaupt nicht mag, sind so Pastellfarben (lacht) oder geblünte Sachen oder so was, so was trag ich überhaupt nicht. Röcke und Kleider trag ich auch nicht. Fühl ich mich einfach nicht wohl drin.“

Umgekehrt verhält es sich in der Pädagogik, in der die Professorinnen bewusst weibliche Kleidungsstile nutzen und einsetzen, sich aber in ihren Selbstbeschreibungen von professoral-fürsorgenden Vorstellungen deutlich abgrenzen. Dass die antimodischen Attitüden der Biologinnen bei einem ihrer männlichen Kollegen auf vehemente Kritik stoßen, zeigt einmal mehr den schmalen Grat professioneller Einkleidungsmöglichkeiten für Frauen, den Ellwanger bereits in ihren Analysen über Bekleidungsstrategien von Politikerinnen bemerkte (vgl. Ellwanger 1999). Die allgemein klarer formulierte Trennung zwischen ‚Arbeit‘ und ‚Freizeit‘ von den interviewten Lehrenden der Biologie korrespondiert dabei mit der sich stärker nach Anlass ausdifferenzierenden Kleidung. Das Jackett oder der Blazer ist Erkennungsmerkmal für besondere Situationen und Termine, die von den Lehrenden in der Pädagogik jedoch noch weit situativer abgewogen werden. Vor allem die interviewten Pädagogik-Professorinnen legen Wert auf Stilsicherheit und Originalität zu besonderen Anlässen, aber auch im Alltag. Kleidungskompetenzen scheinen besonders von ihnen erwartet zu werden. So sagt eine Professorin der Pädagogik:

Zum Beispiel war ich mal eingeladen, bei dem, was war das? N'Rotary-Club, oder Lions-Club in Nordenham, sollte ich über Frauen- und Geschlechterstudien reden, ne? Da konnte man sich natürlich denken, wer da hinkam. All die Geschäftsleute der Umgebung, ich meine Nordenham (...). Da hab ich mich, da hab ich mein Jil Sander angezogen, ne?

An anderer Stelle beschreibt sie:

Das hatte dann einen ganz kurzen Rock und'n Schlitz bis oben hin. Ja? Und is ansonsten oben einerseits weich aber andererseits relativ offiziell, so dass ich mit'nem Bindegürtel, kamelhaarfarben – also so'n klassisches Stück von der Farbe her, von der Machart her – das aber durch diesen Schlitz ja auch wiederum so'n kleinen Pfiff hat. So was find ich schön.

Zuspitzend hieße das: Vestimentäre Individualisierung in der Pädagogik versus Standardisierung in der Biologie. Allerdings gilt es die fachkulturellen Momente, die ich bisher beschrieben habe, insofern zu relativieren, als dass sich in Tübingen weit stärker ausgeprägte Unterschiede in den räumlichen Umgebungen zeigen. Dem systematischen, quantifizierenden Seh-Vergleich zwischen den Tübinger und Oldenburger professoralen Arbeitsräumen in der Biologie und Pädagogik liegen dabei zwei Annahmen zu Grunde: Das Einüben von Regeln als Institutionen-bildend zeichnete sich in Reformuniversitäten a) durch eine bewusste Abgrenzung von einigen Habitusvarianten und ihren Objektivationen aus und blickt b) daher in mancher Hinsicht auf eine verhältnismäßig junge Einübungszeit zurück. Damit beziehe ich mich auf eine bestimmte ‚alternative‘ Raumstruktur und auf den Umgang mit universitären Ritualen – bzw. ihre Ablehnung – wie Feierlichkeiten bis hin zu Bekleidung: Das *Uni Info* platzierte vor einigen Jahren gekonnt einen schönen Aprilscherz, der genau darüber Auskunft gibt: In der Buchhandlung der *Universität Oldenburg* sollte es ab sofort Talare zu kaufen geben, eine preiswertere und eine exklusive Variante, für die besonderen Wünsche. Es hagelte prompte zahlreiche Proteste über die scheinbare Rückkehr zum Muff unter den Talaren, bis die Klagenden auf das Erscheinungsdatum der Zeitung hingewiesen wurden. Schaut man sich hingegen die Internetseite der *Tübinger Universität* an, so ist diese von Traditionsbewusstsein historisch-prominenter Erdung durchzogen. *Oldenburg* kokettiert dagegen mit seinen quantitativen Ausbau- und Entwicklungsgrößen inklusive einer Unmenge von Zahlenkolonnen.

5 Schattenseiten der Reformuniversitäten

Die theoretische Auseinandersetzung mit gesellschaftlich verantwortlichem Handeln kann als ein Leitgedanke damaliger reformistischer Universitätskonzepte beschrieben werden. Universitäten sind durch staatliche Rahmenvorgaben und Aufsichtskompetenzen organisiert, bei gleichzeitiger Teil-Autonomie in der sozialen Struktur. Diese Paradoxie gilt m.E. für die so genannten Reformuniversitäten in besonderem Maße: So standen diese doch gerade bedingt durch ihre alternativen Bildungskonzepte und dem damit einhergehenden Unsicherheitsrisiko im Brennpunkt der Aufmerksamkeit. Der Erfolgswang des reformistischen, staatlich kontrollierten Großprojekts gegenüber verschiedenen Öffentlichkeiten war groß und führte dazu, dass die beteiligten Hochschulakteure und -akteurinnen den nach außen erwünschten optimistischen Prognosen und Berechnungen bisweilen übereifrig nachkamen. Diese Entwicklungen analysierte Wolfgang Nitsch schon frühzeitig als Symbiose aus Überidentifikationen und professoral-narzisstischen Ängsten vor dem Scheitern. Da Probleme wie diese, so der Autor, aber nicht kommuniziert wurden, sondern die Interessen der deutlich unterschiedlich ausgerichteten Basisgruppen verdunkelt und undurchsichtig blieben, konnten sie wiederum leichter und schneller verinnerlicht werden (Nitsch 1982, 1989). Ein stark auf Verwertbarkeit und Effizienz ausgerichtetes Denken inklusive dienerischer Folgsamkeit muss also als eine

der Schattenseiten, als vergessener Teil reformistischer Hochschulkultur bis heute mitgedacht werden.

Analysierte Habitusformen wie diese können an Anforderungen betriebswirtschaftlich-ökonomistisch ausgerichteter Universitäten, wie sie Bultmann und andere kritisch untersuchen, geschmeidig andocken. So ließe sich die These formulieren, dass die leichte Transformierbarkeit von so genannten Reformhochschulen nicht nur in ihrer fehlenden Tradition, sondern ebenso in den abgelagerten Habitusvarianten begründet liegt: Im Dunstkreis einer lockeren, egalisierenden Atmosphäre sowie einer generell studierendennahen, an Vermittlung orientierten Haltung scheinen die Kehrseiten leichter vergessen werden zu können.

In diesem Zusammenhang will ich noch kurz auf die männliche Vertrauensfigur hinweisen, den Professor als vermittelnden, guten Freund der Studierenden, auf den ich mehrfach in der Pädagogik gestoßen bin. Diese Figur verstehe ich als Stück zusammen geschmolzenes Reformkonzentrat. In diesem verbindet sich die damalige „Kritik an Rollenautoritäten“ mit einer diffusen Angst, „nicht zu den Vätern und Müttern dieser Studenten aufrücken zu müssen, [sondern] deren alternde ältere Geschwister bleiben zu dürfen“, so Rudolf zur Lippe (1982, 847 ff). Für die wissenschaftliche Ausbildung notwendige Auseinandersetzungen zwischen Studierenden und Lehrenden wurden mit diesem Selbstverständnis jedoch eher verhindert als gefördert. Dieses Verständnis scheint sogar, so ließe sich zuspitzend behaupten, noch in der bereitwilligen Thematisierung der Unterwäsche auf, mit der einmal mehr die Überwindung falscher Scheu und Verkrampfung bestätigt werden will. Allerdings wurde und wird die Vergeschlechtlichung dieser Habitusvariante von den interviewten Professoren nicht reflektiert: Bewerten sie diese brüderliche Einstellung quasi als Zusatzqualifikation, muss sie, von Professorinnen übernommen, zu einer doppelten Abqualifikation führen. Diese müssen sich, um als Wissenschaftlerinnen anerkannt zu werden, von solchen Entwürfen klar und deutlich abgrenzen – als Freundin und Schwester verlieren sie ad hoc ihre hart erkämpfte wissenschaftliche Autorität.

6 Habitus und soziale Herkunft: Perspektiven

Selbstverständnisse, Lehrendenkonzeptionen und Habitusvarianten sind auch, und glaubt man Bourdieu, vor allem, somatisiert, an den Körper gebunden. Diesbezüglich könnte eine Erweiterung auf Sprechstunden-, Prüfungs- und Seminarsituationen z.B. durch Videoaufzeichnung aber auch teilnehmender Beobachtung inhaltlich und methodisch spannende Türen einer kulturwissenschaftlich-ethnografischen Hochschulforschung aufstoßen. In diesem Zusammenhang die Kategorie der *milieuspezifischen Bedingungen* mitzudenken wäre eine weitere spannende Perspektive, die bisher – vor allem mit Blick auf die höchsten Ränge der Institution Wissenschaft – in der Forschung eher weniger berücksichtigt wurde. Die Untersuchung sozialer Herkunftsbedingungen scheint offenbar ähnlich unangemessen zu sein wie die der Unterwäsche. Dabei spre-

chen z.B. Ergebnisse der Pisa-Studie sowie der rückläufige Anteil Studierender mit eher bildungsfernem familiären Hintergrund für sich. Vor allem das Studierendenklientel der ehemaligen Reformuniversitäten setzt sich aus überwiegend regionalen, oft ‚sozial aufsteigenden‘ Studierenden zusammen, was aus der Perspektive gegenwärtiger Diskussionen um Leistungskriterien der Hochschulen vermutlich negative Effekte auf das Standing einer Universität in der Hochschullandschaft hat. Wenn Professoren und Professorinnen sich ‚ihre‘ Studierenden nun selbst aussuchen, gewinnen beispielsweise Auswahlsettings, ihre räumliche und zeitliche Verortung, ihre sich herausbildenden Ritualisierungen zunehmend an Bedeutung. Hier wäre zu fragen, was dann mit der Variante des ‚brüderlichen Professorenkumpels‘ geschieht und wie sich die ‚professoralen Schwestern‘ platzieren. Die weichenstellenden Effekte solcher Gespräche sind, und damit möchte ich schließen, für eine kritische Analyse dessen, was auch Gegenstand meiner Studie ist, nämlich das *en passant* Ablaufende, Stillschweigende, Veralltäglichte, Nicht-Kommunizierte und vielfach Inkorporierte, nach wie vor von Bedeutung.

Literatur

- ALGAZI, GADI (2000) „Kulturkult und die Rekonstruktion von Handlungsreper-toires.“ *L'homme. Zeitschrift für fe-ministische Geschichtswissenschaft* 1/ 2000: 105-119.
- ALHEIT, PETER (2000) *Am Schnittpunkt zweier „Lebenswelten“: Biographische Strategien von „Non-traditional stu-dents“ beim Übergang in die Univer-sität*. Vortragsmanuskript zur Doppel-aktionstagung der Gesellschaft für Erziehungswissenschaften und Sozi-ologie in Halle (a. d. Saale) im Febru- ar 2000.
- BOURDIEU, PIERRE (1992) *Homo academicus* [1988]. Übersetzt von Bernd Schwibs. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- BOURDIEU, PIERRE (1997) *Die feinen Un- terschiede* [1982]. Übersetzt von Bernd Schwibs/ Achim Russer. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- BUTLER, JUDITH (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Übersetzt von Ka- tharina Menke. Frankfurt/M.: Suhr- kamp Verlag.
- BUTLER, JUDITH (1997) *Körper von Gewicht*. Übersetzt von Karin Würdemann. Frank- furt/M.: Suhrkamp Verlag [1995].
- DOUGLAS, MARY (1991) „Institutionen ken- nen Erinnerung und Vergessen.“ *Wie Institutionen denken*. Übersetzt von Michael Bischoff. Frankfurt/M.: Suhr- kamp Verlag, 113-132.
- ELLWANGER, KAREN (1999) „Kleiderwechsel in der Politik? Zur vestimentären Ins- zenierung der Geschlechter im Raum des Politischen.“ *Frauen Kunst Wissen- schaft*: 28/1999: 7-29.
- ELLWANGER, KAREN (1991) „Blinde Flecken in der Bekleidungs-forschung?“ *Lebens- Formen. Alltagsobjekte als Darstellung von Lebensstilveränderungen am Bei- spiel der Wohnung und Bekleidung der ‚Neuen Mittelschichten‘*. Hg. Pressestelle der Hochschule der Künste Berlin. HdK- Materialien, 91-102.
- ELLWANGER, KAREN (1992) „Mobilität in der Bekleidung I, Mobilität und Geschwin- digkeit in der Modetheorie der Moder- ne.“ *Gestaltungsspielräume, Frauen in Museum und Kulturforschung*. 4. Tagung der Kommission Frauenfor- schung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Hg. Bettina Heinrich/ Gabriele Mentges/ Sabine Trosse. Tü- bingen, 161-176.
- ENGLER, STEFFANI (1993) *Fachkultur, Ge- schlecht und soziale Reproduktion*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- ENGLER, STEFFANI (2000) „Zum Selbstver- ständnis von Professoren und der illu- sion des wissenschaftlichen Feldes.“ *Wissenschaftskultur und Geschlechter- ordnung, über die verborgenen Mecha- nismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Hg. Beate Kraus. Frankfurt/M.: Campus Verlag, 121- 152.
- ENGLER, STEFFANI (2001) *In Einsamkeit und Freiheit? Zur Konstruktion der wissen- schaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur*. Konstanz: Uvk Verlag.
- FLICK, UWE (1995) *Qualitative Forschung, Theorie, Methoden, Anwendung in Psy- chologie und Sozialwissenschaften*. Hamburg: Rowohlt Verlag.
- FLICK, UWE (2000a) „Triangulation in der qualitativen Forschung.“ *Qualitative Forschung, ein Handbuch*. Hg. Uwe Flick/ Ernst von Kardorff, Ines Steinke. Reinbek: Rowohlt Verlag, 309-318.
- FLICK, UWE/ ERNST VON KARDORFF/ INES STEINKE (2000) Hg. *Qualitative For- schung. Ein Handbuch*. Hamburg: Ro- wohlt Verlag.
- FOUCAULT, MICHEL (1981) *Archäologie des Wissens*. Übersetzt von Ulrich Köppen. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- FOUCAULT, MICHEL (1993) „Andere Räume“ [1984]. Übersetzt von Walter Seitter. *Aisthesis, Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*.

- Hg. Karlheinz Barck. Leipzig: Reclam Verlag, 34-46.
- FOUCAULT, MICHEL (2000) *Die Ordnung des Diskurses* [1971]. Übersetzt von Walter Seitter. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- FRANK, ANDREA (1990) *Hochschulsozialisation und akademischer Habitus. Eine Untersuchung am Beispiel der Disziplinen Biologie und Psychologie*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- FRIESE, HEIDRUN/ PETER WAGNER (1993) *Der Raum des Gelehrten, Eine Topographie akademischer Praxis*. Berlin: Sigma Verlag.
- GEERTZ, CLIFFORD (1983) *Dichte Beschreibung, Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- GERLOF, KARSTEN/ REINHARD SCHULZ/ THORSTEN GIESELMANN/ SAMIRA HAMMOND/ GERIT KRUL/ DANA RADE/ THORSTEN SCHULZ/ HEIKO VISSER/ DAVID ESCHRICH (1997) „Der Sinn im Unsinn, Skizzen aus der Shampoo-Universität“. *Quer zu den Disziplinen, Beiträge aus der Sozial-, Umwelt- und Wissenschaftsforschung*. Hg. Uta Loeber-Pautsch/ Wolfgang Nitsch/ Falk Rieß/ Brigitte Schulte-Fortkamp/ Dieter Stolte. Hannover: Offizin Verlag, 46-76.
- GILDEMEISTER, REGINE/ ANGELIKA WETTERER (1992) „Wie Geschlechter gemacht werden, die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihrer Reifizierung in der Frauenforschung.“ *Traditionen – Brüche*. Hg. Gudrun-Axeli Knapp. Freiburg: Kore Verlag, 201-254.
- GOFFMAN, ERVING (1994) „Die Interaktionsordnung“. *Interaktion und Geschlecht*. Übersetzt von Margarethe Kusenbach. Hg. Hubert Knoblauch. Frankfurt/M./ New York: Campus Verlag, 50-104.
- GRÜNER, GUIDO/ GERT LOHMANN/ ROLF SCHÖNFELD (1985) „Reputierlichkeit contra Reform‘ und ‚wir studieren hier interdisziplinär und problembezogen‘“. *Reine Reformsache, Kritische Beiträge zu 10 Jahren Universitätsgeschichte in Oldenburg*. Hg. Redaktion Erinnerungsarbeit. Oldenburg: Pressestelle Universität, 47-69 und 69-78.
- GÜNTHER-ARNDT, HILKE (1999) *Fünfundzwanzig Jahre, Die Geschichte der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg*. Hg. Präsidium der C.v.O. Universität Oldenburg. Oldenburg: Pressestelle Universität.
- HAGEMANN-WHITE, CAROL (1992) „Machtstreben und Männlichkeit: Extrafunktionale Qualifikationen im Hochschullehrerberuf?“ *Profession und Geschlecht, Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen*. Hg. Angelika Wetterer. Frankfurt/M./ New York: Campus Verlag, 245-265.
- HALBWACHS, MAURICE (1985) *Das Gedächtnis und seine sozialen Bindungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- HALL, STUART (1999) „Kodieren/Dekodieren.“ Übersetzt von Bettina Suppelt. *Cultural Studies, Grundlagentexte zur Einführung*. Hg. Roger Bromley/ Udo Göttlich/ Carsten Winter. Lüneburg: Zu Klampen Verlag, 92-112.
- HANFT, ANKE (2000a) „Leitbilder an Hochschulen – Symbolisches oder strategisches Management?“ *Hochschulen managen? Zur Reformierbarkeit der Hochschulen nach Managementprinzipien*. Hg. Anke Hanft. Neuwied/Kriftel: 121-133.
- HARK, SABINE (2001) „Der ‚männliche‘ Wissenschaftskörper und die Frauenförderung.“ *Geschlechterpolitik an Hochschulen: Perspektivenwechsel, zwischen Frauenförderung und gender mainstreaming*. Hg. Claudia Batisweiler/ Elisabeth Lembeck/ Mechthild Jansen. Opladen: Leske & Budrich Verlag, 57-65.
- HARPER, DOUGLAS (1994) „On the Authority of the Image: Visual Sociology at the Crossroads“ *Handbook of Qualitative Research*. Hg. Norman K. Denzin/ Yvonna Lincoln. Newbury Park/CA: Sage Publications, 403-412.

- HASENJÜRGEN, BRIGITTE (1996) *Soziale Macht im Wissenschaftsspiel, SozialwissenschaftlerInnen und FrauenforscherInnen an der Hochschule*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- HASSAUER, FRIEDERIKE (1994) *Homo. Academica., Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens*. Wien: Passagen Verlag.
- HASSINK, JAQUELINE (1999) *female power stations: Queen bees*. Fotografiert von J. Hassink. Amsterdam: Verlag Menno van de Koppel.
- HASSINK, JAQUELINE (2000) *The table of power*. Fotografiert von J. Hassink. 2. limitierte und nummerierte Auflage. Amsterdam: Verlag Menno van de Koppel.
- HEIMANN, INGRID (1991) „Bekleidungs-gestalt als Nachricht.“ *Lebens-Formen, Alltagsobjekte als Darstellung von Lebensstilveränderungen am Beispiel der Wohnung und Bekleidung der ‚Neuen Mittelschichten‘*. Hg. Pressestelle der Hochschule der Künste Berlin: Berlin, 129-224.
- HEIMANN, INGRID (1993) „Mobilität in der Bekleidung II. Optische Analysen.“ *Gestaltungsspielräume. Frauen in Museum und Kulturforschung. 4. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde*. Hg. Bettina Heinrich/ Gabriele Mentges/ Sabine Trosse. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 177-202.
- HITZLER, RONALD (1991) „Dummheit als Methode.“ *Qualitativ-empirische Sozialforschung*. Hg. Detlef Garz/ Klaus Kraimer. Opladen: Westdeutscher Verlag, 295-318.
- HOLLANDER, ANNE (1997) *Anzug und Eros, Eine Geschichte der modernen Kleidung*. Übersetzt von Nele Löw-Beer. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- HUBER, LUDWIG (1991) „Fachkulturen.“ *Neue Sammlung* 31/1991: 3-24.
- HUBER, LUDWIG/ GERHARD PORTELE (1981) „Entwicklung des akademischen Habitus – Zum Problem der Konzeptbildung in der Hochschulsozialisationsforschung.“ *Identität und Hochschule, Probleme und Perspektiven studentischer Sozialisation*. Hg. Ingrid N. Sommerkorn. Hamburg: Arbeitsgemeinschaft für Hochschuldidaktik, Blickpunkt Hochschuldidaktik.
- HUBER, LUDWIG/ GERHARD PORTELE (1983) „Die Hochschullehrer.“ *Enzyklopädie Erziehungswissenschaft, Ausbildung und Sozialisation in der Hochschule*. Hg. Ludwig Huber. Stuttgart: Klett-Cotta 10/1983: 193-218.
- KNORR-CETINA, KARIN (1991) *Die Fabrikation von Erkenntnis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- KOELBL, HERLINDE/ MANFRED SACK (2000) (1980) *Das deutsche Wohnzimmer*. München: Bucher Verlag.
- KRAIS, BEATE (2000) „Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse, Theoretische Sondierungen.“ *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung, über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Hg. Beate Kraus. Frankfurt/M.: Campus Verlag, 31-54.
- LACHMAYER, HERBERT (1982) „Das Chefzimmer.“ *Kulturjahrbuch: Wiener Beiträge zu Kulturwissenschaft und Kulturpolitik* 1/1982: 59-76.
- LEXIKON DER LITERATUR- UND KULTURTHEORIE (1998) *Ansätze, Personen, Grundbegriffe*. Hg. Ansgar Nünning. Stuttgart: Kröner Verlag.
- MOLLOY, T. JOHN (1977) *The Woman's Dress for Success Book*. Chicago: Grand Central Publishing.
- MÖRTH, INGO/ GERHARD FRÖHLICH (1994) *Das symbolische Kapital der Lebensstile, Zur Kultursoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu*. Frankfurt/M.: Campus Verlag.
- MÜLLER-DOHM, STEFAN (1997) „Bildinterpretation als struktural-hermeneutische Symbolanalyse.“ *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*. Hg.

- Ronald Hitzler/ Anne Honer. Opladen: Westdeutscher Verlag, 81-108.
- NIERHAUS, IRENE (1999) *Arch6, Raum, Geschlecht, Architektur*. Wien: Sonderzahl Verlagsgesellschaft Wien.
- NITSCH, WOLFGANG (1989) „Vom beamteten Gelehrtentum zum soziokulturellen Dienstleistungsbetrieb.“ *Das Argument, Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften* 173/1989: 21-32.
- NITSCH, WOLFGANG (1997) „Management im Blindflug.“ *Blätter für deutsche und internationale Politik* 10/1997: 1225-1228.
- NITSCH, WOLFGANG/ INGO SCHELLER (1998) *Lehrkörper – Haltungen von Männern in der Lehre. Oldenburger Vor-Drucke*. Nr. 360, Oldenburg.
- NITSCH, WOLFGANG/ JENS BJERG/ HENNING SILBERBRANDT/ WILTRUD U. DRECHSEL/ BODO VOIGT (1982) Hg. *Reform-Ruinen. Bremen, Oldenburg, Roskilde, Hamburg*. Arbeitsgemeinschaft f. Hochschuldidaktik, Blickpunkt Hochschuldidaktik.
- SCHADE, SIGRID/ SILKE WENK (1995) „Inszenierungen des Sehens: Kunst, Geschichte und Geschlechterdifferenz.“ *Genus, zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*. Hg. Hadumod Bußmann/ Renate Hof. Stuttgart: Kröner Verlag, 340-407.
- SCHÄPER, HILDEGARD (1997) *Lehrkulturen, Lehrhabitus und die Struktur der Universität*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- SCHARFE, MARTIN (1970) „Probleme einer Soziologie des Wandschmucks.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 66/1970: 87-99.
- SIMMEL, GEORG (1986) „Die Mode.“ *Die Listen der Mode*. Hg. Silvia Bovenschen. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- STEINRÜCKE, MARGARETE (1996) „Klassenspezifische Lebensstile und Geschlechterverhältnis.“ *Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft*. Hg. Otto Schwenk. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- VINKEN, BARBARA (1993) *Mode nach der Mode, Kleid und Geist am Ende des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.
- WARNEKEN, JÜRGEN (1991) Leitung der Projektgruppe. *Lebenswelt in der Arbeitswelt, informelle Kommunikation im computerisierten Büro*. Düsseldorf: Forschungsinstitut für Arbeit, Technik und Kultur.
- WARNEKEN, JÜRGEN (1998) Leitung der Projektgruppe. *Das Outfit der Wissenschaft, zur symbolischen Repräsentation akademischer Fächer*. Begleitband zur Ausstellung im Haspelturm des Tübinger Schlosses vom 24.04.98 – 01.06.98. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- WEBER-KELLERMANN, INGEBORG (1977) *Talare, Wachs und Jeans: Zur Geschichte der Universitätskleidung in Marburg*. Hg. Museumsseminar 1976/77 des Fachgebiets Europäische Ethnologie an der Philipps-Universität Marburg.
- WELZ, GISELA (1998) „Moving Targets, Feldforschung unter Mobilitätsdruck.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 94/1998, 177-194.
- WELZER, HARALD (2001) „Das soziale Gedächtnis.“ *Das Soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hg. Harald Welzer. Hamburg: Hamburger Edition, 9-21.
- WETTERER, ANGELIKA (1992) Hg. *Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen*. Frankfurt/M./New York: Campus Verlag.
- ZIMMERMANN, KARIN (2000) *Spiele mit der Macht in der Wissenschaft, Passfähigkeit und Geschlecht als Kriterien für Berufungen*. Berlin: Edition Sigma.

Zeitungen/ Presseartikel

SCHIFFAUER, WERNER (1997) „Kultur-
dynamik und Selbstinszenierung, Kultura-
lismus im postnationalen Zeitalter: Sich
als Gruppe konstituieren und Gehör ver-
schaffen.“ *Die Tageszeitung*, 04.03.1997,
S. 14/15.

SIEBEL, WALTER (2002) „Eine alternde,
eifersüchtige Bruderhorde... Unzurei-
chende Mittel und verkrustete Personal-
struktur – Thesen zum Ausweg aus der
Misere.“ Hg. Pressestelle der Universi-
tät Oldenburg. *Uni-Info* Mai Nr. 4.

Spiegel Spezial (1990) „Studieren heute
– welche Uni ist die beste?“ *Spiegel-
Rangliste der deutschen Hochschulen,
Sonderheft*, Nr. 1.

Uni-Info (2000) „Aprilscherz: Talare jetzt
auch an der Oldenburger Universität
zu kaufen.“ Hg. Pressestelle der Carl-
von-Ossietzky Universität Oldenburg.
Nr. 4, S.1.

Unikum Jena (1998) Hg. Pressestelle der
Friedrich Schiller Universität Jena,
Jena, Nr. 4.

Internetquellen

Begrüßung auf der Oldenburger univer-
sitären Homepage. 20.11.2002 <[http://
www.uni-oldenburg.de/uni/broschuere/
uni.htm](http://www.uni-oldenburg.de/uni/broschuere/uni.htm)>.

Begrüßung auf der Tübinger universitären
Homepage. 20.11.2002 <[http://www.uni-
tuebingen.de/uni/qvr/uut/inhalt.html](http://www.uni-tuebingen.de/uni/qvr/uut/inhalt.html)>.

Campus Lexikon, zur Geschichte der
Gebäude der Tübinger Universi-
tät. 20.11.2002 <[http://www.uni-
tuebingen.de/uni/qvr/uut/camp/
alteaula_36_06.htm](http://www.uni-tuebingen.de/uni/qvr/uut/camp/alteaula_36_06.htm)>.

Gesamtanteil der ProfessorInnen in der
Universität Tübingen. 04.04.2002 <[http://
www.uni-tuebingen.de/uni/qvo/at/
attempto12/text12/att12_top10.htm](http://www.uni-tuebingen.de/uni/qvo/at/attempto12/text12/att12_top10.htm)>.

„hall of fame“: Internetseite berühmter
Persönlichkeiten, die im Laufe der
Geschichte an der Tübinger Universi-

tät studiert haben. 20.11.2002 <[http://
www.uni-tuebingen.de/uni/qvr/uut/
fame/fame_index.html](http://www.uni-tuebingen.de/uni/qvr/uut/fame/fame_index.html)>.

Homepage der Universität Olden-
burg. 20.11.2002 <[http://www.uni-
oldenburg.de](http://www.uni-oldenburg.de)>

„Markenzeichen der Universität“ (Tü-
bingen): „Seit 500 Jahren im Dienst
der Aufklärung.“ 20.11.2002 <[http://
www.uni-tuebingen.de/uni/qvr/uut/typi/
typi0400.html](http://www.uni-tuebingen.de/uni/qvr/uut/typi/typi0400.html) sowie zur Geschichte der
Eberhard Karls Universität Tübingen
auf: [http://www.uni-tuebingen.de/uni/
qvr/02/02v04.htm](http://www.uni-tuebingen.de/uni/qvr/02/02v04.htm)>.

Selbstverständnis des Präsidiums der
Universität Oldenburg/Leitbild (Wir
schaffen Wissen, Wissen schafft Zu-
kunft). 20.11.2002 <[http://www.uni-
oldenburg.de/uni/wir-schaffen-
wissen.htm](http://www.uni-oldenburg.de/uni/wir-schaffen-wissen.htm)>.

Talare in der Universität Bochum.
20.11.2002 <[http://www.ruhr-uni-
bochum.de/rubens/rubens30/2.htm](http://www.ruhr-uni-bochum.de/rubens/rubens30/2.htm)>.

Vorstellung der Carl-von-Ossietzky
Universität Oldenburg (alte Ober-
fläche). 20.11.2002 <[http://www.uni-
oldenburg.de/uni/vorstellung.html](http://www.uni-oldenburg.de/uni/vorstellung.html)>
(noch unter dieser Adresse zugänglich,
aber nicht mehr über den normalen Weg
des Leitungssystems der Homepage zu
erreichen).

Vorstellung der Carl-von-Ossietzky
Universität Oldenburg (neue Ober-
fläche). 20.11.2002 <[http://www.uni-
oldenburg.de/uni/broschuere](http://www.uni-oldenburg.de/uni/broschuere)>.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Fotografie aus dem Bildarchiv der
Pressestelle der Carl von Ossietzky Uni-
versität Oldenburg.

Abb. 2-7: Fotografien von Hochschullehren-
den aus dem Bildarchiv der Pressestel-
le der Carl von Ossietzky Universität
Oldenburg.

Abb. 8-12: Fotografien von Hochschullehren-
den aus dem Bildarchiv der Presse-

stelle der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Abb. 13: Grundrisse mit Folien professoraler Arbeitsräume, hier am Beispiel eines Pädagogik-Professors der Universität Oldenburg.

Abb. 14: Ausschnitt: Universitärer Arbeitsraum, fotografiert von Stefanie Stegmann.

Abb. 15: Bürgerliche Wohnung, Wien um 1900, aus: Nierhaus, Irene (1999) *Arch6, Raum, Geschlecht, Architektur*. Wien: Sonderzahl Verlagsgesellschaft Wien, S. 101.

Abb. 16: Ausschnitt: Universitärer Arbeitsraum, fotografiert von Stefanie Stegmann.

Abb. 17: Ausschnitt: Universitärer Arbeitsraum, fotografiert von Stefanie Stegmann.

Fotosammlung Biologie/ Pädagogik: Fakulturen, Einblicke in die Flurgestal-

tungen, alle Fotografien: Stefanie Stegmann.

Film- und Videomaterial

Universität Oldenburg (1974) Reg. Klaus Aman. ca. 20 Minuten, 16mm. Oldenburg.

Carl-von-Ossietzky Universität Oldenburg (1991) Reg. Regina Schönberg. ca. 18 Minuten, Video. Oldenburg.

Schöne Aussichten, Studieren in Oldenburg (2001) Buch und Reg. Günter Wilen. ca. 18 Minuten, Video. Oldenburg.

Alle Interview- und Fotomaterialien sind vollständig archiviert und zu Forschungszwecken auf Anfrage bei mir einsehbar.

Soldat, Kämpfer, Sozialarbeiter? Männlichkeit und Militär in Peacekeeping-Einsätzen

Einleitung

Die Frauen- und Geschlechterforschung ist mittlerweile ein fester Bestandteil der Friedens- und Konfliktforschung, wenn auch der Weg in den Mainstream bisher ebenso wenig gelungen ist wie in anderen Bereichen. Besonders im Bereich der Konfliktprävention und Friedenskonsolidierung existieren mittlerweile eine Vielzahl an Studien zur Bedeutung der Rolle von Frauen für einen erfolgreichen Friedensprozess (z.B. Bennet/Bexley 1995) oder über Geschlechterverhältnisse in Kriegs- und Nachkriegsgesellschaften (z.B. Seifert 2001). Auch Sicherheitspolitik und Militär geraten zunehmend in den Fokus der Frauen- und GeschlechterforscherInnen, wenn auch hier immer noch massive Berührungsängste zu bestehen scheinen. Untersuchungen zum Militär haben wiederum v.a. die Soldatinnen im Blick (Ahrens/Apelt/Bender 2005; Eifler/Seifert 2003). Männer und Männlichkeit im Militär stehen – außerhalb der Geschichtswissenschaften – in Deutschland kaum im Mittelpunkt dieser Forschung, obwohl die Bedeutung von militarisierter Männlichkeit als ein zentraler Aspekt für Erfolg oder Misserfolg internationaler Friedensmissionen anerkannt ist (Cockburn/Zarkov 2002). Diesem Defizit wird im Folgenden zu begegnen versucht, indem Männlichkeitskonstruktionen und -inszenierungen deutscher Soldaten¹ im Auslandseinsatz analysiert werden.

Der Analyse liegt die Annahme zugrunde, dass während des Kalten Kriegs im Militär verschiedene (idealtypische) Männlichkeitskonstruktionen existierten, von denen der Soldat als Kämpfer – der im Folgenden durch die Panzergrenadiere repräsentiert ist – dem Soldat als Helfer, Retter und Sanitäter diametral gegenüber stand. Durch die zunehmende Verflechtung von friedensstabilisierenden und friedens erzwingenden Maßnahmen, d.h. der Auflösung der starren Grenze zwischen Krieg und Frieden, der Integration von Frauen in die Bundeswehr und der Konfrontation mit den Geschlechterkonstruktionen des Einsatzlandes geraten diese Männlichkeitskonstruktionen unter Druck und führen zu massiven sowohl intrasubjektiven als auch intersubjektiven Aushandlungsprozessen um den vergeschlechtlichten Charakter des Soldatenberufs.

Im ersten Abschnitt werden einige generelle Überlegungen zum Zusammenhang von Krieg, Militär und Männlichkeit aus einer eher historischen Perspektive dargestellt. Im zweiten Teil geht es um die Frage, welche Definitionen von Geschlecht, von Männlichkeit und Weiblichkeit verwendet werden und welche theoretischen und methodischen Folgen daraus resultieren. Im dritten Teil werden aktuelle Veränderungen militarisierter Männlichkeit betrachtet. Im vierten Teil folgt die Analyse der Inszenierungen von Männlichkeit in Auslandseinsätzen. Nach einer kurzen Einführung zur Bundeswehr in Auslandseinsätzen wird anhand von zwei Beispielen, dem „Totenschädelskandal“ und dem Umgang mit weiblichen Soldaten gezeigt, wie die männlichen Soldaten im Auslandseinsatz Männlichkeit herstellen und inszenieren.

1 Zum Zusammenhang von Krieg, Militär und Männlichkeit

Ich gehe im Folgenden davon aus, dass alle Organisationen – also auch das Militär – geschlechtlich strukturiert sind. Mit Joan Acker (1998) kann man argumentieren, dass Organisationen nicht nur nach rationalen Kriterien handelnde Einheiten sind, sondern dass sie auch soziale Institutionen darstellen. Das heißt, dass die Wahrnehmung, die Gedanken und Handlungen der AkteurInnen in der Organisation nicht nur an den organisationalen Zielen orientiert sind, sondern immer auch an Regeln, Normen und Werten, die jeweils historisch und kulturell auf spezifische Art und Weise gebildet wurden.

Im militärischen Kontext sind solche institutionalisierten Regeln beispielsweise der Soldat als Kämpfer, Kameradschaft oder die militärische Sozialisation (Apelt/Dittmer/Mangold 2005). Diese Regeln sind immer auch auf die ein oder andere Weise geschlechtlich konnotiert: Der ideale Soldat – und der ideale Mann – waren, historisch gesehen (seit der Gründung stehender Heere und der Einführung der Wehrpflicht Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs), stark, mutig und männlich, der Wehrdienst ein Initiationsritus, ein Übergang vom „Jünglings- zum Erwachsenen-dasein“ wie Ute Frevert (2001, 104) es ausdrückt. Erst nach Ableisten des Wehrdienstes war man(n) – dies galt besonders zur Kaiserzeit – gesellschaftlich befähigt, ein Vater und Ernährer zu sein. Militärische Männlichkeit bot auch den durch Industrialisierung und Veränderung der Geschlechterrollen verunsicherten Männern eine Identifikationsmöglichkeit an, die sie sowohl im Ersten als auch im Zweiten Weltkrieg euphorisch annahmen und feierten. Militärische Männlichkeit galt demnach immer auch als Modell für zivile Männlichkeit, wenn sie auch nie, wie Frevert (2001, 229) betont, die hegemoniale Männlichkeit darstellte.

Einhergehend mit der öffentlichen Präsenz dieses militärischen Männlichkeitsbildes wurden andere Männlichkeitsentwürfe und Weiblichkeiten entwertet. So entstanden beispielsweise die implizite Homophobie in den Streitkräften und die Vorstellung der friedfertigen, helfenden Frau als zu beschützendes Wesen, deren Platz eben nicht in den Streitkräften gesehen wurde. Natürlich waren Frauen immer auch in großer Zahl als Unterstützerinnen, als Krankenschwestern, als Versorgerinnen, als moralische Unterstützung usw. in Kriegen

engagiert, der Kampf an sich blieb jedoch – bis auf wenige Ausnahmen – Männer Sache. Dies galt sowohl für die Armeen im Heimatland als auch für die Armeen in den kolonialen Kriegen. Im internationalen Kontext verkörperten die militärischen Männlichkeiten der Kolonialherren und ihrer bewaffneten Einheiten die ersten globalen Männlichkeiten. Ania Loomba (1998) zeigt, wie in kolonialen Eroberungsdiskursen der ‚orientalische‘ Mann feminisiert, homosexualisiert oder als Lustmolech dargestellt wird, vor dem die europäischen zivilisierten Männer sowohl die einheimische wie die weiße Frau beschützen und retten mussten. Indem die lokalen Männlichkeiten abgewertet und ihnen das Recht abgesprochen wurde, für ‚ihre‘ Frauen angemessen zu sorgen, legitimierten sich die Eroberer, den Platz der Männer einzunehmen und die gesellschaftliche Ordnung wieder herzustellen.² Krieg und Eroberung waren und sind damit immer auch ge-gendert und sexuell konnotiert.

Klaus Theweleit (1986) und Ute Frevert (2001) zeigen dies auch für den europäischen Kontext an vielfältigen Beispielen für das Kaiserreich, den Ersten und Zweiten Weltkrieg; hier sei exemplarisch auch auf die autobiografischen Erinnerungen Ernst Jüngers (1920) verwiesen. Für den Krieg im ehemaligen Jugoslawien hat Ruth Seifert (1996) die Bedeutung der Vergewaltigung des weiblichen Körpers des Feindes als Kriegsstrategie identifiziert. Die Anwendung von Gewalt und das Tragen und Benutzen von Waffen dienen in bewaffneten Auseinandersetzungen damit immer auch dazu, Männlichkeiten auszuhandeln. Obwohl das Bewusstsein dafür wächst, dass auch Frauen Täterinnen sind (Bennett/Bexley 1995) und dass sich nicht alle Männer mit einer militarisierten Männlichkeit identifizieren können (Zarkov 2002), sind die Normen des Mannes als Kämpfer und Soldat, der seine Frauen und Kinder, seine Nation beschützen muss und seines Gegenstücks, der friedfertigen und schutzbedürftigen Frau, als zentrale Muster im Diskurs um bewaffnete Konflikte und in Nachkriegsszenarien bis heute verankert (Bouta/Frerks/Bannon 2005).

Was aber – und das ist die sich im Folgenden anschließende Frage – ist überhaupt unter ‚Männlichkeit‘, ‚Weiblichkeit‘ und unter ‚Geschlecht‘ zu verstehen?

2 Definition von Männlichkeit, Weiblichkeit und Geschlecht

Die Erforschung von Männlichkeit steht vor dem Problem, dass die „traditionell verbürgte Männlichkeit ... eine fraglos gegebene (ist)“ (Meuser 1998, 130). Meuser schreibt weiter: „Männer haben schon immer gewußt, was ein ‚ganzer Kerl‘ ist, wer dazu gehört und wer nicht, woran man seinesgleichen erkennt, ob jemand ein Mann ist oder eine ‚Memme‘“ (1998, 130). Dieses Wissen ist jedoch nur implizit, habituell vorhanden und kann kaum kommuniziert werden, auch wenn Meuser (1998) darauf hinweist, dass die Frage danach, was es für die jeweiligen Subjekte bedeutet, ein Mann zu sein, sich für die Männlichkeitsforschung als sehr gewinnbringend gezeigt hat. Stellt man diese Frage jedoch nicht so explizit und ist die Frage nach Männlichkeit nur eine neben anderen – wie

beispielsweise der Soldatenberuf mit Männlichkeit (und Weiblichkeit) verwoben ist, wird man schnell mit dem Problem konfrontiert, von außen bereits bestehende Geschlechterstereotypen der ForscherInnen zu reproduzieren. Versucht man diesem zu entkommen, stellen sich folgende Fragen:

Ist alles das, was ‚biologisch definierte‘³ Männer sagen, als ‚männlich‘ zu interpretieren? Ist der Wunsch nach Autonomie oder rationales Handeln primär auf Männer beschränkt? Wie geht man mit Aussagen von Soldatinnen um, die sich bei allgemeinen Fragen zum Soldatenberuf ebenso wie die Männer äußern? Ist dies als Zeichen von ‚*un-doing*‘-gender zu deuten oder als Maskulinisierung? Wie kann man den Zusammenhang von Männlichkeit(en) und Weiblichkeit(en), von Männern und Frauen denken, ohne in die allzu leichte Falle zu tappen, dann doch nur das als ‚männlich‘ zu werten, was Männer sagen und das Weibliche als Spiegel zu sehen? Diese Fragen erscheinen angesichts des vorliegenden Interviewmaterials⁴ besonders virulent und weder in der feministischen, der Geschlechter-Forschung noch in der Männlichkeitsforschung ausreichend diskutiert, geschweige denn gelöst.

Auf diese Fragen Antworten zu finden, erfordert zunächst, die verwendeten Kategorien zu definieren, um diese daran anschließend auf das empirische Material anzuwenden. Im Folgenden wird die Differenzierung nach Geschlecht mit Judith Lorber (2003) als soziale Institution verstanden, d.h. es wird davon ausgegangen, dass die geschlechtliche Strukturierung in allen Gesellschaften eine mehr oder weniger starke Rolle spielt. Die biologische Reproduktion steht dabei meist im Zentrum der Verwandlung des „kulturell Willkürlichen in *Natürliches*“ (Bourdieu 2005, 8, Hervorhebung i.O.), d.h. der Zuschreibung bestimmter Eigenschaften/Verhaltensweisen/sozialen Positionierungen usw. zu den jeweiligen biologisch definierten Geschlechtern.

Männlichkeit und Weiblichkeit stellen mit Judith Butler (1990) Normen dar. Sie können als konkrete ‚Umsetzungen‘ der geschlechtlichen Differenzierung in die soziale Praxis angesehen werden. Auf diese Männlichkeits- und Weiblichkeitsnormen beziehen sich die Subjekte performativ, d.h. sie bestätigen oder verändern diese permanent, sie inszenieren diese Normen in ihren alltäglichen Praxen und vergewissern sich damit ihrer Männlichkeit und/oder Weiblichkeit. In diesen Umsetzungspraxen kommt es zu massiven Aushandlungsprozessen, in denen auch um Deutungsmacht und den Zugang zu Ressourcen gerungen wird. Der Männlichkeitsnorm wird, zumindest im westlichen Kulturkreis, gesellschaftlich mehr Bedeutung und Macht zugemessen als der Weiblichkeitsnorm. Beide erscheinen jedoch als ‚natürlich‘, unveränderlich und unwiderruflich an die beiden jeweiligen biologischen Geschlechter geknüpft. Sozialisationsbedingt identifizieren sich ‚biologische‘ Männer eher mit der dominanten Form von Männlichkeit und ‚biologische‘ Frauen mit der von Weiblichkeit, dennoch sind diese m.E. zunächst als unabhängig voneinander zu denken, um die Herstellungsprozesse von Geschlecht zu verstehen.

Die empirische Umsetzung der Annahme, dass Geschlecht interaktiv oder performativ hergestellt sei und jeweils kontextabhängig sei, lässt sich auf drei verschiedenen Ebenen abbilden:

1. Man trägt ein eigenes Verständnis von Geschlecht an die Daten heran (wie beispielsweise, dass Rationalität und Autonomie als Zeichen für Männlichkeit gelten).
2. Die ForscherInnen generieren durch konkretes Fragen in den Interviews explizit Aussagen zum Verständnis von Geschlechterbildern (a), oder (b) diese werden von Seiten der InterviewpartnerInnen von sich aus generiert.
3. Man interpretiert die konkrete Interaktion zwischen den jeweiligen InterviewpartnerInnen bzw. den ForscherInnen im Feld als Form der Herstellung von Geschlecht (Scholz 2005).

Diese ‚dreieinhalb‘ Analyseperspektiven stellen verschiedene Möglichkeiten dar, Geschlechterkonstruktionen im empirischen Material aufzuspüren, wobei sie sich jeweils ergänzen oder auch widersprechen können. Im Folgenden wird die erste Analyseperspektive verwendet und das Konzept der militärischen Männlichkeit an die Interviewdaten herangetragen.

3 Aktuelle Veränderungen militarisierter Männlichkeiten – der ‚neue‘ Soldat

In der westlichen mehr oder weniger befriedeten Welt stellt der Kämpfer längst nicht mehr ein derart dominantes Männlichkeitsideal dar wie noch zu Zeiten der Weltkriege. Im Zivilen, aber auch innerhalb des Militärs lassen sich verschiedene konkurrierende Männlichkeitsentwürfe nachweisen, die sich teilweise massiv vom „harten Kämpfer“ abgrenzen (Barrett 1999; Meuser 1998).

Durch die steigenden Auslandseinsätze, die damit verbundenen neuen Aufgaben und die dadurch bedingten Umstrukturierungsprozesse innerhalb der Bundeswehr, aber auch durch die vom Europäischen Gerichtshof erzwungene Öffnung der Streitkräfte für Frauen im Jahr 2000 haben die verschiedenen gesellschaftlichen und militärischen Identitätsentwürfe ihren Weg in die offiziellen politischen Dokumente gefunden: Im aktuellen Weißbuch der Deutschen Bundesregierung heißt es: „Gleichzeitig sind die Soldatinnen und Soldaten in der neuen Bundeswehr – neben ihrer Funktion als Kämpfer – auch Helfer, Schützer und Vermittler“ (Weißbuch 2006, 70). Der neue Soldat, der propagiert wird, ist der traditionelle Kämpfer, der „entschlossen und handlungssicher“ auftritt und zugleich „ethisches Verantwortungsbewusstsein und soziale, interkulturelle sowie fremdsprachliche Kompetenz“ besitzt (Weißbuch 2006, 89). Diesem Soldaten werden männlich konnotierte Eigenschaften wie Kämpfen und Schützen, Entschlossenheit und Verantwortungsbewusstsein, aber auch historisch als weiblich konnotierte Eigenschaften wie das Helfen und Vermitteln zugeschrieben. Damit ist von offizieller Seite die Norm des Soldaten als Kämpfer anderen Normen gleichgestellt und umgekehrt.

Eine weitere Folge dieser Prozesse ist eine Umwertung und Umdeutung der Bedeutung der jeweiligen Teilstreitkräfte⁵ und damit auch der jeweiligen den Teilstreitkräften inhärenten Männlichkeitskonstruktionen: Das Heer war

historisch gesehen das Zentrum der Streitkräfte, der Heeressoldat galt als ‚typischer‘ Soldat, v.a. er verkörperte die soldatischen Tugenden von Disziplin, Gehorsam, Mut und Kameradschaft. Er führte die körperlich anspruchsvollsten Aufgaben aus und wurde für den Kampf ‚Mann gegen Mann‘ an den Waffen ausgebildet. Der Panzergrenadier dient auch heute noch vielen SoldatInnen als Gegenpol, zu dem man sich in seiner Selbstdefinition abgrenzt und als Prototyp des klassischen Kämpfers. Der Sanitätsdienst auf der anderen Seite verkörpert durch den Status der SoldatInnen als Nicht-KombattantInnen und den hohen Frauenanteil genau das Gegenteil des ‚harten‘ Panzergrenadiers und wird von einigen SoldatInnen als ‚lasch‘ und ‚Kindergarten‘ bezeichnet.

Dieses Soldaten- und Männlichkeitsbild, das in den ‚neuen‘ Streitkräften gefordert wird, widerspricht dem klassischen Soldaten, den der Panzergrenadier verkörpert. Durch die Umstrukturierungs- und Modernisierungsprozesse innerhalb der Bundeswehr werden HeeressoldatInnen als ‚VerliererInnen‘ gesehen und die SanitäterInnen aufgewertet. Die Erosionsprozesse des klassischen Kämpfers führen dazu, dass die HeeressoldatInnen an den ‚alten‘ Idealen festhalten, diese sogar diskursiv verstärken, um dem drohenden strukturellen Machtverlust entgegen zu wirken (Apelt/Dittmer 2007).

Beispielhaft werden im Folgenden Aussagen zweier Soldaten gegenübergestellt, anhand derer deutlich wird, wie die traditionellen Männlichkeitsnormen mit neuen Entwicklungen konfliktieren und innerhalb der Subjektpositionen neu ausgehandelt werden müssen. Es wurden die Stellen aus den Interviews gewählt, in denen Aussagen zum Umgang mit Waffen gemacht werden, also dem Aspekt des Soldatenberufs, der ihn auch heute noch als einen Besonderen auszeichnet.

Ein Offizier des Heeres schildert den Umgang mit Waffen folgendermaßen:

Also mit Waffen identifiziert man sich oder man lässt es, spätestens ab der zweiten Woche des Soldatseins ... [wenn man, C.D.] bei der ersten Waffen- und Geräteausbildung sein Sturmgewehr in der Hand hält. Da muss man sich damit auseinandersetzen, ich sag mal 99 Prozent der jungen Männer finden das toll.

Als notwendige Fähigkeiten eines Soldaten bezeichnet er:

Herz am rechten Fleck. Eine umfassende und weit schauende Allgemeinbildung und ... Lebenserfahrung sollte er haben. Man muss geistig hochflexibel sein und dann muss man natürlich auch das militärische Grundwissen und Handwerk beherrschen, denn nur dann kann man seinem unterstellten Bereich auch die gebotene Fürsorge zukommen lassen, man kann auch das Erforderliche mit der erforderlichen Härte und Maßgabe fordern.

Auf die Frage hin, was ihm an seinem Beruf am meisten gefalle, antwortet er:

Am besten gefällt mir, wenn ich mich mit meinen 140 Soldaten und 14 Schützenpanzern über das Gefechtsfeld bewege und dort meine Kompanie führen kann, wie ich es für richtig halte.

Dieser Soldat inszeniert sich als den Prototyp des männlichen Kriegers, der zum einen Härte und Wissen fordert und für den das klassische Kriegsführen im Gefecht ein zentrales Identifikationsmerkmal darstellt. Im Verlauf des Interviews wird jedoch deutlich, dass der Kämpfer auch für ihn nicht so einfach zu legitimieren ist. In der Ausbildung sei es wichtig, aus „dem Soldaten von gestern, einen Peacekeeper von morgen“ zu machen. So ist er ganz Kämpfer, wenn er von der Befehlsgewalt, von Kameradschaft, „als Band, das alle zusammen hält“ oder vom Töten und Sterben spricht, besonders aber in seiner Ablehnung von Soldatinnen. Zugleich scheint der Diskurs um den neuen Soldatentyp auch ‚Schwächen‘ im Selbstbild des harten Kämpfers zu erlauben, so erzählt er von seinen Erfahrungen als Mobbingopfer (was ihm allerdings wiederum dazu dient, seine eigentliche Kompetenz unter Beweis zu stellen), und dass er zugunsten seines Privatlebens auf Karriere verzichtet habe. Die neuen Aufgaben und Einsatzstrukturen führen daher dazu, dass das traditionelle Männlichkeitsbild des Soldaten als Kämpfer zunehmend durch individuelle Diskriminierungserfahrungen und v.a. der zunehmenden Problematik der Vereinbarkeit von Beruf und Familie durch Planungsunsicherheiten und Flexibilitätserfordernisse gebrochen wird.

Ein Offizier aus dem Sanitätsdienst, (der sich auch als Mobbingopfer bezeichnet), nutzt das Bild des klassischen Kämpfers hingegen nur, wenn er sich als Sanitäter von anderen Soldaten unterscheiden will. Das zentrale Unterscheidungsmerkmal des Sanitätsdienstes von anderen Einheiten ist, wie bereits erwähnt, das Verbot zu kämpfen. So zielt die Frage nach dem Umgang von Waffen bei ihm genau in den Zwiespalt, dem er sich als Sanitäter ausgesetzt fühlt:

Wir sind Sanitätssoldaten und wir lernen von Anfang an auch den Umgang mit der Waffe. Aber es wird uns gleich gesagt, ihr habt die Waffe nur zur Selbstverteidigung oder zur Verteidigung von euch anvertrauten verwundeten, verletzten Patienten. Insofern spielt der Gebrauch der Waffe eine untergeordnete Rolle (...) und ich hab mich auch schon ertappt, dass ich gesagt habe, ja, ich bin ja ein Sanitäter. Also, wenn es darum geht, Bundeswehr und Töten und Gebrauch von Waffen, ja, wir sind Sanitäter, aber das ist ja nicht die Realität, die Wahrheit ist, wir sind Soldaten. O.k., mit einem besonderen Kombattanten-Status.

Dann wiederum verweist er darauf, dass man mit den ihm zur Verfügung stehenden Waffen keinen Krieg führen kann und dass der Schwerpunkt der Arbeit des Sanitätsdienstes darauf liegt, „Menschenleben zu retten“. In diesem Textausschnitt wird das Spannungsverhältnis zwischen den beiden Identitätsangeboten des kämpfenden Soldaten und des helfenden Sozialarbeiters besonders deutlich. Obwohl der Sanitätsdienst durch die besondere Stellung in

den Streitkräften bereits differente Männlichkeitspositionen zulässt, dient der Kämpfer auch im normalen Dienstalltag außerhalb der Einsätze immer wieder als Norm, zu der sich die SoldatInnen positionieren müssen.

Problematisch wird diese Konstruktion vor allem dann, wenn zu Kämpfern ausgebildete oder damit primär identifizierende Soldaten mit der neuen Peacekeeper-Identität in Konflikt geraten, wie im folgenden Abschnitt gezeigt wird.⁶

4 Inszenierung von Männlichkeit in Auslandseinsätzen

Die Bundeswehr ist im Januar 2007 in neun Einsätzen involviert. Ihre Aufgaben decken mittlerweile das gesamte Spektrum von friedenschaffenden und friedenserhaltenden Maßnahmen ab. Der Frauenanteil in den Einsätzen schwankt zwischen 7,3 Prozent in Bosnien und 0 Prozent im so genannten „Kampf gegen den Terror“ (Bundeswehr 2007). D.h., je ‚gefährlicher‘⁷ der Einsatz eingestuft wird, desto geringer ist auch der Frauenanteil. Der Kampf und der Einsatz für das eigene Leben bleiben eine ‚männliche Sache‘. Wie aber spiegelt sich diese quantitative Ungleichverteilung, qualitativ, d.h. in der konkreten Interaktion der SoldatInnen im Einsatz wider? Wie ‚männlich‘ ist ein Einsatz, welche Folgen hat dies für die Soldatinnen?

4.1 Der „Totenschädelskandal“

Am 25. Oktober 2006, am gleichen Tag, an dem das Weißbuch der Bundesregierung verabschiedet werden sollte, erscheint die *BILD-Zeitung* mit der Titelseite „Schockfotos von deutschen Soldaten“ (*BILD* 2006a). Auf den Bildern sind Soldaten, vermutlich Gebirgsjäger, also Einheiten des Heeres, zu sehen, wie sie mit einem Totenschädel hantieren, ihn auf die Spitze ihres Wagens legen, ihm ihren Penis zeigen und mit ihm Oralsex andeuten. Daraufhin entbrannte eine Diskussion um den Sinn von Auslandseinsätzen und die Ausrichtung deutscher Außen- und Sicherheitspolitik, die von den letzten zwei Verteidigungsministern bereits lang eingefordert worden war. Die Diskussion erreichte in der dritten Novemberwoche 2006 mit der *SPIEGEL*-Titelstory einen Höhepunkt: „Die Deutschen müssen das Töten lernen.“⁸ Wie Afghanistan zum Ernstfall wird“ (*SPIEGEL* 2006). In den Artikeln wird m.E. sehr überzeugend dargestellt, dass die deutschen Soldaten von anderen NATO-Soldaten im Einsatz zusehends als Feiglinge bezeichnet werden, weil sie sich aus den Kampfhandlungen im Süden Afghanistans heraushalten. Ein richtiger Soldat zu sein, heißt in NATO-Diskursen demnach, zu kämpfen und sich nicht ‚feige‘ zu verstecken. Dies ist insofern erstaunlich, als dass die NATO zunehmend betont, wie wichtig auch Stabilisierungs- und Unterstützungsfunktionen für komplexe Peacebuilding-Szenarien sind (NATO 2005). Wie sehr diese Diskussion gegendert und maskulinisiert ist, zeigt sich auch, wenn man sich die Erklärungsversuche zu den Vorfällen genauer ansieht: So erwähnt beispielsweise einer der Soldaten, der an den

Fotos beteiligt war, dass es zwar keinen Zwang zur Teilhabe gegeben, er sich aber trotzdem unter Druck gefühlt habe: „Wenn man das nicht mitmacht, heißt es: ‚Du Weichei, was stellst du dich so an‘“, so ein Zitat aus der *BILD-Zeitung* (*BILD* 2006b), der er ein Exklusivinterview gab. Ein Militärpsychologe erklärt in der *taz*, dass es „ein Imponiergehabe“ unter den Soldaten gebe, welches sich leicht in der Gruppe verselbständige (König 2006).⁹ Sowohl die Beschimpfung von Männern als ‚Weichei‘ als auch die Beschreibung männlichen Verhaltens als Imponiergehabe sind im westlichen Kulturkreis mit Männlichkeit verknüpft. Offen wurde die Bedeutung von Männlichkeit für das Verhalten der Soldaten von zwei ehemaligen Generälen thematisiert, die die Erhöhung des Frauenanteils in Einsätzen forderten, da Soldatinnen einen positiven Einfluss auf die Soldaten ausüben würden. „Soldatinnen wirken auch sehr beruhigend auf Soldaten. Und wenn sie in der Patrouille sind, könnte ich mir vorstellen, dass der positive Einfluss unserer Soldatinnen so etwas verhindern würde“ so General Kiesheyer (Weiland 2006). General Reinhardt wird mit den Worten zitiert: „Der Ton wird ziviler, der zwischenmenschliche Kontakt ist weniger ruppig“ (Weiland 2006). Der britische Schriftsteller Frederik Forsyth fordert in einem Interview vom 8.12.2006 mit dem ZDF-Kulturmagazin *aspekte* die Deutschen dazu auf, auch im Süden Afghanistans zu kämpfen. Keine NATO-Nation könne sich einfach die Rosinen rauspicken:

Es gibt einen gemeinsamen NATO-Befehl. Da kommt ein Land und sagt: „Okay, wir machen mit, aber nur, wenn uns dabei die Wimperntusche nicht verschmiert [sic!]. Wir bleiben in den Kasernen und begeben uns auf keinen Fall in Gefahr.“ So benimmt man sich als Soldat nicht (*aspekte* 2006).

Diese Aussagen verdeutlichen, wie sehr diese Fotos und die Diskussion vergeschlechtlicht sind und wie sehr sie die militärische Männlichkeitsnorm reproduzieren. In Extremsituationen, als welche der Einsatz zu charakterisieren ist, so lässt sich thesenartig schlussfolgern, bekommt die Bezugnahme auf traditionelle Geschlechternormen eine besondere Relevanz: Durch die Verunsicherung von Identitäten im Rahmen gesamtgesellschaftlicher Veränderungen wächst der Wunsch nach Stabilität. Traditionelle Geschlechternormen stehen durch ihre historische Institutionalisierung dafür am ehesten zur Verfügung.

Dass die widersprüchlichen Anforderungen an die SoldatInnen als SozialarbeiterInnen und Kämpfende eine zentrale Rolle bei der Konstruktion von Geschlechterbildern spielen, wird im nächsten Abschnitt anhand des Umgangs mit Soldatinnen im Einsatz verdeutlicht.

4.2 Umgang mit weiblichen Soldaten im Einsatz

Die Zuschreibung einer zivilisierenden und schlichtenden Funktion von weiblichen Soldaten durchzieht die Mehrzahl der Diskussionen um den Einsatz von Soldatinnen: So taucht kontinuierlich die Argumentation auf, dass weibliche Soldaten die männlichen davon abhalten würden, Frauen in den Einsatzländern zu missbrauchen, da sie das Bewusstsein für die Wehrlosigkeit in der Zivilbevölkerung schärften. In diesen Diskurs gehören auch die Aussagen der bereits erwähnten ehemaligen Generäle Reinhardt und Kiesheyer, dass der Skandal um die Totenschändung in Afghanistan in Gegenwart von Frauen wahrscheinlich nicht passiert wäre. Hier werden traditionelle Geschlechterbilder bemüht, die Frauen als friedfertig und Konflikt schlichtend und den Mann als gewalttätig und unbeherrscht konstruieren. Was historisch zu einem Ausschluss der Frauen von den Streitkräften führte, gilt nun als Argument für ihre stärkere Beteiligung (DeGroot 2001). So ist beispielsweise auch in einer der ersten veröffentlichten Studien zum Einsatz von Frauen in UN-Peacekeeping-Einsätzen zu lesen:

Women are socially conditioned to be more peaceful and peace-loving and less violent than men. They attribute the more pacifist orientation of females to the roles that women play as mothers responsible for giving birth to and nurturing future generations and as conciliators within the family and in their local communities. (Beilstein 1995)

Auch auf EU-Ebene ist die Vorstellung der Frau als Opfer und passivem Objekt weit verbreitet. So werden in einem Ende 2006 veröffentlichten Bericht des Europäischen Parlaments zur Rolle von Frauen in bewaffneten Konflikten und Friedensprozessen „women as victims, women as instruments of peace and women as instruments of war“ (De Keyser 2006, 14) konzeptionalisiert. Eine aktive selbstbestimmte Rolle, die auch Frauen Verantwortung für ihr Handeln zuschreibt, findet sich hingegen kaum.

Fragt man die Soldatinnen und Soldaten selbst nach ihren Erfahrungen im Einsatz, erwähnen sowohl die männlichen als auch die weiblichen Soldaten in vielen Fällen die Problematik des Verhaltens weiblicher Soldaten v.a. in islamischen Gesellschaften. Für Soldatinnen müssten im Einsatz, nach Meinung vieler Soldaten, besondere Regeln gelten: Gerade in islamischen Ländern hätten sich Soldatinnen besonders rücksichtsvoll zu verhalten, wie beispielsweise nicht mit offenen blonden Haaren und Shorts durch die Straßen zu laufen. Die afghanischen Männer seien den Anblick nackter Arme nicht gewöhnt und würden daher die Soldatinnen besonders intensiv anschauen. Es werden dann in den Interviews meist verschiedene Situationen von Interaktionen von weiblichen Soldaten mit der Zivilbevölkerung erzählt, in denen ‚Schlimmeres‘ gerade noch verhindert werden konnte, wobei sich das ‚Schlimmere‘ bewusst in Andeutungen verliert. So erzählt ein Hauptfeldwebel des Sanitätsdienstes folgende Begebenheit:

Frage: Was würden Sie einer Soldatin für Ratschläge mit auf den Weg geben?

- B: Ich würde ihm wahrscheinlich – oder ich würde dem weiblichen Soldaten genau das Gleiche sagen wie dem männlichen Soldaten auch. Dass Zurückhaltung gerade für die Frauen, wenn es um den Einsatz in einem islamischen Land geht: Da kann ich nicht so selbstbewusst auftreten, wie in einer, ich sag' mal, in einer westlichen Welt. Das heißt, das Haar muss dann auch hinten zu einem Zopf verbunden sein oder ganz unter die Kopfbedeckung, die Ärmel sollten schon runtergekrempelt sein und man sollte sich – obwohl als weiblicher Soldat kann man sich in der Uniform nicht aufreizend bekleiden, aber man sollte schon eine weite Jacke (leises Räuspern). Also, Sie verstehen, was ich meine.
- I: Ja, Ja, Ja, klar.
- B: Das ist für die, also ich hab's erlebt, da bin ich auf Unverständnis gestoßen: Wir haben einen weiblichen Soldaten mitgebracht, Stabsunteroffizier, von der Sanitätstruppe und wir sind auf die eine Schießbahn gefahren in Afghanistan und die war dann ruck zuck umringt von vierzehn-, fünfzehnjährigen Jungs. Die konnten das nicht begreifen, das hat man zumindest vom Gesicht her gesehen, warum sie ihre Ärmel hochgekrempelt hatte oder weil da mal eine Haarlocke runter – ist für die nicht nachvollziehbar. Die haben mich auch immer gefragt, ist das deine Frau? Ist das deine Frau? Sie kennen es nicht anders.
- I: Für die Soldatin war das eine ungewohnte oder eine unerwartete Situation?
- B: Ja, Ja. Wobei ich mir gewünscht hätte, sie wäre mehr auf Distanz gegangen. Also sie hat zwar versucht, das Eis zu brechen, aber da war sie schon zu einnehmend und dann kann auch was anderes daraus gefolgert werden. Also nicht barsch oder so, aber halt auf Distanz. Wie sie sich insgesamt halt auf Distanz halten sollte.

Die „Gefahr“, die nach Meinung dieses Soldaten, von den lokalen Männern ausgeht, ist also das „Anschauen“. Dieses Anschauen wird bereits als Angriff auf die Frauen gewertet, die es – daran anschließend – zu „verteidigen“ gilt. Verhält sich im Gegenzug eine Soldatin zu wenig distanziert der einheimischen Bevölkerung gegenüber, wird gleich der Generalverdacht ausgesprochen, dass die einheimischen Männer dies als Anmache verstehen könnten. In einem anderen Interview wurden die Soldatinnen sogar diskursiv mit Prostituierten gleichgesetzt, falls sie sich die Ärmel hochkrempeln würden. Es kommt hier also zu einem Auspielen von Geschlecht gegen Kultur, bzw. vermeintliche kulturelle Toleranz.

Dieser Diskurs führt dazu, dass Soldatinnen im Einsatz im Kontakt mit der Zivilbevölkerung als zusätzliches Sicherheitsrisiko konstruiert und zusätzlich geschützt werden müssen. Die Soldatin schwebt als ‚schwache Frau‘ immer in der potenziellen Gefahr der Vergewaltigung durch islamische(!) Männer (Batt/Valenius 2006). Sie muss daher vor den ‚Anderen‘, den afghanischen/islamischen

Männern, aber auch, und darauf kann ich jetzt hier nicht weiter eingehen, vor den Soldaten anderer Nationen, geschützt werden. Hier wird über das Verhalten von Soldatinnen, so scheint es, Männlichkeit und Gemeinschaft und zwar und v.a. ‚deutsche soldatische Männlichkeit‘ ausgehandelt. Diese von den Soldaten konstruierte Männlichkeit zeichnet sich durch Offenheit, Toleranz und Gleichheit aus: Sie zwingen ihre Frauen im Gegensatz zu den islamischen Männern nicht dazu, sich zu verschleiern oder verbieten ihnen nicht, mit den Männern zu reden. Zugleich fordern sie von den Soldatinnen, dass sie sich so verhalten, wie sie meinen, dass es die Rücksichtnahme auf die andere Kultur gebieten würde. Dabei reproduzieren sie jedoch ihre eigene Vorstellung von Geschlechterbildern: Wie an anderen Stellen in den Interviews deutlich wird, hat die Soldatin generell nicht besonders weiblich zu sein (sie soll aber auch nicht zu männlich sein), sie soll sich nicht mit anderen Soldaten einlassen, wenn sie es nicht ernst meint und auch sonst Zurückhaltung üben.

Für Soldatinnen wird diese Konstruktion zu einer doppelten Falle: Die Soldatinnen selbst unterwerfen sich diesen männlichen Normen und fühlen sich dabei auch subjektiv sicherer. Sie sehen sich in ihren Selbstbeschreibungen bezogen auf den Einsatz immer zuerst in ihrer Rolle als Frau, nicht als ausgebildete und handlungsfähige Soldatin, die sich bei möglichen Angriffen ebenso zur Wehr setzen kann wie die männlichen Soldaten. Sie stärken die Konstruktion des männlichen Militärs und werden als Frauen wehrlos und zum Symbol für die Zivilbevölkerung stilisiert, was sie innerhalb des Militärs wiederum als Soldatinnen disqualifiziert, da sie für die „harten“ militärischen Aufgaben als zu schwach erscheinen (Hudson 2000).

Indem die Soldatinnen als Frauen in die Gemeinschaft integriert, als Soldatinnen jedoch zugleich ausgeschlossen werden, ist es möglich, die kohärente männliche Gruppenidentität wieder herzustellen, deren tradierte Deutungssysteme die weiblichen Soldaten in Frage zu stellen begannen.

5 Fazit:

Ich sehe die Fotos und das Verhalten der Soldaten im Einsatz v.a. als Inszenierung von Männlichkeit, als Versuch der Wiederherstellung und Selbstvergewisserung der eigenen Geschlechtsidentität, die zum Einen durch die erweiterten Aufgaben der Streitkräfte, zum Anderen durch konkurrierende Männlichkeitsentwürfe unter den internationalen Soldaten und zum dritten durch die Beteiligung von Frauen entstehen. Die alles rahmende These ist, dass in Zeiten der Verunsicherung von Identitäten, Zugehörigkeiten, sozialen Positionen usw. tradierte Geschlechterbilder besonders relevant werden. Das Militär inszeniert und symbolisiert eines der solidesten Männlichkeitsideale, den Soldaten als Kämpfer, als Beschützer, als Eroberer und bietet durch die Geschichte hinweg verunsicherten Männern (aber auch Frauen) einen Identitätsentwurf an, wel-

cher bei Scheitern dieses Angebots leicht in die Gefahr gerät, selbst zur Gefahr zu werden.

Die Inszenierung als ‚harter Mann‘, als ‚Eroberer‘, der den unbekanntem Kontinent und bedrohlichen Kontinent ‚penetriert‘ und damit wieder eine Form der Handlungsmächtigkeit zurückerobert, zeigt also, wie traditionelle Männlichkeitsnormen immer wieder reaktiviert und stabilisiert werden. Frauen tauchen in dieser Inszenierung nur als zivilisierende Wesen auf, die durch vermeintlich ‚aufreizendes‘ Verhalten die Inszenierung stören und damit zugleich auch die Reproduktion des traditionellen Männlichkeitsideals fördern.

Diese Tendenz könnte sich verstärken, je größer der Druck auf die Soldaten von Seiten anderer Armeen wird, sich doch an Kampfhandlungen zu beteiligen und die deutschen Soldaten auf anderem Wege beweisen müssen, dass sie ‚richtige‘ Soldaten – und damit auch ‚richtige‘ Männer – sind. Fraglich ist, wie Frauen sich in den Streitkräften zu dieser Männlichkeitsnorm und diesen Männern positionieren. Erfahrungen anderer Armeen wie die der USA oder Israels, in denen Soldatinnen bereits Kampferfahrungen haben, zeigen, dass auch hier die Tendenz besteht, sie eher zur Bestätigung militarisierter Männlichkeit einzusetzen, eine gleichberechtigte Anerkennung oder gar Veränderung der männlichen Strukturen hat bisher nicht stattgefunden. Die Vermutung wäre daher, dass die Mehrzahl der Frauen diese Identitätsangebote ebenso übernehmen wie die Männer, sich aber zusätzlich dazu mit ihrer eigenen sozialisierten Weiblichkeit auseinander setzen müssen. Sie wären damit die besseren Soldaten, richtige Soldaten allerdings würden sie nie.

Anmerkungen

- 1 Ich verwende im Folgenden die männliche oder weibliche Form, wenn ich ausschließlich Männer oder Frauen meine. Sind beide gemeint, verwende ich ‚das große I‘.
- 2 Eine ähnliche Argumentation gab es auch im Afghanistan-Krieg 2003 mit der propagierten Befreiung der Frauen von der Burka (Maier/Stegmann 2003).
- 3 ‚Biologisch definiert‘ meint hier die Zuschreibung zum männlichen oder weiblichen Geschlecht aufgrund bestimmter äußerer sichtbarer Merkmale (West/Zimmerman 2002).
- 4 Es handelt sich dabei um 65 problemzentrierte Interviews mit SoldatInnen aus Heer, Marine und Sanität, die 2004/2005 im Rahmen eines DFG-Forschungsprojekts zu „Geschlecht und Organisation am Beispiel der Bundeswehr“ durchgeführt wurden. Neben der Autorin waren Prof. Dr. Jens-Rainer Ahrens, Dr. Maja Apelt und Dipl. Soz. Anne Mangold beteiligt.
- 5 Ich beschränke mich im Folgenden auf die Gegenüberstellung der Teilstreitkräfte Heer und Sanität.
- 6 Paul Higate (2007) erklärt sich den Anstieg an Prostitution und den Missbrauch von Frauen und Mädchen in den Einsatzgebieten damit, dass die sozialisierte Männlichkeit der Soldaten als Kämpfer in den Einsätzen marginalisiert wird und die Soldaten andere Wege suchen, um sich ihre Männlichkeit zu beweisen.
- 7 Die ‚Gefährlichkeit‘ eines Einsatzes wird vom Bundesverteidigungsministerium jeweils neu festgelegt und äußert sich in der Höhe des Auslandsverwendungszuschlags. Der Auslandsverwendungszuschlag ist ein Tagessatz, der für den Einsatz zusätzlich zum Gehalt gezahlt wird und bewegte sich Ende 2006 je nach Einsatz zwischen 25,00 € und 92,00 €.
- 8 Zitat eines Mitglieds der US-Administration.
- 9 Die generelle Tendenz, derartige Vorfälle zu individualisieren oder als psychische Traumatisierungen darzustellen, wie dies auch in dieser Diskussion zu beobachten war, führt auch dazu, dass SoldatInnen als die eigentlichen Opfer konstruiert werden und damit keine Verantwortung für ihr eigenes Handeln übernehmen müssen.

Literatur

- ACKER, JOAN (1998) „The Future of ‚Gender and Organizations‘: Connections and Boundaries.“ *Gender, Work and Organization* 5/1998: 195-206.
- AHRENS, JENS-RAINER/ MAJA APELT/ CHRISTIANE BENDER (2005) *Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Bundeswehr*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- APELT, MAJA/ CORDULA DITTMER (2007) „‚Under pressure‘ – Militärische Männlichkeiten im Zeichen Neuer Kriege und veränderter Geschlechterverhältnisse.“ *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit*. Hg. Mechthild Bereswill/Michael Meuser/Sylka Scholz. Münster: Westfälisches Dampfboot (im Erscheinen).
- APELT, MAJA/ CORDULA DITTMER/ ANNE MANGOLD (2005) „Die Bundeswehr auf dem Weg zur Gleichstellung der Geschlechter.“ *Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Bundeswehr*. Hg. Jens-Rainer Ahrens/ Maja Apelt/ Christiane Bender. Wiesbaden: VS-Verlag, 108-131.
- aspekte (2006) „‚Deutsche sollten in Afghanistan kämpfen‘. Frederick Forsyth im aspekte-Gespräch“. 8. Dezember 2006. 5. Februar 2007 <<http://www.zdf.de/ZDFde/inhalt/22/0,1872,4087542,00.html>>.
- BARRETT, FRANK J. (1999) „Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel der US-Marine“. *Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis*. Hg. Christine Eifler/ Ruth Seifert. Münster: Westfälisches Dampfboot, 71-91.
- BATT, JUDY/ JOHANNA VALENIUS (2006) *Gender Mainstreaming: Implementing UNSCR 1325 in ESDP Missions*. Paris: EU Institute for Security Studies.
- BEILSTEIN, JANET (1995) „The Role of Women in the United Nations Peacekeeping.“ *Women 2000* 1/1995: 1-10.
- BENNET, OLIVIA/ JO WARNOCK/ KITTY BEXLEY (1995) *Arms to Fight – Arms to protect*. London: Panos.
- BILD (2006a) „Deutsche Soldaten schänden Toten“. *BILD* 25.10.2006.
- BILD (2006b) „Ich wäre besser nicht mit dabei gewesen.“ *BILD* 27.10.2006.
- BOURDIEU, PIERRE (2005) *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- BOUTA, TSJEARD/ GEORG FRERKS/ IAN BANNON (2005) *Gender, Conflict and Development*. Washington D.C: The World Bank.
- BUNDESMINISTERIUM DER VERTEIDIGUNG (2006) *Weißbuch 2006. Zur Sicherheitspolitik Deutschlands und zur Zukunft der Bundeswehr*. Berlin: BMVG.
- BUNDESWEHR (2007) *Auslandseinsätze der Bundeswehr*. 8. Februar 2007 <<http://www.bundeswehr.de>>.
- BUTLER, JUDITH (1990) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- COCKBURN, CYNTHIA/ DUBRAVKA ZARKOV (2002) *The Postwar Moment. Militarism, Masculinities and international Peacekeeping. Bosnia and the Netherlands*. London: Lawrence & Wishart.
- DE KEYSER, VÉRONIQUE (2006) *Report on the situation of women in armed conflict and their role in the reconstruction and democratic process in post-conflict countries*. Committee on Women's Rights and Gender Equality, Brüssel: European Parliament.
- DEGROOT, GERARD (2001) „‚Wanted: A Few Good Women‘. Gender Stereotypes and their Implications for Peacekeeping.“ Konferenzbeitrag zum 26th Annual Meeting Women in Uniform in NATO. 5. Juni 2002. 6. Februar 2007 <<http://www.nato.int/ims/2002/cwinf2002/cwinf-01.htm>>.
- EIFLER, CHRISTINE/ RUTH SEIFERT (2003) *Gender und Militär. Internationale Erfahrungen mit Frauen und Männern in*

- Streitkräften*. Königstein/T.: Ulrike Helmer Verlag.
- FREVERT, UTE (2001) *Die kasernierte Nation*. München: Beck.
- HIGATE, PAUL (2007) „Revealing the soldier: Peacekeeping and Prostitution.“ *21st century sexualities*. Hg. Gilbert Herdt. New York: Routledge, 198-202.
- HUDSON, HEIDI (2000) „Mainstreaming Gender in Peacekeeping Operations: Can Africa learn from International Experience?“ *African Security Review* 9/4, 18-33.
- JÜNGER, ERNST (1920) *In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers*. Hannover: Selbstverlag.
- KÖNIG, JENS (2006) „Ganz viele Einzeltäter.“ *taz* 30.10.2006, 2.
- LOOMBA, ANIA (1998) *Colonialism/Postcolonialism. The New Critical Idiom*. New York/London: Routledge.
- LORBER, JUDITH (2003) *Gender-Paradoxien*. Opladen: Leske + Budrich.
- MAIER, TANJA/ STEFANIE STEGMANN (2003) „Unter dem Schleier. Zur Instrumentalisierung von Weiblichkeit: Mediale Repräsentationen im ‚Krieg gegen den Terror‘.“ *Feministische Studien* 1/2003: 48-57.
- MEUSER, MICHAEL (1998) *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen: Leske + Budrich.
- NATO (2005) „Building peace and stability in crisis regions.“ *NATO Briefing* 9/2005.
- SCHOLZ, SYLKA (2005) *Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- SEIFERT, RUTH (1996) „Der weibliche Körper als Symbol und Zeichen. Geschlechtsspezifische Gewalt und die kulturelle Konstruktion des Krieges.“ *Gewalt im Krieg. Ausübung, Erfahrung und Verweigerung von Gewalt in Kriegen des 20. Jahrhunderts*. Hg. Andreas Gestrich. Münster: LIT Verlag, 13-33.
- SEIFERT, RUTH (2001) „Genderdynamiken bei der Entstehung, dem Austrag und der Beilegung kriegerischer Konflikte.“ *Peripherie* 21/84: 26-47.
- SPIEGEL (2006) „Die Deutschen müssen das Töten lernen‘. Wie Afghanistan zum Ernstfall wird.“ *SPIEGEL* 47/20.11.2006.
- THEWELEIT, KLAUS (1986) *Männerphantasien*. Basel/Frankfurt/M.: Stroemfeld/ Roter Stern.
- WEILAND, SEVERIN (2006): „Nach Totenschändung: Ex-Offiziere empfehlen Einsatz von mehr Soldatinnen.“ *SPIEGEL ONLINE* 30. 10. 2006.
- WEST, CANDACE/ DON H. ZIMMERMAN (2002) „Doing Gender.“ *Doing Gender, Doing Difference: inequality, power, and institutional change*. Hg. Sarah Fenstermaker/ Candace West. New York/London: Routledge, 3-24.

Männlichkeit im HipHop-Diskurs

Ausgehend von medialen Präsentationen von HipHop und historischen Gesichtspunkten werden Einblicke in die Konstruktion von Männlichkeit im amerikanischen und deutschen Rap gegeben. Zu diesem Zweck werden die Ergebnisse einer mehrjährigen Studie vorgestellt, die den sprachlichen Vergleich amerikanischer und deutschsprachiger Rapmusiktexte beinhaltet (s. Lüdtkke 2006a). Die Analyse richtet sich auf den Gebrauch von Sprachvarietäten, Wortschatzausschnitten, Vergleichen und Metaphern zur Darstellung bestimmter Genrerollen. Sie beleuchtet die Nutzung verschiedener Sprachakte und sozialer Kategorisierungen in Texten männlicher Rapper und diskutiert Aspekte von Gendercodierung und sprachlicher Stereotypisierung (vgl. Hill 1995, Bucholtz 1999). Anhand text- und bildbezogener Beobachtungen lassen sich Einsichten in unterschiedliche Formen der Genrerollengenerierung und die mit ihnen verbundenen, differierenden Präsentationen von Männlichkeit gewinnen.

Terminologie

Frühe Untersuchungen und Begriffsbeschreibungen zum Thema Rap fallen durch ihre starke Gendercodiertheit auf. Roger Abrahams (1974, 257) beispielsweise definiert *Rapping* im Anschluss an Thomas Kochman (1970, 147) als

- (1) *Running something down*, providing information to someone.
- (2) *Rapping to a woman* – ‚a colorful way of asking for some pussy,‘ used at the beginning of a relationship only, most used by *pimp-talkers*, *jivers*, the most affluent and lively men-of-words. (...) *running the game* (...).

Beide Auffassungen von Rappen als kunstfertigem Erzählen einerseits und andererseits sexuell expliziter Rede zwischen Männern und Frauen zum Zweck des Kennenlernens (s.a. Smitherman 1994, 190) kommen im Musikgenre Rap vor. Ähnlich der zu beobachtenden medialen Überrepräsentation männlicher Rapper werden von frühen Sprachwissenschaftlern nahezu ausschließlich

männliche Sprechweisen untersucht, die zu den Vorläufern von Rap zählen (vgl. Labov 1972, dagegen Alim 2002). Sie vermitteln den Eindruck, dass nur männliche Sprecher solche Sprechtraditionen beherrschten (s. a. Mitchell-Kernan 1972, Troutman 2001, Haugen 2003). Die begriffliche Codierung von Rap als männlich bzw. weiblich lässt sich bis in die Texte hinein verfolgen. In manchen Texten projizieren sich Rapper als Inbegriff von Rap (s. Beispiel 1, zur Codierung untersuchter Texte, Lüdtké 2006a) im Zuge der personifizierenden Darstellung von Rap und seinen Komponenten als männlich. Im Gegenzug zur Konzeptualisierung rapperischer Befähigung als männlich werden ‚Unmännlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ als herabsetzende Kategorisierungen eingesetzt.

- 1) Nur weil ich Rap bin bläst du meinen Schwanz (...) Keine Kriege wegen einer Bitch
Der Flow ist männlich Nutte also scheiß auf dich (DE19)*
- 2) WB Maskulin ist für Rap (...) habe mehr Flows als die Wüste Sand,
du brauchst mehr Wüstenhalter für deine weibischen Flows (DE99)
- 3) hast nur Eier wenn du rappst doch in echt bist du nur 'ne Schwuchtel (DE3)

Hyperbolische Attributierungen wie Muskelkraft und physische Härte als Zugangskriterium für und Gütekennzeichen von Rap spielen in einer Reihe von Raptexten eine Rolle. Mit Selbstcharakterisierungen als ‚hart‘ gegenüber der Bezeichnung ‚weak‘/‚wack‘ (schwach, schlecht) drücken Rapper ihre Loyalität zur HipHop-Kultur und ihren Wurzeln aus. Das Streben nach Authentizität besonders in Gangsterraps spiegelt sich in der eigenen Charakterisierung als widerstandsfähig, rau, und unbeugsam. Härte wird als Qualitätsmerkmal von Rap gehandelt im Gegensatz zu ‚soft‘, ‚mild‘, ‚sanft‘ und ‚harmlos‘, d. h. ungefährlich.

Cooler Reime und heiÙe Flows

Reimtechnik und Flow sind von Bedeutung bei der Darstellung als kunstfertig, kompetent, intelligent und witzig. Dazu gehört die Beherrschung ausgefeilter Reimmuster wie Binnen-, Schlag- und Haufenreime, die Verwendung von Vokal- und Konsonantenketten, Assonanzen sowie von Dehnungen, Stauchungen, Comixwörtern und anderen Mitteln lautmalerischen Effekts. Im Beispiel erscheint die Lautverkettung mit -is(s) und im weiteren Verlauf die Vokalkette (o-ei) gekoppelt mit gespaltenen Binnen- und Endreimen.

- 4) Ich hab keinen Schiss, mir fehlt kein bisschen Biss im Biz und ich sag was is.
Ist man erfolgreich zeigt sich oft gleich, daß es vielen zu Kopf steigt.
Ich weiß daß ich Hip Hop bleib. Ich geb'n fuck aight (DE72)

Mithilfe der Variation entwickelter Betonungsmuster und Stimmcharakteristika werden Rollentypen und -inhalte (z.B. des toughen Straßenjungen, des weichen ‚Lovers‘) verkörpert. Hinzu kommen der Gebrauch abgehackter oder stärker gebundener Phrasierungen (z.B. in manchen politischen Texten/ in Mack- und Pimpraps), der Einsatz von Füllwörtern zur Aufrechterhaltung des rhythmischen Flusses und Reims und die Verwendung grammatischer Parallelstrukturen und Chiasmen.

Zur Reimbildung werden sämtliche den Sprachen zur Verfügung stehende Register gezogen. Im Deutschen beispielsweise werden neben vulgärsprachigen (z.B. Möse/böse, DE46) und Substandardausdrücken (Klassendepp/Rap, DE72) standard-, fachsprachliche und gehobene (DE43) sowie archaische (saufen/raufen, DE46, Blei/Heuchelei, DE111) und fremdsprachige Lexeme aktiviert. Regionalsprachige, dialektale und soziolektale Verwendungsweisen treten im Wechsel mit englischsprachigen Ausdrücken auf und ermöglichen den Reim.

- 5) Oh, mein Gott, wat hat der Trottel Sott
What a Pretty Woman, das Glück is' mit die Dummen (DE51)

Talking back, Echo- und Verstärkereffekte durch Wiederholen von Endreimen und Schlüsselwörtern, vermitteln den Eindruck lebhafter Konversation und Publikumsnähe. Mithilfe von Reim und Flow werden das performative Element und die Memorierfähigkeit herausgestellt, Beredsamkeit durch Kunstfertigkeit im Umgang mit Wortbestandteilen, Rhythmen und Reimen spielerisch demonstriert, und Bravour und Witz hervorgehoben.

Mündliche Orientierung und Lexik

Rapper orientieren sich an alltagssprachlicher Kommunikation und erzeugen Informalität und kommunikative Nähe. Verschleifungen und Kontraktionen gehen nicht nur auf die Einhaltung des zugrundeliegenden rhythmisch-musikalischen Schemas zurück, sondern werden vielfach bewusst eingesetzt, um den Vorgang spontanen, mündlichen Erzählens stilistisch zu imitieren. Sprachliche Kompetenz und Zugehörigkeit zur lokalen und internationalen HipHop-Szene werden sowohl durch Verwendung nonstandardsprachlicher Aussprache, Grammatik und Lexik sowie bestimmter Diskursmarker angezeigt, als auch durch den Gebrauch verschiedener Varietäten, urbaner Dialekte und individueller Mehrsprachigkeit. Mit ihnen werden lokale, translokale, bi- und multikulturelle Identitäten verkörpert, und es kommt zu einer teilweisen Revitalisierung bzw. Neukonstruktion ethnischer Traditionen. Neben dem Beherrschen verschiedener Codes, die der Identifikation und Abgrenzung oder auch Parodie dienen, stehen Einfallsreichtum sprachlicher Erfindung, indirekter und direkter Rede und Lebensnähe im Vordergrund. Gruppenloyalität, Streetconsciousness und Toughness, Eloquenz und Eleganz sind dabei von ebenso großer Bedeutung wie die Kenntnis von Sprachideologie und Traditionen des HipHop, was sich

an der gleichartigen Benutzung bestimmter Schlüssellexeme, Metaphern und Sprechakte in amerikanischen und deutschen Texten zeigt. Die verwendeten Wortschatzausschnitte stellen thematische Bezüge her, die für die Darstellung charakteristischer Rollen von Rappern von Bedeutung sind. Es gibt eine Reihe von Parallelen zwischen deutschen und amerikanischen Texten hinsichtlich der sprachlichen Gestaltung der Bedeutungsfelder Musik und Sprache, Reichtum und Luxus, Sex, Drogen, Kampf und Religion. Dabei nimmt der Bestand an Lexemen zu Sprache/Musik sowie Waffen/Kampf/Militär den größten Raum ein, gefolgt von Ausdrücken zu Geld, Luxus und Drogen, sowie den Begriffsfeldern zu Sex und schließlich Religion. Zwischen der verstärkten Benutzung der betrachteten Wort- und Assoziationsfelder und der Darstellung von Genrerollen bestehen direkte Zusammenhänge. Interlinguale Unterschiede stehen in enger Verbindung mit lokalen Variationen der Genrerollenausführung, die wiederum auf den zum Teil unterschiedlichen soziokulturellen Verhältnissen der Rapkulturen Amerikas und Deutschlands fußen, die die Konstruktionen von Männlichkeit beeinflussen.

Rapper verwenden eine Reihe kulturspezifischer Schlüsselbegriffe für künstlerische und kulturelle Kompetenzen im Rap und HipHop. Der Wortschatz einzelner Subgenres zeigt Ausdifferenzierungen im Bereich der Schusswaffen und in der Verwendung fachsprachlicher Bezeichnungen. Luxusgüter und Markenwaren finden als Zeichen erarbeiteten oder illegal erworbenen Reichtums Erwähnung, ebenso explizite Beschreibungen von Drogenhandel und -konsum in einer Anzahl von Gangsta-, Mack- und Partyraps. Die Selbstdarstellung besonders der Mack- und Pimp-Rolle scheint eng geknüpft an das Prahlen mit dem sexuellen Erfolg. Biblische Gleichnisse und Sprechweisen kommen vor allem in Raptexten politischen sowie kontemplativen Inhalts zum Tragen. Die Selbsterhöhung von Rappern als göttlich in Battletexten, die sich vollständig dem verbalen Übertrumpfen von Konkurrenten widmen, verweist auf schöpferische Kreativität und die Tendenz zu monumentalem Erzählstil.

Mithilfe des verwendeten Wortschatzes zeigen Rapper das Beherrschen von Kulturtechniken und Werten der Rapkultur an und vermitteln verschiedene Zugehörigkeiten. Die benutzten Ausdrücke dienen der performativen Selbstverortung und der Bewertung der performativen Leistungen anderer Rapper. Das Lexikon von Rappern enthält genretypische Übertreibungen der Wehrhaftigkeit, Gefährlichkeit und Unbezwingbarkeit der Akteure, mit deren Hilfe Rangfolgebeziehungen etabliert und Ehrenkodizes beschworen werden. Lexikalische Bezüge auf Reichtum dienen der Herausstellung des Erfolgs und Stolzes auf die eigene Leistung. Sie verdeutlichen die Zusammenhänge von Herkunftsmilieu und Rap als Möglichkeit des sozialen Aufstiegs. Mithilfe des Drogenwortschatzes werden u.a. Rauscheffekte und das Chillen als Zeichen von Gelassenheit und Coolness beschrieben. Sexuelle Konnotation und Obszönität können als Mittel der Verstärkung, des Tabubruchs, der Anzeige sozialer Zugehörigkeit und des Rückbezugs zu Erzähltraditionen von Rap aufgefasst werden. In ähnlicher Weise lassen sich religiöse Kontextualisierungen als Ermächtigungs- und Rückberufungsinstanz von Rappern bei Darstellungen von Gewalt, Macht und

Güte in manchen Texten deuten. Der Überblick über semantische Verdichtungen innerhalb der untersuchten Textkorpora zeigt Rap als leistungsorientierte Kunstform, die das verbale Austragen von Aggressionen und Rivalitäten kultiviert und Ohnmachtserlebnisse sprachlich transformiert.

Metaphorisierungen

Charakteristisch für Rap ist die Verwendung von Metaphern zur Hervorhebung der eigenen Fähigkeiten als MC und Auseinandersetzung mit imaginären oder realen Gegnern. Dazu werden Metaphern zur Darstellung der Bedeutsamkeit einer Sache oder Person ausgewählt, die grundlegenden Konzeptualisierungen sowie metaphorischen Konzeptualisierungen von Emotionen entstammen (Kövecses 1986, Lakoff/ Johnson 2003). Liebes- und Sexmetaphorik verbindet sich häufig mit dem Anliegen der Selbstdarstellung als erfolgreicher MC, Gangsta, Pimp, Mack, Teacher u.a. Die Quelldomänen Krieg, Waffen und Drogen für Rapmetaphern verstärken außerdem das kämpferische und subversive Element vieler Rollendarstellungen.

Die gewählten Metaphern stehen oft in engem Zusammenhang mit Raps Sprachideologie und der Benutzung semantischer Felder und Narrativtechniken wie Übertreibung und Existentialisierung als Charakteristika konzeptueller Mündlichkeit. Waffen-, Kampf- und Kriegsmetaphorik betont sowohl das technische Können als auch die überwältigende Wirkung auf die Hörerschaft und/oder Opponenten. Im Gangstarap erfüllt das Erwähnen von Waffenhandhabung und -besitz außerdem den Zweck, ein Bild des toughen Performers in einer rauen, feindlich gesonnenen Umwelt zu zeichnen.

Metaphern dienen zusammen mit Vergleichen und kulturellen Referenzen oft zur Evaluation von Handlungen, Zuständen oder bestimmten Qualitäten. Es gibt eine Reihe kämpferischer Metaphorisierungen, mit deren Hilfe sich Rapper zum Überlebenskünstler und Meister von Schicksalsschlägen u.Ä. stilisieren. Sie erscheinen zur Selbstpositionierung, Überhöhung und Abgrenzung sowie zur Solidarisierung mit sozialen und ethnischen Gruppen und verweisen auf mit einander verflochtene Kultur-, Sprach- und Gendertraditionen.

Durch Metaphern aus den Bereichen Spiel, Jagd und Sport sowie durch Wut- und Drogenmetaphern wird häufig eindruckvolles, überlegendes Auftreten proklamiert. Rapper verwenden Metaphorisierungen, um sich an der Spitze einer körperlichen und sexuellen Hierarchie – archaische Zeichen von Kontrolle und Macht – zu präsentieren. Die häufig anzutreffende Hitze- und Sex-Metaphorik betont den erregenden Effekt der Musik und Darstellungsweise von Rappern, Nahrungsmetaphern den Genussaspekt von Rap. Waffen-, Munitions- und Naturmetaphern (vgl. Cooper 1994) stellen die Sprachgewalt und symbolische Kreativität der Künstler heraus und erfüllen wie Verschlingungs-, Krankheits- und Kriegsmetaphern die Funktion performativer Übertreibung zur Erlangung der Aufmerksamkeit der Zuhörerschaft und Anknüpfung an musiksprachliche Traditionen.

Die von Rappern verwendete Liebesmetaphorik offenbart die mündliche Orientierung vieler Texte mit ihrer ausgeprägten Polarisierung heroischer Charaktere und Antihelden, die sich sexuelle Potenz zugute halten und den kraftstrotzenden, zum Teil kriegerischen Eroberungsszenarios, vermischt mit Obszönitäten und Prahlerei. Rap als Krieg verdeutlicht mit dem Rückgriff auf die gängige Metaphorisierung von verbaler Auseinandersetzung als Krieg ähnlich wie die Metaphorisierung von Rap als Droge und als Religion in zahlreichen amerikanischen und deutschsprachigen Texten die Ähnlichkeit konzeptueller Metaphorik und ihrer sprachlichen Realisierungen innerhalb westlicher Kulturen (Weinrich 1976).

Diskursstrategien

Im Zusammenhang mit der mündlichen Orientierung von Rappern steht die Benutzung ritualisierter und konventionalisierter Sprechweisen, konversationeller Routinen wie Gruß- und Verabschiedungsformeln, Sprichwörter und Gemeinplätze. Bestimmte Sprechstile erfordern eine verstärkte Zuhörerbeteiligung, wobei interkulturelle Differenzen und Ähnlichkeiten sichtbar werden, die mit der sozialen Situierung der Gemeinschaft und ihren Traditionen zusammenhängen. Routineformeln als sprachliches Gewand kollektiver Strategien zielorientierten Handelns und Reagierens (Coulmas 1981) dienen dem Kontakt, der Verhaltenssicherheit, der Anzeige und Bestätigung von Gruppenmitgliedschaft; sie neigen zum Konservatismus und gehören zur Etikette als Ausdruck sozialer Verhältnisse.

In vielen Texten treten Formen des selbst- und fremdreferentiellen Sprechens, *boasting* und *dissing*, auf; außerdem sind die Angabe von Orts- und Zeitreferenzen, *naming* und *representing* zu Zwecken der Lokalisierung von Bedeutung. Unter *boasting* versteht man die Lobpreisung und Glorifizierung eigener Fähigkeiten oder der eines Gruppenmitglieds. Als Spezialfall selbstreferentiellen Sprechens ist der Sprechakt vergleichend und enthält superlativische Adjektive, hyperbolische Vergleiche, positiv konnotierte Metaphern, etc. Sein Gegenstück, *dissing* (von engl. *to disrespect*), meint eine Form verbaler Attackierung eines vorgestellten oder realen Gegenübers, mitunter auch scherzhaftes selbst-dissing. Traditionell verankert ist die Erniedrigung des Gegenübers durch Attackieren Familienangehöriger. Zu den von Rappern genannten Zeit- und Ortsreferenzen gehören Lebensorte (zur Versicherung von Heimatloyalität), Nennungen von Gruppe, Label und Aufnahmen, weiterhin Jahreszahlen, die das Erscheinungsdatum eines Albums angeben oder ein wichtiges Ereignis in der Kulturgeschichte von Rap und HipHop bezeichnen. Beide Sprechakte tragen zur Schaffung eines historischen Bewusstseins im Rap bei. *Naming* beinhaltet die Selbsterwähnung der Gruppe oder Nennung von Titeln und Textzeilen, was die enge Verbindung zwischen Autor und Textkreation im Rap unterstreicht. Es dient auch zum Sprecherwechsel bei von mehreren Rappern vorgetragenen Stücken, zum Grüßen und, um Vorbildern der lokalen, nationalen und internati-

onalen Rapmusikszene Respekt zu erweisen. Mithilfe des *representings* erklären sich Rapper zu lokalen Repräsentanten der Rapszene und positionieren sich in der nationalen und internationalen Musikszene, zumeist mithilfe von Vergleichen und Metaphern.

Raptexte enthalten eine Anzahl von Diskurspartikeln, Interjektionen wie *hey, yo, yes, yeah* und *oh*, Aufmerksamkeitserzwinger wie *listen up, word* zur Hervorhebung, rhythmischen Stimmgebung und Publikumsansprache; *hey, hi* und *yo* werden auch als Grußformeln gebraucht und dienen der Adressatenmarkierung. *Yo, yes* und *yeah* werden vielfach zur Bekräftigung und als Antwort auf eine gedachte oder tatsächliche Frage eingesetzt; sie treten allein oder miteinander kombiniert und zusammen mit exklamatorischen Partikeln wie *oh, uh, ey* und *ah* auf. Für die Gruppen- und Publikumsbeteiligung sind sie von Bedeutung. Exklamatorische Äußerungen werden als Kommentare der Rapper und Gruppenmitglieder zum Gesagten in die Texte eingestreut. Sie erzeugen den Eindruck lebhafter Konversation.

Formelhafte Ausdrücke wie großartige Frage- und affirmative Verabschiedungsformeln, Party- und Tanzanimationsphrasen, *shouts, call and response* Figuren werden zum Zeichen der Übereinstimmung und Identifikation als *in-group-member* in Raptexte eingebracht. Jedoch unterscheiden sich affirmative Äußerung des Publikums oder selbstgenügsame Abgrenzung (*to do one's thing*) bei der Beurteilung des Unterhaltungswertes einer Darbietung für die umstehende Hörschaft. Es gibt eine Vielzahl formelhafter Ausdrücke aus dem umgangssprachlichen African American English, darunter Füllwörter, Partikel und Phrasen zur Verstärkung oder Abschwächung (Tabuwörter, Flüche), Akronyme und ausbuchstabierte Wörter oder Wortverbindungen zur Demonstration von rhythmischer und Reimgewandtheit, von Insidertum, Hipness und kulturellem Wissen durch Bezugnahme auf Persönlichkeiten, Markennamen und ‚nationale‘ Produkte, die den kulturellen Referenzrahmen spiegeln.

Rap als Straßenkultur ist durch die Aufnahme afroamerikanischer Traditionen und sprachlicher Umgangsformen wie der *dozens* und *toasts* gekennzeichnet, die angefüllt sind mit Gewalt, Fäkalhumor, Obszönität und Misogynie, Profanität und sexuellen Anspielungen, oft provozierend im Prahlen über Männlichkeit, Sexualität, Aggressivität und generelle Schlechtigkeit (*badness*); Antiheldentum, Spiel und Witz spielen eine Rolle. Hinzu kommen die kunstvolle Art *to run down some lines*, das andeutungsweise Sprechen (*signifying*) und Nachahmen anderer Stimmen (*marking*), ritualisierte Formen verbaler Auseinandersetzung zur Unterhaltung und zum symbolischen Kräftemessen. Die Glorifizierung roher Gewalt geschieht oft mit bizarren Übertreibungen, die deutlich machen, dass es sich um *boasting* handelt, bei dem Gegner symbolisch unterworfen werden, und in denen die Darstellung als gnadenloser Antiheld erfolgt, der keine romantische Liebe kennt und dem Ehrenkodizes, Milde oder ritterliches Verhalten fremd sind. Beschreibungen bewegen sich z.T. nah an der Realität und sind umstritten bezüglich ihrer kathartischen oder gewaltanregenden Wirkung.

Der Gebrauch ähnlicher Diskursstrategien und Referenzen in sprachlich gleichartiger Form des Ausdrucks verbindet amerikanische und deutsche Rap-

diskurse. Die durch sprachliche Vergleiche und Sprechhandlungen geschaffenen Referenzsysteme von Rappern sind hybrid in ihrer Beschaffenheit und Zusammensetzung aus lokalen und globalen Orientierungen von HipHop, Medien und breiterer Gemeinschaft sowie in ihren zeitlichen Bezügen (s. Androutsopoulos/Scholz 2002, 21). Ritualisierte Formen wie die *mother insults*, *boasting* und *dissing*, lokale Bezugnahmen, Sprechaktmuster wie Ausbuchstabieren oder die Benutzung von call-and-response treffen auf zum Teil wenig elaborierte Vorbilder im deutschsprachigen Raum und zeigen eine gewisse Distanz zu und inhaltliche Wandlung gegenüber der Herkunftskultur.

Soziale Kategorisierungen

Die Selbstdarstellung im Rap geschieht häufig durch den Rekurs auf Fähigkeiten und Geschlecht im Kontext von Liebe, Sex, Gewalt, HipHop und Politik. Darstellungen des/der Anderen sind dabei bedeutsam: sie werden erkennbar in der Erzählperspektive und in den Selbst- und Fremdkategorisierungen von Rappern. Bezeichnungen zur Rollendarstellung wie die des Mack oder Pimp sind ambivalent in ihrer Glorifizierung kriminellen Handelns und Machtstrebens. Daneben gibt es eine Reihe pejorativer Bezeichnungen für Homosexuelle, Behinderte und ethnische Minderheiten. Die Präsentation des Fremden dient der Abgrenzung und Selbstdefinition von Rappern.

Labeling als Form der Produktion und Aufrechterhaltung sozialer Distinktionen, als Mittel sozialer Kontrolle (Eckert 2003) vollzieht sich durch die in der Bezeichnung enthaltene Bedeutungsaufladung und mitschwingende Konnotation. Die Verbreitung von Bezeichnungen gibt Aufschluss über lokale soziale Terrains, Grenzen der Respektabilität und Wertbegriffe (Labov 1992). Bedeutungsdifferenzen und Unterschiede im sprachlichen Inventar von Gruppen reflektieren soziale Ordnungen und werden genderdifferenziert benutzt (vgl. Eckert/McConnell-Ginet 1995).

In den Texten amerikanischer und deutscher Rapper werden verschiedene Strategien der Selbst- und Fremdkategorisierung und Geschlechtercharakterisierung erkennbar, so z.B. Anzweifeln, Ersetzen, Für-sich-Inanspruchnehmen und Entwerten von Beleidigungen. Die semantische Asymmetrie in der Darstellung von Frauen und Männern in der Sprache ist Ausdruck wahrgenommener Werte und Statusdifferenzen in der Gesellschaft. Die Bezeichnung ‚Nigga‘ erscheint oft positiv besetzt im Sinne der Authentizität und Verbundenheit mit afroamerikanischen Rappern. Gleichzeitig ist die Generalisierung und Loslösung des Begriffs von seinen ethnischen Wurzeln beobachtbar. Eine Anzahl identifikatorischer Bezeichnungen werden in Referenz auf Schlüsselideologeme der Kultur verwendet (z.B. ‚brother‘, ‚family‘, ‚homie‘). Auffällig sind die vielfache Auseinandersetzung mit Rassismus bei gleichzeitiger Beibehaltung (hetero)sexistischer Kategorisierungen und Reproduktion des Stereotyps schwarzer Hypermaskulinität und -sexualität.

Abwertende Bezüge gelten ethnischen Gruppen, Behinderten, Kranken und Schwächeren, vor allem in Boasting- und Dissingsequenzen, in denen pejorative

Fremdkategorisierungen gehäuft auftreten. In positiven Selbstbezeichnungen werden die eigene Gefährlichkeit, (sexuelle) Tabulosigkeit, Unberechenbarkeit oder Verrücktheit in Bezug auf das rapperische Können und die damit verbundene Ekstase betont. Rapper benutzen Rangfolgebezeichnungen und Titel zur Darstellung von Erfolg, Macht und Sexappeal. Die Präsentation eines starken, unangefochtenen männlichen Selbst ist zum Teil verbunden mit sexueller Prahlerie und dem Streben nach sozialer Kontrolle. Die weibliche Form wird dabei vielfach als pejorative Bezeichnung des imaginierten Rapgegners und zur Selbsterhöhung verwendet, respekt- und liebevolle Bezeichnungen dagegen für die Familie, Gruppe und die eigene soziale und ethnische Zugehörigkeit.

Einige Rapper üben Kritik an Geschlechterrollenklischees, z.B. am Erfolgswang und dem Zwang zu Hypermaskulinität oder dem Stereotyp männlicher Gewalttätigkeit und weiteren Geschlechterdichotomisierungen. Die Distanzierung von stereotypen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit geht allerdings oft mit der Verbreitung anderer Klischees und Entkräftigung des zuvor Gesagten einher durch stereotypisierende Äußerungen (z.B. das Klischee des unkontrollierbar seinem Sexualdrang ausgelieferten Mannes) und die Benutzung sexistischer Redensarten und Kategorien, die asymmetrische Machtbeziehungen befestigen. In ihnen zeigt sich die Problematik verbreiteter Doppelstandards kulturell verankerter Bewertungspraktik (Romaine 2001, 168). Es gibt eine Anzahl von Entsprechungen und direkten Übernahmen amerikanischer Bezeichnungsweisen in deutschen Texten von Rappern, wie ‚man‘, ‚daddy‘ und ‚gangsta‘. Gebrauchspräferenzen betreffen die Verwendung und attributive Kontextualisierung bei Rappern und Rapperinnen. Zudem begünstigen bestimmte Sprechakte, die Genrewahl sowie spezifische Narrativtraditionen extreme Polarisierungen.

Genderdifferentes Sprechen

Die Sprache einiger Rapper und Rapperinnen unterscheidet sich im Gebrauch standardnaher bzw. -ferner Formen mit offenem oder verdecktem Prestige. Auch die Stimmqualität, Rauheit und Tonlage sowie die Diskursebene, d.h. die Benutzung konversationeller Stile, Höflichkeit, etc. sind bei der Konstruktion von Männlichkeit von Bedeutung. Konversationsanalytische und ethnomethodologische Untersuchungen zeigen die Tendenz zu häufigerer Unterbrechung, Zum-Schweigen-Bringen, zu längerem Sprechen und weniger Interaktionserhalt bei mehr männlichen als weiblichen Sprechern (Fishman 1983, Trömel-Plötz 1984). Die Performanz von Genderidentitäten erfolgt häufig durch bipolare Genderkategorisierungen, allerdings gibt es genrebezogene Gemeinsamkeiten in der Textgestaltung von Rappern und Rapperinnen.

Es gibt Differenzen in der Art, wie Frauen und Männer Sprechakte wie Entschuldigung, Kompliment und Beleidigung benutzen. Auch sind die sprachlichen Muster, z.B. wer Komplimente macht und worüber bzw. wie diese erwidert werden, verschieden. Sie können als Solidaritätssignale, aber auch als herablassend

und als peinliche gesichtsbedrohende Sprechakte aufgefasst werden. Komplimente können dem Ausdruck von Solidarität dienen, um positive Bewertung, Bewunderung, Wertschätzung oder Lobpreis auszudrücken, um Neid und den Wunsch nach Besitztümern des Hörers zu artikulieren oder als verbale Belästigung. Frauen werden häufiger komplimentiert als Männer, was ein Indikator ihres untergeordneten Status ist (Wolfson 1984, 243). Komplimente wirken als Sozialisationsweisungen.

Frauen werden in Raps anhand ihrer äußeren Erscheinung beurteilt, komplimentiert oder beleidigt. Solche Sprechweisen sind zum Teil stark internalisiert, d.h. sie spiegeln sich in der Selbstbeurteilung und Werteübernahme mancher Rapper. Komplimente für Fähigkeiten, Fertigkeiten und Performanz werden häufiger von Männern an Frauen verteilt, weniger umgekehrt, Komplimentieren erscheint als Machtspiel (Holmes 1995; 134, Trömel-Plötz 1984). Andererseits verteilen Rapper/innen zu gleichen Teilen untereinander und gegenseitig anerkennende Komplimente neben ausgefallenden rituellen Beleidigungen. Unterschiede bestehen weiter im Gebrauch von Entschuldigungen, Bitten und Beleidigungen bei einigen Rapperinnen und Rappern, in der Benutzung rechtfertigender Begründungen und Konditionalgefüge. Letzteres widerspricht den Konventionen des Selbstlobs und offensiven Dissings im Rap ebenso wie Vorabentschuldigungen für Redebeiträge und die Abschwächung nachfolgender Statements bei einigen deutschen Rapperinnen. Beleidigungen unterscheiden sich vor allem hinsichtlich der häufigeren Benutzung der *mother insults* durch Rapper.

Rapperinnen und Rapper verwenden sprachliche Mittel der Herabsetzung von Opponenten, die sowohl bestimmte Höflichkeitskonventionen durchbrechen als auch durch übertriebenen Gewaltreichtum der Sprache gekennzeichnet sind. Angegriffen werden Aussehen und musikalische wie textliche Performanz weiblicher und männlicher Rapper. Darüber hinaus taucht bei einer Reihe von männlichen Rappern eine Form der Beleidigung auf, die besonders herabsetzend auf Homosexuelle und auf Frauen zielt. Dabei werden Elemente pejorativer Kategorisierung und Attributierung mit denen ritueller Beleidigung verbunden.

Das Überschreiten der Grenze zwischen ritueller und tatsächlicher Beleidigung erscheint umso deutlicher im Hinblick auf Frauen. Während sich Rapperinnen in nur geringem Maß auf das Äußere von Männern beziehen und wenn, dann in meist positiver Hinsicht gemeinsam mit der Bewertung des Intellekts, wird von Rappern vielfach auf das Äußere von Frauen rekurriert. Die Darstellung von Frauen als Sexobjekte reduziert diese auf ihre Geschlechtsmerkmale zur Befriedigung sexueller Bedürfnisse. Mithilfe der Sexualisierung und Objektivierung von Frauen durch einige Rapper üben diese Macht und Kontrolle aus. Direkte Beleidigungen, Beschimpfungen, Kommentare und Kritik treten nicht in gleichem Maß bei Rapperinnen auf. Jedoch gebrauchen amerikanische im Vergleich zu deutschen Rapperinnen mehr Slang, Flüche und Tabuwörter, aussageverstärkende Partikeln, pejorative Kategorisierungen, Angriffe und Repliken. Durch Benutzung von Slang, Waffenvokabular und -metaphorik erzeugen sie ein tougheres und wehrhafteres Image von sich.

Die Anzahl der von Rappern an Frauen gerichteten Direktiven und Kritiken übersteigt die Zahl der von Rapperinnen an Männer adressierten Direktiven und Kritiken erheblich. Auffällig ist der belehrende und herablassende Ton mehrerer Raps, mit dem Frauen für ihre Lebensmisere und soziale Missstände verantwortlich gemacht werden, sowie die Selbstverständlichkeit, mit der Werturteile abgegeben und Anschuldigungen vorgebracht werden. Die meisten dieser Raps sind als imaginiertes Dialog verfasst, bei dem mögliche Repliken von Frauen abgeschmettert werden. Frauen kommen selbst nicht zu Wort. Es werden präskriptive Äußerungen zur Lebens- und Verhaltensweise, Kleidung, etc. von Frauen gemacht, die in dieser Form und Häufigkeit bei Rapperinnen bezogen auf das Verhalten von Männern nicht vorkommen.

Durch das uneingeschränkte Urteilen über andere stellen sich Rapper als Richter, Normgeber und Besitzer einer unangefochtenen Moral dar. Sie erscheinen als intellektuell und moralisch überlegen, unter dem Deckmantel der Aufklärung und Lebenshilfe wird sozialer Druck ausgeübt in Form aggressiver Kritik (KRS-One ‚Say Gal‘ US40, oder Curse ‚Lass uns doch Freunde sein‘, DE33). Die Texte der Rapper bezeugen die Entscheidungsgewalt bezüglich der Akzeptanz und Führung bestimmter Diskurse und Maßregelung von Frauen in Bezug auf traditionelle Rollenvorgaben und Klischees.

Zur Aufmerksamkeitsgewinnung und Steigerung des Ansehens beim Publikum und in der Gruppe verwenden Rapper insgesamt mehr Partikel als Rapperinnen, wobei es individuelle und Genredifferenzen gibt. Auch wird weibliches Sprechen häufiger herabgesetzt als das von Männern, und es lässt sich das subtile Verbieten bzw. Unterbinden des Rederechts in Texten einiger Rapper registrieren. Kulturelle Unterschiede bestehen im Gebrauch männlich-weiblicher Dialogformen und im stärkeren Bezug amerikanischer Rapper auf Rapperinnen in Gruppen gemischter Besetzung. Dennoch ist ein starker Anpassungszwang von Rapperinnen an Sprechweisen, Gesprächsinhalte und Begrifflichkeiten von Rappern feststellbar.

Männliche Genrerollen

Rollen werden durch variationslinguistische Merkmale, charakteristische Themenbereiche, soziale Kategorisierungen und Diskursstrategien mit der dazugehörige Lexik und Metaphorik konstituiert. Sie sind sozial eingebettet: Die nur teilweise Aufnahme charakteristischer Genrerollenvorgaben und Parodien bestimmter Rollenvorbilder im deutschsprachigen Raum zeigen das Dilemma vom Zwang zur Genrerollenausfüllung einerseits, unterschiedlicher lokal- und soziokultureller Gegebenheiten andererseits.

Die Rolle des MC und Unterhalters ist durch die Beschreibung sprachlich-musikalischer Kompetenz und von Partyaktivitäten gekennzeichnet, außerdem durch Bezugnahmen auf Szenediskurse, biografische Elemente und Erfolg. Im Battlerap bildet der Kampf um verbale Schlagfertigkeit den Inhalt textlicher Performanz, die Selbstdarstellung über gekonnte Vergleiche zum Ausdruck von Selbstlob und zur Abwertung von Gegnern. Darstellungen des Pimp und Mack

kreisen um sexuelle Potenz und den unwiderstehlichen Charme des Akteurs, dessen materiellen Erfolg, um Selbstlob, das Herabsetzen von Konkurrenten, die sexuelle Ausbeutung von Frauen, Kriminalität und Gewalt. Die Texte von Rappern des Subgenres sind extremer, tabubrechender und grenzüberschreitender in der Thematik und Verkörperung fieser und brutaler Antihelden als die von Rapperinnen. Die Rolle wird in einigen Texten amerikanischer und deutscher Rapperinnen aufgegriffen, die ebenfalls Selbstdarstellungen sexueller Omnipotenz und Macht enthalten.

Die Ausfüllung der Rolle des Gangsta und Gauners/ Gaunerpaars erfolgt durch Beschreibung von Härte und Stärke in allen Lebenslagen. Die Selbstdarstellung ist oft mit der des Zuhälters oder Gigolos verbunden. Verschlagenheit, Kaltblütigkeit, die Beschreibung einer harten, unwirtlichen Umgebung und das Auftreten in der Gang, verbunden mit Kriminalität und Gewalt stehen im Vordergrund. In der Teacher und Preacher-Rolle bilden die Kampf- und Leidensgeschichte der Ethnie bzw. sozialen Gruppe und Aufklärung den Schwerpunkt, der politische Kommentar, das Aufzeigen und Anprangern sozialer und anderer Missstände.

Zusammenfassung: Konstruktionen von Männlichkeit im Rap

Rapper markieren ihre Bindungen an lokale Umgebungen in Texten in Form referentieller und indexikalischer Sprachbenutzung. Sie artikulieren ihre Beziehungen zu sprachlich-sozialen Diskursen und demonstrieren verbale Fähigkeiten und Diskurswissen der Kultur. Genderidentitäten werden durch Performanz hergestellt. Der Gebrauch bestimmter Sprechakte, Wortschatzausschnitte und sprachlicher Mittel spiegelt Genrevorgaben und Sprechereinstellungen sowie Einstellungen zur Tradition und lokalen Gemeinschaft. Genderidentität als soziales Konstrukt und Produkt sozialer Interaktion realisiert sich u.a. durch den Gebrauch bzw. Nicht-Gebrauch bestimmter Gesprächsformen und Aussageweisen. Beschränkungen bestehen in der Benutzung und Wirkung spezieller Sprechakte von Rappern und Rapperinnen und in der Artikulation bestimmter Emotionen. Zu den Strategien, die sozialen Wandel verhindern oder begünstigen, und die die aktive Beteiligung an der Reproduktion von oder Resistenz gegenüber Genderarrangements in ihren Gemeinschaften demonstrieren (Eckert/ McConnell-Ginet 1992, 466), gehört die Nutzung oder Ablehnung stereotypisierender Repräsentationen und Interaktionsstrategien, die bestehende Asymmetrien im Genderverhältnis verstärken. Die dynamischen Aspekte von Interaktion und möglichen Orten sozialer Veränderung (Holmes/ Meyerhoff 2003, 11) liegen im Aufbrechen stereotypisierender Gendercharakterisierungen durch bestimmte Genrrollenvorgaben. Allerdings widersetzen sich historisch verankerte und gesellschaftlich sanktionierte Konzepte, z.B. zur Sex- und Gender-Metaphorik, einer solchen Veränderung. Gerade im Rap verschmelzen oft sexuelle und Gewaltmetaphern zum Ausdruck männlicher Macht.

Jacob (1998) bringt die Wiederaufnahme besonders ‚männlicher‘ Werte im amerikanischen Rap mit der Brutalisierung des Alltags in schwarzen Vierteln in

Verbindung und deutet den sexistischen Sprachgebrauch als „Teil des neokonservativen Rollbacks gegen den sexuellen Pluralismus“. Er kritisiert den „aufgeblasenen Männlichkeitskult“ mit seinen Tabubrüchen, die keine Bloßstellung „der Doppelmoral von Spießern“ sind, sondern die Einverständniserklärung mit Hierarchien und autoritären Wertvorstellungen, die Rassismus und andere Formen der Ausgrenzung hervorbringen. Solche Verhältnisse werden reproduziert durch das Ausbleiben der Auflehnung gegen reaktionäre Traditionen und Festhalten an der „abstrakten Solidarität mit der ‚Community‘“ bei gleichzeitiger Unterdrückung anderer. Sexualität und Herrschaft fallen in manchen Texten reflexionslos zusammen, die Sprache polarisiert ‚hemmungslos‘ und „ohne jeden aufklärerischen Unterton“ in Texten, die nicht antistaatliche Rebellion, sondern den Willen zur Durchsetzung innerhalb bestehender Verhältnisse anzeigen.

Die Texte von Rappern und Rapperinnen gleichen sich im Gebrauch tabuisierter Sprache und in der Verkörperung aggressiver und wehrhafter Images als Teile bestimmter Rollenanforderungen. Diskursstrategien, Sprechhandlungen und die mündliche Orientierung der Gattung weisen Parallelen auf hinsichtlich der Wertvorstellungen und ihrer sprachlichen Umsetzung in mündlichen Erzählkulturen. Allerdings erscheint die Kritik an der Reproduktion von Intoleranz und Machtungleichheiten angebracht angesichts der Übernahme und z.T. verstärkenden Neukreation stereotypisierender Sprechhandlungen.

* Die verwendeten Textteile entstammen einer korpusanalytischen Untersuchung amerikanischer (US) und deutscher (DE) Raps durch die Autorin (Lütke 2006b).

Literatur

- ABRAHAMS, ROGER D. (1974) „Black Talking on the Streets.“ *Explorations in the Ethnography of Speaking*. Hg. Richard Baumann/ Joel Sherzer. Cambridge: University Press, 240-262
- ALIM, H. SAMY (2002) „Street-Conscious Copula Variation in the Hip Hop Nation.“ *American Speech* 77 (3 (Fall)): 288-304.
- ANDROUTSOPOULOS, JANNIS/ ARNO SCHOLZ (2002) „On the recontextualization of hip-hop in European speech communities: a contrastive analysis of rap lyrics.“ *PhiN* 19:1-42.
- BUCHOLTZ, MARY (1999) „You da man: Narrating the racial other in the production of white masculinity.“ *Journal of Sociolinguistics* 3 (4): 443-460.
- COOPER, CAROLYN (1994) „Lyrical Gun: Metaphor and Role Play in Jamaican Dancehall Culture.“ *The Massachusetts Review* 35 (3/4): 429-447.
- COULMAS, FLORIAN (1981) Hg. *Conversational Routine. Explorations in Standardized Communication Situations and Prepatterned Speech*. The Hague: Mouton Publications.
- ECKERT, PENELOPE (2003) „Language and Gender in Adolescence.“ *The handbook of language and gender (Blackwell handbooks in linguistics; 13)*. Hg. Janet Holmes/ Miriam Meyerhoff. Malden/ MA: Blackwell, 381-400.
- ECKERT, PENELOPE/ SALLY McCONNELL-GINET (1992) „Think practically and look locally: Language and gender as community-based practice.“ *Annual Review of Anthropology* 21: 461-490.
- ECKERT, PENELOPE/ SALLY McCONNELL-GINET (1995) „Constructing meaning, constructing selves: Snapshots of language, gender and class from Belten High.“ *Gender Articulated: Language and Socially Constructed Self*. Hg. Kira Hall/ Mary Buchholtz. London: Routledge, 469-507.
- FISHMAN, PAMELA (1983) „Interaction: the work women do.“ *Language, Gender and Society* Hg. Barrie Thorne/ Cheri Kramarae/ Nancy Henley. Rowley/Mass.: Newsbury House, 89-101.
- HAUGEN, JASON D. (2003) „Unladylike Divas: Language, Gender, and Female Gangsta Rappers.“ *Popular Music and Society* 26 (4): 429-444.
- HILL, JANE (1995): „Mock Spanish, Covert Racism and the (Leaky) Boundary between Public and Privat Spheres.“ *The Language, Ethnicity and Race Reader*. Hg. Roxy Harris/ Ben Rampton. London/ New York: Routledge, 199-210.
- HOLMES, JANET (1995) *Women, Men and Politeness*. London/New York: Longman.
- HOLMES, JANET/ MIRIAM MEYERHOFF (2003) „Different Voices, Different Views: An Introduction to Current Research in Language and Gender.“ *The handbook of language and gender (Blackwell handbooks in linguistics; 13)*. Hg. Janet Holmes/ Miriam Meyerhoff. Malden/MA: Blackwell, 1-17.
- JACOB, GÜNTHER (1998): „Let's Talk About Sex and Violence.“ *but I like it. Jugendkultur und Popmusik*. Hg. Peter Kemper/ Thomas Langhoff/ Ulrich Sonnenschein. Stuttgart: Reclam Jun, 80-85.
- KÖVECSES, ZOLTÁN (1986) *Metaphors of anger, pride, and love: (Pragmatics & beyond; VII: 8)*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- LABOV, THERESA (1992) „Social and language boundaries among adolescents.“ *American Speech* 67: 339-366.
- LABOV, WILLIAM (1972) *Language in the inner city. Studies in Black English Vernacular*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- LAKOFF, GEORGE/ MARK JOHNSON (2003) *Metaphors we live by* [1980]. Chicago: University of Chicago.
- LÜDTKE, SOLVEIG (2006a) *Globalisierung und Lokalisierung von Rapmusik am*

- Beispiel amerikanischer und deutscher Raptex-te*. Münster/Berlin: LIT Verlag.
- LÜDTKE, SOLVEIG (2006b) „Message 1: Globalization and Localization of Rap Music by the Example of American and German Rap Texts.“ *The Linguist List*. 12.11.2007 <<http://linguistlist.org/issues/17/17-2197.html>>.
- MITCHELL-KERNAN, CLAUDIA (1972) „Signifying, loud-talking and marking.“ *Rappin' and stylin' out*. Hg. Thomas Kochman. London/Chicago: University of Illinois Press, 315-355.
- POUGH, GWENDOLYN D. (2004) *Check it while I wreck it : Black womanhood, hip hop culture, and the public sphere*. Boston: Northeastern University Press.
- ROMAINE, SUZANNE (2001) „A corpus-based view of gender in British and American English.“ *Gender Across Languages: The linguistic representation of women and men (Impact, Studies in language and society, 1)*. Hg. Marlis Hellinger/Hadumod Bußmann. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 153-175.
- SMITHERMAN, GENEVA (1994) *Black Talk: Words and Phrases from the Hood to the Amen Corner*. New York: Houghton Mifflin Company.
- TRÖMEL-PLÖTZ, SENTA (1984) *Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen*. Frankfurt/M.: Fischer.
- TROUTMAN, DENISE (2001) „African American women: Talking that talk.“ In *Sociocultural and Historical Contexts of African American English*. Hg. Sonja L. Lanehart. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 211-237.
- WEINRICH, HARALD (1976) *Sprache in Texten*. Stuttgart: Klett.
- WOLFSON, NESSA (1984) „Pretty is a pretty does: a speech act view of sex roles.“ *Applied Linguistics* 5 (3): 236-244.

Wollt Ihr alle Männer sein? Drag Kinging, geschlechtliche Verortungen und Strategien der „disidentification“¹

Durch meine eigene Erfahrung mit Drag weiß ich, dass man etwas als Illusion oder als Schein betrachten kann, als etwas, was du dir aneignest, um damit zu spielen, und dass du es gleichzeitig leben kannst. Das ist möglich, aber für die meisten Leute ist es das, glaub' ich, nicht. (...) Sie denken, wenn sie damit spielen, verlieren sie es. Und das stimmt einfach nicht. Leute dazu zu bringen, das zu kapieren, würde mir schon reichen [lacht].

Niko²

Disidentification is about recycling and rethinking encoded meaning. (...) Thus, disidentification is a step further than cracking open the code of the majority; it proceeds to use this code as raw material for representing a disempowered politics or positionality that has been rendered unthinkable by the dominant culture.

José Esteban Muñoz 1999, 31

Mit seinem Diktum des „Penisneids“ hat Freud den Wunsch nach Aneignungen von Männlichkeit aus einer Position heraus, die dafür nicht durch das bewusste Organ legitimiert ist, mit der Tragik notwendigen Scheiterns belegt. Wenn die Kingz of Berlin³ ihre Partyreihe gleichklingend als „PenisNight“ feiern, ist von Tragik dagegen wenig zu spüren. Das besagte Glied wird mit diesem Titel zur feiernden Aneignung freigegeben und zugleich seiner Stellung als naturalisiertes und unantastbares Ideal enthoben: Ein Flyer zur Party zeigt Dildos und Stuffer als über der Glut zu röstende Grillwürstchen; Silikonhoden werden im unbarmherzigen Griff der Grillzange gequetscht, und das Grillgut wird zusammen mit Ketchup zum Zerschneiden und Verspeisen angeboten.⁴

Diese ironisch-aggressive Behandlung des Männlichkeitssymbols greift frühere feministische „Schwanz ab!“-Rhetoriken und deren teils ebenfalls ironische bildliche Umsetzungen auf. So zeigt etwa ein 1968 verfasstes Flugblatt des Frankfurter Weiberrats die besten Stücke bekannter SDS-Größen als Jagdtrophäen an die Wand gehängt und fordert, „die sozialistischen Eminenzen als ihren bürgerlichen Schwänzen“ zu befreien (vgl. Frankfurter Frauen) 1975, 16 f;

Dackweiler 1995, 165 f). Anders als bei diesen früheren Thematisierungen phallich begründeter Macht sind es hier jedoch nicht (oder nicht nur) die Schwänze der ‚anderen‘, sondern die ‚eigenen‘, die auf diese Weise ins Bild gesetzt werden. Die Destabilisierung des Männlichkeitssymbols ist hier keine Attacke von ‚außen‘, sondern eher eine souveräne Geste der Selbstironie: Penisneid? Wir haben mehr als genug davon, und sie alle sind ersetzbar.

Die Frage, in welcher Weise Drag King-Performances Männlichkeit adressieren, ist schon seit längerem Gegenstand sowohl akademischer als auch subkultureller Diskussionen. Zugespielt formuliert geht es dabei oft um die folgende Alternative: Ist Kinging als eine ästhetische Strategie zu begreifen, die durch Parodie und Überzeichnung den ansonsten verschleierte performativen Charakter hegemonialer Männlichkeit offen legt – und die vorgeführten Typen damit der Kritik und dem Gelächter des Publikums aussetzt? Oder geht es in den Performances eher um eine identifizierende Aneignung, um eine buchstäbliche Verkörperung und Feier von Männlichkeit – und damit möglicherweise auch um eine unkritische Reproduktion von Subjektpositionen, die in der gegenwärtigen Geschlechterordnung untrennbar mit Herrschaft verbunden sind? Auch wenn diese Fragen angesichts der gegenwärtigen Vielfalt von Performances und Ansätzen nicht pauschal beantwortet werden können, zeigen einige Autor_Innen das Potential solcher Performances auf, eine Gleichzeitigkeit von verkörpernder Aneignung und kritischer Distanzierung, von Hommage und Parodie, von Identifizierung und Destabilisierung zur Wirkung zu bringen (vgl. Halberstam 1997; 1998; Hark 1998; Volcano/ Halberstam 1999; Troka 2002; Thilmann 2007).

Die Möglichkeit einer solchen Gleichzeitigkeit, wie sie sich m.E. auch in der eingangs dargestellten Repräsentationsstrategie des PenisNight-Flyers erkennen lässt, wird mich im Folgenden allerdings auf einer anderen Ebene beschäftigen: Ich verlasse das Terrain von Bühnenperformances und bildlichen Repräsentationen und frage stattdessen danach, wie Praxen des Kinging und die durch sie konstituierten sozialen Kontexte dazu beitragen, alternative geschlechtliche Verortungen und Selbstverhältnisse zu entwickeln und lebbar zu machen. Dabei möchte ich aufzeigen, wie geschlechtliche Identifizierungen, Verkörperungen und Stilmittel, die hegemonial männlich codiert sind, in verschiedenen Zusammenhängen unterschiedlich bedeutet werden, und wie dadurch bestimmte geschlechtliche Verortungen ermöglicht oder auch erzwungen werden.

Ich beginne mit einer Skizze subkultureller Auseinandersetzungen um Bedeutung und Legitimität der Investition in männliche Codes, die das Aufkommen des Drag King-Phänomens begleitet haben. Mit Bezug auf zwei Interviews werde ich danach einige Suchbewegungen im Spannungsfeld von Körperwünschen, geschlechtlichen Zeichen und je kontextuell verfügbaren geschlechtlichen Positionen detaillierter ausloten und abschließend vorschlagen, einige der in diesen Suchbewegungen erkennbaren Bezüge auf ‚Männlichkeit‘ mit José Esteban Muñoz als „disidentification“ zu begreifen: als ein Verhältnis zu hegemonialen Normen jenseits der Alternative zwischen ‚Aneignung‘ oder ‚Zurückweisung‘. Damit hoffe ich die bislang vorläufig aufgestellte Behauptung einer ‚Gleichzeitigkeit‘ präzisieren zu können.

Subkulturelle Lesarten und Aushandlungen

Die sich seit der Jahrtausendwende auch hierzulande entwickelnde Drag King-Szene fand ihren Kontext in Suchbewegungen und Neuorientierungen verschiedener sexueller und geschlechtlicher Subkulturen: Lesbische Zusammenhänge und deren *queere* Reformulierungen einerseits, Zusammenschlüsse von Transmännern und im Entstehen begriffene Transgender-Zusammenhänge andererseits sowie zunehmende Überschneidungen solcher Kontexte konstituierten Räume und Bezugnahmen, durch die Drag Kinging sinnhaft verstehbar und zum Teil begeistert aufgenommen wurde. Dennoch wurde das Phänomen von den verschiedenen Seiten auch misstrauisch beäugt.⁵ So schwangen in der vor allem in lesbischen Zusammenhängen wiederholt geäußerten Frage „Wollt ihr alle Männer sein?“, mit der viele der von mir Interviewten konfrontiert wurden, historisch gewachsene Vorbehalte mit: Die zur Schau gestellten männlich codierten Ausdrucksformen schienen auf einen inneren Wunsch nach Mannsein zu verweisen, der als Verleugnung einer als wesenhaft unterstellten Weiblichkeit interpretiert wurde. Aus einer lesbisch-feministischen Perspektive heraus galt dies lange Zeit als doppelt problematisch: Das Beharren darauf, als Lesben ‚Frauen‘ zu sein bzw. eine eigenständige Form von Weiblichkeit zu verkörpern, richtete sich zum Einen gegen die pathologisierende sexualwissenschaftliche Bestimmung von Lesben als ‚männlich‘ und resultierte zum Anderen aus einer Kritik an Männlichkeit im Kontext von Herrschafts- und Gewaltverhältnissen. Eine (lesbische) ‚männliche‘ Identifizierung galt daher vielen als Ausdruck verinnerlichten Lesbenhasses und zugleich als Identifikation mit dem patriarchalen Feind.⁶

Der in dem skizzierten Vorbehalt implizierte direkte Rückschluss von geschlechtlichen Zeichen auf ‚innere‘ Wünsche und Identifizierungen und deren Bestimmung innerhalb einer zweigeschlechtlichen Matrix („quasi wenn man einen Bart hat, muss man gleich Mann sein wollen“, wie es eine_r der Interviewten formuliert) wird durch Praxen des Kinging jedoch potentiell konterkariert. Unter anderem dies trug zu einer gewissen Skepsis mancher Transmänner gegenüber der entstehenden Szene bei. So berichtet einer der Interviewten:

[W]er negativ reagierte, waren also nicht nur die Lesben-Szene, sondern auch die Transmann-Szene, weil die gesagt haben: Ihr macht euch lustig über uns, also wir haben hier ’nen harten Kampf, zu leben, also jeden Tag zu kämpfen, um durchzukommen als –, und ihr macht euch einfach ’nen Bart dran und macht euch auf der Bühne drüber lustig.

In einer Zeit, in der Transmänner erst seit wenigen Jahren begonnen hatten, kollektiv um eigenständige, nicht länger durch medizinisch-rechtliche Diskurse determinierte Reformulierungen von Selbstverständnissen und Lebensweisen sowie um deren Anerkennung zu streiten,⁷ sahen einige die Ernsthaftigkeit ihres Geschlechterentwurfs durch Drag King-Inszenierungen bedroht: Vor dem Hintergrund eigener alltäglicher Kämpfe schien Drag Kinging manchen eine bloß spielerische, auf die Bühne beschränkte Praxis zu sein, die nicht dazu zwingt,

sich alltäglichen Auseinandersetzungen zu stellen. Ein auch parodistischer Bezug auf männlich codierte Ausdrucksweisen, wie er für viele Drag King-Performances charakteristisch ist, konnte zudem als Verballhornung ernsthafter Investitionen in solche Ausdrucksweisen interpretiert werden.⁸

Auf der einen Seite findet sich also die Unterstellung, Männer nicht nur spielen, sondern sein zu wollen, und auf der anderen Seite der Vorwurf, es nicht wirklich ernst zu meinen mit der Männlichkeit. Die eingangs skizzierte Frage, ob in Drag King-Inszenierungen ein ernsthafter oder ein spielerischer, ein identifikatorischer oder ein parodistischer Bezug auf ‚Männlichkeit‘ wirksam wird, ist, so zeigt sich, nicht nur ein akademischer Topos, sondern strukturiert das Terrain mit, auf dem um geschlechtliche Existenzweisen gekämpft wird. Das von verschiedenen Seiten artikulierte Bedürfnis, Drag Kinging eindeutig auf einer dieser beiden Seiten zu verorten und die je eigene Position davon abzugrenzen, steht sicherlich im Zusammenhang mit der Notwendigkeit von Lesben und Transmännern, ihre erkämpften Positionen gegen Abwertungen und Pathologisierungen durch die heteronormative zweigeschlechtliche Ordnung zu behaupten. Zugleich wiederholt das Beharren auf einer klaren Unterscheidung zwischen Ernst und Spiel jedoch einen der Mechanismen, durch die diese Ordnung abgesichert wird: Indem die Ernsthaftigkeit eines Geschlechterentwurfs (hegemonial) an die eindeutige Identifizierung mit einem von zwei Geschlechtern gebunden wird, können andere Entwürfe als bloßes Spiel und als willkürliche Inszenierung abgetan und entschärft werden.⁹

Trotz der skizzierten Vorbehalte entfaltete die Drag King-Szene jedoch von Anfang an auch eine Anziehungskraft über verschiedene sexuelle und geschlechtliche Verortungen und subkulturelle Zugehörigkeiten hinweg. Offenbar öffnet gerade die in der Szene praktizierte Verunklarung des Verhältnisses von männlichen Codes und dem dadurch Ausgedrückten einen Raum für das Ausloten sehr verschiedener geschlechtlicher Möglichkeiten. Sicher, eine Auseinandersetzung mit und Investition in Stilmittel(n) und Verkörperungen, die gemeinhin als ‚männlich‘ gelten, ist konstitutiv für die Szene, die damit nicht allen geschlechtlichen Verortungen gleichermaßen Raum gibt.¹⁰ Dennoch zeigt bereits ein flüchtiger Blick auf einige der in den Interviews artikulierten Positionen, wie unterschiedlich geschlechtliche Selbstverständnisse derer, die sich in der Szene bewegen, sein können: Einige derjenigen, die sich für hormonelle und/oder operative körperverändernde Praxen entscheiden, weisen die damit innerhalb des medizinisch-rechtlichen Regimes der Transsexualität verbundene Erwartung, sich ‚als Mann‘ fühlen zu sollen, zurück. Andere verorten sich als Transmann, ohne aber medizinische Leistungen zur Veränderung des Körpers in Anspruch zu nehmen. Einigen ist es wichtig, sich als ‚Frauen‘ zu positionieren – sei es eher situativ und politisch strategisch oder als Ausdruck von Identifizierungen und Verkörperungen; für manche bedeutet dies gleichzeitig, herkömmliche Bedeutungen des Begriffs zu verändern. Wieder andere begreifen sich als radikal ungeschlechtlich und versuchen, ein solches Selbstverständnis lesbar zu machen.

Die Passagen zweier Interviews,¹¹ anhand derer den Zusammenhängen zwischen geschlechtlichen Zeichen, Wünschen, Anrufungen und Verortungen nun weiter nachgegangen wird, stehen nicht paradigmatisch für diese Bandbreite. Sie wurden ausgewählt, weil bestimmte Wünsche und Praxen der beiden Protagonist_Innen sie in eine Auseinandersetzung mit ‚Männlichkeit‘ verwickeln, die auch mit ihrer (zeitweiligen) Erfahrung des *passing* zu tun hat.

Körperwünsche, geschlechtliche Zeichen, Positionierungen

Sich zum ersten Mal mit (angeklebtem) Bart im Spiegel zu sehen, kann ein Erlebnis von verblüffender Evidenz sein: In einer schwer zu beschreibenden Weise scheint das so veränderte Gesicht für einige mehr ihr ‚eigenes‘ zu sein als der gewohnte Anblick. „Das bin ich“ – so fassen manche ihre blitzartige Einsicht beim Blick in den Spiegel.

Damit ist allerdings die Frage, auf welche geschlechtlichen Bedeutungen das Evidenzerlebnis verweist, für viele noch nicht beantwortet, sondern überhaupt erst gestellt. Auch Tam beschreibt, wie er,¹² nach einem spielerischen Experimentieren im Freund_Innenkreis mit Bärtchen versehen, in den Spiegel schaut und „das erste Mal das Gefühl hatte: Ich *seh*‘ mein Gesicht“. Eine zunächst eher verwirrende Erfahrung:

Und das war natürlich völlig absurd, was soll denn jetzt –, irgendwie Bart und so, ist ja eindeutig männlich [lacht], was soll das jetzt mit mir als Lesbe –, warum springt mich das so an? – Und ich hab’ auch nie jetzt gedacht: Ich bin ’n Mann oder muss ’n Mann sein oder so, gar nicht, irgendwie. Ich fand das toll, dass ich als Lesbe so männlich sein kann, ohne Mann sein zu müssen.

Mehr als ihre bisherigen geschlechtlichen Ausdrucksweisen, die sie in den Kontext dessen stellt, was in lesbischen Zusammenhängen lebbar und lesbar ist und die sie ebenfalls als „männlich“ beschreibt, scheint der Bart auf einen inneren Wunsch nicht nur nach Männlichkeit, sondern nach Mannsein zu verweisen. In Verbindung mit einem schon früher empfundenen Unbehagen an seinen Brüsten stellt sich ihm die Frage nach seiner geschlechtlichen Verortung auf eine neue Weise,

Weil dann natürlich mit diesem Bart und dann auch wieder mit diesem Gefühl, ich will den Busen ja nicht, ja ’ne ganz andere Auseinandersetzung anfang, nämlich: bin ich jetzt Transmann oder nicht, also, und [ich] dachte: Was soll das denn jetzt! Also ich hab’ dann das nächste Jahr eigentlich nur mit dem Satz im Kopf verbracht: Ich will kein Mann sein wollen, so [lacht], das wollte ich einfach nicht.

Im Kontext der gegenwärtigen Verfasstheit somatisch fundierter Zweigeschlechtlichkeit, in der die Morphologie des Körpers unmittelbar Geschlecht signifiziert,¹³ können Tams Körperwünsche scheinbar nur eines bedeuten: ein Mann sein zu wollen. Diesen Wunsch möchte Tam zunächst nicht haben. Einer

der Gründe dafür liegt in seiner Verbundenheit mit lesbisch-feministischen Zusammenhängen, in denen (so wie Tam es erlebt) männlich konnotierte Ausdrucksweisen nur so lange anerkennbar sind, wie sie ein ‚eigentliches‘ Frauen nicht überschreiten. Eine vorläufige Lösung für diesen Konflikt findet Tam durch ein Ausloten von Praxen des Drag Kinging: Auf Partys, auf der Straße und auch bei der Arbeit experimentiert sie mit verschiedenen gemalten und geklebten Bärten und anderen stilistischen Mitteln:

Das war für mich einfach 'ne Spielerei mit diesem Männlichsein, die mir gefallen hat, die mir Spaß gemacht hat, die halt jetzt auch nicht diese Auseinan-, diesen Schritt erzwungen hat: Ich muss mich jetzt als Mann darstellen. Das war für mich einfach 'ne Spielerei mit männlichen Symbolen; wie ich mir die Haare schneide oder die Frisur ändere oder Klamotten trage, so trage ich mal 'nen Bart und mal nicht.

Durch seine „Spielerei“ gibt Tam seinen Wünschen nach einer anderen, angemesseneren Sichtbarkeit Form und Ausdruck und widersetzt sich zugleich dem Zwang zur Annahme einer (zwei-)geschlechtlich bestimmten eindeutigen Identität. Dennoch bleiben ihre Körperwünsche für sie virulent und führen schließlich zur Entscheidung für eine Veränderung ihres Körpers durch Testosteron und Mastektomie. Im Zuge dessen wird die Frage, ob er ‚eigentlich‘ ein Mann sein wolle, für ihn wieder bedeutsam, aber ihm wird zunehmend klar, dass es ihm darum nicht geht: er fühlt sich mit den körperlichen Veränderungen „total wohl“, nicht aber „als Mann“: „Wenn ich mich als Mann äußere, ist mir das, wenn es komplett als Mann wahrgenommen wird, genauso fremd, wie wenn ich mich als Frau äußern musste.“ Sehr eindrücklich erlebt Tam dies, als sie ein neues Arbeitsprojekt beginnt und sich zunächst entscheidet, ihre Geschlechtlichkeit nicht weiter zu kommentieren. Im Kontext kumpelhafter Sprüche ‚unter Männern‘ bringen seine Kollegen ihn augenzwinkernd mit der Schwangerschaft einer Frau aus seinem Bekanntenkreis in Verbindung. Tam nimmt dies zum Anlass eines Versuchs, ihre geschlechtliche Verortung zu artikulieren:

Und das war dann noch mal so ein Aufhänger, wo ich dachte: Ej, ihr erfahrt –, also ich komme hier nicht vor oder so wenig, wenn ihr mich nur als Mann seht, ähm, ich möchte das jetzt einfach auch vermitteln. Und habe dann eben zum Beispiel auch so irgendwie: Ja, wie hätte ich die denn zeugen sollen als Frau und so, ne, und hab' dann versucht, also irgendwie ansatzweise mal so ‚nen Einstieg in das Thema zu finden, so von wegen: Ich bin doch kein Mann. Und da haben die sich nur verarscht gefühlt, die haben zuerst gedacht, ich mache 'n Witz, und als ich dann gesagt habe: Nein, ich bin kein Mann, haben die sich wirklich ernsthaft angegriffen gefühlt, und da war kein Durchkommen.

Tams Bericht zeigt deutlich, wie sehr die Möglichkeit des Sichtbarmachens bestimmter geschlechtlicher Verortungen abhängig ist von Kontexten und den sie strukturierenden geschlechtlichen Ordnungen. Die bloße Information über sein geschlechtliches Selbstverständnis und die damit verbundene Geschichte

reicht bei weitem nicht aus, um die eben nicht nur kognitiv, sondern in Interaktionsordnungen und Selbstverhältnissen verankerte zweigeschlechtliche Ordnung auch nur situativ zu erschüttern. Die Information wird von den Kollegen abgewehrt, indem sie sie zunächst als „Witz“ begreifen, sich dann „angegriffen“ fühlen und offensichtlich defensiv reagieren: Tam resümiert, dass da „kein Durchkommen“ war.

Dass Tam aus diesem Erlebnis den Schluss zieht, sich nie wieder ‚als Mann‘ in neuen Kontexten vorzustellen, verhindert dennoch nicht vollständig, dass sie immer wieder als solcher angerufen und positioniert wird. Sich in der Drag King-Szene zu bewegen erlebt er demgegenüber als Möglichkeit, diese Vereindeutigung zu unterlaufen und in einer ihm angemesseneren Weise gesehen zu werden. Dieser und andere subkulturelle Kontexte und in ihnen entwickelte Existenzweisen bilden den Horizont, in dem Tam Bezugspunkte für eine auch begriffliche geschlechtliche Verortung findet:

Ich fühle mich eigentlich am ehesten immer noch als Lesbe, das ist immer noch so der Begriff, der für mich da am ehesten zutrifft. Und deswegen habe ich im Moment –, wer weiß, was ich in zehn Jahren sage [lacht], aber im Moment für mich immer noch das Gefühl, also eher ein Drag King zu sein als ein Transmann. Also ich denke, ich häng’ dazwischen, aber so dieses Bewusstsein dafür, dass die männliche Äußerung oder die männliche Darstellung eben nur ‚ne Darstellung ist und kein Ich oder sonst irgendwas, das teile ich mehr mit Drag Kings als mit Transmännern.

Begriff und Praxis des Drag Kinging bedeuten für Tam ein spezifisches Verhältnis zu dem, was er als „männliche Äußerung“ bzw. „männliche Darstellung“ bezeichnet: Dadurch wird für ihn kein männliches „Ich“, kein ‚Mannsein‘ konstituiert. Gleichwohl ist ihre Investition in diese Äußerungsformen keineswegs eine bloß spielerische oder willkürliche: Sie ist verbunden mit existentiellen Wünschen nach einer spezifischen Körperlichkeit und danach, auf eine bestimmte Weise in der Welt sichtbar zu sein – Wünsche, über die Tam nicht frei verfügt, sondern in die er auch verwickelt ist.

*

Auch ohne dass er es besonders darauf anlegen würde, ist Niko die Erfahrung, öfters als Mann durchzugehen, seit langer Zeit vertraut. Dennoch ist er einigermaßen überrascht, als er eines Nachts in einer Schwulenbar, die er in *drag* und diesmal mit der bewussten Absicht, zu *passen*, besucht, sich lange mit zwei älteren Männern unterhält und dabei zweifelsfrei als Schwuler adressiert wird. „Oh, so ein netter junger Mann, du bist so nett und so aufmerksam“, bekommt Niko zu hören; und:

„Die meisten jungen Männer würden nicht rüberkommen und ihre Zeit –, weil sie waren älter, weißt du, sie waren wahrscheinlich in ihren Vierzigern, 45 oder 50, und sie waren halt erstaunt, dass ich –, dass dieser junge Schwule seine Zeit

mit ihnen verbrachte, und sie so: Jungen in deinem Alter, die wollen mit älteren Schwulen nichts zu tun haben, sie tun so, als würden wir gar nicht existieren, und was machen sie denn, wenn sie älter sind, und du bist so –, es ist so nett, dass du –. Und ich so: Tja, der Grund, wisst ihr –, das habe ich nicht gesagt, aber ich [dachte]: Tja, ich bin als Frau sozialisiert worden und hab' gelernt, dafür zu sorgen, dass ihr euch gut fühlt, deshalb...! [beide lachen laut].

Die beiden Männer, mit denen Niko sich unterhält, kritisieren offensichtlich einen Jugendlichkeitskult in schwulen Szenen, durch den sie sich diskriminiert fühlen. Niko erscheint in ihren Augen als Verkörperung eines schwulen Ideals – jung, attraktiv und zudem freundlich und offen. Ihm kommt die Position desjenigen zu, der die subkulturelle Norm verkörpert und deshalb die Macht hat, tolerant zu sein gegenüber denjenigen, die durch ihr Alter nicht länger im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen. Dennoch kann Niko diese Erfahrung nicht uneingeschränkt genießen und fühlt sich „schuldig“, was ihn selbst erstaunt:

Es hat sich wie eine Täuschung angefühlt. Und das ist komisch, weil –, ich sehe mich selbst mehr als schwulen Mann als als irgendwas anderes – ich hab' Sex wie ein Schwuler, ich steh' auf Männerkörper oder so, und auf Frauen, die sehr butch sind, und ich mag schwulen Porno –, na ja, ich mein', wer mag das nicht [lacht], ich denke mal, 'ne Menge Leute mögen das. Aber es ist –, wenn ich eine Identität oder so was wählen müsste, würde das dem wahrscheinlich am nächsten kommen, am ehesten etwas beschreiben. Und deshalb ist es ziemlich seltsam für mich, dass es sich so schlecht anfühlt –, oder nicht so schlecht, aber dass es sich seltsam anfühlen sollte, für das gehalten zu werden, was ich eigentlich fühle zu sein, es –, plötzlich war es wie: Nein, nein, nein, das bin ich nicht. Ich denke, es war halt wieder dieses Gefühl, ein bisschen unsichtbar zu sein, dass ein Teil von mir unsichtbar war.

Schwule Ausformulierungen von Begehren, Sexualität und geschlechtlichen Identifizierungen eröffnen für Niko einen Horizont, in dem er seine eigenen körperlich-geschlechtlichen Wünsche und Praxen bedeuten kann. In seiner Aneignung von Schwulsein dehnt er die Bedeutung dessen zugleich aus: Die Körper, die er begehrt, sind (für ihn) männlich konnotiert, ohne deswegen notwendigerweise Männerkörper zu sein; auch seinen eigenen Körper erlebt er als männlich, positioniert sich in seinen sozialen Bezügen aber nie ‚als Mann‘ und möchte, auch falls er sich irgendwann für medizinische Veränderungen seines Körpers entscheiden sollte, nicht als solcher vereindeutigt werden. Denn – und das erlebt er auch in der oben geschilderten Begegnung – eine solche Vereindeutigung führt dazu, dass er zum Teil „unsichtbar“ bleibt. Er resümiert das geschilderte Erlebnis daher mit dem Satz: „Ich hab' den Eindruck, wenn ich drag nutze, um meine Uneindeutigkeit zu verstecken anstatt sie aufzudecken, fühlt es sich falsch an.“

Sich stattdessen in seiner spezifischen Geschlechtlichkeit in schwulen Räumen sichtbar zu machen, ist jedoch ebenfalls riskant: Öfters schon hat er in schwulen *darkrooms* offene Missachtung erfahren.

Das sind Situationen, die manchmal wirklich unerfreulich sind. (...) Weißt du, es ist irgendwie schlimmer –, es war eigentlich schlimmer, als wenn man es mit Heteros zu tun hat, weil –, viele Heteros sehen dich und verstehen es nicht und ignorieren deshalb einen Teil von dir. Das ist anders als in einem schwulen Raum zu sein, wo sie es sehen und es verstehen, aber sie mögen es nicht, sie wollen es nicht. Das ist wie eine totale Zurückweisung, während das andere bloß Unsichtbarkeit ist (...). Das kann sich wirklich fies anfühlen, weil man sich gleichzeitig erkannt und gehasst fühlt.

Während Niko in heteronormativen Kontexten regelmäßig als Frau oder als Mann vereindeutigt wird und sein geschlechtliches Selbstverständnis kaum adäquat vermitteln kann, attestiert er dem Publikum vieler schwuler Räume eine differenziertere Lesefähigkeit. Er fühlt sich hier nicht als ‚Frau‘ vereindeutigt und ausgeschlossen, sondern in seiner spezifischen Geschlechtlichkeit durchaus erkannt – und zugleich abgelehnt und gehasst. Einen der Gründe dafür sieht er darin, dass ihm die notwendige „Ausstattung“ fehlt – notwendig in den Augen der Anderen, nicht für sein eigenes geschlechtliches und sexuelles Selbstverständnis. Nicht seine eigene Körperlichkeit, sondern die Schwanzfixiertheit vieler schwuler Szenen wird ihm zum Problem.¹⁴

Auch auf der Bühne setzt Niko sich mit schwulen Codes und Bildern auseinander. Seine oft parodistischen Drag Performances versteht er ausdrücklich auch als Kritik an einem gewissen Hype von schwulen Inszenierungen in vielen gegenwärtigen sexuellen – auch lesbischen – Szenen. Zugleich genießt er es, auf der Bühne eine schwule Erotik zu entfalten, und auch, etwa als Drag Queen das Potential schwul konnotierter Weiblichkeit auszuloten. Die sorgfältige Inszenierung verschiedener, oft in sich gebrochener Charaktere, die er für die Bühne entwirft, begreift er nicht als einen direkten Ausdruck seiner eigenen Persönlichkeit. Dennoch sind Bühne und Alltag für ihn keine komplett getrennten Sphären. Die Verbindung zwischen beidem besteht nicht in einer bestimmten geschlechtlichen Identität, sondern in einer spezifischen Haltung gegenüber geschlechtlichen Ausdrucks- und Seinsweisen; eine Haltung, die er durch seine Performances auch dem Publikum vermitteln möchte:

Durch meine eigene Erfahrung mit Drag weiß ich, dass man etwas als Illusion oder als Schein betrachten kann, als etwas, was du dir aneignest, um damit zu spielen, *und* dass du es gleichzeitig leben kannst. Das *ist* möglich, aber für die meisten Leute ist es das, glaub' ich, nicht. (...) Sie denken, wenn sie damit spielen, verlieren sie es. Und das stimmt einfach nicht. Leute dazu zu bringen, das zu kapieren, würde mir schon reichen [lacht].

Disidentification

Die geschlechtlichen Verortungen und die Möglichkeiten von Tam und Niko, ihren Wünschen Sinn und Ausdruck zu geben, sind eng verbunden mit ihrer Investition in männlich codierte Stilmittel, Verkörperungen, Praxen und Szenen. Auch wenn sie diese männliche Codierung zum Teil in Frage stellen oder zurückweisen, wird einiges dessen, was sie darstellen, tun und wollen, auch von ihnen selbst als männlich bezeichnet und von ihnen angeeignet und begehrt, gerade *weil* es innerhalb der gegenwärtigen symbolisch-sozialen geschlechtlichen Ordnung als männlich konstituiert ist. Dennoch schlägt die Anrufung als ‚Mann‘, die beide infolgedessen erfahren, in gewisser Weise fehl: Weder das vereindeutigende Wahrgenommenwerden von anderen, noch die sich im Kontext einer binären Geschlechterordnung aufdrängende Selbstbefragung nach einem eigenen ‚eigentlichen‘ Mannsein führen dazu, dass die beiden als männliche Subjekte konstituiert würden: Es bleibt ein Gefühl der „Fremdheit“ (Tam) bzw. der „Unsichtbarkeit“ (Niko) bei dem Versuch, diese Position einzunehmen.

Der Unterschied zu hegemonialen Subjektivierungsweisen besteht allerdings weniger im Fehlschlagen der Anrufung als solcher (jede Anrufung ist ein stets unabgeschlossener Prozess, weil die ihn aufrecht erhaltenden Normen nie erfüllt werden können), sondern darin, dass dieses Fehlschlagen artikuliert und zum Ausgangspunkt genommen wird für den Entwurf alternativer Verortungen. Verschiedene subkulturelle Kontexte (nämlich – auf unterschiedliche Weisen – lesbische, Transmänner- und schwule Zusammenhänge) und die in ihnen entwickelten alternativen Bezüge auf männlich codierte Ausdrucksweisen bilden dabei wichtige Bezugspunkte. Vor allem aber erleben beide die Drag King-Szene und damit verbundene Praxen als Möglichkeit, ein spezifisches Verhältnis zu ihrer Geschlechtlichkeit zu entwickeln: Tam formuliert sinngemäß, dass Kining für ihn bedeutet, sich nicht von den hegemonialen Bedeutungen der Zeichen, deren Aneignung für ihn zugleich weit mehr ist als ein bloßes Spiel, determinieren zu lassen: Die männliche Darstellung konstituiert kein männliches „Ich“. Und Niko verweist auf die Möglichkeit einer Gleichzeitigkeit: Etwas (z.B. schwule Männlichkeit) leben zu können (also ein nicht nur strategisches, äußerliches Verhältnis dazu einzunehmen) und es gleichzeitig als „Illusion“ und Gegenstand spielerischer Bearbeitung zu begreifen.

Diese Möglichkeit, gesellschaftlich verfügbare Positionen zeitweise zu bewohnen, ohne ganz darin aufzugehen oder sich davon bestimmen zu lassen – etwas, was ganz sicher nicht alle Praxen des Kining ausmacht, aber eben eine ihrer Möglichkeiten darstellt – möchte ich mit José Esteban Muñoz als „disidentification“ bezeichnen.¹⁵ Muñoz (1999) entwickelt dieses Konzept für seine Analyse von Performances verschiedener *queer of color*-Künstler_Innen in den USA. Der Begriff geht zurück auf Michel Pêcheux' (1975) Unterscheidung von drei Modi, in denen die Konstituierung von Subjekten durch ideologische Anrufungen im Sinne Althusser's gedacht werden kann: Gegenüber dem Modus der „identification“, in dem sich das Subjekt konform zu den innerhalb des ideologischen Systems verfügbaren Subjektpositionen konstituiert, und dem Modus der „counteridentification“, der den Versuch der direkten Zurückweisung dieser Subjekt-

positionen darstellt, dadurch aber *ex negativo* durch die ideologische Struktur determiniert bleibt, ist „disidentification“ ein dritter Modus: ein Durcharbeiten der „in der dominanten Kultur materiell und psychisch verankerten Plätze“, das diese „weder zurückweist, noch sich mit ihnen vollständig identifiziert. (...) Disidentifikation ist ein gleichzeitiges Arbeiten an, mit und gegen dominante ideologische Strukturen“ (Muñoz 2007, 35).

Muñoz begreift diese Arbeit als Überlebensstrategien minoritärer Subjekte, die ihren Subjektstatus innerhalb kultureller und symbolischer Systeme erstreiten, in denen sie nur als Verwerfungen vorkommen. Solche Strategien beinhalten notwendig eine Dekonstruktion und Destabilisierung hegemonialer Bedeutungen, bleiben dabei aber nicht stehen: Positiv zielen sie zugleich darauf, alternative Existenzweisen lebbar und sichtbar zu machen – in einer Art und Weise, die sie nicht länger (nur) als Derivate hegemonialer Positionen oder als Scheitern an hegemonialen Normen erscheinen lässt.¹⁶

Dass solche Strategien im Kontext der Drag King-Szene teilweise gelingen können, beruht weniger auf einem ausgefuchsten und souveränen individuellen Umgang mit geschlechtlichen Zeichen als auf einer kollektiven Praxis, zu der verschiedene subkulturelle Traditionen und Kämpfe beigetragen haben: Die hier aufgezeigten Reformulierungen geschlechtlicher Existenzweisen sind durchzogen von einer langen Geschichte der Entwicklung lesbischer Lebensweisen, Selbstverständnisse und Stile; sind geprägt durch Artikulationen von Transmännlichkeiten in, mit und gegen ihre medizinisch-rechtliche Bestimmung; greifen zurück auf eine lange Tradition von Drag Performances in schwulen Szenen; sind beeinflusst auch durch feministische Kritik an mit ‚Männlichkeit‘ verbundener Herrschaft.

Eine solche Umarbeitung hegemonialer Subjektpositionen im Kontext der Drag King-Szene bezieht sich bislang jedoch nahezu ausschließlich auf die Sexualisierung und Vergeschlechtlichung solcher Positionen. Während Muñoz bei seiner Analyse von *queer of color*-Performances disidentifikatorische Praxen nicht nur in Bezug auf geschlechtliche, sondern auch in Bezug auf rassisierte Subjektpositionen und deren konstitutive Verschränkung ausmacht, werden entsprechende Ansätze, insbesondere US-amerikanischer Drag King-Szenen¹⁷, hierzulande bislang nicht aufgegriffen: Sowohl in den Performances als auch in Diskussionen der Szene bleiben unterschiedliche Positionierungen aufgrund von rassistischen Markierungen, Herkunft und Staatsbürgerschaft weitgehend ausgeblendet, so dass der Umgang damit und mit der mehrheitsdeutschen ‚Normalität‘ der Szene bislang individualisiert bleibt.

Wie gezeigt, werden aber auch herrschende *geschlechtliche* Strukturierungen durch die disidentifikatorischen Praxen des Kining nicht vollständig außer Kraft gesetzt. Geschlechtliche Verortungen, die im subkulturellen Zusammenhang möglich und lesbar werden, sind in anderen Kontexten oft nur mit Mühe oder gar nicht durchzusetzen: Bei dem Versuch, seinen Arbeitskollegen die eigene geschlechtliche Verortung begreifbar zu machen, läuft Tam gegen eine Mauer, mit der die Kollegen ihr geschlechtliches Selbstverständnis gegen diese Anfechtung verteidigen. Und Niko sieht sich in schwulen Kontexten oft vor die Wahl gestellt, entweder entgegen seiner Wünsche als ‚Mann‘ durchzugehen, oder

aber sich in seiner spezifischen Geschlechtlichkeit der Verletzung durch herrschende Normen auszusetzen. Auch viele andere Interviewte erzählen davon, dass sie aufgrund ihrer geschlechtlichen Ausdrucksweisen oft als ‚irgendwie seltsam‘ wahrgenommen werden, auf die pathologisierten Positionen geschlechtlicher und sexueller ‚Abweichungen‘ reduziert werden (was auch physische Drohungen oder tatsächliche Gewalt nach sich ziehen kann) oder aber als ‚Frau‘ oder als ‚Mann‘ vereindeutigt werden.

Letzteres – als Mann wahrgenommen zu werden – kann durchaus auch bedeuten, situativ von einem geschlechterhierarchischen System zu profitieren und an männlichen Privilegien teilzuhaben: Einige berichten davon, dass ihnen ‚als Männern‘ Kompetenzen fragloser zugesprochen und andere Freiräume zugestanden werden als früher.

Genau diese Position (hegemonialen) Mannseins, die sich qua Naturalisierung als geschlechtlich unmarkiert und unhinterfragt behauptet und dadurch Machtansprüche legitimiert, kann in der Drag King-Szene selbst jedoch niemand für sich beanspruchen: Die Existenzweisen, für die hier Legitimität und Gewicht erstritten wird, bleiben als geschlechtlich markierte in ihrer Verletzlichkeit, Umkämpftheit und Angewiesenheit auf die Anerkennung subkultureller Kontexte sichtbar. Mit aller erotischen Macht und selbstbewussten Power, die Drag Kings entfalten, machen sie zugleich mit einer gehörigen Portion Selbstironie deutlich, dass über die eigenen ernsthaften Investitionen in hegemoniale Normen auch gelacht werden darf.

Anmerkungen

- 1 Dieser Text ist die überarbeitete Fassung eines Beitrags, der unter dem Titel „Ich will kein Mann sein wollen.“ Drag Kinging, Männlichkeit und Strategien der ‚disidentification‘“ erschienen ist in: Robin Bauer/ Josch Hoenes/ Volker Woltersdorff (2007) Hg. *Unbeschreiblich männlich. Heteronormativitätskritische Perspektiven*. Hamburg: Männer-schwarmVerlag (siehe dazu die Rezension von Stefanie Bethmann in diesem Band). Ich danke dem Verlag herzlich für die Genehmigung zum Abdruck und Alexandra Rau, Josch Hoenes, Mica Wirtz, Carmen Scharf sowie den Redakteurinnen dieser Zeitschrift für wertvolle Kritiken und Anregungen.
- 2 Das Zitat ist einem der 16 narrativen Interviews entnommen, die ich im Zeitraum von November 2003 bis Dezember 2004 v. a. in Berlin und Köln mit Leuten geführt habe, die sich in den dortigen Drag King-Szenen bewegen. Ein zentrales Element von Drag King-Kulturen ist die theatralische Inszenierung von männlich konnotierten Charakteren – zumeist durch Menschen, die bei ihrer Geburt als weiblich klassifiziert wurden (vgl. Halberstam 1998a, 232). Meinen Interviewpartner_Innen (die Namen wurden alle geändert) möchte ich an dieser Stelle herzlich danken. – Der im letzten Satz und auch im Folgenden verwendete Unterstrich (‘_’) geht auf einen Vorschlag von Herrmann (2003) zurück, durch dieses Symbol einer Leerstelle das Wissen um geschlechtliche Existenzweisen präsent zu halten, die sprachlich nicht repräsentierbar sind.
- 3 Vgl. zu dieser vermutlich bekanntesten deutschen Drag King-Performance-Gruppe <<http://www.kingzofberlin.de>>; Thilmann et al. (Hg.) 2007.
- 4 Reproduktionen der für den Flyer verwendeten Fotos von Pia Thilmann finden sich in Thilmann et al. (Hg.) 2007, 166 und 169.
- 5 Vgl. zu Auseinandersetzungen um ‚Männlichkeit‘ zwischen Lesben und Transmännern im US-amerikanischen Kontext, die z.T. ähnlichen wie den im Folgenden skizzierten Konfliktlinien folgen, Hale 1998 und Halberstam 1998b; zu einer daran anschließenden deutschsprachigen Diskussion ausführlich Franzen 2002 sowie Engel 2002, 180 ff.
- 6 Allerdings waren lesbische Zusammenhänge zugleich immer auch Kontexte der Aneignung und Reformulierung dessen, was im Zuge der normativen Ausformulierung binärer, komplementär aufeinander bezogener Geschlechtscharaktere und ihrer biologisch-somatischen Fundierung als ‚männlich‘ konstituiert und dadurch aus dem Repertoire ‚normaler‘ Weiblichkeit ausgeschlossen wurde. Vgl. dazu und zu einer kritischen Diskussion des Drag King-Phänomens vor diesem Hintergrund Méritt 2007.
- 7 Zur Entwicklung von hiesigen Transmann-Zusammenhängen vgl. Regh 2002.
- 8 Vgl. zu ähnlichen Vorbehalten von Transmännern gegenüber Drag Kings, aber auch zu von Anfang an existierenden Überschneidungen beider Szenen Franzen 2002, 89 ff sowie Franzen 2007.
- 9 Vgl. zu diesem Punkt ausführlich Franzen 2007. Franzen zeigt hier, wie die in Verhandlungen von Drag King- und Transmann-Lebensweisen wirksame Polarisierung zwischen ‚Spaß‘ und ‚Ernst‘ die Logik medizinisch-psychologischer Klassifizierungen reproduziert und letztlich zur Absicherung der Zweigeschlechtlichkeit beiträgt.
- 10 Zu einer Kritik an mit der Szene verbundenen Ausschlüssen vgl. Rick 2007.
- 11 Zur Interpretation einiger dieser Passagen in einem etwas anderen Zusammenhang vgl. Schirmer 2007.
- 12 Da es im Deutschen keine Pronomina gibt, die die hier skizzierten geschlecht-

- lichen Verortungen repräsentieren, verwende ich, wenn ich mich auf „Tam“ beziehe, als Hilfskonstruktion alternierend männliche und weibliche Pronomina; bei dem Bezug auf „Niko“ verwende ich, seiner eigenen Präferenz folgend, durchgehend männliche Pronomina.
- 13 Gesa Lindemann hat dies pointiert als Zusammenfallen von Dinghaftigkeit und Zeichenhaftigkeit des Körpers analysiert: „Der Körper ist ein Ding und zugleich ein Zeichen; da die Zeichenhaftigkeit unmittelbar mit seiner Konstitution als Ding zusammen fällt, erhält die Zeichenhaftigkeit die gleiche Objektivität, die dem Körper als Ding zukommt.“ (Lindemann 1993, 36 f; vgl. dazu auch Jäger 2004, 144 f).
- 14 Zu Auseinandersetzungen um den Zugang von Transmännern zu schwulen sexuellen Räumen vgl. eine Diskussion, die vor einigen Jahren im Forum des Online-Magazins etuxx geführt wurde: <<http://www.etuxx.com/diskussionen/foo122.php3>>.
- 15 Für eine Verwendung von Muñoz' Konzept zur Interpretation bestimmter Drag King-Praxen vgl. auch Halberstam 1998a, 248.
- 16 Dadurch ermöglicht es der Ansatz von Muñoz, den Engführungen einer in den 1990er Jahren im Anschluss an Judith Butlers *Gender Trouble* geführten Debatte um Drag zu entkommen, in der die Wirklichkeit und Produktivität *queeren* Lebens durch die Fokussierung auf dessen dekonstruktive Effekte oftmals aus dem Blick gerieten (vgl. Haase 2005, 10 ff).
- 17 Das heißt nicht, dass rassistische Strukturierungen in US-amerikanischen Drag King-Szenen außer Kraft gesetzt wären, wohl aber, dass sie Gegenstand der Bearbeitung in Performance-Praxen und deren Reflexion sind. Vgl. dazu Halberstam 1997; Volcano/Halberstam 1999, 140 ff; Rosenfeld 2002; Pauliny 2002; Shapiro 2007.

Literatur

- DACKWEILER, REGINA (1995) *Ausgegrenzt und eingemeindet. Die neue Frauenbewegung im Blick der Sozialwissenschaften*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- ENGEL, ANTKE (2002) *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt/M./ New York: Campus.
- FRANKFURTER FRAUEN (1975) Hg. *Frauenjahrbuch 1*. Frankfurt/M.: Verlag Roter Stern.
- FRANZEN, JANNIK (2002) „Grenzgänge: Judith ‚Jack‘ Halberstam und C. Jacob Hale. Weibliche Maskulinität, Transmänner und die Frage nach Bündnissen.“ *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*. Hg. polymorph. Berlin: Querverlag, 69-92.
- FRANZEN, JANNIK (2007) „Wie Drag Kings Geschlechter verändern – Drag King als Identitäts- und Politikform.“ *Drag Kings. Mit Bartkleber gegen das Patriarchat*. Hg. Pia Thilmann/ Tania Witte/ Ben Rewald. Berlin: Querverlag, 142-150.
- HAASE, MATTHIAS (2005) „Einleitung: The Places That We Love Best.“ *Outside. Die Politik queerer Räume*. Hg. Matthias Haase/ Marc Siegel/ Michaela Wünsch. Berlin: b_books, 7-12.
- HALBERSTAM, JUDITH (1997) „Macdaddy, Superfly, Rapper: Gender, Race, and Masculinity in the Drag King Scene.“ *Social Text* 15 (3/4): 104-131.
- HALBERSTAM, JUDITH (1998a) *Female masculinity*. Durham: Duke University Press.
- HALBERSTAM, JUDITH (1998b) „Butch/FTM Border Wars and the Masculine Continuum.“ *GLQ* 4 (2): 287-310.
- HALE, C. JACOB (1998) „Consuming the Living, Dis(re)membering the Dead in the Butch/FTM Borderlands.“ *GLQ* 4 (2): 311-348.
- HARK, SABINE (1998) „Parodistischer Ernst und politisches Spiel. Zur Politik in der GeschlechterParodie.“ *Kritische Differenzen - geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne*. Hg. Antje Hornscheidt/ Gabriele Jähner/ Annette Schlichter. Wiesbaden: Opladen, 115-139.
- HERRMANN, STEFFEN KITTY (2003) „Performing the Gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung.“ *arranca! – Für eine linke Strömung* 11 (28): 22-25.
- JÄGER, ULLE (2004) *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung*. Königstein/ Ts.: Ulrike Helmer Verlag.
- LINDEMANN, GESA (1993) *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- MÉRITT, LAURA (2007) „Selfmade Men.“ *Drag Kings. Mit Bartkleber gegen das Patriarchat*. Hg. Pia Thilmann/ Tania Witte/ Ben Rewald. Berlin: Querverlag, 17-22.
- MUÑOZ, JOSÉ ESTEBAN (1999) *Disidentifications. Queers of Color and the Performance of Politics*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- MUÑOZ, JOSÉ ESTEBAN (2007) „Queerness’s Labor oder Die Arbeit der Disidentifikation.“ *Normal Love. Precarious Sex. Precarious Work. Katalog zur Ausstellung*. Hg. Renate Lorenz. Berlin: b_books, 34-39.
- PAULINY, TARA (2002) „Erotic Arguments and Persuasive Acts: Discourses of Desire and the Rhetoric of Female-to-Male Drag.“ *The Drag King Anthology*. Hg. Donna Troka/ Kathleen LeBesco/ Jean Bobby Noble. Binghamton/NY: Harrington Park Press, 221-248.
- REGH, ALEXANDER (2002) „Transgender in Deutschland zwischen Transsexuellen-Selbsthilfe und Kritik an der

- Zweigeschlechterordnung. Quo Vadis, Trans(was auch immer)?“ *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*. Hg. *polymorph*. Berlin: Querverlag, 185-204.
- RICK, ANDREA (2007) „All genders welcome? Machtverhältnisse und Umgang mit Kritik in Drag-King-Kontexten.“ *Drag Kings. Mit Bartkleber gegen das Patriarchat*. Hg. Pia Thilmann/ Tania Witte/ Ben Rewald. Berlin: Querverlag, 193-201.
- ROSENFELD, KATHRYN (2002) „Drag King Magic: Performing/ Becoming the Other.“ *The Drag King Anthology*. Hg. Donna Troka/ Kathleen LeBesco/ Jean Bobby Noble. Binghamton, New York: Harrington Park Press, 201-219.
- SCHIRMER, UTA (2007) „Sich anders auf sich selbst beziehen. Drag Kinging, Selbstverhältnisse und Wissensweisen von ‚Geschlecht‘.“ *WissenSchaf(f)t Geschlecht. Machtverhältnisse und feministische Wissensproduktion*. Hg. Lena Behnenburg/ Mareike Berweger/ Jessica Gevers/ Karen Nolte/ Eva Sänger/ Anna Schnädelbach. Königstein/ Ts.: Ulrike Helmer Verlag, 31-50.
- SHAPIRO, EVE (2007) „Drag Kinging and the Transformation of Gender Identities.“ *Gender & Society* 21 (2): 250-271.
- THILMANN, PIA/ WITTE, TANIA/ REWALD, BEN (2007) Hg. *Drag Kings. Mit Bartkleber gegen das Patriarchat*. Berlin: Querverlag.
- TROKA, DONNA/ LEBESCO, KATHLEEN/ NOBLE, JEAN BOBBY (2002) Hg. *The Drag King Anthology*. Binghamton, New York: Harrington Park Press.
- VOLCANO, DEL LA GRACE/ HALBERSTAM, JUDITH ‚JACK‘ (1999) *The Drag King Book*. London: Serpent’s Tail.

Versehrte Männer

Figurationen des Homosexuellen im französischen Kino

In den fünf französischen Filmen, von denen hier die Rede sein wird, geht es weder darum, Männlichkeit in Opposition zu Weiblichkeit zu definieren, noch haben die Filme den Anspruch, dieses Schema einer traditionellen Geschlechterdichotomie zu annullieren. Es lassen sich an ihnen vielmehr Möglichkeiten und Beschränkungen im Zusammenspiel von *Maskulinität* und *Homosexualität* erörtern: *L'homme blessé* von Patrice Chéreau (1983), *Les nuits fauves* von Cyril Collard (1992), *Drôle de Félix* (1999) von Olivier Ducastel/ Jacques Martineau, ein weiterer Film Chéreaus, *Son frère* (2003), sowie François Ozons *Le temps qui reste* (2005) – alle diese Filme sind von der Kritik zumeist gelobt, mitunter ausgezeichnet worden und haben ein großes Publikum gefunden. Ihre Bilder stehen an der Schwelle von Kunst und Kommerz und konkurrieren bzw. interagieren mit *visuellen* Bildern, die in Fotografie, Kunst oder Film massenmedial Verbreitung finden, ebenso wie mit *mentalen* Bildern, die beispielsweise in der Literatur entworfen werden und einigen dieser Filme die Grundlage liefern: Was diese Filme über ihre Unterschiede hin verbindet, ist die Ko-Artikulation von Homosexualität und Maskulinität mit dem Thema *Krankheit*, die sich als körperliche wie auch als psychische Versehrtheit äußern kann.

So reklamieren die Filmemacher mittels der Darstellung homosexueller Figuren eine Sichtbarkeit und Normalität schwuler Männlichkeit, doch zeigen sie zugleich deren Brüchigkeit. Infolge des Auftretens von Aids Mitte der 1980er Jahre sind den Figurationen des Homosexuellen seither Elemente von Versehrtheit selbst dann noch eingeschrieben, wenn nicht explizit von der ‚Krankheit‘ (genauer: dem Syndrom) Aids die Rede ist.¹ Daraus ergibt sich die Frage nach den Konsequenzen dieser gegenstrebigen Bewegung – der Behauptung gesellschaftlicher Normalität und der Wunsch nach einer intakten *schwulen* Maskulinität auf der einen Seite, potenziell andauernde gesellschaftliche Diskriminierung und körperliche Versehrtheit auf der anderen – für die Repräsentation von Maskulinität im Film ganz allgemein.

1 Patrice Chéreau, *L'homme blessé* (1983)

In seiner Geschichte der Homosexualität in Frankreich seit 1968 zitiert der Publizist Frédéric Martel den französischen Theoretiker und Aktivist Guy Hocquenghem, der bereits 1977 prognostiziert hatte, dass sich die gesellschaftlichen Normen durch eine ‚homosexuelle Matrix‘ verändern würden; „la matrice homosexuelle aura été l'instrument privilégié d'une conversion normative“ (Martel 1996, 191). Unter der Überschrift „Le bonheur dans le ghetto“ beschreibt Martel die Veränderungen der nationalen schwulen Subkultur hin zu einer „communauté sexuelle“ (205): Als bedeutsam notiert er unter anderem das Entstehen mythischer Orte (wie die Diskothek Palace), die Entwicklung neuer literarischer und wissenschaftlicher Diskurse, die einen ersten Höhepunkt in dem Vorwort von Roland Barthes zu Renaud Camus' *Tricks* (1979) findet, in dem in serieller Abfolge eine Geschichte von One-Night-Stands beschrieben wird. Die Männer, die von Camus' Erzähler begehrt werden, sind bezeichnenderweise weder die von der Emanzipationsbewegung so hochgeschätzten Tunten, noch die unauffälligen Schwulen, die sich den visuellen Codes der Heteronormativität unterwerfen. Statt dessen pflegen sie eine Form von amerikanisch konnotierter Hypermaskulinität, wie sie zeitgleich in den Fotografien von Robert Mapplethorpe gezeigt oder von einer Disko-Truppe wie den Village People vorgeführt wird. Die Institution des Darkrooms (*backroom* im Französischen) findet in jenen Jahren zunehmend Verbreitung, und Jean-Daniel Cadinot wird zu einem der international erfolgreichsten Porno-Regisseure. Insgesamt setzt also eine massive Kommerzialisierung des schwulen Lifestyles ein, als dessen topografischer Kristallisationspunkt in Frankreich das Pariser Marais gelten kann. Martel beendet sein Kapitel mit einer tendenziell klischeehaften Reflexion darüber, warum es schwulen Männern so schwer fällt, langfristige Beziehungen einzugehen und macht dafür einen Film zum Kronzeugen, der im Mai 1983 in die Kinos kommt: *L'homme blessé* von Patrice Chéreau.

Von den bei Martel skizzierten Veränderungen der französischen Gesellschaft ist in dem Film allerdings nichts zu sehen. Der Film spielt am Rande einer nicht namentlich genannten Stadt; das Geschehen nimmt seinen Ausgang an einem Bahnhof, wo in den in einem Keller liegenden Bahnhofstoiletten eine Form von Homosexualität praktiziert wird, die mit Drogen und Kriminalität in enger Nachbarschaft steht. Chéreau entwirft in diesem Film ein durch drei Männer gebildetes trianguläres Beziehungsgeflecht: Zum einen ist da der 16-jährige Henri B., ein Franzose polnischer Herkunft, der auf dem Bahnhof nicht nur die zufällige Entdeckung der Klappenkultur und Bahnhofsprostitution macht, sondern sich dort auch in einen Mann verliebt. Dies ist der ca. 30-jährige Jean Lerman, ein rätselhafter Macho, der anderen gegen Bezahlung hilft, ihre Lüste zu befriedigen. Als dritter im Bunde figuriert der etwa 50-jährige Bosmans, ein vermögender Arzt, der an Jean in mehrfacher Hinsicht interessiert zu sein scheint und in dessen Einflussphäre nun auch Henri gerät. Drei Generationen, drei Typen von Männern, deren Männlichkeit sich weniger aus einer ausgestalteten Opposition zu Repräsentationen von Weiblichkeit ergibt (in der Tat ist die Rolle der Frauen in diesem Film auf die der Hüterin der Häus-

lichkeit beschränkt), sondern vor allem aus einer Binnendifferenzierung heraus entsteht, die über das Kriterium der sexuellen Orientierung, des Umgangs mit der Lust vorgenommen wird.

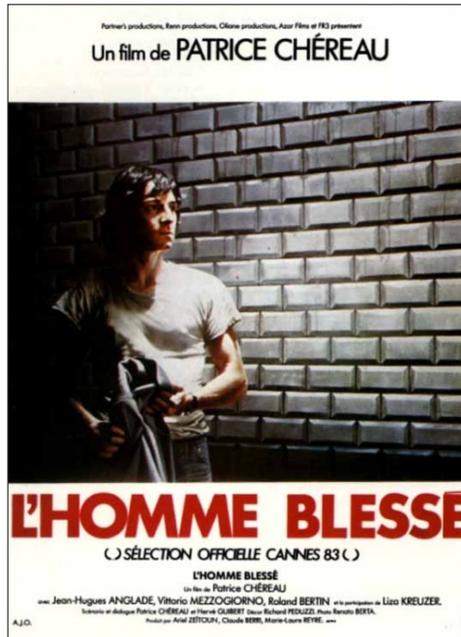


Abb. 1: L'homme blessé

Das veröffentlichte Drehbuch – auf das ich mich mit meinen Zitaten beziehe – belässt es bei knappen Beschreibungen der Figuren. Der Film hingegen verlangt die Wahl von Schauspielern, die die Rollen zu verkörpern haben; eine medial bedingte Prämisse, die für die Repräsentation von Maskulinität im Kino entscheidend ist: Bosmans wird von Roland Bertin (*1930) verkörpert, der ihn als gut genährten Dandy mit Schnurrbart gibt; den Macho spielt der Italiener Vittorio Mezzogiorno (*1941, †1994), dessen körperliches Spiel eine, an den Konventionen gemessen, prononcierte Maskulinität ausstellt: eine sportlich-schlanke, dabei muskulöse Gestalt („muskulös“ im Kontext einer Zeit, in der männliche Körper noch nicht im Sportstudio gestylt wurden), eine ausgeprägte Körperbehaarung speziell auf der Brust und auf den Unterarmen, stahlblaue Augen und ein Dreitagebart; in den Nacktszenen ist sein Geschlecht deutlich sichtbar. Diese ‚rohe‘ Männlichkeit wird noch durch die funktionale Lässigkeit seiner Kleidung unterstrichen: verwaschene Jeans, Stiefel, ein schlichtes weißes T-Shirt mit V-Ausschnitt, das Schultern und Unterarme umso prägnanter hervortreten lässt. Es ist eben dieses Outfit, das der postpubertäre, etwas linkische Henri, gespielt von Jean-Hugues Anglade (*1955), sich bei seinem Versuch überstreift, in die Persona des von ihm ‚begehrten Mannes‘ (so der deutsche Verleihtitel) zu schlüpfen. Obwohl glatt rasiert und eher schwächling,

ist er doch auf keinen Fall mehr das Kind, als das er von seinen Eltern in der Eingangsszene noch gesehen wird.

Versehrt sind alle drei, wenn nicht körperlich, so doch psychisch. Im Drehbuch wird beschrieben, wie die erste Begegnung mit Jean den jungen Henri unmittelbar körperlich affiziert: „Il le regarde et, dans l’instant, c’est comme une maladie qui le prendrait, un tremblement de tout le corps, une fièvre, une épilepsie de l’épiderme“ (Chéreau/ Guibert 1983, 27). Als Henri sich nur wenig später auf dem Jahrmarkt mit Jean im Kräfteressen bei einer Art von *coup de boule* versucht, endet sein Bemühen damit, dass er sich die Stirn blutig schlägt:

Et finalement, il recule, prend son élan, se jette la tête avant et cogne le ballon de toute sa force avec son front. Il en tombe presque par terre. *On voit qu’il s’est blessé.* Il est sonné, en tout cas. (...) Il touche son front qui est ouvert. Il a des larmes dans les yeux. (Chéreau/ Guibert 1983, 49, Herv. D.N.)

Die Platzwunde ist nur ein äußeres Zeichen der inneren Verletzung, und auch die Tränen sind keine Reaktion auf einen physischen Schmerz, sondern Tränen der Verzweiflung darüber, dass Jean sich bereits von diesem Schauspiel abgewendet hat, das von Henri als Beweis seiner ebenbürtigen Kraft gedacht ist.

Jean sexuelle Identität bleibt dabei ambivalent: Zwar löst ein Kuss, den Jean dem jungen Henri bei ihrer ersten Begegnung auf der Bahnhofstoilette aufdrückt, bei diesem eine Obsession aus, doch danach enthält sich Jean weitgehend jeglicher körperlichen Zuwendung. Er selbst versteht sich ausdrücklich nicht als schwul: Auf Henris Frage „Je peux t’embrasser?“ stößt er ihn von sich mit den Worten „Ça va pas, non?“ und sagt im Weggehen „Je suis pas pédé, moi“ (Chéreau/ Guibert 1983, 132).

Der junge Henri findet sich bei seinem Versuch, sich Jean zu nähern, an Orten wieder, die zumeist im Dunkeln liegen und deren Gesetze er nicht versteht: der Bahnhof, der Jahrmarkt, ein Nachtclub, die Wohnung einer Freundin, bei der Jean zuweilen Unterschlupf findet, schließlich die Villa von Bosmans. Der Film folgt der rastlosen Suche des Jungen nach dem männlichen Objekt seiner Begierde, dessen Begehren seinerseits aber völlig ambivalent bleibt. So kommt es zu einer Vertauschung der Rollen: Während Henri immer mehr zum aktiven Jäger wird, nimmt Jean zunehmend die Rolle des Passiven ein; und Bosmans verharrt in der Rolle eines Voyeurs dieses erotischen Spektakels.

Chéreau arbeitet in seiner Inszenierung ganz bewusst mit der Körperlichkeit seiner beiden Hauptdarsteller, und mir scheint es wichtig, solche Repräsentationen als ein signifikantes Element in der visuellen Konstruktion von Männlichkeit zu verstehen, greifen doch bei der Repräsentation des Penis mindestens die psychoanalytischen Deutungsmuster von Penis und Phallus mit kulturell bedingt unterschiedlichen Konventionen in Bezug auf die Darstellung von Nacktheit ineinander.² Anglade und Mezzogiorno werden wiederholt dabei gezeigt, wie sie sich ausziehen bzw. sich den Blicken des Anderen und zugleich den Blicken der Zuschauer nackt präsentieren. Diese Nacktheit ist nicht nur

eine Behauptung von Authentizität, sondern präsentiert *im Medium Film* neue Männer-Bilder, wo doch die Zurschaustellung männlicher Nacktheit historisch noch rigideren Bestimmungen unterworfen war als die Darstellung von nackten Frauen, und zumal *frontal nudity* lange Zeit als pornografisch galt. Zweierlei ist in diesem Film auffällig: Die Nacktheit der Männer verweist auf die Verletzbarkeit des Mannes allgemein, und sie erfolgt ganz offensichtlich *nicht* in dem Bestreben, damit zu provozieren. So ergibt sich ein folgenreiches Paradox: Einer bewussten Zurschaustellung männlicher Körperattribute steht damit verbunden eine gesteigerte Verletzlichkeit gegenüber; doch auf das Begehren nach dem anderen Mann selbst kann nur mit Stärke, Unterwerfung und Zerstörung reagiert werden.

Am Schluss des Films findet Henri endlich sein Objekt der Begierde wieder. In einem abgedunkelten Raum in Bosmans' Villa – überhaupt herrscht in dem ganzen Film eine Düsternis, die nur in kurzen Momenten von Tageslicht erhellt wird – liegt der nackte Jean bäuchlings auf dem Bett, sein Schlaf ist schwer und wahrscheinlich durch Drogen induziert. Henri zieht sich langsam aus und legt sich neben ihn. Zögernd beginnt er ihn zu streicheln. Immer stürmischer werden seine Küsse und Liebkosungen, bis er den Schlafenden schließlich auf den Rücken dreht und ihn stranguliert. Unter anderen Vorzeichen hätte Jeans Stöhnen Zeichen eines Orgasmus sein können, hier entspringt es dem Tod des begehrten Mannes.

Schwules Begehren macht krank, es führt zu Verletzungen und Tod – diese Schlussfolgerung ließe sich bei der Lektüre dieses Films ziehen und trifft den melodramatischen Charakter des Films im Kern. In einer der raren Analysen der Repräsentation männlicher Homosexualität im französischen Kino bezieht David Lambert (2003, 162) diesen Schluss auf die gesellschaftliche Situation in Frankreich: „[L]e cadre cinématographique, tributaire du cadre social, ne peut pas encore représenter la jouissance, encore moins le bonheur.“ In der Tat wurde Chéreau von schwulen Kritikern vielfach vorgeworfen, dass seine Entwürfe homosexueller Charaktere zu sehr von der Zerrissenheit ihrer Psychen, ihren unerfüllbaren Sehnsüchten geprägt seien.³ Derlei normativen Erwartungen hat Chéreau stets entgegengehalten, dass es ihm in *L'homme blessé* gar nicht um Homosexualität an sich gegangen sei, sondern um das unerfüllbare Begehren eines Individuums, das hier nur wie zufällig dem gleichen Geschlecht gilt. Dieses Erklärungsmuster ist für die französische Kultur in ihrer Negation der Spezifik des Homosexuellen symptomatisch: Es lassen sich unzählige Äußerungen schwuler Schriftsteller finden, die sich unisono dagegen verwahren, Literatur zu schreiben, die von anderen als *littérature homosexuelle* bezeichnet werden könnte.⁴ Auch Chéreau beschwert sich hierüber:

Man wird so leicht festgelegt. Homosexuell zu sein bedeutet viel, aber es bedeutet nicht alles. Es wäre ein Fehler, die Inhalte meiner Arbeit darauf zurückzuführen. Aber nun hat man diesen bequemen Schlüssel. (Müller 1989, 158)

Es bleibt aber das Darstellungsproblem, für eine abstrakte Thematik wie das ‚Begehren‘ konkrete Bilder zu finden. Wenn dieser Schritt getan wird, so ist ein Film, in dem Männer Männer begehren, eben auch ein Film über Homosexualität. Die angebliche Universalität unerfüllten Begehrens wird somit implizit zum Signum der Homosexualität als partikularem Phänomen.

2 Cyril Collard, *Les nuits fauves* (1992)

Für den Kulturhistoriker Martel ist *L'homme blessé* der letzte bedeutende Film zum Thema Homosexualität, der vor dem als Krise empfundenen Aufkommen von Aids in die Kinos kam. Danach war alles anders. Mit Aids bekam die Verknüpfung von Homosexualität und Krankheit eine neue Dimension. In der Literatur erneuerten arrivierte schwule Schriftsteller wie Yves Navarre und Dominique Fernandez ihre Vorstellungen von der Marginalität des Homosexuellen, die in den Werken von Renaud Camus ja bereits überwunden schien, indem ihre Protagonisten nun zusätzlich mit dem Stigma der Krankheit zu kämpfen hatten. Hervé Guibert, der mit Chéreau am Drehbuch zu *L'homme blessé* gearbeitet hatte, machte Furore mit seinem Roman *A l'ami qui ne m'a pas sauvé la vie*, der als Schlüsselroman über den Tod Michel Foucaults gelesen wurde. Dessen Weigerung, seine eigene Krankheit öffentlich zu machen, wurde in Frankreich als legitimer Ausdruck eines freien Willens interpretiert, während man Guibert Sensationslust unterstellte. Die damaligen Kontroversen über dieses Buch verdeutlichten einmal mehr, wie sehr Sexualität in Frankreich im öffentlichen Diskurs zur Privatsache erklärt wird – was unter anderem dazu führte, dass Frankreich sich viel später als beispielsweise die Bundesrepublik zu landesweiten und auch zielgruppenspezifischen Aufklärungsmaßnahmen entschloss, setzten diese doch voraus, Homosexuelle als eine definierbare gesellschaftliche Gruppe oder gar Minderheit anzuerkennen.

So zielen auch viele der kritischen Beiträge zu dem ersten französischen Film, in dem Aids eine zentrale Rolle spielte, auf den Zusammenhang von staatlicher Präventionspolitik und öffentlichem Diskurs: Cyril Collards *Les nuits fauves*.⁵ Collard war zuvor Assistent bei Maurice Pialat gewesen, hatte eigene Kurzfilme und Videoclips gedreht und zwei Romane veröffentlicht. Nach seinem Erstling *Condamné amour* (1987), der bereits deutliche Spuren der Aids-Thematik zeigt, erschien *Les nuits fauves* 1989 zunächst als Buch. Doch erst die Verfilmung seines Romans, die im Oktober 1992 in die Kinos kam und bei der Collard nicht nur für die Regie verantwortlich war, sondern auch die Hauptrolle spielte sowie einige selbst geschriebene Lieder sang, wurde zum gesamtfranzösischen Medienereignis, bei dem schließlich die autobiografische Lesart überwog. Beinahe mythische Dimensionen nahm die Geschichte an, als Collard im März 1993 drei Tage vor der Verleihung der Césars, für die der Film siebenmal nominiert war, starb. Im Kern ging es bald nur noch um das Thema der Moral: Ist ein HIV-infizierter Mann verpflichtet, seinen Sexpartnern Auskunft über seinen Immunstatus zu geben?

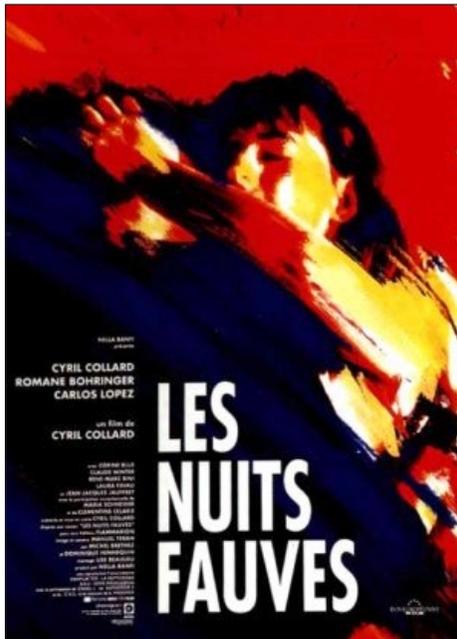


Abb. 2: Les Nuits Fauves

Der Film, der sich ästhetisch von den anderen hier diskutierten Filmen durch einen spielerischeren Umgang mit Kameraführung und Schnitt im Geiste der *Nouvelle Vague* abhebt, ist vergleichsweise konventionell in Hinblick auf seine Repräsentation von *Maskulinität*, die übrigens im Gegensatz zu den anderen Filmen niemals nackt gezeigt wird. Collard (*1957) ist ein attraktiver dunkelhaariger Mann mediterranen Einschlags, gänzlich unbehaart, von unauffälliger Statur. Er trägt im Film die Haare etwas länger und im linken Ohr einen Ring. Zwischen den Pressefotos von Collard und der Inszenierung der Figur „Jean“ gibt es kaum Unterschiede. Jean sieht weder ‚typisch schwul‘ aus, noch entspricht er dem Typ ‚Macho‘. Aufschlussreich indessen ist die Repräsentation von (*Homo-*)*Sexualität* in Wort und Bild: Denn während Jean fiktionsintern wiederholt als Schwuler bezeichnet wird, zeigt der Film Jean in sexuellen Begegnungen sowohl mit Männern als auch mit Frauen.

Der Plot des Films entsteht aus Jeans Begegnung mit der 17-jährigen, selbstbewussten und auffällig reifen Laura (Romane Bohringer). Dass er „Jungs mag“, wie es in der deutschen Synchronisation heißt, weiß sie schon, bevor er es ausspricht. Mit Jean hingegen entwickelt sich die sexuelle Beziehung nur langsam. Was sie nicht ahnt, ist dass Jean HIV-infiziert ist, was er ihr erst nach dem ersten Sex gesteht und nachdem ihre romantische Beziehung bereits gefestigt ist. Auch in diesem Film ist die Grundstruktur triangulär, doch ist sie hier der Bisexualität der Hauptfigur geschuldet: Parallel zur Liebesgeschichte von Jean und Laura wird die Geschichte von Jean und dem Rugby-Spieler Samy erzählt: Samy (Carlos Lopez) ist der Sohn einer spanischen Einwanderin. Er verkörpert, wie er selbst in einer Szene des Filmes sagt, genau das Bild des

maskulinen Typs, das Jean begehrt: sportlich-durchtrainiert und muskulös, kantiges Gesicht, kurze Haare, dabei allerdings ein gänzlich unbehaarter Oberkörper, so dass seine Männlichkeit noch einen Hauch von Jungenhaftigkeit bewahrt. Als Rugby-Spieler fungiert er im französischen Kontext sowohl als Ikone ungebrochener Männlichkeit, wie auch als fetischisiertes Objekt des schwulen Marktes.

Samys sexuelle Identität wie auch seine Selbst-Identifikation sind ähnlich uneindeutig wie die von Jean im *Homme blessé*. Zwar lässt er sich – wenn auch zögerlich – auf die sexuellen Avancen von Jean ein. Doch selbst nachdem er schon mit Jean schläft und sogar bei ihm wohnt, verweigert er auf die Frage seines kleinen Bruders, ob er denn jetzt schwul sei, eine Antwort. Und so wie die (auch moralische) Ambivalenz Jeans durch undurchsichtige kriminelle Machenschaften verstärkt wurde (es ist hier auch an Jean Genets *Querelle de Brest* zu denken), hat Samy Schwierigkeiten eine Balance zwischen seiner Eigenschaft als Kind von Immigranten und der Teilnahme an rechtsradikaler Gewalt gegen Araber zu finden. Nicht nur wird hier ein Zusammenhang von ausgeprägter Virilität und Kriminalität⁶ konstruiert, dieser verweist zudem auf die Identitätsproblematik von homosexuellen Jugendlichen und Männern, die ihre Wurzeln in den sowohl katholisch wie arabisch-muslimisch geprägten Kulturen des Mittelmeers haben.

In Bezug auf eine Bestimmung der Identität nicht nur von Samy, sondern vor allem auch von Jean selbst, fungiert ein kinematografischer Fachterminus als Schlüsselwort: *le chien-loup*. Damit werden die Lichtverhältnisse im Übergang von Tag und Nacht bezeichnet, ‚die Stunde zwischen Wolf und Hund‘. Als Metapher steht dieser Begriff für Jeans Changieren zwischen Homosexualität und Bisexualität ebenso wie für Lauras Hinundhergerissensein zwischen Liebe und Hass. Doch die Charakterisierung Jeans als ‚bisexuell‘ scheint auch nicht zutreffend zu sein. Einerseits wird zwar die mit Laura praktizierte Heterosexualität im Film in konventionellen Bildern gezeigt. Andererseits folgt die Kamera Jean zweimal bei nächtlichen Ausflügen zu seinem bevorzugten *lieu de drague*. Jean begibt sich zu einem Parkdeck an der Seine, dessen Untergeschoss als populärer Cruising-Ort fungiert. Im Licht der Dunkelheit sind kaum mehr als Schemen zu erkennen, die wenigen Lichteinfälle ermöglichen einen Blick auf Jean, wie er sich anonymen Partnern hingibt. Beim zweiten Mal lässt er sich von zwei Männern sogar am Boden liegend treten und anpissen. Die Aufnahmen dieser Szenen erinnern an die Klappenszenen des *Homme blessé*, doch die Dunkelheit der Darstellung wird durch das freundschaftliche Verhalten aufgehellt, das die Männer nach dem Sex zeigen. Während bei Chéreau Zuneigung und Liebe zwischen den Protagonisten sich nicht einzustellen vermögen, zeigt Collard eine Solidargemeinschaft, deren Angehörige eine unerwartete Form von *jouissance* finden.

Insofern ist es auch nicht überraschend, dass die Beziehung zwischen Jean und Laura nicht von Dauer ist. Laura entwickelt Jean gegenüber Besitzansprüche, denen er sich verweigert. Ihren wiederholt ungeschützten Verkehr nimmt sie zum Anlass, ihm vorzutäuschen, dass er sie infiziert habe. So zieht Jean bald die Gesellschaft Samys vor, auch wenn diese Beziehung vor allem

daran leidet, dass Samy sich nicht *expressis verbis* zu einer ‚schwulen Identität‘ entschließen kann. Jean entwickelt im Laufe des Filmes eine Fähigkeit, die traditionell zentral ist für die Zuschreibung von Maskulinität: Verantwortung zu übernehmen. Während Laura sich in Hysterie flüchtet, die zu einer vorübergehenden Unterbringung in einer Klinik führt, und Samys identitäre Verstörung durch seine Aktivitäten in aggressiven Männerbünden veranschaulicht wird, ist Jean bemüht, seine Krankheit als Chance für eine moralische Besserung zu begreifen. Hat er anfänglich noch zugelassen, dass Laura ungeschützt mit ihm schläft – der Stein des Anstoßes für viele Kritiker, die eine fiktionsinterne Handlung mit einer Verhaltensempfehlung verwechseln –, legt er später Wert darauf, dass Samy beim Sex mit ihm stets ein Kondom benutzt. Und am Ende zeigt Collard, wie Jean das von seinem Blut ausgehende Infektionsrisiko nutzt, um einen jungen Beur vor einer Gruppe rechtsradikaler Schläger zu beschützen, indem er sich mit einem Messer in die Hand schneidet und damit den Anführer der Bande bedroht.

Dieser Zuwachs an Verantwortungsgefühl korreliert indessen mit einem auch dezent sichtbar gemachten Fortschreiten der Krankheit. Es scheint so, als würde ‚Versehrtheit‘ in diesem Film ein affirmatives Verständnis von ‚Masculinität‘ eher stützen denn schwächen. Zweimal sehen wir Jean im Krankenhaus, beim zweiten Mal wird an ihm eine OP vorgenommen. Jean wird nicht als ‚krank aussehend‘ dargestellt. Hin und wieder werden Krankheitsmale an Jeans Körper gezeigt, wenn Jean sich im Spiegel prüft: eine Läsion auf dem Arm, später ein schwarzes Mal, das als Kaposi-Sarkom gedeutet werden muss, und das in einer überaus realistisch wirkenden Krankenhausszene weg gelasert wird. Medizinische Bilder gehören seit Aids zur künstlerischen Repräsentation von Homosexualität. Die Aids-Krise hat, wenn auch in Frankreich mit sträflicher Verzögerung, dazu geführt, dass heute über sehr viel mehr Spielarten von Sexualität geredet werden kann, selbst visuelle Repräsentationen sind im Kontext medizinischer Aufklärung seither kaum mehr einem Tabu unterworfen.

3 François Ozon, *Le temps qui reste* (2005)

Die an die Erfahrung des Todes gekoppelte Frage nach dem Sinn des Lebens wird auch in zwei jüngeren französischen Filmen gestellt: Patrice Chéreaus *Son frère* (2003) und François Ozons *Le temps qui reste* (2005). Die Regisseure gehören unterschiedlichen Generationen an (Chéreau ist Jahrgang 1944, Ozon 1967) und ein Blick auf das bisherige Werk Ozons zeigt, dass er von Beginn an über vielfältigere Möglichkeiten verfügte,⁷ sich dem Thema Homosexualität zu nähern. Beiden Filmen gemeinsam ist eine auffällige Verschiebung in der Figuration von Homosexualität und Aids. So ist in beiden Filmen von Homosexualität und Aids die Rede, doch deren enge Verknüpfung wird zugunsten einer Meditation über den vorzeitigen Tod im Allgemeinen gelöst. Bei dem Brüderpaar in *Son frère* stirbt der heterosexuelle Bruder an einer Blutkrankheit, während der schwule Bruder bei bester Gesundheit ist. Aus dieser Konstellation ergibt sich eine doppelte Botschaft, die auf die Relevanz von Aids als Komponente

schwuler Identitätsbildung verweist: Nicht nur schwule Männer sterben jung, und nicht jeder Schwule hat Aids. Bei Ozon hingegen stirbt ein erfolgsverwöhnter schwuler Fotograf nicht an Aids, sondern an Krebs. Hier ergibt sich eine Botschaft, die zumal angesichts der Tatsache, dass der Film deutlich nach *Son frère* produziert wurde, wenig originell wirkt: Es muss nicht immer Aids sein, wenn ein schwuler Mann in jungen Jahren stirbt.



Abb. 3: Le temps qui reste

Le temps qui reste erzählt ähnlich wie *Les nuits fauves* die Geschichte einer Läuterung: Nachdem der 31-jährige Romain (Melvil Poupaud) bei einem *fashion shooting* zusammenbricht, sehen wir ihn in der nächsten Szene in einer Arztpraxis. Der Arzt teilt ihm mit, dass die Ergebnisse nicht sehr gut seien, woraufhin Romain spontan auf Aids tippt: „J’ai le sida?“. Es kommt aber tatsächlich noch schlimmer, denn bei der Diagnose Aids hätte es ja wenigstens eine Therapie gegeben. Romain hingegen hat einen Tumor und eine Operation ist schon nicht mehr möglich. Er muss erfahren, dass eine Behandlung eine maximal fünfprozentige Heilungschance hat, und seine Lebenserwartung ohne Behandlung – wozu er sich entschließt – lediglich drei Monate beträgt.

Die emotionale Reaktion des jungen Mannes auf den Schock der Diagnose erfolgt indessen mit Zeitverzögerung. Anfänglich benimmt sich Romain wie bisher, überlegen in der Beziehung zu seinem Freund Sasha, distanziert gegenüber seiner Familie, speziell gegenüber seiner Schwester und ihren Kindern. Die Wende setzt erst nach einer Sequenz ein, die den Protagonisten nacheinander eine emotional aufwühlende Szene mit seinem Vater, eine aggressiv-körperliche Auseinandersetzung mit seinem Freund und eine anonyme Fisting-Szene in einem Sex-Keller durchleben lässt. Allerdings gerät gerade diese Darstellung

einer sexuellen Praxis, die vor Aids nahezu unbekannt war, bei dem in den Medien als selbstbewusst schwul auftretenden Regisseur Ozon erstaunlich voyeuristisch.

Die Tränen, die Romain in Gegenwart seines Vaters weint, scheinen eine kathartische Wirkung zu entfalten, die durch das Blut, das aus der Wunde an Sashas Schläfe rinnt und eine religiöse Ikonografie aufruft, noch verstärkt wird. In dem Moment, da Romain mit einer Fotokamera Bilder von seinem schlafenden Freund macht, setzt seine Selbst-Reflexion ein. Er wird zum Beobachter seines eigenen Lebens, und das heißt auch, dass der ehemalige Modefotograf fortan nur noch Dinge fotografiert, die ihm etwas bedeuten. So sucht Romain erneut die Nähe der Familie: Er besucht seine Großmutter, der er sich aufgrund der geringen Lebenserwartung besonders verbunden fühlt. Sie ist die erste Person, mit der er über seinen bevorstehenden Tod sprechen kann. Danach beginnt er, die Beziehungen zu seinen Mitmenschen neu zu organisieren. Er ruft seine Schwester an, um sich mit ihr zu versöhnen, er verhilft seinem Freund Sasha zu einem Job, und er lässt sich auf das Angebot einer Kellnerin ein, die ihn, da ihr Ehemann zeugungsunfähig ist, auf einer Autobahngaststätte mit der Bitte angesprochen hat, sie im Einverständnis mit ihrem Mann zu schwängern.

So kommt in diesem Film überraschenderweise ein biologischer Ausweis von Maskulinität ins Spiel: die im Samen angelegte Fähigkeit zur Reproduktion. Der Mann der Kellnerin, der mit einem Schnurrbart als einem aus der Mode gekommenen Maskulinitätsmarker ausgestattet ist, ist impotent, seine Virilität irreparabel beschädigt. Romain ist zwar dem Tode nah, aber noch zeugungsfähig, seine Bekehrung zu einem im biopolitischen Sinne ‚verantwortlichen Menschen‘ lässt ihn auf die Bitte der ihm fremden Frau eingehen. Obwohl Romain (anders als z.B. Jean in *Les nuits fauves*) keine Ambitionen unterstellt werden, Frauen zu begehren, vollzieht er mit der Frau einen Geschlechtsakt, an dem auch ihr Ehemann beteiligt ist. Beider Männer Maskulinität mag zwar versehrt sein, doch gemeinsam halten sie die Gesellschaft am Leben, indem sie ein Kind zeugen: Dass es im Wesentlichen hierum – zumindest aus einer Marketing-Perspektive – zu gehen scheint, zeigt das Filmplakat, auf dem ein Bild zu sehen ist, das der Film gar nicht kennt: Ein junger Mann (Romain) liegt hingestreckt unter einem Laken, das seinen nackten Oberkörper entblößt. In seinem rechten Arm hält er ein Baby, das er mit seiner linken Hand streichelt. Und wenn es noch eines weiteren Belegs für die überraschend konservative Haltung Ozons bedarf: Um den Hals trägt der Mann eine goldene Kette mit einem Kreuz, das gut sichtbar auf seiner Schulter ruht.

Es geht in diesem Melodrama genretypisch um nichts weniger als den Kreislauf des Lebens. Der Film beginnt mit einem Bild von Romain als Kind, der am Strand auf das Wasser zuläuft. In Rückblenden kommt er wiederholt auf den kleinen frechen Jungen mit seinen lockigen Haaren zurück, die dieser als Erwachsener mit Gel glättet, bevor er sie dann wieder frei fallen lässt, bis er sie schließlich ganz abrasiert, um seinen symbolischen Neuanfang zu verdeutlichen. Und so endet der Film mit dem erwachsenen Romain, der in seinem Parka einen Strand voller Menschen in Badekleidung aufsucht, um dort allein zu sterben.

So legt der Film am Ende eine fragwürdige Deutung nahe: Die Sinnleere einer durch Hedonismus geprägten schwulen Welt würde demnach erst im Angesicht des Todes gefüllt werden, indem der Mann Verantwortung für das familiäre Glück seiner Mitmenschen übernimmt.

4 Patrice Chéreau, *Son frère* (2003)

Immer wieder figuriert im französischen Kino das Meer als zentraler Sehnsuchtsort: Schon in *Les nuits fauves* suchte Jean am Ende die Einsamkeit eines weiten Strandes, um dort dem Wasser zugewandt seinen Urschrei auszustoßen. Und auch *Son frère* (2003) beginnt mit einem Blick auf das Meer, in dem am Ende einer der beiden Brüder den Tod sucht. Der ursprünglich für das Fernsehen produzierte Film von Patrice Chéreau geht auf einen Roman des in Frankreich sehr populären jungen Schriftstellers Philippe Besson zurück. Obwohl Chéreau gemeinsam mit seiner Co-Autorin Anne-Louise Trividic einige Änderungen vornimmt, behalten sie die komplexe Zeitstruktur des Romans bei, wodurch hier weniger eine fortlaufende Geschichte erzählt wird, als vielmehr in chronologischen Sprüngen die schwierige Beziehung zweier Brüder im Angesicht von Krankheit und Tod entfaltet wird. Nachdem die beiden Brüder als Kinder offenbar einen sehr engen Kontakt hatten, haben die Erwachsenen sich einander entfremdet, seitdem Thomas von Lucs Homosexualität weiß. Mit der Mitteilung von Thomas, dass er eine schwere Blutkrankheit habe und womöglich bald sterben müsse, gewinnt ihre Beziehung ein letztes Mal an Intensität.

Chéreaus Filme sind durch eine starke Betonung von Körperlichkeit und zumal seit *Intimacy* (2001) auch durch pornografische Darstellungsweisen von Sexualität geprägt. So wie er in *L'homme blessé* die äußerlich makellose Männlichkeit seiner beiden Protagonisten in Szene gesetzt hat, gelingt es ihm in *Son frère*, den Schauspieler Bruno Todeschini überzeugend als Todgeweihten in Szene zu setzen. In der wohl eindrucksvollsten Szene des Films, die deutliche Anleihen bei der christlichen Ikonografie nimmt, wird der bereits von der Krankheit gezeichnete Körper des Protagonisten noch zusätzlich traktiert, wenn er von den Krankenschwestern für die Operation vorbereitet wird, indem dem stark behaarten Mann die Brust- und Schamhaare abrasiert werden.

Chéreau sagt über diese Szene, dass sie

der Grund [ist], weshalb ich den Film machen wollte, das war mir beim Lesen im Roman sofort klar. (...) Ich empfinde das Bild eines entblößten Körpers immer als sehr ergreifend, zumal wenn er sich einfach nur darbietet, passiv bleibt. Ein nackter, liegender Körper wird aber zugleich fast unweigerlich zu einem ästhetischen Objekt, führt einen zurück zur religiösen Kunst: man denkt an eine ruhende Figur, an Jesus Christus. (Midding 2003, 23)

Auch das Filmplakat zu *Le temps qui reste* arbeitet mit der entblößt daliegenden Figur, gerät aber zumal durch das Kreuz an der Kette eher in die Nähe

religiösen Kitsches als ernstzunehmender Kunst. Bei Chéreau verschmilzt die religiös aufgeladene Ikonografie mit Bildern einer als kalt empfundenen modernen Medizin, die allein durch die Umsicht der Schwestern und die Anwesenheit des Bruders gemildert werden kann. Seit Aids ist die Medizin aus der Welt der Schwulen und speziell aus künstlerischer Repräsentation nicht mehr wegzudenken. In *Son frère* verkörpert Thomas das Leiden und den nahenden Tod: Das Spektakel versehrter Männlichkeit wird so zu einer Inszenierung der Pietà, die durch die Anwesenheit des schwulen Bruders und die Krankheit des Blutes die an Aids Sterbenden und Gestorbenen mit repräsentiert.



Abb. 4: Son Frère

Jean (*Les nuits fauves*), Romain (*Le temps qui reste*) und Thomas (*Son frère*) haben alle drei noch nicht einmal die statistisch erwartbare Halbzeit ihres Männer-Lebens erreicht. Um so mehr versuchen sie alle, diesem in der verbleibenden Zeit einen Sinn zu geben, der zuvor verschüttet lag. Thomas investiert nun Kräfte in die Pflege des Verhältnisses zu seinem Bruder, der als eine Art Alter Ego konzipiert ist, worauf bereits das Pronomen im Titel hinweist. Als deiktischer Ausdruck verweist *son* ja nicht auf einen stabilen Signifikanten, sondern ist abhängig von dem sprechenden Ego. So werden aus der Sicht des Erzählers (im Buch wie im Film) beide Brüder zu ‚seinem Bruder‘. Das Spiel mit dem Pronomen ermöglicht es dem Zuschauer zudem, sich in beide Positionen einzufühlen.⁸ Zudem aktualisiert die Rede vom Bruder ein weiteres semantisches Feld, auf dem die revolutionäre Maxime der *fraternité* ebenso von zentraler Bedeutung ist wie die familialen Blutsbande als Keimzelle der Nation. In *L'homme blessé* war für den jungen Henri die Suche nach seinem Objekt der Begierde mit der Abkehr von seiner Familie verbunden, doch in den Filmen, in denen es um das

Sterben eines jungen Mannes geht, wird der Zuschauer offenbar zum Zeugen einer (neo-konservativen?) Rückkehr in den Schoß der Familie.

5 Olivier Ducastel/ Jacques Martineau, *Drôle de Félix* (1999/2000)

In komischer Brechung wird diese Figuration auch in *Drôle de Félix* entworfen, dem zweiten Film des Regie-Duos Olivier Ducastel und Jacques Martineau (*1962 bzw. 1963). Wie Chéreau und Ozon gehören sie heute in Frankreich zu den arrivierten Regisseuren, die sich in ihren Filmen mit Aspekten von Homosexualität beschäftigen, ohne dass sie darauf reduziert würden. *Drôle de Félix* erzählt die Geschichte eines jungen Mannes (Sami Bouajila, *1966), der schwul, HIV-infiziert, seit kurzem arbeitslos und zudem ein Beur ist, mit einer, wie er selbst sagt, „gueule d'Arabe“. Als Sohn einer normannischen Mutter und eines marokkanischen Vaters ist ihm seine ‚fremde‘ Herkunft körperlich eingeschrieben. Er hebt sich damit deutlich von der imaginären Folie einer national-hegemonialen Männlichkeit ab. Die Ko-Artikulation von Homosexualität und Krankheit erhält durch die zusätzliche Markierung von ethnischer Alterität eine zusätzliche Aufladung.⁹ Dieser Félix – und der Name ist in diesem als Komödie angelegten Roadmovie wortwörtlich zu verstehen – durchquert Frankreich von Nord nach Süd, um in Marseille seinen Vater zu besuchen, den er nie kennen gelernt hat.

Die Ausgangssituation zeigt einen zufriedenen schwulen Mann, der zwar arbeitslos ist, aber dennoch mit seinem Freund eine glückliche Beziehung zu führen scheint. Während in Chéreaus Filmen oder auch in *Le temps qui reste* die Farben wie ausgeblutet scheinen und in der Regel ins Braun/ Blau/ Graue tendieren, besitzt die Farbigkeit des Dekors geradezu plakativ-symbolische Bedeutung: Die Wände des Schlafzimmers des Paares sind schwarz/weiß kariert; im Restaurant ergibt sich im Zusammenspiel von Ausstattung und Requisiten eine farblich gesättigte Komposition in französisch-*Bleu Blanc Rouge*; der Drachen, den Félix sich zu Beginn seiner Reise kauft, ist in den Farben des Regenbogens gehalten, der Symbolflagge der neueren Schwulen- und Lesbenbewegung.

Die einzelnen Stationen dieses Roadmovies sind nicht mit Ortsnamen, sondern mit Verwandtschaftsbeziehungen betitelt: „mon petit frère“, „ma grand-mère“, „mon cousin“, „ma sœur“, „mon père“. Der durch die politische Geografie Frankreichs determinierten Reiseroute – nach einem rechtsradikalen Überfall, dessen Zeuge Félix in Rouen geworden ist, vermeidet er Städte, in denen die *Front Nationale* stark vertreten ist – wird somit ein Netz von fiktiven Verwandtschaftsbeziehungen übergeworfen. Denn die Menschen, mit denen Félix einen Teil des Weges zurücklegt, sind für ihn zwar Fremde, sie werden aber für einen Moment der intensiven Begegnung zu Vertrauten; gewissermaßen Cruising ohne Sex. Der Idee der Blutsverwandtschaft wird somit die Option einer Wahlfamilie entgegengesetzt, die am Ende die Oberhand behält, wenn Félix in der abschließenden Episode „mon père“ darauf verzichtet, seinen Vater tatsächlich aufzusuchen und statt dessen in der Begegnung mit einem alten Angler sein Ziel findet. Homosexualität kommt in diesem Film gar nicht mehr als Grund

für eine mögliche Exklusion aus der Gemeinschaft in Betracht, sondern ermöglicht den Entwurf alternativer Lebenskonzepte, die sich in einer postkolonialen Welt, in der alte Identitäten kollabieren, als tragfähiger erweisen. Selbst die Erkrankung von Félix, in der Frühzeit der Aids-Kultur immer wieder als Grund von Exklusion betrachtet, wird nicht wie in den anderen Filmen im Modus des Tragischen oder Melodramatischen verhandelt. Stattdessen reformulieren Ducastel/ Martineau das ‚Aids-Drama‘ im Modus des Komischen. Die Krankheit wird zwar ernst genommen, die Darstellung ist aber nicht in der Weise mit der dramatisierten Erwartung eines nahen Todes verknüpft, wie sie in den *Nuits fauves* (nicht zuletzt aufgrund der damals eingeschränkten medizinischen Möglichkeiten) noch erschien.

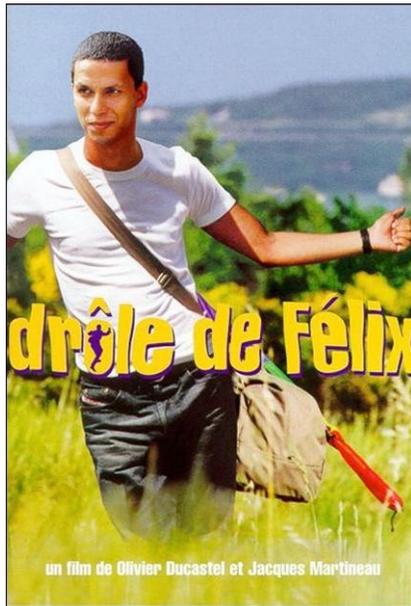


Abb 5: drôle de Félix

Resümee

Zwischen *L'homme blessé* und *Drôle de Félix* liegen nicht einmal 20 Jahre. Dazwischen ist, was die öffentliche Akzeptanz von männlicher Homosexualität betrifft, nicht zuletzt auch in Reaktion auf die durch Aids ausgelöste Gesundheitskrise und neue Repräsentationsmuster, ein langer Weg zurückgelegt worden. In aller Kürze – und mit gebotener Vorsicht – ließe sich mit Lambert (2003, 167) resümieren: „force est de constater la lente progression d’une image de l’homosexualité liée au crime vers une homosexualité inscrite dans la norme, minorité respecté au sein de la société française.“ Das heißt aber nicht, dass die alten Repräsentationsmuster deshalb überholt wären, sie bestehen weiterhin fort, wie in *Le temps qui reste* sichtbar wird.

In der Regel dominieren im Kino – nicht nur in den hier diskutierten Filmen – zwei Darstellungsformen von schwuler Sexualität: Entweder findet der Sex im Bett statt, in einem geschützten Rückzugsraum des Privaten. Dort ist manches möglich, weil doch Sexualität Privatsache ist. Oder aber Sexualität wird in den so genannten „*lieux de drague*“ ausgelebt, wo das Außenseitertum geradezu zelebriert wird: Bahnhofstoiletten, Parkplätze, Darkrooms. Dieser Typologie der Orte entspricht eine Genealogie der Figuren. Bei keinem der Protagonisten führte schwules Begehren zu einem Gefühl der Zufriedenheit, das über die kurzzeitige Befriedigung sexueller Lust hinausging: Henri tötet Jean im *Homme blessé*, der Jean der *Nuits fauves* verlässt, Samy, Romain setzt in der ihm verbleibenden Zeit seinen Lover vor die Tür, und auch um die Beziehung des schwulen Bruders Luc in *Son frère* steht es nicht zum Besten. Nur Félix führt als selbstbewusster schwuler Mann eine eheähnliche Beziehung und erlaubt sich trotzdem die Freiheit, mit anderen Männern Sex zu haben.

Auf seiner Reise kommt es zu einer Szene, in der Maskulinität, Homosexualität und Nacktheit in harmonischem Gleichklang gezeigt werden: Die Episode „mon cousin“ bringt Félix mit einem Eisenbahner zusammen, dessen modische Tätowierung ihn trotz seines typischen Männerberufs und des muskulösen Körpers sehr schwul aussehen lässt. Gemeinsam lassen sie auf einer Wiese erst den regenbogenfarbenen Drachen steigen, halten dann aber plötzlich inne und verlieren sich in einer leidenschaftlichen Umarmung. Nach einem Schnitt kommen sie nackt aus dem Gebüsch: Beide sind gut gebaut und bewegen sich ohne Scham.

Diese Darstellung – zwei nackte Männer inmitten einer Natur, die aus Wiesen und Blumen besteht und von einem blauen Himmel überspannt wird – verdankt den Fotografien von Pierre & Gilles vieles und der traditionellen Ikonografie marginalisierter Homosexualität fast gar nichts mehr.¹⁰ Und sie steht zugleich in einer Tradition der nicht-provokanten Entblößung des männlichen Geschlechts, die sich wenigstens bis auf *L'Homme blessé* zurückführen lässt.¹¹ Dieses in *Drôle de Félix* gezeigte schwule Paar befindet sich im Einklang mit der Natur, doch eine so winzige wie witzige Einschränkung verhindert, dass hier das Bild einer Klischee-Idylle entsteht: Ausgelöst durch den unfreiwilligen Kontakt mit Brennnesseln verspürt Félix eine Irritation der Haut, die zwar keinesfalls mit der existenziellen „maladie de l'épiderme“ vergleichbar ist, die Henri im *L'homme blessé* bei seiner ersten Begegnung mit Jean verspürt hat, aber doch auf die grundsätzliche Verletzbarkeit auch des männlichen Körpers hinweist. Bei Henri führte seine ‚Krankheit‘ zum Tod des begehrten Mannes. Bei Félix gibt es eine verträglichere Therapie: An einem Straßenimbiss kaufen die beiden Männer Essig, um die irritierte Haut zu beruhigen.

Die Repräsentation schwuler Maskulinität hat sich in den letzten zwanzig Jahren deutlich verändert: Die alte Frau, in deren Haus Félix eine Nacht verbringt, kann sich angesichts seines selbstsicheren Auftretens gar nicht vorstellen, dass er schwul ist: „Vous êtes si sûr de vous-même“. Ihre Verwunderung zeigt, dass Homosexualität, Krankheit und Maskulinität nicht gegeneinander ausgespielt werden müssen. *Drôle de Félix* appelliert stattdessen daran, dass

Gesellschaften ihre Fähigkeiten ausbauen mögen, Alteritäten anzuerkennen und Gemeinschaft nicht allein auf der Grundlage von Blutsbanden zu konstruieren.

Anmerkungen

- 1 Den Begriff der Figuration habe ich mir für meine Darstellung bei Norbert Elias (1970, 140) entliehen, der damit die Aufeinanderbezogenheit, die Interdependenzen von Individuum und Gesellschaft betont.
- 2 Überhaupt ist es erst seit den 1970ern möglich, dass sich (prominente) Hauptdarsteller in nicht-pornografischen Filmen entblößen. Der Mann wird so auch im Kino zum Lustobjekt. Andererseits wird die nackte Männlichkeit, wie beispielsweise in Filmen von Pasolini oder später auch bei Fassbinder, benutzt, um die gesellschaftlich kodierte Normalität von Maskulinität in Frage zu stellen. Vgl. hierzu die populärwissenschaftliche Darstellung von Kreuzer (2003).
- 3 So zum Beispiel Bertrand Philibert (1984, 128): „L'homme blessé est un film de l'homosexualité dans le placard: la recherche éperdue d'Henri est celle d'un idéal hétérosexuel, et lorsque la passion homosexuelle se présente à lui, à la fin du film, la seule solution est la mort, qui évacue le désir avant sa concrétisation.“
- 4 Die Strategie, gegen einen gewissen Partikularismus auf den Anspruch auf Universalität zu setzen, ist in der Literatur meiner Beobachtung nach erst mit Schriftstellern wie Guillaume Dustan überwunden worden, der bewusst nicht nur die Schattenseiten des schwulen Lebens beschrieb, sondern auch die Vorzüge des Ghettos thematisierte, vgl. hierzu Naguschewski 2001.
- 5 Unter den von mir besprochenen Filmen hat *Les nuits fauves* bisher das größte Interesse von akademischer Seite hervorgerufen. Vgl. u.a. die Beiträge von Rollet 1998, Tarr 1999, Turim 2000, Varlet 2000, Durham 2002.
- 6 Vgl. hierzu das Kapitel zu Jean Genet in Schrader 1999.
- 7 Auf die Frage, ob es ihn störe, wenn seine Filme als ‚gay films‘ klassifiziert werden, antwortet Ozon: „For me it's not a problem.(...) I know that *Summer Dress* was used as a gay political weapon or symbol. (...) So I think the gay community was very happy that a film was saying, yes, there is Aids, but you can go and have sex, why not?“ (Gilbey 2002, 294). Vgl. zu Ozon auch die Beiträge im Internet von Bingham (2003) und Schilt (2004).
- 8 Norbert Elias hat die „Fürwörterserie als Figurationsmodell“ begriffen: „Der Satz der persönlichen Fürwörter repräsentiert den elementarsten Koordinatensatz, den man an alle menschlichen Gruppierungen, an alle Gesellschaften anlegen kann. (...) In der Tat ist der Satz der persönlichen Fürwörter der elementarste Ausdruck für die fundamentale Bezogenheit jedes Menschen auf andere, für die fundamentale Gesellschaftlichkeit jedes menschlichen Individuums.“ (Elias 1970, 132-134)
- 9 Mir scheint in der Tat die Wahl der Schauspieler für die Rolle der Schwulen – Jean-Hugues Anglade, Cyril Collard, Melvil Poupaud, Eric Caravaca – von signifikanter Gleichförmigkeit: schlanke, mittelgroße, sehr dunkelhaarige, dabei zumeist hellhäutige Darsteller, die alle den français type abgeben. Lediglich Collard wirkt im Vergleich dunkelhäutiger und dadurch exotischer.
- 10 Man vgl. beispielsweise die pseudo-naive Mischung von spielerischer Pornografie und artifiziieller Natur in den Bildern „L'auto-stoppeur“ (1994) und „Le petit jardinier“ (1993) (in Marcadé/ Cameron 1997, 256-257).
- 11 Und die – so meine Vermutung – wenig mit der aus einer psychoanalytischen Perspektive als besonders problematisch empfundenen Darstellung des ‚melodramatischen Penis‘ zu tun hat (vgl. Lehman 2001). Hier gilt es zu berücksichtigen, dass die gesellschaftlichen Normen in Bezug auf Nacktheit

zwischen den USA und Frankreich (oder auch Deutschland) doch massiv differieren.

Literatur

- BESSON, PHILIPPE (2001) *Son frère*. Paris: Julliard.
- BINGHAM, ADAM (2003) „Identity and love.“ *Kinoeye* 3.13. 28. Februar 2007 <<http://www.kinoeye.org/03/13/bingham13.php>>.
- CHÉREAU, PATRICE/ HERVÉ GUIBERT (1983) *L'homme blessé. Scénario et Notes*. Paris: Editions de Minuit.
- DURHAM, CAROLYN A. (2002) „Portrait of a Generation: Cyril Collard's *Les Nuits fauves*.“ *The French Review* 75.3: 512-525.
- ELIAS, NORBERT (1970) *Was ist Soziologie?* München: Juventa.
- FÉGER, ANNE-GAËLLE (2003) „Le tabou de l'homosexualité (*Tenue de soirée* de Bertrand Blier, *L'homme blessé* de Patrice Chéreau, *J'embrasse pas* d'André Téchiné).“ *CinémAction* 107 (= *L'écran amoureux*): 130-135.
- GILBEY, RYAN (2002) „François Ozon.“ *Projections 12. Film-makers on Film Schools*. Hg. John Boorman/ Fraser MacDonald/ Walter Donohue. London: Faber and Faber.
- KREUTZER, DIETMAR (2003) *StarStrip. Der nackte Mann im Film*. Berlin: Quer- verlag.
- LAMBERT, DAVID (2003) „De *L'homme blessé* à *Drôle de Félix*. Évolution des représentations de l'homosexualité masculine dans le cinéma français.“ *Multitudes* 11: 159-168.
- LEHMAN, PETER (2001) „Crying over the melodramatic penis. Melodrama and male nudity in films of the 90s.“ *Masculinity. Bodies, Movies, Culture*. Hg. Peter Lehman. New York/London: Routledge, 25-41.
- MARCADÉ, BERNARD/ DAN CAMERON (1997) *Pierre et Gilles. The Complete Works*. Köln u.a.: Taschen.
- MARTEL, FRÉDÉRIC (1996) *Le rose et le noir. Les homosexuels en France depuis 1968*. Paris: Seuil.
- MIDDING, GERHARD (2003) „Am schlimmsten sind Filme, die sofort alles umständlich erklären‘. Gespräch mit Patrice Chéreau.“ *Filmbulletin* 45.5, Nr. 250: 21-29.
- MÜLLER, ANDRÉ (1989) *Im Gespräch mit Rosa von Praunheim, Sam T. Cohen, Manfred Rommel, Heinz G. Konsalik, Franz Xaver Kroetz, Margarethe von Trotta, Nina Hagen, Heiner Müller, Wim Wenders, Patrice Chéreau, Claus Peymann, Hans Jürgen Syberberg*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- NAGUSCHEWSKI, DIRK (2001) „Von der Gesellschaft ins Ghetto? Guillaume Dustan und die aktuelle schwule Literatur in Frankreich.“ *Sehen, Lesen, Begehren. Homosexualität in französischer Literatur und Kultur*. Hg. Dirk Naguschewski/ Sabine Schrader. Berlin: Ed. tranvia/Verl. Frey, 251-272.
- PHILIBERT, BERTRAND (1984) *L'homosexualité à l'écran*. Paris: Henri Veyrier.
- POWRIE, PHIL/ ANN DAVIES/ BRUCE BABINGTON (2004) Hg. *The Trouble with Men. Masculinities in European and Hollywood Cinema*. London/New York: Wallflower Press.
- ROLLET, BRIGITTE/ JAMES S. WILLIAMS (1998) „Visions of Excess: Filming/Writing the Gay Self in Collard's *Savage Nights*.“ *Gay Signatures: Gay and Lesbian Theory, Fiction and Film in France, 1945-1995*. Hg. Owen Heathcote/ Alex Hughes/ James S. Williams. Oxford: Berg Publishers, 193-208.
- SCHILT, THIBAUT (2004) „François Ozon“ *Senses of cinema*. 28. Februar 2007 <<http://www.sensesofcinema.com/contents/directors/04/ozon.html>>.
- SCHRADER, SABINE (1999) „*Mon cas n'est pas unique*“. *Der homosexuelle Diskurs in französischen Autobiographien des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- TARR, CARRIE (1999) „Gender and Sexuality in *Les nuits fauves* (Collard, 1992).“

- French Cinema in the 1990s: Continuity and Difference.* Hg. Phil Powrie. Oxford: Oxford University Press, 117-126.
- TURIM, MAUREEN (2000) „*Les nuits fauves* Confronts Postmodern Moralities.“ *iris* 29: 67-84.
- VARLET, OLIVIER (2002) „*Les nuits fauves*.“ *CinémAction* 13 (= 50 films qui ont fait scandale): 177-180.

Filmografie

- Drôle de Félix [Felix]* (1999) [Start in Frankreich: April 2000]. Regie Olivier Ducastel/ Jacques Martineau. Les Films Pelléas/ Arte France Cinéma/ Pyramide Production.
- L'homme blessé [Der verführte Mann]* (1983). Regie Patrice Chéreau. Partners/ Renn/ Oliane/ Azur/ FR 3.
- Les nuits fauves [Wilde Nächte]* (1992). Regie Cyril Collard. Banfilm Ter/ La Sept Cinéma/ Erre/ SNC.
- Son frère [Sein Bruder]* (2003). Regie Patrice Chéreau. Azor/ Arte/ Love Streams.
- Le temps qui reste [Die Zeit die bleibt]* (2005). Regie François Ozon. Fidelité Films/ Foz/ France 2 Cinéma/ Studiocanal.

Verkehrte Western-Helden? Zur komplexen Erzählstruktur von Ang Lees Film *Brokeback Mountain*

„Der schwule Film ist hetero geworden. Denn wie das Mainstream-Kino bedient er sich heute aller Themen und Formen von der romantischen Komödie bis zum Experimentalfilm.“ Dies stand vor kurzem in der *Badischen Zeitung* anlässlich der 23. Schwul-lesbischen Filmwoche. Am Ende findet sich die Schlussfolgerung: „Den schwulen Film braucht es also nicht mehr“.¹

Was aber soll dann der Film *Brokeback Mountain* (2005) inmitten dieser heiteren Emanzipiertheit, wo der schwule Film zum Teil des Mainstreams geworden ist und homosexuelle Figuren sich auf der Leinwand tummeln wie Winnetou oder Ben Hur, Tati oder James Bond – als selbstverständlicher Teil einer filmischen Welt, die die Außenseiter längst integriert, das Fremde zum Eigenen gemacht hat? Was sollen in dieser Welt noch zwei schwule Cowboys, sprachlos und störrisch, die von der Liebe überfallen werden wie von einem Verhängnis? Gehören sie nicht einer längst vergangenen Welt an, in der das Coming Out noch eine Qual und das schwule Leben eine beständige Herausforderung, ein Anschwimmen gegen den Strom war? In der es für den Homosexuellen kein Lebensmodell gab, an dem er sich orientieren konnte – außer den literarischen Gestalten, deren Begehren (wie bei Gustav Aschenbach im *Tod in Venedig*) mit Krankheit und Tod vermischt war? Die Zeiten haben sich zweifellos geändert – auch wenn sich nichts daran geändert hat, dass der Homosexuelle seine Andersheit nur *gegen* das Gesetz der Familie, gegen die Präsenz der heterosexuellen Referenzlinie durchsetzen kann. Deswegen nehmen Selbstmordfantasien und Selbstmordversuche bei homosexuellen Jugendlichen immer noch einen signifikant größeren Raum ein als bei heterosexuellen. Trotzdem: Viele Rezensenten und Rezensentinnen des Films sind der Meinung, die Probleme des Coming Out und der damit verbundenen Katastrophen seien längst vergangene Geschichte.

Um dem Film seine Aktualität zurückzugeben, argumentieren viele Kritiker, der Film beziehe seine Qualität gerade aus der Universalisierbarkeit der Liebesgeschichte, die eben nicht auf die Geschlechterthematik beschränkt sei. Viele Zuschauerinnen und Zuschauer ließen sich von der Liebesgeschichte bewegen,

von dem Scheitern des Lebensprojekts, von der Unmöglichkeit einer großen Liebe – als ob es gleichgültig wäre, welchen Geschlechts die Partner seien.

In der *Frankfurter Rundschau* kann man lesen: „Noch nie hat es einen solchen Film gegeben. Nie hat jemand eine schwule Liebesgeschichte gedreht, die sich nicht nur an eine Minderheit wendet. Darum wird man *Brokeback Mountain* noch in hundert Jahren sehen.“² Die *Süddeutsche Zeitung* schreibt, sichtlich bewegt: „Eine wunderbare, rührende Liebesgeschichte!“³ Selbst das *Wall Street Journal* mischte sich in die Diskussion ein und bemerkte: „Liebesgeschichten kommen und gehen, aber diese hier wird bleiben – nicht, weil die Liebhaber Männer sind, sondern weil ihre Geschichte voller Leben und Sehnsucht, eine wahre Romanze ist.“⁴ Noch deutlicher äußert sich die *Los Angeles Times*: Für sie ist der Film „eine Liebesgeschichte voll tiefer Gefühle, in der es um die unerklärlichen, geheimnisvollen Wege des menschlichen Herzens geht, wie in vielen Mainstream Filmen auch, die früher gedreht wurden. Die beiden Liebhaber hier sind nur zufällig Männer.“⁵

Das alles ist nicht einfach falsch, und natürlich können wir in diesem Film auch das ‚allgemein Menschliche‘ suchen. Aber das ‚Universelle‘ einer Geschichte kann auch eine Flucht ins Überzeitliche, Ungeschichtliche bedeuten, dorthin, wo wir alle übereinstimmen und die Widersprüche der Gesellschaft und unseres Lebens ausgeblendet sind.

Brokeback Mountain spielt nicht irgendwo, sondern an einem präzisen geografischen Ort (Wyoming) und zu einer präzisen historischen Zeit (1963). Beide Informationen sind dem Film so wichtig, dass er sie in der Anfangssequenz als Schriftzug einblendet. Der Film beginnt in der kühlen Nacht Wyomings, auf der Hochebene, dort, wo sich im Oktober 1998 ein schreckliches Verbrechen zuge tragen hat. In der Nähe von Laramie wurde der homosexuelle Student Matthew Shepard auf brutale Weise ermordet.



Abb. 1: Matthew Shepard (1976-1998)

Zwei junge Burschen, die sich durch sein feminines Verhalten provoziert fühlten und ihn ausrauben wollten, nahmen ihn in ihrem Auto mit, banden ihn an einen Zaun außerhalb der Stadt, folterten ihn, fügten ihm schwere Kopfverletzungen mit dem Revolver zu und ließen ihn, angebunden an den Armen, an dem Wildzaun hängen. Die ganze Nacht hing er dort, umweht von den kühlen Winden der Hochebene, verlassen von allen Menschen. Erst nach 18 Stunden wird er von einem Radfahrer entdeckt, der ihn zunächst für eine Vogelscheuche hält. Fünf Tage später stirbt er in dem Krankenhaus, in das man ihn gebracht hat. Bald nach seinem Tod und der Verurteilung der Mörder gründen die Eltern die Matthew Shepard-Foundation, eine weltweite Organisation, die gegen *hate crimes* aller Art kämpft.

Annie Proulx, die Autorin der Erzählung *Brokeback Mountain* (engl. 1997), weist in einem Essay über die Entstehung des Films ausdrücklich auf die Matthew Shepard-Geschichte hin. Sie schreibt, viele seien davon ausgegangen, bei *Brokeback Mountain* handle es sich um die Geschichte zweier schwuler Cowboys. „Das ist sie nicht. Es ist eine Geschichte über destruktive ländliche Schwulenfeindlichkeit.“ Dann erinnert sie an Matthew Shepard und daran, dass sich diese Geschichte „kurz hinter Laramie“, der angeblich aufgeklärtesten Stadt dieses Bundesstaates, Sitz der Universität von Wyoming, zugetragen habe. „Man beachte auch, dass Wyoming die höchste Selbstmordrate der ganzen Vereinigten Staaten hat und dass den Hauptanteil dieser Selbstmörder ältere alleinstehende Männer ausmachen“ (Proulx 2006, 351).

Proulx setzt damit einen Akzent, der bei den Rezensenten zugunsten der Liebesgeschichte in den Hintergrund tritt. Für die Autorin und auch für den Regisseur Ang Lee steht die *hate crime*-Geschichte im Vordergrund – das zeigt die Bildinszenierung des Films von der ersten Einstellung an. Wiederholt wurde darauf hingewiesen, dass Shepard wie ein Gekreuzigter, angebunden an den Balken eines Zaunes, starb (eine solche Szene findet sich, in Anspielung an Shepard, z.B. in dem Theaterstück *Corpus Christi* von Terence McNally). Ang Lee beginnt seinen Film mit einer nächtlichen Aufnahme der weiten, einsamen Landschaft von Wyoming, in der drei Masten wie Kreuze in den Himmel ragen: das Golgotha von Wyoming.



Abb. 2: Anfangssequenz

Die diagonalen Stützstreben der Querbalken erscheinen dabei wie die Arme der Gekreuzigten. Der Lastwagen, in dem Ennis del Mar sich befindet, bewegt sich langsam aus dem Bereich der Kreuze heraus. Am Morgen, bei Ankunft des Lastwagens an seinem Zielort, dominieren die Kreuze immer noch die linke Bildhälfte, obwohl sich der Truck inzwischen an einem völlig anderen Ort befindet. Wenn Ennis nach langer Fahrt aus dem Lastwagen steigt, tritt er in den Raum der drei Kreuze, die bis zum Ende im Hintergrund sichtbar bleiben.

Ennis del Mar und Jack Twist streben zunächst einem Ideal von Männlichkeit nach, das in dem Begriff des Cowboys geradezu mythische Gestalt gewonnen hat – sie werden Opfer eines diskursiven Zwangssystems, das bis hinein in die Marlboro-Werbung seine Wirkung entfaltet. Der Cowboy ist nach diesem Konstrukt ein besonders männlicher Mann, dessen Zuhause die Wildnis ist. Er wird umweht von dem rauen Wind der Prärie und ist umgeben von Rinderherden; Stiefel, Hut, Lasso und Sporen gehören zum Code seiner Männlichkeit. Lagerfeuer und Zigarettenqualm bestimmen die bittere Note seines Geruchs. Der Cowboy ist mutig und einsam. Dieses Stereotyp, das über den Western-Film auch die Männlichkeitsvorstellungen des 20. Jahrhunderts prägte, scheint die Fantasiewelt von Ennis und Jack zu beherrschen. Ihre inneren Bilder sind der ständige Schutzwall gegen die Selbstverachtung, die ihr schwules Begehren begleitet. Sie sind aber auch die Quelle dafür, dass sie sich selbst und die Frauen, die sie heiraten, ins Unglück treiben. Beide wollen dem Männlichkeitsideal gerecht werden, zu dessen Chiffre der Cowboy-Mythos geworden ist. Aber Ennis ist nur ein untergeordneter Rancharbeiter, und Jack versucht im Rodeoreiten dem Cowboy-Ideal – mehr schlecht als recht – nachzueifern. Der Film greift von Anfang an dieses Phantasma der Männer auf, subvertiert aber seine Semantik. Er konstruiert den Cowboy-Mythos als Phantasma, um ihn im nächsten Schritt umso gründlicher zu zerstören. Gleich zu Beginn unterläuft der Film die Zwangsfantasien seiner Helden, indem er eine ganz andere Ikonografie aufruft, die jedem kulturgeschichtlich Interessierten geläufig ist. Jack und Ennis werden auf Brokeback Mountain keine Cowboys, sondern Schafhirten. Das Schafehüten ist eine Tätigkeit, die von den echten Kuhtribern zutiefst verachtet wird (darauf weist Annie Proulx in ihrem Essay zur Entstehung des Films hin (ebd., 351). Ang Lee widmet dieser Dekonstruktion eine lange Sequenz im Eingang des Films.



Abb. 3: Der gute Hirte

Dabei weist er den beiden Hauptfiguren mit dem Hirtendasein weiblich-mütterliche Attribute zu: Er macht sie zu ‚guten Hirten‘, die ihre Schäflein beschützend auf den Rücken nehmen oder ihre Hufe fürsorglich von eingeklemmten Steinen befreien.

Der Schafhirte ist sowohl in der Literatur als auch in der Kunstgeschichte Requisit einer friedlichen Welt, meist Bestandteil einer Idylle (oder des *locus amoenus*), in dem die Erotik einen selbstverständlichen Platz einnimmt; nicht umsonst hat das Wort Schäferstündchen eine erotische Konnotation. In dieser Schäferwelt, die fern der Zivilisation mit ihren vorgeprägten Männlichkeitsbildern angesiedelt ist, ereignet sich denn auch der einzige wirklich glückliche Moment für Jack und Ennis: eine Art Schäferidylle, die dem *locus amoenus* angemessen ist. Aber auch hier unterläuft der Film seine eigene Vorlage: Durch die Blickregie des Films wird klar, dass wir bei der heiteren Szene, die wir sehen, den Blick eines feindlichen Beobachters einnehmen:



Abb. 4: Der Chef Aguirre beobachtet die beiden Männer durch ein Fernglas.

Die Weite der Natur steht hier für die Selbstbefreiung der Protagonisten, die in der Zivilisation, in der Enge der Häuser und Wohnzimmer, nicht möglich ist. Aber gerade die visuelle Darstellung ihres Liebesglücks, die die beiden herumtollend mit nacktem Oberkörper zeigt, entpuppt sich als Blick des Chefs (mit dem bezeichnenden Namen Aguirre⁶), der den beiden nachspioniert. Dies wird schon dadurch deutlich, dass die Szene stumm ist, ohne Einblendung von Stimmen – was der Beobachterposition aus der Ferne entspricht. Diese Verfremdung des Blicks umgibt die sorglose Ausgelassenheit der beiden Männer mit einer Bedrohung, die schon auf die finale Katastrophe vordeutet.

Noch an einer anderen Stelle dringt der beobachtende Blick eines Anderen in die Intimität des schwulen Begehrens, und auch hier ist der Blick eine Art Vorbote, der Verhängnis und Zerstörung ankündigt. Jack und Ennis haben sich nach dem gemeinsamen Sommer auf dem Brokeback Mountain vier Jahre nicht mehr gesehen, und als Jack eines Tages mit seinem Wagen vor Ennis' Wohnung steht, kommt es zu einer leidenschaftlichen Begrüßungsszene, in der das aufgestaute Begehren sich Bahn bricht. Diese Szene wird von Ennis' Frau Alma beobachtet:



Abb. 5: Alma beobachtet die beiden Männer durch das Fenster.

Immer ist es der Blick der Anderen, der das Glück des Augenblicks in etwas Verbotenes transformiert, der aus dem Begehren ein verbotenes Begehren macht. Dieser Blick tritt hier als ein Störmoment auf, das die Steigerung der Handlung vorantreibt.

Der Film folgt strukturell dem Bau der griechischen Tragödie, nach der das Verhängnis, die Katastrophe, unabwendbar ist. So akribisch die Erzählung gestaltet wurde,⁷ so präzise haben die Drehbuchautoren und der Regisseur gearbeitet. Auf die Exposition mit der Anstellung als Schafhirten und dem Schafauftrieb folgt die Schürzung des Knotens, die Steigerung, die mit der ersten sexuellen Begegnung der Männer ihren Anfang nimmt und mit der Beobachtung durch den Chef Aguirre auf die mögliche Katastrophe verweist. Mit unerbittlicher Konsequenz wird die Liebesaffäre gesteigert bis hin zum Wendepunkt, bevor sie – kurz aufgehalten durch ein retardierendes Moment – auf die Katastrophe zustürzt.

Der Wendepunkt ist da angesiedelt, wo Jack und auch dem Zuschauer klar wird, dass es eine gute Lösung, eine Befreiung aus dem Versteck nicht geben wird. Das Versteck, auf Englisch *closet*, gehört zu den Zentralmetaphern des Films – darauf komme ich gleich noch zurück. Da die beiden Protagonisten schweigsame Helden sind, verlegt der Film einen Großteil der Semantik in die Bildsprache. Das Eingesperrtsein in Räume, in abgegrenzte Spiegelflächen, ins Gefängnis des anderen Blicks steht in Opposition zur freien Natur (soweit nicht auch in der Natur der Blick des anderen die Freiheit bedroht) – eine Opposition, die den ganzen Film durchzieht. Nur in der weiten Landschaft sind für Jack und Ennis kurze Glücksmomente möglich. Zurück in der Zivilisation verfallen sie den tief verinnerlichten Bildern idealer Männlichkeit, der Patriarchenrolle in der Familie, dem familialen Zwangssystem. Bei ihrem Wiedersehen nach vier Jahren ist es Ennis, der jede Hoffnung auf einen Ausbruch aus dem ‚Versteck‘ zerstört. Dabei wird der psychologische Grund seiner Angst mitgeliefert: Es sind die zerstörerischen Bilder der Gewalt gegen alles Andersartige, die sich von Kindheit an in seine Erinnerung gegraben haben. In diesem Sinn unterscheidet sich der Film grundsätzlich von einer anderen ‚normalen‘ Liebesgeschichte: Hier wird nicht nur das gesellschaftliche Verbot nachgezeichnet, das

alle Ausbruchsversuche aus dem Käfig vereitelt, sondern auch die psychische Selbstunterdrückung, die unauflöslich an die frühen Bilder der Gewalt gekoppelt ist und die nicht nur Ennis, sondern alle beschädigt, die mit ihm in Berührung kommen. Ennis berichtet beim Wiedersehen mit Jack davon, dass in der Wohngegend seiner Kindheit ein schwuler Farmer brutal ermordet wurde, der mit seinem Freund zusammen die Farm betrieb. Ennis' Vater zwang die Kinder, sich die schrecklich zugerichtete Leiche des Farmers anzusehen:



Abb. 6: Der kleine Ennis wird vom Vater zur Leiche des homosexuellen Farmers geführt.

Die schrecklichen Bilder, die sich tief in Ennis' Erinnerung eingruben, verhindern jenes mutige Coming Out, das Jack von dem Freund fordert. Für Ennis bleibt nur die trübe Erkenntnis: „Was man nicht ändern kann, das muss man lassen.“

Es gibt in dem strengen Aufbau auch ein retardierendes Moment, das noch einmal für einen Moment die Hoffnung auf einen guten Ausgang weckt: Es ist der Augenblick, in dem Ennis sich von seiner Frau scheiden lässt und Jack sich gut gelaunt auf den Weg zu ihm macht, in der Hoffnung, dass jetzt doch noch ein Ausbruch aus dem *closet*, ein gemeinsames Leben, möglich wäre:



Abb. 7: Jack begibt sich gut gelaunt auf den Weg zu Ennis, nach dessen Scheidung.

Als Ennis jedoch dieser Hoffnung wiederum eine entschiedene Absage erteilt, wird auch den Zuschauern und Zuschauerinnen klar, dass es kein Happy End geben wird. Auf dem Rückweg weint Jack zum ersten Mal. Seine Verzweiflung markiert nicht nur das Schwenden der Hoffnung auf einen Neuanfang, sondern bereitet uns auf die abschließende Katastrophe vor: auf die Gewalt, die Jack in dem Augenblick einholen wird, in dem er das *closet* zu verlassen beabsichtigt. Wie wir später erfahren, hatte Jack die Absicht, mit einem Mann zusammen auf die Farm seines Vaters zu ziehen. Als Ennis verspätet von Jacks Tod erfährt, begreift er sofort, dass Jack Opfer eines *hate crimes*, Opfer anti-schwuler Gewalt geworden ist. Die Version von Jacks Frau, die er am Telefon erfährt, erscheint ihm unglaublich: Jack sei Opfer eines Unfalls geworden, hervorgerufen durch einen geplatzten Reifen. Ennis' Fantasie produziert unvermittelt die Bilder jenes Gewaltverbrechens, das auch den Zuschauern und Zuschauerinnen als plausible Erklärung für Jacks Todesursache erscheint.



Abb 8: Ennis fantasiert die wahren Umstände von Jacks Tod, das *hate crime*.

In Proulx' Erzählung ist diese Gewissheit über die Todesursache noch deutlicher. Dort heißt es beim Gespräch mit Jacks Eltern: „Also wußte er [Ennis] jetzt, daß es der Wagenheber gewesen war.“ (Proulx 2006, 343).

Damit sind wir zu dem Anfang zurückgekehrt, zu den Kreuzen, die über Wyomings weiter Landschaft aufragen, und zu dem gewaltsamen Tod des Matthew Shepard. Noch immer ist der gewaltsame Tod in vielen Fällen der Preis des Andersseins, trotz der Aufklärung der Gesellschaft. Die Angst vor der Repression treibt viele Homosexuelle zurück in das *closet*, in jenes Versteck, das in einer Art Nachspiel des Films zur wiederkehrenden Metapher wird. Doch schon von Anfang an sind die Bilder des Eingesperrtseins, des begrenzten Raums und der Determination durch den anderen Blick präsent – das eingegrenzte Gesicht im Spiegel und der Blick des Anderen verbinden sich in einer der ersten Einstellungen des Films, um dann immer wiederzukehren. Jack begegnet hier Ennis zum ersten Mal auf dem Gelände des Chefs, der sie als Schafhirten anstellen wird. Während er sich rasiert, beobachtet er ihn im Rückspiegel seines Wagens:



Abb. 9: Ennis wird durch Jack im Spiegel beobachtet.

Die Semantik des *closet* (*closet* bedeutet im Englischen eigentlich ‚Kleiderschrank‘) kehrt gegen Ende des Films ganz wörtlich wieder und verweist hier auf das *closet* ihrer Beziehung. Ennis findet im Haus von Jacks Eltern sein verloren geglaubtes Hemd wieder, das Jack in sein eigenes Hemd gesteckt hat – bildlicher Ausdruck ihrer Zusammengehörigkeit. Jacks Kleiderschrank hat keine Fenster nach draußen. Er steht für das Versteck und die Ausweglosigkeit ihrer Beziehung. In einer Umkehrung der Blickrichtung befinden sich die Zuschauer und Zuschauerinnen plötzlich selbst in dem Kleiderschrank und blicken auf Ennis – dessen Blick auf den Schrank gerichtet ist, den er gleich betreten wird:



Abb. 10: Ennis blickt in Jack's ‚closet‘.

Es würde zu weit führen, auf die Theorien des *closet* einzugehen, die sich im Rahmen der Queer Theory entwickelt haben. Erwähnt sei nur das bekannteste Buch *Epistemology of the Closet* von Eve Kosofsky Sedgwick (1990) – ein in den USA viel diskutiertes Buch, das zur Grundlage der Queer Theory geworden ist. Sedgwick zeigt darin am Beispiel zahlreicher literarischer Werke auf, dass das *closet* im 20. Jahrhundert zur Grundstruktur jenes sprachlichen Ausschließungssystems wurde, das sich über Begriffsdichotomien (wie männlich/weiblich, stark/schwach, Tag/Nacht) immer neu konstituiert und zur Definition des Eigenen den Ausschluss des Anderen benötigt.

Die *Epistemology of the Closet* ist in Ang Lees Film in eine Bildsprache übersetzt, die freilich nur dem englischsprachigen Publikum zugänglich ist. Das *closet* kehrt ganz am Ende des Films nochmals in seiner doppelten Bedeutung wieder: in der wörtlichen und in der übertragenen. Ennis öffnet in seinem Trailer den Kleiderschrank (*closet*) und betrachtet die beiden ineinander verschränkten Kleidungsstücke. Der Blick der Kamera fährt zurück und fällt dabei auf das winzige Fenster, das sich rechts vom Schrank befindet. Es gibt den Blick frei auf die Weite einer Landschaft: eine Wiese voller Blumen, darüber Berge und Himmel.



Abb. 11: Ennis in seinem Trailer.

Dieses Nebeneinander – das kleine, stickige *closet* und daneben das Fenster mit dem unbegrenzten Blick ins Freie – bezeichnet hier die Tragödie des älteren Ennis: das Leben, das er geführt hat, und das Leben, das er hätte führen können.⁸ Aber der Film selbst fällt kein Urteil über ihn, er bleibt am Ende so offen wie der letzte Satz, den Ennis nicht vollendet.

Anmerkungen

- 1 *Badische Zeitung*, 3.5.07.
- 2 *Frankfurter Rundschau*, 9. März 2006.
- 3 *Süddeutsche Zeitung*, 1. März 2006.
- 4 *Wall Street Journal*, 12. März 2006. Vgl. auch Daniel Mendelsohn 2006.
- 5 *Los Angeles Times*, 9. Dez. 2005: „It’s a deeply felt, emotional love story that deals with the uncharted, mysterious ways of the human heart just as so many mainstream films have before it. The two lovers here just happen to be men.“
- 6 Der Kinobesucher wird dabei an den Film *Aguirre, der Zorn Gottes* (1972) von Werner Herzog erinnert: Aguirre, die Hauptfigur dieses Films, ist ein heroischer Eroberer, der sich rücksichtslos von seinen Machtgelüsten leiten lässt.
- 7 Annie Proulx hat den kurzen Text mehr als sechzig Mal umgeschrieben, vgl. Proulx 2006, 353.
- 8 Vgl. hierzu den ausgezeichneten Beitrag von Daniel Mendelsohn: „An Affair to Remember.“ *The New Review of Books*, 53/2006, Nr. 3, dem dieser Aufsatz wichtige Anregungen verdankt.

Literatur

- KOSOFSKY SEDGWICK, EVE (1990) *Epistemology of the Closet*. Berkeley: University of California Press.
- MANN, THOMAS (1990) „Der Tod in Venedig.“ *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*. Bd. VIII. Frankfurt/M.: Fischer, 444-525.
- MCNALLY, TERENCE (1999) *Corpus Christi*. New York: Dramatists Play Service.
- MENDELSON, DANIEL (2006) „An Affair to Remember.“ *The New Review of Books* 53, Nr. 3.
- PROULX, ANNIE (2006) *Brokeback Mountain*. 3. erw. Aufl. München: Diana.

Familie und Männerbund Die Erziehung zur Männlichkeit in Goethes Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre*

In den letzten Jahren beginnt sich in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft ein Ansatz zu etablieren, der in der amerikanischen kulturwissenschaftlichen Forschung weitaus früher Fuß gefasst hat: die *Men's Studies*. Vorreiter in Deutschland sind die Geschichtswissenschaften (Habermas 2000), beispielsweise die einschlägigen Untersuchungen von Ute Frevert, die sich mit Militärdienst und Staatsbürgerschaft sowie mit der Duellpraxis im 19. Jahrhundert auseinandersetzt (Frevert 1991; 1996, 69-87), und die Sozialwissenschaften (Martschukat/ Stieglitz 2005; Meuser 1998), die mit dem Bourdieu'schen Habitus-Konzept (Brandes 2001; 2002), mit ethnomethodologischen oder auch konstruktivistischen Ansätzen arbeiten (Meuser 2000, 47-78). Die *Men's Studies*, die an die *Gender Studies* anschließen und in hohem Maße von den dort entwickelten theoretischen Modellen profitieren, haben jedoch von Beginn an Kritik auf den Plan gerufen, denn der Fokus auf „hegemoniale Männlichkeit“, von der Robert W. Connell im Anschluss an Gramsci spricht (Connell 1987), scheint das binäre Geschlechtersystem, männliche Herrschaft sowie ihre Dominanz im akademischen Diskurs zu affirmieren. Darüber hinaus ist eine Tendenz zur Viktimisierung, zur Konstruktion einer männlichen Opfergeschichte festzustellen (Martschukat/ Stieglitz 2005, 59 f), die zu reaktionären Gegenentwürfen geführt hat. Allerdings haben die *Men's Studies* – diese Entwicklung könnte die Befürchtungen etwas entschärfen – eine ähnliche Pluralisierung und Relationierung von Geschlecht vorgenommen,¹ wie sie sich im letzten Jahrzehnt in den *Gender* und *Queer Studies* (Kraß 2003) abgezeichnet hat: Nicht mehr von Männlichkeit ist die Rede, sondern von relational definierten Männlichkeiten (Martschukat/ Stieglitz 2005, u.a. 37; Erhart/ Herrmann 1997, u.a. 25; Kühne 1996, 11). Männlichkeitsentwürfe konstituieren sich nicht nur in Abgrenzung von weiblichen Identitätskonzepten, sondern auch von denen anderer Männer und bewegen sich in einem konfigrierenden Netzwerk von *Class*- und *Race*-Positionen, zumal weitere Kategorien wie Religion und Alter ins Spiel kommen können. Bevorzugte Themen der geschichts- und sozialwissenschaftlichen *Men's Studies* sind die (homophobe) Homosozialität in Männerbünden, wie sie Eve Sedgwick (1985) einschlägig für die englische Literatur untersucht hat und die

im Militär, in Burschenschaften, in Turnvereinen etc. zu finden ist (Frevert 1991; 2001), darüber hinaus Familienmänner und Väter sowie Arbeit und Männlichkeit als *engendered labour*, die insbesondere die *Labour History* untersucht (Martschukat/ Stieglitz 2005, 132 f).

Die Positionen, die Männlichkeit als *doing gender* oder als Maskerade begreifen, scheinen es in der Soziologie wie der Geschichtswissenschaft eher schwer zu haben. Diese performativen Modelle sind in den *Film Studies* und den Literaturwissenschaften hingegen ergiebig, die sich vor allem mit den psychoanalytischen Ansätzen von Rivière, Freud und Lacan auseinandersetzen (Neale 1993, 9-20; Kaltenecker 1996; Benthien/ Stephan 2003). Walter Erhart (2001) setzt sich entsprechend mit der Psychoanalyse als Meistererzählung über Familie und Geschlecht auseinander, historisiert das Modell jedoch. Erhart betont, ähnlich wie die soziologischen Studien, dass sich Männlichkeit lediglich als Geschichte erzählen lasse, genauer: als Abfolge von heterogenen Narrationen auf makrohistorischer wie auch auf individueller Ebene. Eine zentrale Instanz, die Männlichkeit insbesondere im 19. Jahrhundert formiert, sei dabei die Familie:

Die moderne Familie spielt zunächst (seit dem 18. Jahrhundert) eine neue und ganz entscheidende Schlüsselrolle am Ursprung der männlichen Subjektivität, und sie prägt darüber hinaus auch die Art und Weise, wie sich Männer in modernen Gesellschaften selbst verstehen, behaupten und konstruieren: als Familienmänner, die zuerst überwiegend von Müttern erzogen und später als Söhne und als Väter ihren Mann zu stehen haben. (Erhart 2001, 8)

In der Herkunftsfamilie entsteht nicht nur Geschlechtlichkeit überhaupt, sondern auch die neu zu gründende Zeugungsfamilie verlangt spezifische Männlichkeitsentwürfe. Zu revidieren ist in diesem Zusammenhang die Grundannahme der Familienforschung, das bürgerliche Familienmodell habe seit dem 18. Jahrhundert eine klare Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit etabliert. Auch historische Studien machen darauf aufmerksam, dass es gerade im frühen 19. Jahrhundert zu fließenden Übergängen zwischen beiden Bereichen kommt, zumal Männer gemeinhin an beiden Sphären partizipieren und schon allein deshalb über multiple Verhaltensmodelle und Habitusformen verfügen.² Insbesondere die zahlreichen genealogischen Familienromane des 19. Jahrhunderts, die Erhart zum Gegenstand seiner Studie *Familienmänner* macht, lassen die Genese männlicher Identität in Erscheinung treten, und zwar als Geschichte von instabilen Männlichkeitsentwürfen, als Ensemble von Performances und heterogenen Narrationen.

Männlichkeit als eine geschlechtsspezifische Kategorie ... besitzt eine narrative Struktur, und dies ganz besonders in der Moderne, in der sich die Geschichte der Männlichkeit in Form von Familiengeschichten beschreiben lässt. (9)

Der Bildungsroman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* verdeutlicht ganz in diesem Sinne – auch wenn er die Entwicklung eines jungen Mannes, nicht einer ganzen

Familie fokussiert –, dass sich Männlichkeit allein als Abfolge von Narrationen beschreiben lässt, Männlichkeit und Erzählen also in genuiner Weise aufeinander verwiesen sind.

Im Folgenden steht dieser Roman Goethes im Zentrum, der nahezu als Diskursbegründer im Sinne Foucaults das narrative Paradigma einer sich kohärent bildenden männlichen Person zu entwerfen scheint, also von einem geschlossenen, wohl strukturierten Lebensgang erzählt.³ Der Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* scheint den stufenhaften Weg zu einer gerundeten Persönlichkeit vorzuführen, die schließlich über die Totalität ihrer Kräfte verfügt und den Einklang von innerer und äußerer Natur erreicht. So jedenfalls hat es Wilhelm Dilthey in seiner folgenreichen Interpretation aus *Das Erlebnis und die Dichtung* von 1905 gesehen, die als Invektive gegen die zunehmende Vormachtstellung der Naturwissenschaften um 1900 zu lesen ist und gegen die zersplitternden Tendenzen der Moderne, wie sie auch Georg Simmel (Simmel 1983, 195) als Tragödie der Kultur beklagt, die Fantasie einer ganzheitlichen Persönlichkeit entfaltet. Die Lesart Diltheys hat die Goethe-Forschung über die fünfziger Jahre hinaus wesentlich geprägt und bedient bei genauem Blick das Konzept hegemonialer Männlichkeit. Diese Männlichkeit zeichnet sich dadurch aus, dass sie die Außenwelt im Akt des dichterischen Erlebnisses in sublimen Formen der Kunst transformiert, sich das Außen in vergeistigter Form einverleibt und als profane Störung zum Verschwinden bringt (Dilthey 1970, 141, 166 f, 180 f). Das Andere, das bei Dilthey eindeutig weiblich ist und auch den Tod umgreift, wird zu männlichem Geist und damit als Bedrohung eliminiert.

In den sich anschließenden Ausführungen soll jedoch gezeigt werden, dass Goethes Roman mitnichten ein monolithisches Männlichkeitsmodell entfaltet, sondern eine Bewegung vorführt, die zwischen polymorphem Begehren und Zwangsheterosexualität oszilliert. Wird der Protagonist in seinen kindlichen Fantasien, aber auch während seiner vagabundierenden Reise mit den Theaterleuten von androgynen Gestalten⁴ und einem *queeren* Begehren umgetrieben,⁵ so führt der Roman in immer neuen Anläufen eine Erziehung zur Männlichkeit vor, die Begehren und Geschlechtsidentität im Sinne der *Gender Coherence* zu koordinieren versucht: Vor allem die bürgerliche Familie und ihre libidinöse Dynamik bändigen das *queere* Begehren des Kindes, und die Figuren, die sich der Familien- sowie der binären Geschlechterordnung entziehen, also geschlechtliche Uneindeutigkeit geradezu verkörpern, sterben – allen voran Mignon. Allerdings erweist sich auch diese Erziehung zur Männlichkeit bzw. zur Gesellschafts- und Familientauglichkeit als paradoxes Projekt. Denn jenseits der geplanten Eheschließung, mit der der Roman in guter Komödientradition zu schließen scheint, dominiert ein homozöialer Männerbund den Romankosmos, ein Bund, dem sich Wilhelm durch die Aufopferung seiner eigenen Wünsche unterwirft und der sich ganz offensichtlich durch die Abgrenzung vom Weiblichen konstituiert. Der Roman führt mithin das funktionale Nebeneinander von heterosexueller Ehe und homozöialen Arbeitsbündnissen vor, die, wie die *Men's* und *Queer Studies* betonen, homosexuelle Energien speichern. Der geschilderte Lebenslauf in den *Lehrjahren* zeigt also Männlichkeit als performativen Prozess

und als paradoxes Projekt. Männlichkeit besteht aus unterschiedlichen Narrationen, die konfigrierende Formen des Begehrens kombinieren. Männlichkeit entwickelt sich, psychoanalytisch gesprochen, „über viele Stationen – von der frühkindlichen Ablösung und Differenzierung über die adoleszente Vater-, Mutter- und Selbstabgrenzung bis zur sexuellen Orientierung im Erwachsenenalter“, die ebenfalls nicht eindeutig ist (Erhart 2001, 9). Insofern ist der Bildungs- und Entwicklungsroman ein geeignetes Medium, um die widersprüchlichen Formationen von Männlichkeit zu verfolgen.

Offensichtlich bedienen die *Lehrjahre* jedoch auch das Phantasma eines geschlossenen männlichen Lebensganges, den zahlreiche Forscher in ihren Interpretationen als vorbildlich gefeiert haben. Eine solche Lektüre ist deshalb möglich, weil die *queeren* Beziehungen von einer Meistererzählung männlicher Identität überlagert werden, nämlich von der Deckgeschichte einer Familiengründung. Deshalb konnten die davon abweichenden Begehrensformen in der Forschung übersehen werden, zumal die Tendenz auszumachen ist, die androgynen Figuren durch ihre scheinbar ausschließlich ästhetische Funktion stillzustellen (Mignon als Inkarnation der Kunst). Der Roman bedient also die Strategien männlicher Identitätsbildung (Familie, Männerbund), um sie durch andere Begehrensformen zu unterlaufen.

1 Wilhelms phantasmatisches Kinderreich: Multiples Begehren

Wilhelm ist bereits im ersten Buch der *Lehrjahre* damit befasst, sein Leben zu rekapitulieren. Er startet sein biografisches Projekt so zeitig, weil er sich auf der Höhe seiner Entwicklung glaubt, weil er scheinbar eine Frau, die Schauspielerin Mariane, und einen Beruf, das Schauspiel, gefunden hat. Was in seinem Rückblick zum Thema wird, sind unter anderem Wilhelms kindliche Fantasien, die um mann-männliche Freundschaften und androgynen Figuren kreisen. An dem Punkt also, an dem Wilhelm sich mit seiner geplanten Familiengründung scheinbar auf die Norm der Heterosexualität einlässt, sich auf der initiatorischen Schwelle zum Familienvater befindet, beschwört er noch einmal ganz andere Fantasien.

Den ersten nachhaltigen Eindruck, von dem Wilhelm berichtet, verschafft ihm das weihnachtliche Puppenspiel, das ihn mit der alttestamentarischen Geschichte von David und Goliath vertraut werden lässt; diesen Figuren verwandelt er sich förmlich an. Es heißt über die Vorlage, die sich Wilhelm aus der mütterlichen Speisekammer zu verschaffen weiß:

Von der Zeit an wandte ich alle verstohlenen einsamen Stunden darauf, mein Schauspiel wiederholt zu lesen, es auswendig zu lernen, und mir in Gedanken vorzustellen, wie herrlich es sein müßte, wenn ich auch die Gestalten dazu mit meinen Fingern beleben könnte. Ich ward darüber in meinen Gedanken selbst zum David und zum Goliath. (Goethe 1988, 21)

In der nachgespielten biblischen Geschichte steht der ungleiche Kampf zwischen übermächtigem Gegner und scheinbar Unterlegenem im Vordergrund. Doch der kleine David trägt den Sieg über den Riesen davon – eine Konstellation, die die Forschung als ödipale gelesen hat: Wilhelm nimmt imaginativ eine Vaterentmachtung als Bedingung einer ödipal konfigurierten und damit heterosexuellen Männlichkeit vor (Stadler 1980, 365). In dem Bericht des alten Testaments, der dem Bibelkenner Goethe sicherlich vertraut war, werden jedoch ganz andere Akzente gesetzt, die die These von der ödipalen ‚Vaterenthronung‘ als Bestandteil eines Familienromans entkräften. In dem Bibeltext geht es nämlich auch um die enge Beziehung zwischen Jonathan und David, die beispielsweise die Freundschaftsaufsätze von Katharina von Klettenberg zum Paradigma untrennbarer „magnetischer“ Freundschaft erheben (Funck 1911, 141). Nachdem sich der siegreiche David dem Herrscher Saul vorgestellt hat – so heißt es in der Bibel –,

verband sich das Herz Jonathans mit dem Herzen Davids, und Jonathan gewann ihn lieb wie sein eigen Herz. ... Und Jonathan und David machten einen Bund miteinander; denn er hatte ihn lieb wie sein eigen Herz. Und Jonathan zog aus seinen Rock, den er anhatte, und gab ihn David, dazu seinen Mantel, sein Schwert, seinen Bogen und seinen Gürtel. (1. Samuel 18.1-4)

Der Bibeltext spricht eine ganz andere Sprache als Wilhelms Nacherzählung. Herrscht in dieser eine ödipale Familiendynamik, so geht es in der Vorlage, die der Roman durch seinen intertextuellen Bezug ebenfalls einspielt, um die enge Freundschaft zweier junger Männer, die in der literarischen Tradition homosexuell angelegt ist. Im Bogenlied Davids heißt es: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan: ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt; deine Liebe ist mir sonderlich gewesen, denn Frauenliebe ist“ (2. Samuel 1.26). Bezeichnenderweise bewegt Wilhelm diese beiden Figuren auf dem Puppentheater.

Die Gemeinschaft zweier Männer erfüllt darüber hinaus die den Roman grundierende Sehnsucht nach androgyner Ganzheit, wie sie Aristophanes in seinem Mythos vom Kugelmenschen beschrieben hat: Die höchste Form des omnipotenten Menschen bildet die Einheit zweier Männer, wie sie Wilhelm über die Figuren Jonathan und David nachstellt. Diese mann-männliche Konstellation stellt die zentrale Fantasie des Romans dar⁶, die beispielsweise auch der Beziehung zwischen Vater Wilhelm und Sohn Felix eingeschrieben ist. In den *Wanderjahren* wird diese Konstellation zudem über den Kastor-Pollux-Mythos verklärt, über eine antike Erzählung also, in der sich die beiden Brüder, der eine zunächst sterblich, der andere unsterblich, gemeinsam die Unsterblichkeit teilen – die Vision einer ewigen, sich selbst regenerierenden männlichen Gemeinschaft. Die kindlichen Fantasien, aber auch die mythische Struktur des Romans umkreisen mithin die Konstellation zweier sich ergänzender Männer jenseits von Weiblichkeit und familialer Struktur. Die Familienbildung, von der die *Lehrjahre* ebenfalls erzählen, fungiert dabei als Deckgeschichte dieser mann-männlichen Gemeinschaften.

Eine andere zentrale Gestalt, an die sich Wilhelm in Gegenwart Marianes – selbst eine Amazone – erinnert, ist Chlorinde. Er berichtet von der großen Faszination, die das von Koppen übersetzte *Befreite Jerusalem* Tassos in jungen Jahren für ihn hatte, wobei es vornehmlich die Mannweiblichkeit Chlorindes ist, die seine jugendliche Fantasie entzündet: „Besonders fesselte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Tun und Lassen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daseins, taten mehr Wirkung auf den Geist, der sich zu entwickeln anfang, als die gemachten Reize Armidens, ob ich gleich ihren Garten nicht verachtete“ (Goethe 1988, 26 f). Auch im Umgang mit diesem Prätext lässt sich eine Neuerung Goethes ausmachen. Mathias Mayer hält fest, dass „die ins Sexuelle verschobene Mannweiblichkeit der Chlorinde-Figur weitgehend auf Goethe und nicht auf Tasso zurück[geht], bei dem an der geschlechtlichen Eindeutigkeit seiner freilich kriegerischen und insofern männlichen Amazone kein Zweifel besteht“ (Mayer 1989, 119). Der Tasso-Bezug eröffnet ebenfalls einen Raum geschlechtlicher Uneindeutigkeit, in dem weder das Begehren heterosexuell noch die Geschlechteridentitäten eindeutig männlich oder weiblich organisiert sind. Grundiert zudem der Mythos des Aristophanes diese Fantasien, so erscheint eindeutige Männlichkeit und Weiblichkeit als Verlusterfahrung, mit Freud gesprochen, als kulturell bedingte Verdrängung eines bisexuellen Begehrens. Wilhelms Fantasien erzählen diesem zivilisatorischen Domestikationsprozess entsprechend von der Zerstörung der androgynen Einheit bzw. Gemeinschaft: Er verliert bei seiner Theateraufführung Jonathan aus der Hand, und Chlorinde stirbt, weil ihr Liebhaber sie nicht erkennt. Damit wird das in den *Lehr-* und *Wanderjahren* rekurrente Motiv der Liebeswunde eingearbeitet, das bis in die Antike zurückgeht (Funke 1990), bereits den *Werther* grundiert und in den *Wanderjahren* fortgeschrieben wird.

Warum diese kindlichen Fantasien von Verletzung, Verlust und Abschied erzählen, gibt der Blick auf die Familienordnung preis, die in den *Lehrjahren*, anders als in der *Theatralischen Sendung*, als triangulierte Kernfamilie angelegt ist und zum Initiationsraum eines heterosexuellen Begehrens wie der Lektüre wird (Kaiser/ Kittler 1978).

2 Die Mutter-Sohn-Bindung: Erziehung zur Heterosexualität

Das erste Buch erzählt auch von dem intimen Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, von einem verschobenen inzestuösen Begehren, das die Norm der Heterosexualität und die binäre Geschlechtermatrix aufrichtet. Judith Butler hat in *Psyche der Macht* gezeigt, dass das Inzestverbot das Tabu der Homosexualität bereits voraussetzt bzw. dieses inkorporiert:

[Die] Heterosexualität kommt nicht nur durch das Inzestverbot zustande, sondern zuvor schon durch die Durchsetzung eines Verbotes der Homosexualität. Der ödipale Konflikt setzt voraus, daß das heterosexuelle Begehren *bereits* ausgebildet ist, daß die Unterscheidung zwischen heterosexuell und homosexuell (eine Unter-

scheidung, der letztlich keine Notwendigkeit zukommt) bereits durchgesetzt ist; so gesehen setzt das Inzestverbot das Homosexualitätsverbot voraus, denn es geht von der Heterosexualisierung des Begehrens aus. (Butler 2001, 127 f)

Goethes Roman macht kenntlich, dass der familiäre Raum von einem inzestuösen Begehren durchdrungen ist, dieses jedoch auf diverse Tätigkeiten und Räume verschiebt, auf das Essen, die Speisekammer und vor allem auf das Buch, so dass die libidinösen Energien zwischen Mutter und Sohn den gebildeten Sohn als bürgerlichen Männlichkeitsentwurf produzieren. Diesen Zusammenhang zwischen Familiendynamik, Begehren und Bildung verdeutlicht insbesondere Wilhelms Besuch in der Speisekammer. Eingeleitet wird sein heimlicher Gang mit Worten, die das Unternehmen ausdrücklich erotisch konnotieren:

Die Kinder haben, fuhr Wilhelm fort, in wohleingerichteten und geordneten Häusern eine Empfindung, die ungefähr Ratten und Mäuse haben mögen: sie sind aufmerksam auf alle Ritzen und Löcher, wo sie zu einem verbotenen Naschwerk gelangen können; sie genießen es mit einer solchen verstohlenen wollüstigen Furcht, die einen großen Teil des kindischen Glücks ausmacht. (Goethe 1988, 19)

Zudem ist die Mutter die Hüterin der Speisekammer, die auch die rekurrente Motivkette von Tür und Vorhang als verbotenen, begehrenswerten Ort ausweist. Zufälligerweise bleibt an einem Sonntag der „merkwürdige Schlüssel“ (20) zu diesem verbotenen Ort stecken, so dass Wilhelm in das Reich der Leckerbissen einzutreten vermag. Er greift „nach den vielgeliebten gewelkten Pflaumen“, versieht sich mit „einigen getrockneten Äpfeln“ und nimmt „noch eine eingemachte Pomeranzenschale dazu“ (ebd.). Dann entdeckt er die Puppen in einem Kasten, doch verwirren sich ihre Drähte, so dass Wilhelm „den Kasten zuschob, nur ein geschriebenes Büchelchen, worin die Komödie von David und Goliath aufgezeichnet war, das oben gelegen hatte“, zu sich steckte und sich „mit dieser Beute leise die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete“ (21). Trophäe des Besuchs in der Speisekammer, dem verbotenen Ort der Mutter, ist das Buch, das er flugs auswendig lernt. Ein Buch wird mithin zum verfügbaren Substitut des „verbotenen Naschwerkes“, das heißt des Essens wie der Mutter. Das Begehren, das ursprünglich auf die Mutter zentriert ist – so lässt sich aus den Verschiebungen rekonstruieren –, wird an die Lektüre gebunden. Das Lesen und Schreiben des Sohnes läßt sich mit libidinösen Energien auf (Kittler 1995, 45), die aus der affektiven Mutter-Sohn-Bindung resultieren und diese fixieren. Goethe entwirft mithin das Psychogramm eines bürgerlichen Sohnes, der sein Begehren auf Bildung konzentriert und durch das Inzest-Verbot in die heterosexuelle Ordnung initiiert wird. Die Familie ist diejenige Instanz, so betonen auch die *Men's Studies* (Martschukat/ Stieglitz 2005, 105 f), die den Mann zum Mann werden lässt, ihn in die heterosexuelle Norm einweist und über die sozial profilierte Binarität von Vater und Mutter das Paradigma für die geschlechtliche Matrix und ihre Geschlechtscharaktere liefert. Wilhelms Kinderfantasien lassen jedoch zugleich deutlich werden, dass diese Erziehung zu einem heterosexuellen Begehren eine Verlustgeschichte ist.

3 Die homosozialen Männerbünde und das Eheprojekt: Homo- und Heterosexualität

Nachdem Wilhelm eine Phase durchlaufen hat, in der ihm seine kindlichen Fantasien noch einmal leibhaftig erscheinen – insbesondere in der androgynen Mignon – und er seinen künstlerischen Vorlieben frönen kann, wird er nolens volens in einen neuen Kosmos überführt, in einen rastlos tätigen Männerbund.⁷ Bahnt sich in den letzten Büchern eine Ehe an, zunächst mit Therese, dann mit Natalie – eine Ehe, die das heterosexuelle Projekt der Familie, die Erziehung zur Männlichkeit, fortzusetzen scheint –, so spielt neben der Ehe als konstitutivem Bestandteil der neuen Gesellschaftsform, in die Wilhelm eingewiesen wird, der Männerbund eine zentrale Rolle, der das Weibliche nachhaltig exkludiert, auf Opferung basiert und selbst die weiblichen Akte der Reproduktion für sich in Anspruch nimmt.

An dieser männlichen Gemeinschaft, die sich auf die internationale Versicherung von Grundstücken konzentriert, nachdem sie sich zunächst als (aufklärerische) Loge organisiert hatte – ebenfalls ein beliebter Untersuchungsgegenstand der *Men's Studies* (Martschukat/ Stieglitz 2005, 141 f) –, an dieser männlichen Gemeinschaft lassen sich die Bindungskräfte von männlichen Sozietäten studieren. Vor allem ein Gestus ist es, der Wilhelm der Organisation zuordnet, nämlich das Opfer, die Aufgabe persönlicher Wünsche. Die Haltung der Unterwerfung entspricht dem in der Goethe-Forschung viel diskutierten Begriff der Entsagung, kann allerdings im Kontext der männlichen Organisationsformen neu gelesen werden. Wiederholt ist in den letzten Büchern davon die Rede, dass Wilhelm auf eigene emotionale Ansprüche, auf autonomes Handeln verzichtet und sich den Wünschen Lotharios unterwirft. Im achten Buch wird das Ehehindernis zwischen Therese und Lothario beseitigt. Er muss sich also fragen, ob er auch weiterhin Ansprüche auf seine Braut Therese erheben dürfe, die mit Lothario, dem charismatischen Führer des Bundes, verlobt war:

Dieser Mann verdient jede Art von Neigung und Freundschaft, und ohne *Aufopferung* läßt sich keine Freundschaft denken. Um seinetwillen war es mir leicht ein unglückliches Mädchen zu betören, um seinetwillen soll mir möglich werden der würdigsten Braut zu *entsagen* (Goethe 1988, 536, Herv. F.S.)⁸

Der männliche Bund konstituiert sich über das Opfer, das zugleich den Ausschluss bzw. die Diffamierung der Frau mit sich bringt. Wilhelm betrügt, um Lothario entgegenzukommen, nicht nur dessen Geliebte, sondern düpiert auch seine eigene Braut Therese. Offenkundig zeigt sich ausgerechnet an dem deskriptierlichen Umgang mit Frauen, wie sehr sich ein Mann in den Männerbund integriert. Nicolaus Sombart hält in seinen Ausführungen über die Männerbünde um 1900, wie sie Hans Blüher und mit ihm Thomas Mann verklärt haben, in pointierter Form fest:

In seinen Lebensformen ist der ‚Männerbund‘ karg, asketisch, zölibatär; er definiert seine Einstellung dem Leben gegenüber in radikaler Abgrenzung gegen alles

Weiche, Liebliche, Anmutige Weibliche; er grenzt sich ab gegen alles, was mit dem Weibe zu tun hat: seinen Gefahren, seinen Schrecken und seine Verlockungen. (Sombart 1996, 141)

Bezeichnend für den Männerbund sind zudem der charismatische Führer und das Geheimnis. Bernd Widdig definiert im Allgemeinen und beschreibt damit auch den Turm-Bund, der über seine obsoleten Logenriten Charisma und Geheimnis erzeugt:

Die Mitgliedschaft [im Männerbund, F.S.] ist mit der Anerkennung von oft hochgesteckten Werten und Idealen verbunden, charakteristisch ist eine gewisse Aura des Geheimnisvollen, ein Aufnahmeeritus, eine hierarchische Struktur und häufig die dominierende Stellung einer charismatischen Führerpersönlichkeit. Immer wieder tauchen zwei Kardinaltugenden auf, die den emotionalen Zusammenhang des Bundes gewährleisten sollen: die absolute Treue zum Führer des Bundes und den Bundesgenossen sowie die Bereitschaft zum Opfer, (Widdig 1997, 236)

die Wilhelm gleich dreimal versichert und mehrfach unter Beweis stellt.

Zudem zeichnet sich der Bund in den *Lehrjahren* dadurch aus, dass er familiale Funktionen übernimmt und erstaunlicherweise die Vaterschaft Wilhelms beglaubigt. Die Reproduktion als familiales Geschäft wird von der männlichen Gemeinschaft usurpiert. Der Turm-Vertreter spricht bei Wilhelms Initiation: „[E]mpfangen Sie das liebliche Kind aus unserer Hand, kehren Sie sich um, und wagen Sie es, glücklich zu sein“ (Goethe 1988, 499). Und der rituell-theatralische Vorgang lässt Wilhelm ironischerweise seine Vaterschaft tatsächlich „fühlbar“ werden. Er ist begeistert und ruft aus: „Ja, ich fühl’s ... Du bist mein! welche Gabe des Himmels habe ich *meinen Freunden* zu verdanken!“ (499, Herv. F.S.) Der Männerbund in den *Lehrjahren* übernimmt mithin zentrale Riten und Funktionen der Familie, setzt sich an ihre Stelle und entwirft eine rein männliche Reproduktionsfantasie. Jeff Hearn hält in diesem Sinne fest, dass sich männliche Macht aus der systematischen Aneignung weiblicher Reproduktionskapazitäten ergebe, und zwar auf unterschiedlichen institutionellen Achsen wie etwa Zwangsheterosexualität und Vaterschaft in einem eher privaten, wissenschaftliche und staatliche Reproduktionskontrolle in einem öffentlichen Rahmen (Hearn 1987).

In den *Lehrjahren* werden die Ehen, die ganz auf Nützlichkeit ausgerichtet sind und Leidenschaft nicht kennen, entsprechend durch zeremonielle Bundschlüsse unter Männern ergänzt, die dem Eheritus ähneln. Lothario bietet Wilhelm an: „Lassen Sie uns hierauf einen Bund schließen, es ist keine Schwärmerei, es ist eine Idee, die recht gut ausführbar ist“ (Goethe 1988, 608). Dieser Bund, der männliche Freundschaft unmittelbar mit Produktivität verknüpft – es entsteht eine hoch funktionsfähige Arbeitsgemeinschaft –, flankiert die Annäherung Wilhelms an Natalie. Nach Sedgwick stehen diese homosozialen Männerbünde in einem Kontinuum mit homosexuellem Begehren, wobei diese Nähe zur Homosexualität durch eine forcierte Grenzziehung kamoufliert wird (Martschukat/Stieglitz 2005, 144 f).

Integriert sich Wilhelm also in die heterosexuelle Ehe- und Familienordnung, so muss er jedoch zugleich über ein homosexuelles Begehren verfügen, um sich in den Männerbund einzupassen. In *Wilhelm Meisters Lehrjahre* wird mithin neben der Familie auch die zentrale Funktion von Männerbünden für eine Geschichte der Männlichkeit deutlich. Ein Mann ist ein Mann, wenn er einem Männerbund angehört, der Weiblichkeit ausgrenzt. Die Fixierung auf ein heterosexuelles Begehren (in der Ehe) ist nicht hinreichend, um männliche bürgerliche Identität zu beschreiben. Männlichkeit muss sowohl über ein hetero- als auch ein homosexuelles Begehren verfügen, um gesellschaftlich funktionsfähig zu sein und steht damit in dem Dilemma, ein tabuisiertes Begehren verfügbar zu halten und zugleich als heterosexuell erscheinen zu müssen. Oder anders formuliert: Die Zeugungsfamilie verlangt eine Hinwendung zur Frau, die der Männerbund untersagt.

Goethes Roman führt Männlichkeit als Prozess vor, als Dynamik zwischen einem polymorphen Begehren und Normierungsstrategien, über die insbesondere die bürgerliche Familie verfügt. Doch der Text lässt auch kenntlich werden, dass die binäre heterosexuelle Ordnung, die scheinbar eindeutige Männlichkeit und Weiblichkeit produziert, einen schmerzlichen Verlust bedeutet. Norm und ihre Überschreitung stehen also nebeneinander. Rufen die *Lehrjahre* die zentralen Paradigmen männlicher Identitätsbildung auf (Familie und Männerbund), so konnte der Roman einerseits zum literarischen Leitbild männlicher Entwicklung avancieren, an dem das 19. und 20. Jahrhundert bis in die fünfziger Jahre hinein interessiert waren – zu diesem Zeitpunkt verändert sich das gesellschaftliche Männlichkeitsbild entscheidend. Andererseits legen die *Lehrjahre* die Prozessualität, Labilität und Widersprüchlichkeit von bürgerlichen Männlichkeitsentwürfen offen und können deshalb zum Gegenstand eines *queer reading* werden.

Anmerkungen

- 1 Kritik an dieser Pluralisierung übt allerdings der Soziologe Meuser, der die Verflüchtigung des Untersuchungsgegenstandes befürchtet und über den Habitus-Begriff Bourdieus die Gemeinsamkeiten von Männlichkeiten fokussiert (Meuser 2000, 54 f).
- 2 Aus psychoanalytischer Perspektive dominieren nach Erhart zwei entgegengesetzte Tendenzen das männliche Leben: der Wunsch nach präödipler Regression, wie ihn auch Klaus Theweleit in seinen *Männerphantasien* beschrieben hat (Theweleit 1995), und der Wunsch nach der Abgrenzung vom mütterlichen Bereich, so dass die mutterzentrierte Narration wiederholt in eine der Männlichkeit umcodiert wird, die die Grenze zum Weiblichen betont.
- 3 Zu einem Überblick über die neueren Forschungstendenzen, die die Festschreibung auf Bildung eher aufheben vgl. Schöblier 2002, 10 f. Aufgrund des besonderen Fokus auf Männlichkeit wird die Goethe-Philologie nur am Rande erwähnt; zu ausführlichen Forschungsreferaten vgl. die Habilitationsschrift der Verfasserin.
- 4 Die Forschung hat die Bedeutung von Androgynie und Homosexualität, wie sie in Goethes *Schweizer Briefen*, in den *Römischen Elegien*, im *West-östlichen Divan* und in den *Wanderjahren*, dort in der berühmten Episode mit dem Fischerknaben, zum Ausdruck kommt, wiederholt zum Thema gemacht; vgl. Elsaghe 1995; Tobin 1996. Tobin betrachtet Homosexualität im Sinne Derridas als „gift“, das eng mit Textualität verknüpft ist; vgl. zu Mignon auch Tobin 1993.
- 5 Zur Forschungslage vgl. Schöblier 2002, 64 f.
- 6 Diese männliche Konstellation dominiert auch die dritte Fantasie Wilhelms, die sich an dem Bild vom kranken Königssohn entzündet. Dieses Bild kann vor dem Hintergrund von Winkelmanns Lesart als bildkünstlerische Repräsentation einer mann-männlichen Zuneigung gelesen werden (Winkelmann 1962, 78). Der Vater opfert seine Frau für den liebeskranken Sohn, der sich just nach seiner Stiefmutter verzehrt. Auch hier überlagert eine ödipale Familienkonstellation die mann-männliche Beziehung.
- 7 Zu den kontroversen Einschätzungen der Turm-Gesellschaft vgl. Schöblier 2002, 132 f.
- 8 Übt Wilhelm das erotische Liebesopfer zunächst innerhalb der heterosexuellen Ordnung ein – er glaubt sich bei dem Überfall im Wald für Natalie geopfert zu haben –, so bietet er nun den männlichen Figuren das Opfer seiner Wünsche an. Das, was zuvor die emphatische Bindung zwischen Frau und Mann stiftete, das Liebesopfer, die Hingabe, wie sie auch im *Werther* zentral ist, wird in einen männlichen Kosmos übertragen; vgl. zu dieser Umcodierung Schöblier 2002, 92 f.

Literatur

- BENTHIEN, CLAUDIA/ INGE STEPHAN (2003) Hg. *Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Köln/ Weimar/ Wien: Böhlau.
- BUTLER, JUDITH (2001) *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- BRANDES, HOLGER (2001/2002) *Der männliche Habitus*, 2 Bde. Opladen: Leske + Budrich.
- CONNELL, ROBERT W. (1987) *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics*. California: Stanford University Press.
- DILTHEY, WILHELM (1970) *Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin* [1905]. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- ELSAGHE, YAHYA (1995) „Wilhelm Meisters letzter Brief. Homosexualität und Nekrophilie bei Goethe. Mit einem Auszug aus Goethes ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre‘“. *Forum Homosexualität und Literatur* 24/1995: 5-36.
- ERHART, WALTER (2001) *Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit*. München: Fink.
- ERHART, WALTER/ BRITTA HERRMANN (1997) „Der erforschte Mann?“. *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*. Hg. Dies. Stuttgart/ Weimar: J.B. Metzler, 3-31.
- FREVERT, UTE (1991) *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*. München: C.H. Beck.
- FREVERT, UTE (1996) „Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit“. *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*. Hg. Thomas Kühne. Frankfurt/M./ New York: Campus, 69-87.
- FREVERT, UTE (2001) *Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*. München: C.H. Beck.
- FUNCK, HEINRICH (1911) Hg. *Die schöne Seele. Bekenntnisse, Schriften und Briefe der Susanna Katharina von Klettenberg*. Leipzig: Insel.
- FUNKE, HERMANN (1990) „Griechische und römische Antike“. *Liebe als Krankheit. 3. Kolloquium der Forschungsstelle für europäische Lyrik des Mittelalters*. Hg. Theo Stemmler. Tübingen: Narr, 11-30.
- GOETHE, JOHANN W. (1988) „Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman“. *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe*, Bd. 5. Hg. Hans-Jürgen Schings. München/ Wien: Hanser.
- HABERMAS, REBEKKA (2000) *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- HEARN, JEFF (1987) *The Gender of Oppression. Men, Masculinity and the Critique of Marxism*. Brighton: St. Martin's Press.
- KAISER, GERHARD/ FRIEDRICH A. KITTLER (1978) *Dichtung als Sozialisationsspiel. Studien zu Goethe und Gottfried Keller*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- KALTENECKER, SIEGFRIED (1996) *Spiegelformen. Männlichkeit und Differenz im Kino*. Basel: Stroemfeld.
- KITTLER, FRIEDRICH (1995) *Aufschreibesysteme 1800/1900*. München: Fink.
- KRAß, ANDREAS (2003) Hg. *Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies)*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- KÜHNE, THOMAS (1996) „Männergeschichte als Geschlechtergeschichte.“ *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*. Hg. Ders. Frankfurt/M./New York: Campus, 7-30.
- MARTSCHUKAT, JÜRGEN/ OLAF STIEGLITZ (2005) „Es ist ein Junge!“. *Einführung in die Geschichte der Männlichkeit in der Neuzeit*. Tübingen: Edition Diskord.
- MAYER, MATHIAS (1989) *Selbstbewußte Illusion. Selbstreflexion und Legitimation*

- der Dichtung im Wilhelm Meister. Heidelberg: Winter.
- MEUSER, MICHAEL (1998) *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen: Leske + Budrich.
- MEUSER, MICHAEL (2000) „Perspektiven einer Soziologie der Männlichkeit.“ *Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung*. Hg. Doris Janshen. Frankfurt/M./New York: Campus, 47-78.
- NEALE, STEVE (1993) „Masculinity as Spectacle. Reflections on men and mainstream cinema“ *Screening the male. Exploring masculinities in Hollywood cinema*. Hg. Steven Cohan/ Ina Rae Hark. London / New York: Routledge, 9-20.
- SCHÖßLER, FRANZISKA (2002) *Goethes Lehr- und Wanderjahre. Eine Kulturgeschichte der Moderne*. Tübingen: Francke.
- SEDGWICK, EVE KOSOFSKY (1985) *Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire*. New York: Columbia University Press.
- SIMMEL, GEORG (1983) „Der Begriff und die Tragödie der Kultur“. *Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne*. Hg. Ders. Berlin: Wagenbach, 195-219.
- SOMBART, NICOLAUS (1996) „Männerbund und Politische Kultur in Deutschland.“ *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*. Hg. Thomas Kühne. Frankfurt/M./ New York: Campus, 136-155.
- STADLER, ULRICH (1980) „Wilhelm Meisters unerlassene Revolte. Individuelle Geschichte und Gesellschaftsgeschichte in Goethes ‚Lehrjahren‘.“ *Euphorion* 74: 360-374.
- THEWELEIT, KLAUS (1995) *Männerphantasien*. 2 Bde. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- TOBIN, ROBERT D. (1993) „Medicinalization of Mignon.“ *Goethes Mignon und ihre Schwestern. Interpretationen und Rezeption*. Hg. Gerhart Hoffmeister. New York u.a.: Lang, 43-60.
- TOBIN, ROBERT D. (1996) „In and Against Nature: Goethe on Homosexuality and Heterosexuality.“ *Outing Goethe and His Age*. Hg. Alice A. Kuzniar. Stanford: Stanford University Press, 94-110.
- WIDDIG, BERND (1997) „Ein herber Kultus des Männlichen: Männerbünde um 1900“. *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*. Hg. Walter Erhart/ Britta Herrmann. Stuttgart/ Weimar: J.B. Metzler, 235-248.
- WINCKELMANN, JOHANN (1962) „Sendschreiben über die Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst.“ *Kunsttheoretische Schriften I, Faksimileneudruck der zweiten vermehrten Auflage* (Dresden 1756), Baden-Baden u.a.: Heitz.

Zur Konstruktion von Männlichkeit bei Autorinnen: Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann, Elfriede Jelinek

Die Behandlung ausgewählter Texte aus dem Erzählwerk der genannten österreichischen Schriftstellerinnen bietet die Möglichkeit, eine Entwicklung der Männlichkeitskonstruktionen im Roman zwischen 1955 und 1983 aufzuzeigen. Zudem nimmt Bachmann in *Malina* erkennbar auf Haushofer Bezug, desgleichen Jelinek auf Bachmann und – nicht nur vermittelt über diese – auch auf Haushofer. Die intertextuellen Bezüge etablieren eine Genealogie weiblicher Autorschaft und im Verhältnis der jeweiligen Protagonistinnen zum ‚anderen Geschlecht‘ eine Typologie von Männlichkeit. Spiegeln alle drei Autorinnen den Versuch ihrer Frauenfiguren, schreibend oder künstlerisch tätig ein Subjekt zu werden, mit Virginia Woolf an der Etablierung eines eigenen Raumes – *a room of one's own* –, so kommt Haushofers Heldin erst in ihrem letzten Roman, der titelgebenden *Mansarde*, dort an. Das weibliche Erzähl-Ich in Bachmanns *Malina* verfügt dagegen über eigene Räumlichkeiten – besonders im Verhältnis zum Geliebten Ivan, der für sich und gegenüber wohnt –, hat aber, wenn auch im Hinterzimmer und getrennt durch einen langen Gang (Bachmann 1993, 23), die männliche Figur Malina bei sich einquartiert, deren Status zwar zwischen metaphorisch und real schwankt, dennoch aber Räume des Ichs besetzt hält. Dass dieser Malina genau in jenem österreichischen Heeresmuseum, dem Arsenal, angestellt ist, welches der Mann der Protagonistin aus Haushofers Roman *Die Mansarde* regelmäßig sonntags aufsucht, um sich seiner männlichen Identität zu versichern, zeigt die fortbestehende Abhängigkeit der Protagonistinnen an, die immer noch gezwungen sind, sich im gleichen Haus (Mansarde) bzw. der gleichen Wohnung (Vorder- vs. Hinterzimmer) mit einer traditionell durch Militär und Bürokratie gekennzeichneten hegemonialen Männlichkeit einzurichten. Jelinek greift dieses weibliche Verortungsstreben auf, indem sie der Klavierspielerin und potentiellen -virtuosin im Modus des *double bind* ein „eigenes Reich“ zum Schalten zuweist, in dem sie aber von der Mutter „verwaltet wird“ (1986, 7). Jelinek scheint also das männliche Machtmonopol zu brechen, indem sie es weiblich umbesetzt, bestätigt es andererseits jedoch radikal, da die Mutter nur in die phallische Position des abwesenden Vaters einrückt. Stereotypen hegemonialer Männlichkeit stellt Jelinek schließlich an dem jugendlichen gewalt-

bereiten Liebhaber Klemmer aus, der mit dem Entschluss beschäftigt ist, ganz unmetaphorisch über weibliche Leichen zu gehen – „er wird sie vielleicht beinahe töten“ (1989, 238) –, und schreibt damit das bei Haushofer und Bachmann mit Männlichkeit assoziierte Mordmotiv fort – „mein Vater (...) mein Mörder“ (Bachmann 1993, 235). Jelinek ironisiert aber die Machtvollkommenheit der männlichen Figur, indem sie ihre Abhängigkeit von der phallisch-monistischen und heterosexuell organisierten Geschlechterordnung aufzeigt. Klemmer ist qua Namengebung auch der Ver- und Eingeklemmte, der sein eigenes ‚Klammern‘ auf das weibliche Andere projiziert. Von Haushofer, die noch mit traditionellen Romanfiguren arbeitet, über Bachmann, die den zwitterhaften Malina erfindet, durchläuft die männliche Figur einen Erosionsprozess, bis sie bei Jelinek zu einer Funktion der heteronormen Ordnung selber wird, deren Stereotype sie verkörpert. Dieser Prozess soll im Folgenden in den drei Einzelanalysen aufgezeigt werden.

Marlen Haushofer

Diese 1920 geborene (1970 verstorbene) Autorin, deren Hauptwerke, Romane und Erzählungen, in den 1950er und 60er Jahren erschienen, blieb solange relativ unbeachtet, bis die neue Frauenbewegung in ihren Texten die schonungslose Patriarchatskritik entdeckte. Außerdem kam der subjektive Erzählmodus – personales Erzählverhalten in der Er- oder Ich-Form in Anlehnung an den Tagebuchroman, wobei die Perspektivfigur durchgängig eine Frau ist – dem Selbstverständigungsimpetus der Frauenbewegung entgegen. Im Zentrum des Interesses standen dabei vorrangig die ‚Frauenbilder‘ bzw. Haushofers Entwürfe von Weiblichkeit, insbesondere von Mütterlichkeit im Rahmen der „katastrophischen Normalität des patriarchalen Alltags“ (Nolte 1992, 5). Denn Haushofers Texte lassen sich als Untersuchungen zum männlich dominierten Geschlechterverhältnis lesen, das nicht nur zu tödlichen Folgen in der Familie, sondern auch in die gesamtgesellschaftliche Katastrophe führt. Haushofers Interesse gilt dabei den Mechanismen, die die Komplizenschaft der Frauen mit den Männern bedingen, wozu eine körperfeindliche, Passivität begünstigende Gehorsamkeitserziehung ebenso zu rechnen ist wie die Vorstellung einer Komplementarität im Verhältnis der Geschlechter zueinander. Über die Mittäterschaft als Skandalon sind also bei Haushofer immer auch die Täter im Blick.

Dass alle Aussagen über Männer oder Frauen im Roman nur jeweils perspektivisch genommen werden dürfen, lässt die Autorin eine ihrer Protagonistinnen in Form einer poetischen Metareflexion selbst aussprechen:

Sie mußte sich ... davor hüten, in ihren Träumen mit einem Gregor zu leben, den es nicht gab und nicht geben konnte, der einfach ein Unding war, denn was anderes konnte ein Mann schon sein, der dem Hirn einer Frau entsprungen war. Auch jede Frau in den von Männern geschriebenen Romanen war ein Unding, und

das hatte sie beim Lesen noch immer geärgert und verstimmt; derartige Romane waren anmaßend und unwahr. Die einzige Möglichkeit war wohl, das Verhalten eines Menschen aufzuzeichnen. (1957, 108)¹

Ironischerweise schärft diese Aufforderung zur Vorsicht aber gerade den Blick der Leserin für das „Uning“ Mann, und in der Tat heißt es in der Novelle *Wir töten Stella* über den Vater als Verführer der Pflege-Tochter: „Richard ist ein Ungeheuer: fürsorglicher Familienvater, geschätzter Anwalt, leidenschaftlicher Liebhaber, Verräter, Lügner und Mörder“ (1985, 25). Diese Beschreibungen, wohlgemerkt wiederum von der Ehefrau im Ich-Erzählmodus abgegeben, kennzeichnen einen der beiden Typen von Männerfiguren in Haushofers Werk. Man hat ihn den Typus des „An-archen“ (Schaller 2000, 169) genannt. Es handelt sich bei ihnen um „vitale[] Naturen“ (1985, 16), „Tat- und Genuß-‘ respektive ‚Genuß- und Erfolgsmensch[en]‘. Ausgestattet mit einem kräftigen, großen und rundum gesunden Körper“ (Schaller 2000, 169) erscheinen sie den Frauenfiguren „zum unaufhörlichen Genuß befähigt“ (1985, 25). „Völlig unberührt von äußeren Unannehmlichkeiten [strömen sie] täglich dieselbe Kraft und Lebendigkeit aus“ (1957, 93). Berufliches Durchsetzungsvermögen – als Unternehmer, Anwälte, Direktoren und Fabrikanten – paart sich mit erotischer Tatkraft. In diese Gruppe gehören Väter, Ehemänner und Liebhaber.

Über Tatkraft und erotische Potenz verfügen die blassen, unbescholtenen, langweiligen und biedereren Ehemänner nicht oder nicht mehr, die zur zweiten Gruppe gehören und den Gegentypus zum „An-archen“ bilden, nämlich „die netten, freundlichen – unsäglich verächtlichen, weil harmlosen Träger von Sakkoanzügen“, so das Urteil eines Kritikers, eines Mannes (Tauschinski 1986, 157 f). Zu diesem Typus des schlechten Liebhabers zählen auch die Intellektuellen:

Die Vorstellung, daß alle diese ernsthaften, dezent gekleideten Männer manchmal die Kleider ablegen und, bleich wie Kartoffeltriebe, darangehen, sich eine Stunde mit Liebe zu beschäftigen, hat etwas Obszönes und Lächerliches an sich. Man kann eben nicht durch Generationen das Fleisch verachten und mit dem Hirn allein leben. Eines Tages rächt sich das Fleisch. (1957, 42)²

Diese Männer ähneln gelegentlich Kindern und haben bezeichnende Hobbies, in denen sie die Ehefrauen, gleich Müttern, gewähren lassen: Einer von ihnen ist ein „große[r] Sammler und Hypochonder“ (1983, 8), ein anderer verbringt seine Sonntagnachmittage am liebsten vor jenen Schaukästen im Arsenal, dem Heeresmuseum, „in denen Bilder aus dem Ersten Weltkrieg zu sehen sind. Er glaubt nämlich auf einer dieser alten Photographien seinen Vater entdeckt zu haben“ (1986, 16), was er jedoch, perfektionistisch, immer wieder überprüfen muss. Hier kreuzen sich Militär und Bürokratie als Sozialisationsagenturen einer Männlichkeit, die in die psychische Erstarrung führt.

Die zwanghaften Züge, die in den Texten Haushofers den Ehealltag zu einem pedantisch eingehaltenen Ritual machen, bestätigen Judith Butlers Ausführungen zur Zwangsheterosexualität in der phallischen Geschlechterordnung. Auch

die Vorstellung von Geschlecht als Maskerade findet sich bei Haushofer: Die Protagonistin im Roman *Die Mansarde* nimmt wahr, wie der Ehemann seinem Vater immer ähnlicher wird: „Wie ein guter Schauspieler versteht er es, einen hageren alten Mann von düsterem Aussehen zu mimen“ (1986, 101). Ihren eigenen Gedanken, es müsse einen wirklichen Hubert gegeben haben, verabschiedet sie, so wie Butler das Konzept eines inneren Kerns von Geschlecht, welches der Performanz vorhergehe, abweist. Das heißt nicht, dass Haushofer die historischen Bedingungen der Geschlechterperformanz nicht berücksichtigen würde. Prozesse, die bekanntlich zur „Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“ und damit zur „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ geführt haben (Hausen 1976, 363), formuliert eine ihrer Protagonistinnen:

Der Verhärtungs- und Verflachungsprozeß hatte eingesetzt, der viele Männer mit den Jahren in einen gut gebügelten Anzug verwandelt mit irgendeinem Kopf darauf, in dem nichts mehr Platz hat als Zahlen, Statistiken, Propagandareden und Schlagworte. (1955, 142)

Auch am Typus des „An-archen“ wird der unter Zwängen produzierte Habitus erkannt:

gerade eine vitale Natur muß von Kindheit an anstoßen in der Zwangsjacke unserer Zivilisation und muß sich, wenn genügend Intelligenz vorhanden ist, zwangsläufig zum Lügner entwickeln. Hinter der Fassade von Gregors gesundem Körper, hinter seiner Kraft und Gesundheit verbirgt sich ein tiefer Riß in seiner Persönlichkeit. (1957, 152)

Diese auch in ihm selbst auftauchende flüchtige Erkenntnis vertreibt er jedoch – gemäß dem Männlichkeitsimperativ aktiv und nach außen gerichtet zu sein – „mit einem Glas Wein, heftiger Arbeit und erotischem Genuß“ sowie „langen rasenden Autofahrten“ (223). Obwohl die Protagonistin den Prozess wahrnimmt, wie jemand „sich in die Maske eines berufsmäßigen Lügners und kalten Spekulanten verwandelt“ (153), reagiert sie nicht mit Protest, sondern nur mit der Selbstaufforderung, diesen Mann noch mehr zu lieben.

Mit einer für die heutige Leserin schwer erträglichen Passivität fügen sich die Haushoferschen Protagonistinnen in die Dichotomie der Geschlechter: „Es war nicht seine Schuld, daß er ein Mann war, ebensowenig war es ihre Schuld, daß sie eine Frau war“ (1957, 74). Überdies wird Männlichkeit vom Typus des „An-archen“ von den Frauen immer wieder bestätigt, ja legitimiert, da sie auf Grund einer sexualfeindlichen Sozialisation keinen eigenen Zugang zu ihrem Körper haben und daher von den Männern, die ganz mit ihrem Körper leben, ‚erweckt‘ werden müssen, um dann deren Anziehungskraft oft ganz zu ‚verfallen‘.

Es überfiel mich mit körperlicher Gewalt, wie sehr ich Gregor gehöre. Was bedeuten dagegen gemeinsame Interessen, seelische Übereinstimmung, Mitleid, Zärtlichkeit und wie sie alle heißen, diese hübschen Gefühlerchen, die meinem Leben

einmal ein bißchen Glanz schenkten. Gregor ist das Brot, das mich am Leben erhält. Nur ihm gelingt es, die Welt für mich zum Leben und Glühen zu bringen. (1957, 151)

Wie noch Ivan bei Ingeborg Bachmann wird der Mann hier zur großen Erwecker- und Erlöserfigur stilisiert, und wie bei diesem ist seine Rückseite Gewalt. Erst spät begreifen die Haushoferschen Protagonistinnen, dass sie, aber auch die Geliebten, buchstäblich ‚körperlicher Gewalt verfallen‘ sind, erkennen „die entsetzliche Sklaverei, in der sie sich beide befanden“ (1955, 179). Deren Ausmaß zeigt sich, wenn der Selbstmord oder die Flucht in eine Existenz unter anderem Namen und in einem anderen Land von den Frauen als Modi der Befreiung und Weg zu einem selbstbestimmten Leben angesehen werden. Die Totgeburt eines Kindes, eines ‚schönen großen Knaben‘, wird sogar als Weigerung der Frau interpretierbar, eine Genealogie großer starker Männer fortzusetzen, in der sie nur als die Mutter von Söhnen eine Rolle spielen würde (1957, 222).

Die Komplementarität der Geschlechter zeigt hier ihr sadistisches Gesicht: Soll der Geliebte zum ‚Leben erhaltenden Brot‘ werden, muss die Frau zuvor der emotionalen Deprivation ausgesetzt gewesen sein. In der Tat fehlt ihr – bei Haushofer in unterschiedlichen Varianten entworfen – in der frühen Kindheit die Zuwendung und damit Anerkennung vor allem von Seiten des Vaters. Die Männer sind daher für die Frauen Substitute, aber auch Wiedergänger des geliebten, schmerzlich vermissten Vaters. Dass es sich bei diesem Vatermangel nicht um ein individuelles Schicksal, sondern um ein strukturelles Merkmal patriarchalischer weiblicher Sozialisation handelt, haben die Psychoanalytikerinnen Christiane Olivier und Jessica Benjamin in den 1980er Jahren aufgezeigt: Das kleine Mädchen zählt für den Vater nicht. Bei Haushofer liest sich das so: „‚Er‘ war fortgegangen, nicht in den Wald und nicht ins Dorf, sondern fort für immer. ‚Er‘ hatte sie zurückgelassen und vergessen, wie man einen Gegenstand vergißt, den man nicht mehr benötigt“ (1957, 220).³

Eine andere Variante des Sadismus im komplementären Geschlechterverhältnis beschreibt die Jäger-Beute-Metapher. Die Frau in der Rolle der Beute, der Mann in der des sadistischen Verfolgers, so erlebt sich die Protagonistin im Roman *Eine Handvoll Leben*.

Sie entsann sich einer Geschichte über die Kopffäger auf Borneo, die sie einmal in einem Missionskalender gelesen hatte (...). Sogleich, als Lenart [d.i. der Geliebte, A. L.-K.] mit jähem Griff in ihr Haar ihren Kopf zurückgerissen hatte, waren diese vergessen geglaubten Kindergefühle in ihr erwacht. (1955, 148 f)

In Rollenumkehr wird aber auch der Geliebte als Beute, als ein „großes trauriges Tier“ imaginiert, „eines der Tiere in den zoologischen Gärten, die hinter Eisenstäben stehen und ins Leere starren (...) voll dumpfer Qual und sprachlos“ (137). „Lenart war ein Verlorener, dem eines Tages seine Seele abhanden gekommen war und der anfang, in seinem eigenen Fleisch zu ersti-

cken“ (150). Diese Bilder veranschaulichen, dass es sich bei dem Konzept der Komplementarität keineswegs um Wechselseitigkeit, sondern um Asymmetrie und Hierarchie handelt. Die Frau als ‚Ergänzungsbestimmung des Mannes‘ zu konzipieren⁴ bedeutet, in das Geschlechterverhältnis die maligne Dyade von Täter und Opfer einzuschreiben, die sich generationenübergreifend reproduziert. Insofern wären auch die großen Männer mit ihren mächtigen Körpern vom Anarcho-Typus bereits Traumatisierte, Opfer von Gewalt, die es jedoch im Unterschied zu den Frauen ablehnen, darüber nachzudenken.⁵ Außerdem – Haushofer skizziert hier eine Geschlechtertheorie des Gedächtnisses – sind sie „Meister im Vergessen“ (1957, 146), während die weiblichen Figuren von der Erinnerung geradezu besessen sind.

Die Figur des Richard in der Novelle *Wir töten Stella* ist in Haushofers Werk von herausragender Bedeutung, weil sie nur in ihr den Liebhaber, Ehemann und Vater mit dem Mörder identisch werden lässt. Stella kommt als Pflege Tochter für ein Jahr in die Familie und durchlebt hier eine Entwicklung vom hässlichen Entlein zur – von der Pflegemutter mit neuen Kleidern ausgestaffierten – „Prinzessin“ (34, 36), so dass der Ziehvater sie zu seiner Geliebten macht. Ihrer bald überdrüssig geworden, ‚liquidiert‘ er das Verhältnis gewohnheitsmäßig (49, 55). Daraufhin begeht Stella Selbstmord, den sie sogar rücksichtsvoll als Verkehrsunfall tarnt. Zwischengeschoben ist noch ein Schwangerschaftsabbruch, den ein befreundeter Gynäkologe an der 19-jährigen vornimmt, dem Richard als Anwalt einmal zu einer Scheidung verholfen hat.

Dieser Doktor W. wollte seine Frau loswerden und arrangierte es so, daß sich einer seiner Freunde mit ihr überraschen ließ. Es ist natürlich ein alter Trick, und jeder-mann wußte, wie es gemacht wurde, und belustigte sich darüber. Aber er wurde schuldlos geschieden und brauchte keine Alimente zu zahlen. (1985, 59)

Bemerkenswert an dieser Geschichte ist Haushofers Scharfblick, einmal für die Verbrechen im Innern, in der Familie, diesseits jeder Strafverfolgung, und zum Zweiten der Scharfblick für die hom(m)osoziale Verfasstheit der symbolischen Ordnung. In der Allianz von Juristen und Ärzten als Form hegemonialer Männlichkeit kollabieren Gerechtigkeit und Fürsorge. Richard ist einer der zahlreichen Anwälte bei Haushofer, die als „Rechtsvertreter ... täglich das Recht verletzen“ (1985, 45).

Im Ich-Erzählmodus analysiert die Mutter und Ehefrau ihre Mittäterschaft, wie sie auch der Titel *Wir töten Stella* unterstreicht; die Ehefrau hat im Horizont der Männer nur den Status eines Objekts inne, ist deren ‚Besitz‘ und muss sich den Status eines Subjekts erst erschreiben. Die Frage, warum er sie liebe, beantwortet der Ehemann mit: „Weil du mir gehörst“ (38). Innerhalb der fiktionalen Wirklichkeit ist daher keine Kommunikation möglich, außer mittels der zunächst idealisierten Sprache der Körper, die sich aber bald als eine der Gewalt zu erkennen gibt. Haushofers Prosa ist Darstellung eines von Sprachlosigkeit und gegenseitigem Unverständnis geprägten Verhältnisses von Mann und Frau, ja sie besteht geradezu „auf einer Art kategorischem Hermetismus

der Geschlechter“ (Schaller 2000, 174). Eine Aufhebung dieser Dichotomie und eine Entwicklung zu selbstbestimmtem weiblichen Handeln ist der Autorin nur imaginierbar unter der Vorbedingung einer Art Apokalypse, wie in dem Roman *Die Wand*. Erst als die Frau nach dem Super-GAU ohne männliches Gegenüber zurückbleibt, kann sie so autonom werden, dass sie den am Schluss doch noch auftauchenden „fremden Mann“ (1983, 226), der ihr Überleben bedroht, in unmittelbarer Beantwortung der Aggression erschießt – ein im traditionellen Geschlechterverständnis männlich-phallischer Akt. Erst durch die Schwächung des herrschenden Diskurs- und Machtregimes – die Ich-Erzählerin ist sozusagen letztes verbliebenes Relikt der patriarchalischen Ordnung – werden Grenzüberschreitungen, auch von Geschlechtsidentität, möglich.⁶

Ingeborg Bachmann: *Malina*⁷

Auch Ingeborg Bachmanns Roman *Malina* arbeitet mit der Entgegensetzung von Männertypen sowie der Opposition von männlicher und weiblicher Figur. Ivan, die jugendliche Liebhaberfigur, ist dem älteren, als Verkörperung der Vernunft gezeichneten Malina entgegengesetzt. Der Vergleich ist aber erschwert bis unzulässig, denn beide sind nicht fiktionale Figuren in gleichem Recht. Ivan ist eine mit historisch-empirischen Realitätszeichen versehene, Malina dagegen eher eine fingierte, von der Ich-Erzählerin als ihr Doppel und imaginärer Dialogpartner entworfene Figur. Ihm fehlt gleichsam der Körper, und ebensowenig ist er im Kontext von Frauen zu denken (265, 21). Insofern gerät Malina auch in Antithese zur Ich-Figur im Sinne einer personifizierten innerpsychischen Instanz – vergleichbar etwa dem Freud'schen Über-Ich –, wodurch die Opposition weiblich-männlich ins Spiel kommt: die weibliche Erzählfigur kommuniziert mit ihrem männlichen rationalen Doppel während des Erzählvorgangs über das Erzählen und das zu Erzählende. Der Name Malina, der sich sowohl als Vor- wie als Nachname, sowohl männlich wie weiblich verstehen lässt, trägt diesem Aushebeln der Kategorie der binären Opposition Rechnung.

Dieses Zerschreiben traditioneller Kategorien der Wirklichkeitserfassung wird im Text selbst thematisiert. Das Erzähl-Ich skizziert ein Jenseits von heterosexuell verwendbaren Entgegensetzungen.

Es gibt Leute, die meinen, Malina und ich seien verheiratet. Daß wir es sein könnten, daß es diese Möglichkeit gäbe, darauf sind wir nie gekommen (...). Die längste Zeit sind wir nicht einmal auf den Gedanken gekommen, daß wir, wie andere auch, überall als Mann und Frau auftauchen. Es war der reinste Fundgegenstand für uns, aber wir wußten damit nichts anzufangen. Wir haben sehr gelacht. (249)

Das Lachen hebt das vorgeführte polarisierende Denken als unsinnig auf. Das Ich und Malina verorten sich also selbst weit jenseits der von Judith Butler diagnostizierten Zwangsheterosexualität. Insofern wird auch die Literaturkritikerin gewarnt, im binären Muster noch Triftiges erfassen zu wollen.⁸ In der Tat ist auch die Entgegensetzung von Ivan und Malina entlang der Opposition

von wirklich/fingiert, real/mental unzutreffend. Denn Ivan die Funktion eines Retters und Erlösers in Christus-ähnlicher Gestalt zuzuweisen, lehnt die Figur selbst als unzulässige und lästige Idealisierung ab: „Ivan sagt lachend: ‚Ich kann dort nicht atmen, wo du mich hinstellst, bitte nicht so hoch hinauf, trag niemand mehr in die dünne Luft, das rat ich dir, das lern noch für später!‘“ (318). Was also vom erzählenden Ich über Ivan ausgesagt wird, muss weitgehend als Projektion einer hörig Liebenden gewertet werden und ist daher in mehrfachem Sinne Konstruktion von Männlichkeit.

Geht man vom Namen aus, ist Ivan ein Durchschnittsmann wie Hans, dem das russische Ivan entspricht. Nimmt man das Anagramm ‚naiv‘ hinzu, bestätigt sich, dass er sich seiner Identität gewiss weiß und alle Weltbezüge unproblematisch für ihn sind, so z.B. die Kategorie der Zeit. Abends nach Wien zurückgekehrt, wird er, so imaginiert sich das Ich,

zuerst die Zeitanzeige anrufen und seine Uhr kontrollieren, dann den Weckauftrag 00, der gleich zurückruft, danach sofort einschlafen, so rasch wie nur Ivan das kann, aufwachen, vom Weckauftrag gerufen, (...) [dann ist er, A. L.-K.] mit einem Sprung im Badezimmer, um sich die Zähne zu putzen, dann unter die Dusche zu gehen (...). (28)

Klassisch mit Goethe gesprochen: Ivan stellt sich der ‚Forderung des Tages‘, sozialhistorisch gesprochen hat er äußere Repression in Selbstzwang verwandelt, funktioniert, wenn auch mit Groll, als Rädchen im Getriebe.

Auf Grund dieses Einverständnisses mit den geltenden Regeln wird dem zerrissenen weiblichen Ich Ivans Name zur Droge, zum Zeichen eigener Identitätsversicherung. Mehr noch, Ivans Name hat produktionsästhetische Funktion: Mit ihm verbinden sich die Hoffnungen des Ichs auf eine neue, vom Schrecken geheilte Sprache, auf gereinigte, lichte Bilder. Mit den Konnotationen: Repräsentant der Wirklichkeit, Heiland, Spracherlöser und romantischer Märchenprinz zu sein, rückt Ivan, vertauscht man die Geschlechterpositionen, in die Rolle des weiblichen Liebesobjekts ein, welches in klassisch-romantischer Tradition die dichterische Produktion in Gang setzt und unterhält. „Meine Fantasie (...) wird endlich durch Ivan in Bewegung gesetzt“ (76). Von Ivan erhält das weibliche Erzähl-Ich die nötigen „Injektionen von Wirklichkeit“ (45, 76); Ivan soll sie zum herrlichen, zum schönen Buch befähigen (54, 56). Doch die Umkehrung der geschlechtlich semantisierten sowie hierarchisierten Muse/Dichter-Konstellation funktioniert nicht. Ivan spielt die Rolle der den Dichter bewundernden Frau nicht mit, sondern erteilt dem Erzähl-Ich in Ketten von Imperativen seinerseits Lektionen: „Lach mehr, lies weniger, schlaf mehr, denk weniger“ (102). „Nein, erzähl mir bloß nichts“ (41). „Übertreib nicht!“ (40). Ivan gefällt sich hier gegenüber der um einige Jahre älteren Frau in der traditionellen männlichen Rolle des Aufklärers und Lehrers. Er predigt u.a. das geschlechterstereotype Verhalten im Liebesspiel: „Ich muß doch dir nachlaufen, sorg dafür, du darfst mir nie nachlaufen, du brauchst dringend einen Nachhilfeunterricht, wer hat es denn versäumt, dir den Elementarunterricht zu geben?“ (84)

Das weibliche Ich, das doch gerade über die Ivan-Liebe zum Sprechen, Schreiben, Erzählen kommen und damit die Subjektposition erringen möchte, erfüllt zunehmend in traditioneller weiblich-masochistischer Unterwerfung die Forderungen, die an die Objektfrau gestellt werden, nämlich Geliebte, Hausfrau und Mutter zu sein. ‚Naiv‘ ist der Glaube des Ichs, mit Ivan in einer „konvergierenden Welt“ (126) zu leben, zeigt er doch kein Interesse an ihren „Erfindungen“ (im Sinne von dichterischen/künstlerischen Erfindungen, 103). Ivan ist naiv, weil er hinsichtlich Kunst, Literatur, Philosophie keine Kenntnisse und Einsichten hat; das Ich tut aber nichts, das zu ändern:

Ivan ist nicht gewarnt vor mir. Er weiß nicht, mit wem er umgeht, (...) ich will Ivan nicht in die Irre führen, aber für ihn wird nie sichtbar, daß ich doppelt bin. Ich bin auch Malinas Geschöpf. Ivan hält sich sorglos an die Erscheinung, meine Leibhaftigkeit ist ihm ein Anhaltspunkt, vielleicht der einzige. (103 f)

Diese Dialoge des Nicht-Verstehens sind von subtiler Komik, wäre da nicht die spürbare Not des Ichs, das in sich die Anforderungen sowohl an Weiblichkeit wie an Männlichkeit befrieden muss. Da keine gemeinsame Sprache möglich ist – „ich erfahre nichts über Ivan, er erfährt nichts von mir“ (104) –, muss die Beziehung schließlich implodieren. Gewalt ist von beiden Seiten im Spiel: Das Ich spricht von den Fesseln, die sie dem Geliebten anlegt, weil sie ihn als „Transformator“ (285), „Injektion“, Suchtmittel (miss)braucht, um ihre Sprachnot zu lindern, auf Ivans Seite wird direkt Gewalt sichtbar:

Ivan fragt: Was hast du denn, warum grinst du so blödsinnig? O nichts, es geht mir nur so blödsinnig gut, ich werde blöde davon. Aber Ivan sagt: Es heißt nicht blödsinnig gut, es heißt einfach gut. Wie ist es dir denn früher ergangen, wenn es dir gutging? Warst du immer so blöde davon? Ich schüttle den Kopf, Ivan hebt im Scherz die Hand, um nach mir zu schlagen, da kommt die Angst wieder, ich sage erstickt: Bitte nicht, nicht nach meinem Kopf. (77)

Erneut lassen sich die vergeschlechtlichten Binarismen Dichter/Geliebte, Sprachmeister/gelehrige Schülerin nicht umkehren. Selbst gegenüber der sprachmächtigen und älteren Erzählerin beansprucht Ivan die männliche Definitionsmacht, zensiert und korrigiert die innovative Sprachverwendung und degradiert die Meisterin zum „Fräulein Schlauberger“ (40). Mit erschreckender Konsequenz lässt Bachmann die Abwertung in physische Gewalt münden – „nicht nach meinem Kopf“ – und macht zugleich das Trauma der Ich-Figur sichtbar: „da kommt die Angst wieder“. Der Retter und Erlöser verwandelt sich in den Vernichter und Mörder, in Ivan, den Schrecklichen.⁹ Der Sehnsuchtsliebe ist der tödliche Ausgang von Anfang an eingeschrieben, wie die unheilschwangeren Sätze signalisieren: „Der Tod wird kommen“ (79), „Ich lebe in Ivan. Ich überlebe nicht Ivan“ (45). Noch vor dem ersten Kuss reguliert Ivan die Liebesbeziehung als eine Nicht-Liebesbeziehung: „Das wirst du wohl schon verstanden haben. Ich liebe niemand. Die Kinder selbstverständlich ja, aber sonst niemand“

(58). Die Konsequenz dieses *double bind* ist der Wahnsinn, von dem das Ich sich ständig bedroht fühlt.

Das Ende der Ivan-Liebe fällt mit dem Ende des durch sie initiierten Erzählens und mit dem Ende der Erzählerin zusammen. Die Ivan-Liebe ist eine Mortifikation, eine Todesart auf Raten (gemäß dem impliziten Wortspiel: Todesarten/Todesraten), ist mehr Mord als Selbstmord, denn das Ich trat schon „mit der Würdspur am Hals“ (29) in die Beziehung ein: Es wiederholt mit ihr ein frühes Trauma, das sich jedoch wiederum als Funktion der hierarchischen heterosexuellen Geschlechterordnung herausstellt.

Das erzählende weibliche Ich konstruiert Ivan und Malina als Gegensätze und macht sich abhängig von beiden: „[I]ch brauche mein Doppelleben, mein Ivanleben und mein Malinafeld, ich kann nicht sein, wo Ivan nicht ist, aber ebensowenig kann ich heimkommen, wenn Malina nicht da ist“ (284). Da im ersten der drei Kapitel – es hat die Überschrift: „Glücklich mit Ivan“ –, die romantische Sehnsuchtsliebe auf ihre asymmetrischen, Gewalt implizierenden Strukturen durchsichtig gemacht wurde, ist zu vermuten, dass auch das „Malinafeld“ einer kritischen Befragung unterzogen wird, und zwar im dritten, im Schluss-Kapitel mit der Überschrift „Von letzten Dingen“. Dabei ist zu beachten, dass Malina, obwohl imaginiertes Doppel der Erzählfigur, auch als empirische Person behandelt wird. Da diese sich stets vernünftig, vor allem emotionslos verhält und ihr das Licht und die Ruhe als Attribute zugeordnet sind, kann man sie als Personifikation der Aufklärung bzw. der herrschenden Sprache und des geltenden Denkens, d.h. der symbolischen Ordnung sehen. Im engeren Sinne geht es um die „Dialektik der Aufklärung“, die sich am Verhältnis von Malina und Ich aufzeigen lässt.¹⁰ Von hier aus gesehen, befindet sich das Ich in der Position des ‚ausgeschlossenen Anderen‘ der Vernunft. Dafür spricht folgendes Zitat:

Mir scheint (...), daß seine [Malinas] Ruhe davon herrührt, weil ich ein zu unwichtiges und bekanntes Ich für ihn bin, als hätte er mich ausgeschieden, einen Abfall, eine überflüssige Menschwerdung, als wäre ich nur aus seiner Rippe gemacht und ihm seit jeher entbehrlich, aber auch eine unvermeidliche dunkle Geschichte, die seine Geschichte begleitet, ergänzen will, die er aber von seiner klaren Geschichte absondert und abgrenzt. Deswegen habe auch nur ich etwas zu klären mit ihm (...). (22 f)

Der Halt, den das Ich bei der souveränen Malina-Figur zu finden meint, beruht darauf, dass alle negativen, störenden Anteile, vor allem die Angst, aus der männlichen Position ausgeschieden und dem Ich als dem weiblichen Mängelwesen zugewiesen wurden. Unfälle, Missgeschicke, Katastrophen geschehen nur dem weiblichen Ich: „Ich habe es nur ausgestanden. Ich bin beinahe ertrunken, doch nicht du“ (291). Die Differenz von Ich und Malina wird bezeichnenderweise am Ordnungsbegriff entfaltet. Unordnung entsteht nur durch die Anwesenheit des Ichs, „(...) wenn Malina allein ist, entsteht nirgends Unordnung“ (171).

Im Laufe des Erzählprozesses beginnt das Ich, die Beschützergeste Malinas zu durchschauen, die zum Ziel hat, das Ich an der Erzählung seiner dunklen

Geschichte, die als eine Geschichte von Verdrängungen auch die Malinas ist, zu hindern. Als das Ich schließlich Malina an zurückliegende Unfälle erinnert sowie an die damals ausgestandene Todesangst, gerät Malina zum ersten Mal aus der Ruhe, wird aggressiv und greift, wie zuvor Ivan, zum Mittel der Gewalt.

Ich kann nicht mehr weiterreden, weil Malina zwei Blätter nimmt, sie zerknüllt und mir ins Gesicht wirft. Obwohl ein Papierknäuel nicht weh tut, (...) fürchte ich es kommen. Malina nimmt mich an den Schultern und schüttelt mich, er könnte mir auch mit der Faust ins Gesicht schlagen, aber das wird er nicht tun, (...). Aber dann kommt ein flacher Schlag (...). [S]chlag mich nicht, bitte nicht schlagen (...). (289 f)

Von hier an datiert das „Feindliche“, das zwischen Ich und Malina steht (329).

Beide männlichen Figuren, Ivan und Malina, erweisen sich also mittels der Gewalt, mit der sie die weibliche Stimme zum Schweigen bringen und somit den Mord an der Ich-Figur symbolisch und konkret ins Werk setzen, als Repräsentanten der hierarchischen asymmetrischen Geschlechterordnung, sind mithin eine Inszenierung hegemonialer Männlichkeit. Im Durchleben der Beziehungen zu Ivan und zu Malina hat das Ich in seiner Ausrichtung aufs Erinnern, Erzählen, Erkennen, die menschlichen, die ethischen Defizite zutage gefördert. Dazu gehört, dass diese Repräsentanten von Männlichkeit nur mit Gewalt auf die Herausforderungen des Ichs, welches die das männliche Regime stützenden Denkverbote durchbrochen hat, reagieren können: Das weibliche Ich wird entweder in die unterlegene Position zurückgestoßen oder verlassen. „Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war, und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt“, so schreiben Horkheimer und Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* (1969, 40). Ivan und Malina repräsentieren diese männliche Menschheit; die Erfahrung des Furchtbaren wurde abgespalten und auf die weibliche Menschheit projiziert. Das weibliche Ich befindet sich als Überlieferungsträgerin der eigenen und der kollektiven *dunklen* Menschheitsgeschichte in der Position des ausgegrenzten Anderen der Vernunft. Dass das Sich-Antun ein Der-Frau-Antun ist, zeigt Bachmann mit der frühesten bewussten Kindheitserinnerung des erzählenden Ichs auf, die an den Anfang des Romantextes als einer Quasi-Autobiographie gesetzt ist. Hier wird das kleine Mädchen von einem Schulbuben geschlagen: „Es war der erste Schlag in mein Gesicht und das erste Bewusstsein von der tiefen Befriedigung eines anderen, zu schlagen. Die erste Erkenntnis des Schmerzes“ (24 f).

Das zweite Kapitel, mit der Überschrift „Der dritte Mann“, enthält die *unbewussten* Erinnerungen an die dunkle Geschichte. Erreichbar und erzählbar werden diese a) weil die Liebesbeziehung zu Ivan das Ich lebendig macht – es kann wieder lachen – und seine „frühesten Schichten“, sein „verschüttetes Ich“ freilegen (36) und b) weil in Malina ein zunächst wohlwollendes, stützendes und haltendes Gegenüber dem Ich zur Seite steht. Die Funktionen eines Analytikers in der Therapie, Übertragungs-Liebesobjekt einerseits zu sein und

andererseits Helfer beim „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten“ (Freud 1914, 125) belastender Ereignisse und Konflikte, sind für das Ich sozusagen in Ivan und Malina aufgespalten. Entsprechend wird im zweiten Kapitel die Erzählung der 34 Träume wiederholt unterbrochen durch die Dialoge des Ichs mit Malina in seiner therapeutischen Funktion. Die Alpträume handeln von den Gewaltakten des Vaters gegen die Tochter, in den vielfältigsten Formen. Im Zentrum steht der sexuelle Missbrauch der Tochter, des Ichs, ein Trauma, das mit dem Sprechverbot gekoppelt ist und eine Identitätszerstörung zur Folge hat. Dieser Prozess kann wegen der quasi-therapeutischen Begleitung durch die Figur Malina in Maßen aufgehalten werden, so dass am Ende des Traumkapitels eine Distanzierung vom individuellen Vater erfolgt:

Es ist nicht mein Vater. Es ist mein Mörder. (...) [Ich habe begriffen, A. L.-K.] – dass man hier eben nicht stirbt, hier wird man ermordet. Darum verstehe ich auch, warum er in mein Leben hat treten können. Einer musste es tun. Er war es. (...) Hier ist immer Gewalt. Hier ist immer Kampf. Es ist der ewige Krieg. (235 f)

Eine historische und gesellschaftliche Generalisierung erfährt die Vater-Figur auch durch die zahlreichen ihm zugeschriebenen Rollen und den Wechsel der Kostüme. Der Vater tritt auf als Inquisitor, Faschist, Bücherverbrenner, Operndirektor, Zar, Gefängnisdirektor, Couturier und Zensor. Die mörderische Funktion des Vaters, die von ihm verhängten Todesarten, kann so schließlich mit der patriarchalischen als symbolischer Ordnung, die den Ausschluss des Anderen betreibt, enggeführt werden. Insofern kann einerseits das weibliche Andere mit dem ethnischen Anderen in Parallele treten, wird andererseits die Denkfigur ermöglicht, dass das Faschistische in der Familie seinen Ursprung habe. „Der Faschismus ist das erste in der Beziehung zwischen einem Mann und einer Frau“ (Bachmann 1983, 144). Von hier her macht es Sinn, dass sich das Ich vom Vater in eine Gaskammer versetzt sieht. Der Mord, die Auslöschung des Anderen, geschieht auch durch die Aufhebung der Position der Mutter: „Mein Vater hat jetzt auch das Gesicht meiner Mutter“ (230; vgl. auch 233, 234). Traumbilder für das dem Weiblichen erteilte Sprechverbot sind das Ausreißen der Zunge bzw. der Opernauftritt, für den der Vater die Tochter vorgesehen, ihr aber keine Stimme geschrieben hat (187 f). Das Sprechverbot zieht das Schreibverbot nach sich: „[Z]uletzt stellt sich heraus, dass Schreiben für mich nicht zugelassen ist“ (229). Der Überlebenswille der Ich-Figur wird aber in dem Wissen sichtbar, dass ihre Sätze sie nicht verlassen werden sowie in der Traumvorstellung einer „höchsten Instanz“ (230), auf die ihr Vater keinen Einfluss hat. In ihr könnte man das kreative Potenzial der Figur sehen.

Die Traumpassagen um den Vater enthalten als Text im Text und Mittelteil des ganzen Buches wichtige Hinweise auf Funktion und Bedeutung der männlichen Figuren, Ivan und Malina, die gleichsam auf den Seitenflügeln des Altarbilds untergebracht sind, dessen Mitte vom Vater eingenommen wird. Der Geliebte, Ivan, erscheint als „großer Siegfried“, der sich höhnisch nach dem Buch des Ichs erkundigt (177) und schließlich mit dem geliebt-gehassten Vater iden-

tisch wird. Malina, auf der anderen Seite, rückt metonymisch in die Nähe der ‚freundlichen Ärzte‘, die das Ich mit Elektroschocks behandeln (178). Auf Grund der sexuellen Gewalt in der Missbrauchserfahrung ist das Ich sensibilisiert, die Gewalt in den Männergestalten wahrzunehmen und ans Licht zu bringen, wenn auch im Falle Malinas sehr spät. Vor der Gefahr der Retraumatisierung sowohl durch Ivan (den Schrecklichen) wie durch Malina (den getarnten bürokratischen Militär)¹¹ ist das Erzähl-Ich auch nicht durch die magische (Selbst-)Vorschrift geschützt, nur jüngere Männer zu wählen (246 f), könnte doch jeder ältere an den Vater erinnern.

Da am Schluss sowohl Ivan wie Malina als Masken des Vaters und dieser selbst als der unheimliche „dritte Mann“ enthüllt werden, macht es Sinn, die drei Männerfiguren des Romans als (un-)heilige Trinität zu bezeichnen, in welcher Ivan und Malina jeweils die Positionen von Christus und Heiligem Geist neben Gott Vater einnehmen. Indem Ivan und Malina auf den Mittelpunkt Vater hin geordnet sind, schnurren triadische und dyadische Strukturen zum Monismus zusammen, der als phallischer Monismus wie bei Freud so auch heute im Geschlechtersystem wirksam ist. Das subversive Lachen, in welchem sich das Ich, gepaart mit Malina, einst jenseits der Zwangsheterosexualität positionieren zu können glaubte (249), erweist sich am Ende des Romans als gescheitert.

Elfriede Jelinek: *Die Klavierspielerin*

Wurde bereits bei Bachmann das Konzept der erzählten Figur fragwürdig, da sie kaum mehr als Individuum, sondern als Träger von Projektionen (Ivan) oder als Personifikation abstrakter Begriffe (Malina als ‚Vernunft‘) angelegt ist, so wird dieser Prozess der Entindividualisierung in Jelineks Roman *Die Klavierspielerin* noch weitergetrieben. Die Figuren: die Mutter Kohut, die Tochter Erika Kohut, Professorin im Fach Klavier, der Klavierschüler Walter Klemmer treten zwar noch als Individuen mit unterscheidbarer Bedürfnisstruktur auf und der Roman ist personal – mit Passagen direkter, indirekter und erlebter Rede – erzählt. Die Figurenrede ist aber so sehr mit Ideologemen und anderen illusionszerstörenden Elementen durchsetzt, dass sie durch die übergeordnete Perspektive einer alle Figuren satirisch entlarvenden Erzählinstanz gebrochen wird. Die Form des Romans mit seiner eher dürftigen Handlung dient dazu, kollektive Phantasmen und Mythologeme, gesellschaftliche Dispositive sowie Prozesse und Formeln des kulturellen Repräsentationssystems mit den Mitteln von Grotteske und Satire, Parodie und Ironie vorzuführen und mit der Lust an der Provokation auszustellen. Es gibt kaum einen Satz im Roman, der nicht durch rhetorische Mittel derb oder subtil entstellt wäre, um Verdrängungen sichtbar zu machen und Konzepte von patriarchalischer Herrschaft aufzudecken. Hinzu kommen die zahlreichen zu komischen Zwecken verhackstückten Redensarten und das Heer der Intertexte, so dass jeder Satz Jelineks ein Netz von Bezügen ausbreitet, das mehr zu fesseln vermag als die individuelle Figur. Wenn z.B. die Mutter sagt, dass Erika in der Wohnung ihr „eigenes Reich“ hat, „wo sie schaltet und verwaltet wird“ (7)¹², so legt die Entstellung der Rede-

wendung „schalten und walten“ den Besitzanspruch dieser Mutter offen. Da der Text das Besitz-Thema leitmotivisch durchspielt, ist der Bezug zu Walter Klemmer gegeben, der in traditionell männlicher Manier die Frau als Besitz, als ‚schönes Eigentum‘ reklamiert. Damit wird die Rede der Mutter als phalisch und autoritär, als ‚Herrenrede‘ erkennbar.

Die Mutter gleicht dem anarchischem Typus der Männerfiguren bei Haushofer, der Vaterfigur bei Bachmann. Hatte dort der Vater im Traum bereits ‚auch das Gesicht der Mutter‘, so tritt hier die Nicht-Differenz in der Elterninstanz als Tyrannis der Mutter in Erscheinung. „Doch da steht schon die Mama (...) und stellt Erika. Zur Rede und an die Wand, Inquisitor und Erschießungskommando in einer Person“ (5). Die rhetorische Figur des semantischen Zeugmas – das Verb ‚stellen‘ regiert hier drei verschiedene Bedeutungszusammenhänge – sorgt für komische Wirkungen, legt aber auch den Anspruch der Mutter auf Alleinherrschaft bloß: Sie stellt Erika wie der Jäger das Wild, sie stellt Erika zur Rede, und sie stellt Erika an die Wand. Mit den Anspielungen auf Gewaltherrschaft setzt Jelinek indirekt Bachmann die These entgegen: Faschismus ist das erste zwischen Mutter und Tochter. Das heißt Jelinek fordert auf zu einem genealogischen bzw. generationenübergreifenden Denken: wie kommt es zum Faschismus zwischen Mann und Frau, wie Bachmann sagt; welche Rolle spielen die Mütter im Blick auf das heterosexuelle Paar? Welche Folgen hat die generationenübergreifende Erfahrung der Frau und Mutter, das zweite, entwertete, verachtete Geschlecht zu sein, für den Sohn, für die Tochter?

Zwar hat bereits Freud beobachtet, dass der Mann in der Ehe die schlechte Beziehung der Frau zu ihrer Mutter erbe, sein monistisches Geschlechtermodell aber nicht revidiert.¹³ Jelinek dagegen lässt die Liebhaberfigur Klemmer paradigmatisch mit der Mutter um die Tochter konkurrieren, wobei die Namenswahl ‚Klemmer‘ das männliche Begehren auf einer Folie von Weiblichkeit ridikulisiert: Klemmer verweist auf die Wäsche-Klammern, auf an-klammern, klemmen, einklemmen, verklemmt sein.¹⁴ Und in der Tat will sich Klemmer an der ‚ältlichen Klavierlehrerin‘ schulen für den – offenbar nicht angstfreien – Umgang mit jüngeren Frauen. „In werkzeughafter Aneignung umklammert der Mann [d.i. Klemmer, A. L.-K.] die Tochter dieser Mutter“. „Die Mutter muß erkennen, daß ihre Tochter zu einer Art Sportgerät degradiert wird von diesem Mann. Die Mutter weist empört darauf hin, daß fremdes Eigentum beschädigt wird, nämlich ihres!“ „Wenn einer hier schlägt, dann sie [die Mutter, A. L.-K.]“ (267). „Sie achtete der Freiheit ihres Kindes nicht, und nun geht ein anderer mit dieser Freiheit unachtsam um“ (270). Diese paradoxe Formulierung Jelineks legt nahe, die Vergewaltigung der Tochter durch den Mann als eine Potenzierung der Gewaltakte der Mutter gegenüber der Tochter zu werten. Den Zusammenhang zwischen der mütterlichen bzw. gesellschaftlichen entwertenden – ‚unachtsam‘ im Sinne von ver-achten – Sozialisation zur Frau und der potentiellen Viktimisierung durch männliche Gewalt deckt Klemmer in zynischer Selbstlegitimation auf: „Wenn du nicht Opfer wärst, könntest du keins werden!“ (270).

Auch Erikas masochistische Wünsche an Klemmer stehen mit dem Gehorsam der Mutter gegenüber in Verbindung: „Ihre gut eingebürgerten Gehorsams-

leistungen bedürfen der Steigerung! (...) ein Mann will darüber hinausgehende Leistung“ (217). In beeindruckender Differenz zu Bachmann zeigt Jelinek, wie das Verhalten der Mutter die Tochter geradezu zum potentiellen Opfer von männlicher Gewalt präparieren kann. Ursache ist die Missachtung der Freiheit, der Unversehrtheit des Kindes, hier durch eine Mutter, die, wie Jelinek drastisch formuliert, „an Kindes Statt einen Ehrgeiz angenommen hat“ (162). Dabei bliebe allerdings zu beachten, dass in der Mutter-Tochter-Beziehung sich die Erfahrungen von Verachtung kumulieren und zu Ehrgeiz, eben als Widerstand und Protest, führen können, was aber nicht als ‚Penis-Neid‘ gewertet werden kann.¹⁵

Hier nun möchte ich den Vater als männliche Figur in den Blick nehmen, da Erikas Verstricktsein mit der Mutter auf das Fehlen des Vaters und damit auf die ausbleibende Triangulierung in der frühen Eltern-Kind-Beziehung zurückgeführt worden ist. Und in der Tat legt Jelinek alles darauf an, keine triadischen Strukturen entstehen zu lassen. Ihr Fokus ist die Dyade, in der nach dem Muster der polaren Entgegensetzung immer die Gefahr der Asymmetrie und damit der Hierarchie gegeben ist. „Nach vielen harten Ehejahren erst kam Erika damals auf die Welt. Sofort gab der Vater den Stab an seine Tochter weiter und trat ab. Erika trat auf, der Vater ab. Heute ist Erika flink durch Not geworden“ (5). Der Dritte ist hier quasi gar nicht konstituiert: Das Auftreten des Kindes koinzidiert mit dem Verschwinden des Vaters, d.h. die Dyade bleibt unberührt. Zur inhaltlichen Präzisierung: Das ‚Abtreten‘ ist im Romankontext Metapher für das Wahnsinnigwerden des Vaters. Erika erlebt ihn nie als Person, sondern nur als orientierungslosen Deblen. Was Jelinek hier in der Form des Wortspiels präsentiert – den Stab weiter-geben, ab-treten, den Löffel ab-geben, auf-treten, flink weiterlaufen –, ist eine scharfsinnige Kritik an patriarchalischer Sozialisation, insofern diese sich wie die Psychoanalyse als triangulierend versteht, man denke an das ödipale Dreieck. Auf Grund des Gefälles zwischen hegemonialem ersten und entwerteten zweiten Geschlecht ist der Kampf um Macht bzw. Anerkennung vorprogrammiert. Es ist der Kampf ums ‚Phallus-Haben‘, worauf Jelinek mit dem ‚Stab‘ aus dem Staffettenlauf anspielt. Wie Freud in seiner Vorlesung über „Die Weiblichkeit“¹⁶ ausgeführt hat, ist die Frau als ‚Kastrierte‘ anzusehen: Infolgedessen ist ihr Streben auf Komplettierung ausgerichtet. Zum Ausgleich des Penis-Mangels dient ihr das Kind, das sie ödipal vom Vater, postödipal vom Ehemann sich wünscht. Die vollkommene Restitution der Frau ist jedoch nur durch die Geburt eines Sohnes gewährleistet, der als Penis-Kind den Penis selbst noch mitbringt.

Nur das Verhältnis zum Sohn bringt der Mutter uneingeschränkte Befriedigung; es ist überhaupt die vollkommenste, am ehesten ambivalenzfreie aller menschlichen Beziehungen. (...) Selbst die Ehe ist nicht eher versichert, als bis es der Frau gelungen ist, ihren Mann auch zu ihrem Kind zu machen und die Mutter gegen ihn zu agieren. (Freud 1933, 143)

Dass Jelinek diese Geschlechterkonzeption in ihrem Roman satirisch ausstellt, bestätigt die textuelle Korrespondenz: Die Mutter gibt an, „daß sie ein Genie geboren habe. (...) Erika ist ein Genie (...). Die Geburt des Jesusknaben war ein Dreck dagegen“ (27).

Von hier aus wird klar, dass der Ehemann nur die Funktion hat, zum Kind zu vermitteln, danach also ‚abtreten‘ (5) kann, wie Jelinek formuliert. Außerdem ist ersichtlich, dass Freud für die Frau keinen Status außerhalb der Mutter- oder Tochterposition vorsieht: Sie ist entweder Tochter ihres Vaters oder Mutter ihres Sohnes (sc. ihres Ehemannes) – „als weibliches Subjekt in symmetrischer Beziehung zu einem Mann tritt sie dagegen nirgends in Erscheinung“ (Rohde-Dachser 1991, 83). Mit diesen Schlussfolgerungen aus Freuds Weiblichkeitstheorie korrespondiert Jelinek auf frappierende Weise. Nicht nur regrediert der Ehemann via Wahnsinn auf die Stufe des Kindes – er soll beim Abschiednehmen von Frau und Tochter in der Irrenanstalt „Winkewinke machen“ (97) –, sondern es erlosch auch die Sexualität, deren Ziel offenbar nur war, zur „hl. Mutterschaft“ zu führen.

Bei ihr [d.i. Erikas Mutter, A. L.-K.] hat vor vielen Jahren (...) Begierde zur hl. Mutterschaft geführt, und die Begierde wurde beendet, sobald dieses Ziel erreicht war. Ein einziger Erguß tötete Begierde und schuf Raum für die Tochter; der Vater schlug zwei Fliegen mit einer Klappe. Und erschlug sich selber gleich mit. (233)

Indem der Mann die Frau zur Mutter macht, tötet er sie als Sexualwesen – so das Ideologem: ‚hl. Mutterschaft‘ –, was, von der Geschlechtersymmetrie her gedacht, auch seine Auslöschung zur Folge hat. Das aggressive Bild – der Vater schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe – enthüllt das Maß an Gewalt, welches in die Geschlechterkonzeption eingegangen ist. Die Frau, Mutter und Tochter, als Kastrierte zu konzipieren, ist ein aggressiver Akt, der auf seinen Urheber, den Mann/den Vater zurück-schlägt. Das führt Jelinek in kruder Wörtlichkeit vor: ‚er erschlug sich‘, und er wurde auch geschlagen, denn als der Papa beim Abfahren von Mutter und Tochter „Winkewinke machen“ (97) soll, hält er sich, so heißt es im Text,

statt des Winkens die Hand unvernünftig vor die Augen und fleht, nicht geschlagen zu werden. Dies wirft schlechte, grelle Lichter auf die Rumpffamilie, denn geschlagen ist der Vater nie worden, gewiss nicht. Woher der Papa so etwas hat, (...). (Ebd.)

Insofern ist die Invalidisierung des Vaters, sein Ab-treten beim Auf-treten der Tochter keine erzählerische, biographische Vorkommnisse einflechtende, Bei-läufigkeit, sondern symptomatisch für die vorliegende phallisch-monistische Geschlechterkonzeption, für welche Jelinek die Litanei gefunden hat: „gewalt zeugt gewalt. GEWALT ZEUGT GEWALT! gewalt zeugt gewalt. (...)“ (1970, 204).

Jelinek zeigt, dass die ödipale Triade die Dyade maskiert und in ihr auf Grund der Asymmetrie die Gewalt kursiert: Vater, Mutter, Tochter schlagen. Sie zeigt überdies, wie die Psychoanalyse am Gesamt des kulturellen Repräsentationssystems partizipiert, indem sie diese mit der christlichen Religion kurzschließt: Die Idealisierung der Mutter-Sohn-Beziehung gilt für beide und wird – im Kürzel ‚hl. Mutterschaft‘ ironisch akzentuiert – zur unbefragten herrschaftsstabilisierenden Tatsache.

In ähnlicher Weise demaskiert Jelinek gesellschaftliche Mythologeme und Dispositive, indem sie Erika als Voyeurin und Masochistin vorführt. Es handelt sich hier um Geschlechterdispositive, die als männlich ausgestellt werden, indem der Akteur weiblich umbesetzt wird. Wenn Erika Kohut als Voyeurin Peep-Shows aufsucht, beobachtet sie durch ein Guckloch eine entkleidete, sich auf einer drehenden Scheibe räkelnde Frau. Die Peep-Show ist also

insofern eine geschlechtsspezifische Angelegenheit, als den Geschlechtern, Mann und Frau, bestimmte, von einander abweichende Verhaltensmodi zugeschrieben werden. Es ist der Mann, der, als aktiver Part gedacht, seinen Blick auf den ihn erregenden weiblichen Körper richtet, und es ist die Frau, die (...) ihren Körper zur Schau stellt (...). Die Positionen ‚Sehendes Subjekt‘ und ‚Gesehenes Objekt‘ sind zwar umkehrbar, jedoch ändert dies nichts an der ‚vergeschlechtlichten‘ Struktur der Dialektik von Sehen und Gesehen-Werden. Der voyeuristische Blick ist, weil er der Verleugnung und Verschleierung einer Bedrohung dient, immer schon ein phallischer Blick, ein Blick, der jenen Mangel symbolisiert, den nur die Frau repräsentieren kann, da ihr in der symbolischen Ordnung die Funktion zukommt, Spiegel und Objekt des männlichen Begehrens zu sein. Der Voyeur besetzt damit die männliche Position des *Phallus-Habens* (...). Unter dieser theoretischen Vorgabe schließt sich eine geschlechtliche Umkehrung der Positionen ‚männlicher‘ Voyeur und ‚weibliches‘ Objekt aus. (Öhlschläger 1996, 136)

Jelinek dekonstruiert die männliche Institution Peep-Show a) durch die Einführung eines weiblichen Beobachters und b) durch die Ironisierung des traditionellen Geschlechtersymbolismus, wie er etwa in Freuds *Traumdeutung* vorliegt. Erika, die den Phallus nicht hat, verschafft ihn sich als „Extrawurst“. „Erikas Täschchen, das sie zusätzlich zur Notenmappe trägt, wird von gesammelten Zehnschillingsmünzen ausgebeutelt. So gut wie nie verirrt sich eine Frau hierher, aber Erika will ja immer eine Extrawurst haben“ (51). Dem grob redensartlich entidealisierten Phallus korrespondiert das *expressis verbis* ‚ausgebeutelte Täschchen‘, was das weibliche Genital (mit seiner Potenz zur Schwangerschaft) symbolisiert.¹⁷ Dieses wiederum konterkariert als Etwas jenes ‚Nichts‘, das der Voyeur zu schauen wünscht, und spielt zugleich auf die lange Geschichte der Fehlbenennung der weiblichen Genitalien durch die männliche medizinische Wissenschaft an:

Der Mann am Eingang (...) bittet ... sie gleich in seine gute Stube hinein, in der beschaulich die Lämpchen über Brüste und Fotzen hinweg glühen. Haarhuschige Dreiecke erglimmend herausmeißeln, denn das ist das allererste, worauf der Mann

schaut, da gibt es ein Gesetz dafür. Der Mann schaut auf das Nichts, er schaut auf den reinen Mangel. Zuerst schaut er auf das Nichts, dann kommt die restliche Mutti auch noch dran. (53 f)

Das ‚Gesetz‘ zielt auf Freuds Theorem, auf die Folgen der Wahrnehmung des Geschlechtsunterschieds durch den Knaben, die Drohung der Kastration.¹⁸

Den sadomasochistischen Vertrag, der ebenfalls der Abwehr der Kastrationsangst dient, stellt Jelinek durch Umbesetzung beider Akteure als männliches Arrangement heraus. In ihrem Brief an Walter Klemmer entwirft Erika Kohut detaillierte Folteranweisungen als Liebesbedingungen.

Sie gibt ihre Freiheit zwar auf, doch sie stellt eine Bedingung: Erika Kohut nützt ihre Liebe dazu aus, daß dieser Junge ihr Herr wird. Je mehr Gewalt er über sie erhalten wird, umso mehr wird er aber zu ihrem, Erikas willigem Geschöpf. (...) Er muß überzeugt sein: diese Frau hat sich mir ganz in die Hand gegeben, und dabei geht *er* in Erikas Besitz über. (208)

Im literarischen Muster, in Leopold von Sacher-Masochs *Venus im Pelz*, ist es der Protagonist Severin, der seine Geliebte, Wanda, zur vertraglichen Domina macht. Gerade von der Frau gepeitscht zu werden, schützt vor der Kastration. Weiblichkeit ist die Maskerade, die verhüllt, dass die Frau den Phallus doch hat, Kastration also nicht stattfindet bzw. nicht stattgefunden hat. Auch als Domina dient die Frau dem Mann, der ihr Sklave ist.

Wenn also Erika den masochistischen Vertrag aufstellt, macht sie sich selbst zum eigentlichen Herrn der Beziehung, ‚Herrn‘ Walter Klemmer aber in Umkehrung der Geschlechteropposition zur Domina, zur Frau, zum Sklaven. Dieser Zusammenhang wird natürlich von Klemmer durchschaut, nämlich, „daß er dadurch, daß er ihr Herr wird, ihrer niemals Herr werden kann? Indem sie bestimmt, was er mit ihr tut, bleibt immer ein Rest von ihr unergründlich“ (217). Zur Frau lässt Klemmer sich nicht machen. Die Unergründlichkeit ist traditionell – ‚Gottes Wege sind wunderbar‘ – ein Privileg der männlichen Position. Eine Komplizierung erfährt die Umkehrung der masochistischen Situation durch das Konzept eines femininen Masochismus, der das Wesen der Frau, vor allem in der Liebe, ausmache.¹⁹ „Erika gibt brieflich an, sie wolle unter ihm ganz vergehen und ausgelöscht sein“ (217). In ihren Quälszenarien imaginiert sie also auch eine Übererfüllung ihrer feminin-masochistischen Rolle, was auf den Wunsch schließen lässt, Qual und Folter hinter sich zu lassen. In der Tat hofft Erika „inbrünstig“, „daß ihr erspart bleibe, was sie in dem Brief verlangt“ (217). „Sag mir etwas Liebes und setze dich über den Brief hinweg, erbittet sie unhörbar“ (230). Erikas Liebesprobe besteht Klemmer nicht. Mehrfach formuliert der Roman die gänzliche Dichotomisierung der Geschlechter, welche die von Erika ersehnte ‚Gegenseitigkeit‘ nicht zulässt (264). „Die Frau sagt hü, der Mann hott“ (141). „Beide Geschlechter wollen immer etwas grundsätzlich Gegensätzliches“ (142).

An der Figur des Walter Klemmer demonstriert Jelinek eine Reihe von Männlichkeitsstereotypen. Er ist verortet in den Koordinaten von Technik und Sport und damit Vertreter von instrumenteller Vernunft und Leistung. Andere Menschen wie auch der eigene Körper, insbesondere der Penis, werden ihm zu Gegenständen, Werkstücken, Bauteilen usw., die es zu handhaben bzw. in Betrieb zu nehmen gilt (178, 202). Bevorzugte Sportarten sind der Kampfsport und das gefährliche Wildwasserpaddeln, zweifellos Differenzverstärker gegenüber dem Weiblichen. Jelinek entfaltet hier die Idolisierung des gesunden, natürlichen, sauberen („Zweimal täglich duschen“, 204), funktionsbereiten männlichen Körpers. Mit ihm glaubt Klemmer in ungestörter Kommunikation zu stehen und spielt ihn gegen den Geist aus:

Ja, Klemmer horcht im Zweifelsfall immer nur auf seinen Körper, der sich nie täuscht und mit der Sprache des Körpers zu ihm und auch zu anderen spricht (...). Beim Sport sagt der Körper stets zu Klemmer, wann er endgültig genug hat und wann noch ein wenig im Reservetank vorhanden ist. Bis er sich voll verausgabt hat. Danach fühlt Klemmer sich einfach herrlich! nicht zu beschreiben, beschreibt Walter Klemmer freudig bewegt seinen Zustand. (203)

Als Konsequenz möchte er ‚den Leib‘ der Frau verwenden: „Wenn nötig unter Zwang“ (203). Jelinek zeigt in den Selbstwidersprüchen Klemmers das autarke Verfügen über den Körper auf. Er horcht gerade nicht auf dessen Stimme als eines ‚Anderen‘. Genauso schottet er sich gegenüber der ‚Anderen‘, Erika, ab. „Klemmer sieht sich außerstande, diese Frau zu begehren, doch seit längerem wünscht er, in sie einzudringen. Koste es, was es eben kostet, sicher Liebesworte. Erika liebt den jungen Mann und wartet auf Erlösung durch ihn“ (207). Jelinek ironisiert die stereotype Entkoppelung von psychosexuellem Begehren und physiologischem Eindringen. ‚Außerstande‘ ist Klemmer denn auch tatsächlich, als er kurz entschlossen auf Erikas Liebesverlangen eingeht: „Er entscheidet, nicht allzuweit [ins Grüne] hinausgehen zu müssen, um etwas Neues auszuprobieren. Wissenschaftlich interessiert, wie er immer ist, bietet er an: Erika wird staunen! es an Ort und Stelle zu tun. Wozu in die Ferne schweifen? Außerdem kann er dann noch bequem um drei im Judoklub sein“ (242). Es, der Liebesakt, wird metonymisch mit Wissenschaft, Sport und rationalisierter Zeitplanung verschränkt, um ihn der Kontrolle zu unterwerfen und aus dem Gefahrenfeld emotionaler Beteiligung herauszuhalten. Hier gleicht Klemmer ganz Ingeborg Bachmanns Ivan. Schonungslos bezeichnet die Erzählstimme diesen männlichen Habitus als ein „Konkordat aus Bürokratie und Gier“ (175).

Der Anspruch, gegenüber Erika zum „Hochleistungsgeliebten“ (239) zu werden, wird früh ironisiert. Klemmer bedarf der imaginierten Bestätigung seiner Potenz, wenn er sich – allein wie Gott der Schöpfer – zum Erzeuger der Lust der Frau berufen fühlt:

Er denkt daran, wie er diesen Körper handhaben wird, der Fachmann, der sich von Funktionsstörungen nicht so leicht beirren läßt. Eine leicht mit Grausen vermischte Vorfreude ergreift von Klemmer Besitz. Noch schreitet Erika friedlich, aber bald wird sie vor Lust hell aufschreien! Die Lust wird er, Klemmer, ganz alleine erzeugt haben. Noch ist dieser Leib harmlos mit verschiedenen Gangarten beschäftigt, doch erst Klemmer wird den Waschgang ‚Kochen‘ einschalten. (202)

Klemmers Vorstellungen bestätigen, dass, wie die Männerforschung herausgestellt hat, die Idee der Beherrschbarkeit, der vollständigen Kontrolle und technischen Machbarkeit zu den tragenden Säulen heterosexueller Männerphantasien und -wünsche gehört, wobei sich diese nicht nur auf den eigenen, sondern auch auf den weiblichen Körper richten (Pohl 2004, 374). Im Hausfrauenvokabular, das sie Klemmer ironisierend zuweist, entlarvt Jelinek diese Männlichkeit als Präntention.

Die Versagensangst wird auch beschwichtigt durch die Selbstvergewisserung Klemmers, zur Norm zu gehören (216), im Kontrast zur Frau, dem „klinischen Fall“ (219). Obwohl Klemmers zentrales Versagen vordergründig durch Erikas ‚phallische‘ Aufforderung zum Liebesakt ausgelöst wird, ist es in den Verleugnungs- und Projektionsvorgängen immer schon präsent. Die Erfahrung der Impotenz kommt einer Vernichtung gleich und löst massiv die Abwehrvorgänge aus. Der Grund für die Unfähigkeit wird projektiv der Frau zugeschoben²⁰ und diese schließlich objektalisiert und reduziert zum „Liebesautomat“ (245), der auch auf Fußtritte nicht mehr reagiert. Schließlich steigert sich Klemmers Strategie der Entwürdigung zum Vorwurf, Erika stinke. Monoton werden die Worte ‚stinken‘ und ‚Gestank‘ wiederholt, die verachtend auf das weibliche Geschlecht zielen, ‚die Fotze‘, laut Pohl ein Gossenwort, das etymologisch von ‚faulen‘, ‚stinken‘ abgeleitet ist. Es handele sich dabei „um eine projektive (männliche) Weiblichkeitsphantasie, die unter negativen Vorzeichen der Neigung von Männern entspricht, den eigenen Penis unbewußt zu idealisieren und sich mit den ihm angedichteten ... Qualitäten (Größe, Härte, Ausdauer, Stärke, Kraft, Macht und Omnipotenz) zu identifizieren“ (Pohl 2004, 377). Die Entmenschlichung der Frau durch die Reduktion ihres Körpers auf ein erregendes und empfangsbereites, die Männer aber zugleich bedrohendes Organ trage sadistische Züge, so Pohl (ebd.).

Sein Versagen stellt für Klemmer eine tödliche Kränkung dar und hat eine immense Entladung von Gewalt zur Folge. Die Erfahrung der Impotenz kommt einer Initiation gleich: Klemmer wird mit ihr „erwachsen“ (261). Er sieht sich als ein waidwundes Jagdtier. „Daher ist Klemmer jetzt für jeden, aber auch jeden, eine potentielle Gefahr!“ (254). Akte von Vandalismus und ein „grausames Vernichtungswerk“ (255) an der Geliebten mit potenziell tödlichem Ausgang sind die Folge dieser Externalisierung von Gewalt. Männerforschung würde hier von Hilflosigkeit im Umgang mit Affekten sprechen; Männer hätten nicht gelernt, bei sich zu sein, innere Zustände wahrzunehmen und zu reflektieren.²¹ Vielmehr bestünde „das grundlegende Verbot, sich mit der emotionalen Innenwelt zu befassen“ (Walter 2000, 103). So wird Schuld projiziert und nach einem Ventil für die maßlose Wut gesucht. Erschwerend kommt die gesellschaftliche

Forderung, männliche *coolness* zu bewahren, hinzu. Diese konkretisiert Jelinek grotesk mit Klemmers Eiskaufen (leider nur „Softis“ und dazu „lauwarm und schlapp“, 260)²² und Wassertrinken: „[D]er Mann liebt es kalt“ (274). In der furchtbaren Vergewaltigung Erikas bringt Klemmer sein Instrument, von dem er sagte, dass es im Grunde überhaupt nichts mit seinem übrigen Körper zu tun habe (245), in Stellung, macht das Lustorgan Penis zu einem Angriffsorgan: „Er schießt nicht über das Ziel hinaus, sondern genau ins Ziel hinein. Der sportliche Meister hat es vollbracht“ (276).²³ Von den Folgen der Tat versucht er sich, hilflos, durch Verleugnung zu befreien: „Er läßt ganz bewußt nur positive Gedanken sein Hirn passieren, das ist das ganze Geheimnis seines Erfolgs. Sein Gehirn ist nämlich ein Einweg-Gehirn! Einmal gebrauchen, und dann löschen“ (277).

Jelinek lässt Klemmer ungeschoren davonkommen; allerdings steht das Bild des wahnsinnig gewordenen Vaters – die ‚leere Stirn‘ (88) – hier als Menetekel auch über Klemmers männlicher Entwicklung. Insofern konfrontiert Jelinek am Ende einen trügerischen Komödienschluss – Klemmer wird „voll auflachend“ in einer Gruppe ebenfalls lachender Studenten gezeigt (282) – mit einem Pseudo-Tragödienschluss: Auf das Ende von Kafkas *Proceß* anspielend zeigt sie uns Erika Kohut, wie sie sich ein Messer einzubohren versucht, was als Akt des Selbstopfers symbolisch tragische Schuld zu sühnen hätte. Doch Jelinek lässt es bei einer Selbstverletzung und der Rückkehr der Protagonistin zur Mutter bewenden. Den Frauen verachtenden Zug der heterosexuellen Geschlechterordnung – „eine Frau ist eine Frau“ (87) –, den sie mit den verschiedensten Strategien satirisch ausstellte, führt Jelinek am Ende zum Höhepunkt, indem sie den Ausschluss des Weiblichen aus dem kulturellen Repräsentationssystem bestätigt: Die Frau sei „noch nicht einmal würdig ... Opfer zu werden. Sie kann sich weder als Täter noch als Opfer einschreiben.“²⁴

Die exemplarische Relektüre von Texten Haushofers, Bachmanns und Jelineks unter dem Aspekt der Behandlung der männlichen Figur ergab, dass bei allen drei Autorinnen von Anfang an Männlichkeit als eine Funktion der Geschlechterordnung im Blick ist. Bei Haushofer steht deren Konzeption als Komplementarität von Mann und Frau auf dem Prüfstand, eine Konzeption, die als Verhüllung von Asymmetrie und Hierarchie entlarvt wird. Die Aufgabe des eigenen Berufes und der eigenen Wohnung im Zuge der Heirat mit dem erfolgreichen Rechtsanwalt kommt für die Protagonistin des Romans *Die Tapetentür* einer Identitätsvernichtung gleich, was durch die Überlegungen zur Selbsttötung wie in der Tatsache der Totgeburt eines ‚schönen Kindes‘ symbolisiert wird. Wie dieses ist das Dreieck Vater, Mutter, Kind nicht lebensfähig, reduziert sich vielmehr analog den abendländischen Monismen auf die Figur des (Ehe-)Mannes, dem seriell Objektfrauen zur Verfügung stehen. Die in die Komplementarität eingegangene Gewalt stellen Bachmann und – auf sie referierend – Jelinek an der Unumkehrbarkeit des Geschlechtermusters im Paar Lehrer-Schülerin aus. Die ‚ältliche Lehrerin‘ Erika Kohut wird vom jugendlichen Klavieraspiranten Klemmer ebenso schonungslos darüber belehrt, wer in der Beziehung das Sagen hat, wie das schriftstellernde weibliche Ich in Bachmanns *Malina* durch Ivan. Wie die Monopolisierung der Macht die Herrschaft über die

Gegensätze impliziert, stellt Jelinek an Klemmer zur Schau, der sich wie ein anderer Faust, das große abendländische Genie, selbstgefällig als Ich mit Spaltungen inszeniert: „Klemmer erklärt Erika, daß in ihm zwei extreme Extreme gegeneinander kämpfen, und zwar der Sport (wettkampfmäßig) und die Kunst (regelmäßig)“ (1986, 196). Die Reduzierung vorgeblich triadischer Strukturen auf dyadische bzw. auf die Monade führt Jelinek – am Beispiel der Relation Vater-Mutter-Tochter – am konsequentesten vor. In den Beziehungen manifestiert sich eine Triangulierungsabwehr zugunsten dyadischer „Zweisamkeit“ (Jelinek 1986, 76), in welcher die Gewalt jedoch den Machtanspruch und damit die traumatische Beziehungsgenese offenlegt. Diese thematisieren alle drei Autorinnen am Missbrauch der Töchter sowie an deren Parentifizierung – und das ist der Beitrag Jelineks – durch *beide* Elternfiguren. Auch am dementen Vater muss Erika Kohut – das sei an dieser Stelle nachgetragen – mütterlich-pflegerische Handlungen vollziehen (1986, 88). Alle drei Autorinnen arbeiten somit am Aufbrechen scheinbar fester Binarismen sowie an der Erschütterung eines (phallisch-monistischen) Systems von Gegensätzen, in welchem sich die Triangulierungsabwehr verfestigt. Sie setzen damit eine Verschiebung von Bedeutung und eine Veränderung geltender Diskurse in Gang, was bei Jelinek in der Aufspaltung sprachlicher Automatismen ganz buchstäblich vor die Augen tritt.

Anmerkungen

- 1 Geklammerte Zitatnachweise nennen Erscheinungsjahr und Seite der Haushoferschen Erzähltexte.
- 2 Um die These von der intertextuellen Bezugnahme der drei Autorinnen aufeinander zu stützen, sei hier darauf verwiesen, dass Jelinek die Reihung der den Ansprüchen der Künstlerin Erika Kohut nicht genügenden Liebhaber wie folgt beschließt: „Die kümmerliche Ansammlung weißhäutiger Stubenhocker wird von einem jungen Juristen und einem jungen Gymnasialprofessor komplettiert“ (1986, 76). „Keiner dieser Herren hatte je eine Pianistin daheim auf dem Kanapee sitzen gehabt“ (77), mit Blick auf Bachmann ließe sich fortsetzen ‚auch keine Schriftstellerin‘. „Doch beim Liebesakt bleibt keine Frau lang grandios. ... Die Frau wird hernach belogen, betrogen, gequält und nicht oft angerufen“ (77) – das zielt auf das vergebliche Warten des Ichs auf Ivans Anrufe in *Malina*.
- 3 Noch in dem späten Roman *Die Mansarde* ist die Wut über den Verlassenden konserviert: Ihrem Ehemann wirft die Protagonistin Feigheit und Verantwortungslosigkeit vor. „Hubert hat Angst vor alten, häßlichen und kranken Leuten. Er wagt nicht, sich die Wirklichkeit vorzustellen. Indem er mich abgeschoben und verraten hat, ist er sich treu geblieben. Jetzt habe ich niedergeschrieben, was ich nie denken und schon gar nicht schreiben wollte. Abgeschoben und verraten. Sogar der Jäger fühlt sich verantwortlich, aber Hubert, der nie einen Hund schlagen würde, hat mich verraten“ (1986, 123).
- 4 So, klassisch, Georg Simmel (1911).
- 5 Hubert „liebt seine Arbeit sogar, weil sie ihn davon abhält, über Dinge nachzudenken, über die er nicht nachdenken will“ (1986, 71).
- 6 Siehe hierzu ergänzend Frei Gerlach (1988, 222 f).
- 7 Die geklammerten Zitatnachweise folgen der Bachmann-Werkausgabe von 1993, 3. Band: *Todesarten: Malina und unvollendete Romane*.
- 8 Wie sehr das Arbeiten mit polaren Entgegensetzungen – nach dem Muster von *femme fragile* und *femme fatale* – auch heute unreflektiert wissenschaftliche Untersuchungen strukturiert, zeigt die Typisierung von Therapeuten, die sich des Missbrauchs ihrer Patientinnen schuldig gemacht haben, in: *Sexuelle Übergriffe in Psychotherapie und Psychiatrie* (1997, 43 ff und 110 f). Dort wird dem Therapeuten nach dem „Rachetypus“ der vom „Wunscherfüllungstypus“ gegenübergestellt, wobei ersterer noch einmal binär ausdifferenziert wird als „Distanzierter Gott“ und „Hilfsbedürftiger Messias“, der Wunscherfüllungstypus hingegen eine Aufspaltung in ‚einfühlsamer Retter‘ und ‚bewunderter Sex-Guru‘ erfährt. Dass diese Oppositionen wiederum mit der Entgegensetzung von männlich/weiblich oder aktiv/passiv konvergieren, ist offensichtlich.
- 9 Auf Seite 273 spricht das Ich von den Russen als Vergewaltigern, ihren Taten als „ein geheiligter frommer Schrecken“. Hinweise auf ein bewusst nicht erinnerbares Missbrauchstrauma finden sich mehrfach: „Ich, zum Beispiel, war sehr unzufrieden, weil ich nie vergewaltigt worden bin“ (273), behauptet das weibliche Erzähl-Ich im Modus der Verleugnung, als es von den grassierenden Vergewaltigungen im Nachkriegswien berichtet. An anderer Stelle bekennt das Ich, in der Hölle (zu ergänzen: mit einem älteren Mann) gewesen zu sein. „Aber ich erinnere mich nicht“ (247).
- 10 Siehe ergänzend Frei Gerlach (1988, 267 ff).
- 11 Malinas Anstellung als Staatsbeamter im Arsenal, dem Österreichischen Heeresmuseum, ist eine von den zahlreichen Anspielungen auf Haushofer (1986,

- 15 f) bei Bachmann (11), wodurch hier ansatzweise eine Genealogie von Männlichkeit durch die Autorinnen errichtet wird.
- 12 Die geklammerten Zitatnachweise folgen der Ausgabe von *Die Klavierspielerin* im Rowohlt Taschenbuch Verlag 1986.
- 13 Vgl. Freuds Vorlesung „Die die Weiblichkeit“ (1933, 143).
- 14 Vgl. zu den zahlreichen die Männlichkeit Klemmers unterminierenden Namenswortspielen: „An Oberflächlichkeiten klammere sie [Erika, A. L.-K.] sich fest, doch der Mann abstrahiert und trennt Wesentliches vom Unnötigen“ (119).
- 15 Zur Ehrgeiz-Thematik vgl. Freuds Vorlesung über „Die Weiblichkeit“ (1933, 143).
- 16 Ebd., S. 119-145.
- 17 Vgl. Sigmund Freud, „Die Symbolik im Traum“ (1917, 150-172).
- 18 Vgl. Sigmund Freud, „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds“ (1925, 23 f). Dass dem Mädchen der Penis fehle, wird dem Knaben, so Freud, „wenn eine Kastrationsdrohung auf ihn Einfluß genommen hat, (...) bedeutungsvoll werden (...). Zwei Reaktionen werden aus diesem Zusammentreffen hervorgehen, die (...) sein Verhältnis zum Weib dauernd bestimmen werden: Abscheu vor dem verstümmelten Geschöpf oder triumphierende Geringschätzung desselben.“
- 19 Zum ‚femininen Masochismus‘ vgl. Sigmund Freud: „Das ökonomische Problem des Masochismus“ (1924, 374 f).
- 20 „Klemmer kann nicht, weil er muß. Das Müssen geht von dieser Frau in magnetischen Wellen aus. Sie ist das Müssen schlechthin“ (244).
- 21 Vgl.: „Nach außen hat er [Klemmer, A. L.-K.] ein Bild von ruhiger Zornlosigkeit geboten. Innen treten ihn seine Sinne in den Leib“ (263).
- 22 Vgl. außerdem: Klemmer „genießt seine Kälte, diesen Eiswürfel in der Mundhöhle“ (266).
- 23 Vgl. zu dieser Umfunktionierung des Penis vom Lust- zum Angriffsorgan die sehr erhellenden Ausführungen von Pohl über die (den sexualphysiologischen Vorgängen widersprechende) „Penifizierung der Sexualerregung“ (Pohl 2004, 365-387) in den gängigen Theorien über die männliche Sexualität, etwa bei Freud. In der Zentrierung auf die äußeren Genitalien würden die an der Sexualerregung beteiligten – und potenziell bedrohlichen – Empfindungen aus dem Körperinneren verleugnet, projektiv der Frau zugewiesen und mit dem Penis als Waffe abgewehrt und bekämpft (so Pohl, bes. 370 f).
- 24 So Jelinek selbst in Bei und Wehowski (1984, 42). Indem sie am Schluss ihres Romans Erika Kohut mit Josef K. aus Kafkas Roman *Der Proceß* intertextuell in Beziehung setzt, übersieht Jelinek freilich, dass auch Josef K. sich nicht mehr als Opfer einschreiben kann, der traditionelle Tragödienschluss von Kafka vielmehr in ein fahles ironisches Licht gerückt wird. Siehe hierzu ergänzend die Ausführungen von Claudia Liebrand (2006, 42-45).

Literatur

- BACHMANN, INGEBORG (1993) *Werke*. 4 Bde. Hg. Christine Koschel/ Inge von Weidenbaum/ Clemens Münster. Dritter Band: *Todesarten: Malina und unvollendete Romane*. Neuausgabe. München/ Zürich: Piper.
- BACHMANN, INGEBORG (1983) „*Wir müssen wahre Sätze finden*“. *Gespräche und Interviews*. Hg. Christine Koschel/ Inge von Weidenbaum. München/ Zürich: Piper.
- BECKER-FISCHER, MONIKA/ GOTTFRIED FISCHER (1997) *Sexuelle Übergänge in Psychotherapie und Psychiatrie*. Unter Mitarbeit von Claudia Heyne und Günter Jerouschek. Institut für Psychotraumatologie, Freiburg i. Br. 1995. Stuttgart/ Berlin/ Köln: Kohlhammer.
- BEI, NEDA/ BRANKA WEHOWSKI (1984) „*Die Klavierspielerin*. Ein Gespräch mit Elfriede Jelinek“. *Die schwarze Botin* 24/ 1984: 3-9 und 40-46.
- BENJAMIN, JESSICA (1988) *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Nils Thomas Lindquist und Diana Müller. Frankfurt/ M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- BUTLER, JUDITH (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.
- FREI GERLACH, FRANZISKA (1988) *Schrift und Geschlecht. Feministische Entwürfe und Lektüren von Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Anne Duden*. Geschlechterdifferenz und Literatur, 8. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- FREUD, SIGMUND (1914) „*Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse: II Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten*“. *Gesammelte Werke*, Bd. X (1960). Unter Mitwirkung von Marie Bonaparte. Hg. Anna Freud, E. Bibring/ W. Hoffer, E. Kris/ O. Isakower/ Frankfurt/ M.: S. Fischer Verlag, 125-136.
- FREUD, SIGMUND (1916–1917) „*Die Symbolik im Traum*“. *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Gesammelte Werke*, Bd. XI (1960). Unter Mitwirkung von Marie Bonaparte. Hg. Anna Freud, E. Bibring/ W. Hoffer/ E. Kris, O. Isakower. Frankfurt/ M. S. Fischer Verlag, 150-172.
- FREUD, SIGMUND (1924) „*Das ökonomische Problem des Masochismus*“. *Gesammelte Werke*, Bd. XIII (1960). Unter Mitwirkung v. Marie Bonaparte. Hg. Anna Freud/ E. Bibring/ W. Hoffer/ E. Kris, O. Isakower. Frankfurt/ M.: S. Fischer Verlag, 369-384.
- FREUD, SIGMUND (1925) „*Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds*“. *Gesammelte Werke*, Bd. XIV (1960). Unter Mitwirkung von Marie Bonaparte. Hg. Anna Freud, E. Bibring, W. Hoffer, E. Kris, O. Isakower, Frankfurt/ M.: S. Fischer Verlag, 17-30.
- FREUD, SIGMUND (1933) „*Die Weiblichkeit*“. *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Gesammelte Werke*, Bd. XV (1960). Unter Mitwirkung von Marie Bonaparte. Hg. Anna Freud, E. Bibring, W. Hoffer, E. Kris, O. Isakower, Frankfurt/ M.: S. Fischer Verlag, 119-145.
- HAUSHOFER, MARLEN (1955) *Eine Handvoll Leben. Roman*. Wien/ Hamburg: Zsolnay.
- HAUSHOFER, MARLEN (1957) *Die Tapetentür. Roman*. Wien/ Hamburg: Zsolnay.
- HAUSHOFER, MARLEN (1985) *Wir töten Stella. Novelle* [1958]. Neuausgabe. Düsseldorf: Claassen Verlag.
- HAUSHOFER, MARLEN (1983) *Die Wand. Roman* [1963]. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- HAUSHOFER, MARLEN (1986) *Die Mansarde. Roman* [1969]. Frankfurt/ M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- HAUSEN, KARIN (1976) „*Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ – eine Spie-*

- gelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“. *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas: neue Forschungen*. Hg. Werner Conze. Stuttgart: Klett, 363-393.
- HORKHEIMER, MAX/ THEODOR W. ADORNO (1969) *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente* [1944]. Frankfurt/ M.: S. Fischer Verlag.
- JELINEK, ELFRIEDE (1970) *wir sind lockvögel baby! roman*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- JELINEK, ELFRIEDE (1986) *Die Klavierspielerin. Roman* [1983]. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- LIEBRAND, CLAUDIA (2006) „Traditionsbezüge: Canetti, Kafka und Elfriede Jelineks Roman *Die Klavierspielerin*“. *Gegenwartsliteratur. Ein germanistisches Jahrbuch*. Bd. 5. *Schwerpunkt: Elfriede Jelinek*. Hg. Paul Michael Lützel/ Stephan K. Schindler, Tübingen: Stauffenburg Verlag, 25-49.
- NOLTE, ANKE (1992) *Marlen Haushofer: „... und der Wissende ist unfähig zu handeln“*. *Weibliche Mittäterschaft und Verweigerung in ihren Romanen*. Münster/ New York: Waxmann.
- ÖHLSCHLÄGER, CLAUDIA (1996) *Die unsägliche Lust des Schauens. Die Konstruktion der Geschlechter im voyeuristischen Text*. Freiburg i. Br.: Rombach.
- OLIVIER, CHRISTIANE (1980) *Jokastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter*. Übersetzt aus dem Französischen von Siegfried Reinke. Düsseldorf: Claassen-Verlag.
- POHL, ROLF (2004) *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen*. Hannover: Offizin-Verlag.
- ROHDE-DACHSER, CHRISTA (1991) *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*. Berlin/ Heidelberg/ New York: Springer.
- SACHER-MASOCH, LEOPOLD VON (1980) *Venus im Pelz. Mit einer Studie über den Masochismus von Gilles Deleuze*. Frankfurt/M.: Insel Verlag.
- SCHALLER, WOLFGANG (2000) „... einfach ein Unding ...“. Die Männerbilder in Haushofers Werk“. *„Eine geheime Schrift aus diesem Splitterwerk enträtseln ...“: Marlen Haushofers Werk im Kontext*. Hg. Anke Bosse/ Clemens Ruthner. Tübingen/ Basel: Francke, 157-175.
- SIMMEL, GEORG (1911) „Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem“. Georg Simmel (1996) *Hauptprobleme der Philosophie. Philosophische Kultur*. Georg Simmel. Gesamtausgabe, Bd. 14. Hg. Rüdiger Kramme/ Otthein Rammstedt. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 219-255.
- TAUSCHINSKI, OSKAR JAN (1986) „Die geheimen Tapentüren in Marlen Haushofers Prosa“. *„Oder war da manchmal noch etwas anderes?“ Texte zu Marlen Haushofer*. Frankfurt/M.: Verlag Neue Kritik, 141-166.
- WALTER, WILLI (2000) „Gender, Geschlecht und Männerforschung“. *Gender-Studien. Eine Einführung*. Hg. Christina von Braun/ Inge Stephan. Stuttgart/ Weimar: J. B. Metzler, 97-115.

Für ein genaues Hinschauen

1 Männer, Männlichkeit und Männlichkeiten

In einem Drogeriemarkt bin ich über einen mit „maskulin“ überschriebenen Postkartenkalender gestolpert. Klischees in geballter Ladung springen mir dabei ins Gesicht: Männer mit Auto, Vespa-Roller und Kühlschranks, im Wasser, auf dem Sofa, in der Sonne, beim Steineschleppen, nach der Dusche und – ganz naturverbunden? – an eine Kuh gelehnt. Mir ist es ein wenig peinlich, als ich den Kalender durchblättere und damit zur Kasse gehe. Denken nun alle, ich würde mir diesen Kalender auf den Schreibtisch stellen? Ich frage mich, warum der Kalender mit „maskulin“ überschrieben ist und nicht mit „Männer“. Gebrochene Typen? Nichts. *Drag Kings*? Fehlanzeige. Auf andere bezogen? Narzissmus pur. Als gäbe es nur diesen einen Typus: jung, weiß, gut proportioniert, aufgehend im eigenen Körper. Der massenmedial vermarktete männliche Körper ist mit einem klassischen schwulen Ideal zunehmend kompatibel geworden: ein muskulöser Körper steht breitbeinig in Blue Jeans, und dieser ist aber vielleicht auch parfümiert, ganzkörperrasiert oder auch schönheitsoperiert. Auf der anderen Seite haben sich Männlichkeitsvorstellungen auch gewandelt. Eine Analyse der Zeitschrift *Men's Health* förderte neben dem *Macho*, der sich vor allem für Sport, Bier, Autos, Herumhängen mit anderen Männern und Aufreißen von Frauen interessiert, einen neuen Männertyp zutage. Dieser berücksichtigt auch Familieninteressen und gehe auf Frauen ein (Toerien/ Durrheim 2001). Der *real man* als kollektive Lösung zwischen verschiedenen Männlichkeitsanforderungen? Holt sich der am Eisschrank lehrende Adonis aus dem Postkartenkalender am Schluss gar kein Bier aus dem Kühler heraus, sondern sucht die Zutaten für das Abendessen, mit dem er Partner, Partnerin oder auch Kinder erwarten wird? Wie männlich ist dieser *real man*? Was ist das überhaupt: „männlich“?

„Dem Mann angemessen, tapfer, mutig“, so einfach sieht es der Duden Etymologie (1989, 438). In der Männerforschung dagegen bedeutet Männlichkeit „ein diskursiv erzeugtes Konstrukt, eine Konfiguration sozialer Praktiken und Bilder, die historischen und kulturellen Wandlungen und Varietäten unterliegt“ (Kroll 2002, 252; als Überblick vgl. Meuser 2004; Villa 2006; Walter 2000). Es

geht auch etwas genauer. So beschreibt eine kulturvergleichende Perspektive Männlichkeit überwiegend als Test von Ausdauer, Kühnheit und Selbstdisziplin, körperliche Aspekte stehen dabei gar nicht unbedingt im Vordergrund (Gilmore 1991). Auch die Sozialisationsforschung setzt nicht auf krude Körperlichkeit, sie definiert Mannsein eher als eine „emotionale Bewältigungskategorie“ (Böhnisch/Winter 1993, 103). Bewältigungsprinzipien seien etwa Körperferne (Nichtwahrnehmen des eigenen Körpers, Angst vor körperlicher Nähe/Intimität mit anderen Männern, Objektivierung von Frauen), Externalisierung/Außenorientierung (ein Vermeiden eines Sich-Befassens mit der Innenwelt). Bei diesen modifizierten Sichtweisen drängt sich der Verdacht auf, dass die Suche nach originär männlichen Eigenschaften vielleicht in die Irre führen könnte – warum schließlich sollten Frauen nicht auch über solche Eigenschaften verfügen können?

Diesen Zweifel will ich in diesem Beitrag als Anlass nutzen, um für ein genaueres Hinschauen zu plädieren.¹ Ich prüfe, ob sich Männlichkeit überhaupt als tragfähiger Begriff für die Geschlechterforschung eignet. Handelt es sich um ein Konzept, das in der westdeutschen Gegenwartsgesellschaft nichts mehr erklärt, sondern nur noch Stereotype fortschreibt, also reifiziert? Dazu werde ich einige theoretische Zugänge diskutieren, die sich mit einer Präzisierung von Männlichkeit auseinandersetzen und diese mit empirischen Beobachtungen konfrontieren. Diese, vor allem auf Pierre Bourdieu (1976; 2005) und Raewyn (vormals Robert) Connell (1995; 2000) basierenden theoretischen Ansätze begreifen Männlichkeit als habituell statt essenziell (Männlichkeit ist erlernt und nicht gegeben), multipel statt einheitlich-uniform (es gibt verschiedene Formen von Männlichkeiten) und relational statt isoliert (Männlichkeiten sind nur über ihr Verhältnis zu beziehungsweise die Abgrenzung von Weiblichkeit(en) zu spezifizieren). Alle diese Punkte nähren den Verdacht – diesen will ich im Folgenden begründen – dass auch eine Pluralisierung, also die Ausweitung von Männlichkeit auf Männlichkeiten, das Problem einer inhaltliche Präzisierung von Männlichkeit nicht löst – eben weil eine inhaltliche Präzisierung zum Scheitern verurteilt ist. Das liegt daran, dass Männlichkeiten immer noch als vereinheitlichende und dichotom organisierte Platzhalter für eine Vielzahl von Eigenschaften fungieren, die damit gar nicht mehr konkretisiert werden. Beispiele dafür sind ‚männliche‘ Technik, ‚männliches‘ Führungsverhalten, ‚männlicher‘ Sexualtrieb u. v. m.

2 Habituell statt essenziell

Bei Konstruktionen von Geschlecht hängen Körperliches und Soziales immer zusammen. Diese Einsicht erscheint geradezu banal. Wie solche Wechselwirkungen dagegen aussehen, ist alles andere als simpel. Versuche dazu hat der Soziologe Pierre Bourdieu (1997; 2005) unternommen. Bourdieu geht von einer Entsprechung subjektiv körperlicher und objektiv sozialer Strukturen als einem wechselseitigen Durchdringungsprozess aus: Körperliche Gesten und Haltungen tragen fast immer auch soziale Bedeutungen; jede soziale Klassifikation ist fundamental auf den Körper und seine Struktur rückbezogen. Die Konstruktion

des Körpers, seine Wahrnehmung und Ausdrucksmöglichkeiten sind dabei zu weiten Teilen vor der Sprache verortet, „nämlich dort, wo Soziales und Körperliches noch ungetrennt sind – auf der Ebene des spontanen, praktischen Handelns, das aufgrund seiner Körpergebundenheit immer einen hohen Anteil an Unbewusstheit enthält“ (Brandes 2002, 21).

Wenn sich Männlichkeit vom männlichen Körper ableitet, erscheint ein bestimmter Körper als Definitionsmerkmal, schärfer: als Essenz von Männlichkeit. So einfach ist es freilich nicht. Der Körper ist weder Natur noch Diskurs. Ebenso wenig wie Körper die Bestimmung von Männlichkeits- und Weiblichkeitsmustern determinieren, sind sie auch unbeschriebene Blätter. Vielmehr changieren sie zwischen kultureller Formbarkeit und materieller Renitenz. Körperlichkeit ist unentrinnbar, aber nicht unveränderbar. Um zu zeigen, wie sich Soziales als objektiver Sozial- und Symbolraum in den Körper einschreibt, hat Bourdieu das Konzept des Habitus entwickelt, der tief bis in Körperlichkeit hinein reicht. Der Habitus operiert „als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv ‚geregelt‘ und ‚regelmäßig‘ sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein“ (Bourdieu 1976, 164). Im Habitus manifestiert sich die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen, ohne dass die dadurch produzierten Strategien ins Bewusstsein gebracht werden (müssen): „Die Somatisierung des Kulturellen ist Konstruktion des Unbewußten“ (Bourdieu 1997, 187). Der Habitus als „verkörperte männliche Praxis“ (Brandes 2002, 76) bzw. als verkörperte und naturalisierte Herrschaft (Bourdieu 2005) ist verinnerlichte Gesellschaft und bringt eine strategisch orientierte Praxis und auch Körperlichkeit hervor. Das kann verschiedenes heißen: ein bestimmtes Hautgefühl, spezifische Formen und Spannungen der Muskeln, ausgesuchte Körperhaltungen und Bewegungen, bestimmte Möglichkeiten beim Sex (Connell 2000, 66-73). Der Habitus indes legt keine begrenzte Zahl von Handlungsmustern fest, sondern lediglich die Art und Weise, wie solche Muster gebildet werden. Er ist ein Generierungsprinzip, weitgehend vorsprachlich durch ein Hineinwachsen in eine geschlechtlich, sozial, ethnisch und kulturell strukturierte Praxis gegeben; der Körper bildet dafür eine zwar begrenzt reflektierbare, aber nicht hintergehbare Grundlage. Der Habitus erklärt damit die Verwobenheit und wechselseitige Bedingtheit von Körper und Gesellschaft, für eine inhaltliche Bestimmung von Männlichkeit ist er aber eine zu abstrakte Kategorie.

Was Bourdieu sozialtheoretisch als Habitus entwirft, beschreibt Connell kleinräumiger als „körperreflexive Praxen“. Er meint damit Prozesse und Situationen, in denen „Körper sowohl Objekte als auch Agenten der Praxis sind, und [wenn] aus der Praxis wiederum die Strukturen entstehen, innerhalb derer die Körper definiert und angepasst werden“ (Connell 2000, 81). Körperreflexive Praxen sind keine Vorgänge im Inneren des Individuums, sondern umfassen „soziale Beziehungen und Symbole, aber manchmal auch soziale Institutionen“ (Connell 2000, 84). Connell führt dazu das Beispiel von heterosexuellem analsex an, der bei einem Mann zu homosexuellen Phantasien führt (und vielleicht den Weg zu einer homosexuellen Identität ebnet). Körperreflexive Praxen beziehen

Körper in soziale Prozesse mit ein, verwandeln sie aber keineswegs in Symbole. Männlichkeiten entstehen damit im Handeln, „[s]ie werden aktiv erzeugt, indem man sich der in einem bestimmten sozialen Kontext verfügbaren Mittel und Strategien bedient“ (Carrigan/ Connell/ Lee 1996, 22 f). Als Beispiel dafür erwähnt Connell die Autokultur in der Arbeiterklasse, deren Konstruktion gleichzeitig auch eine proletarische Männlichkeit mitkonstruiert. Körperlichkeit ist also keineswegs etwas Natürliches, auch wenn dies nicht bewusst wird. Das wird etwa bei einem transsexuellen Mann manifest, der das richtige Tragen von Anzug und Krawatte mühsam gelernt hat:

Ich hab mir den Anzug auch sehr aneignen müssen. Also für mich war das ja dann damals als Butch irgendwie, den Anzug anzuziehen. Also ein ganz spezieller Anlass sozusagen. Dann habe ich ja eigentlich nur noch Anzüge getragen. ... Und habe mir gesagt: na ja, ich muss mir das alles anlernen, wie bewege ich mich? Ich hab kein Vorbild gehabt.²

Was einen natürlich erscheinenden männlichen Körper ausmacht, ist etwa in der Werbung für Männerparfüm zu besichtigen (Borstnar 2002, 385-396). Sie stellt Männer sehr körperlich, aber nicht voyeuristisch dar: Männer sind dort – das macht die Perspektivität der Kameraeinstellung deutlich – keine Objekte. Die männliche *Gestik* ist ebenso konzentrisch wie auch weiträumig um den Körper herum organisiert und determiniert Körperbewegungen der Frau, der männliche *Blick* geht in die Weite des Umgebungsraums, die männliche (Brust)*Nacktheit* steht für Klarheit, Purismus und Konzentration aufs Wesentliche. Die Darstellung männlichen *Begehrens* konstruiert im Gegensatz zum artifiziellen Seinszustand der Frau einen ‚natürlichen‘ Seinszustand des Mannes.³ Die männliche *Figur* präsentiert sich häufig ganzkörperlich, individualisiert, in überlegener Perspektive, autonom, raumgreifend. Das spaßvolle oder ernsthaft Ausagieren männlicher naturalisierter Energie instrumentalisiert den Körper, männliche *Schönheit* fällt mit Leistung, Imponierverhalten und Reviermarkierung zusammen. Dieser Habitus erscheint als natürlich, was auch die Assoziation von Freiheit und Abenteuer nahe legt: Der Mann bleibt selbst partiell wild, kolonisiert den Raum und domestiziert die Frau. Der aktive und raumgreifende Körper(ausdruck) erscheint damit als die eigentliche männliche Sprache.

Dieser Eindruck der Konstruktion einer natürlichen Männlichkeit setzt sich in einem Feld fort, das mit dem Begriff Sportivität einen geradezu unhinterfragbaren Leitwert individualisierter flexibler AkteurInnen moderner Gegenwartsgesellschaften gesetzt hat (Kaschuba 1989). Auch wenn Frauen in vielen Sportarten selbstverständlich mitmischen, ist Sport noch immer ein traditionellerweise von Männern dominiertes Terrain. Fußball versus Frauenfußball, auf diesen Punkt lässt sich das Verhältnis von Frauen und Männern im Sport bringen. Kein Wunder, denn kulturell und historisch wurde Männlichkeit immer hauptsächlich über Sport definiert, nämlich durch ununterbrochene Zurschaustellung sich bewegender männlicher Körper. Der Sport symbolisiert körperliche Männlichkeit vor allem als Kombination von Kraft und Können: „Die institutio-

nelle Ordnung beim Sport beinhaltet bestimmte soziale Beziehungen: Wettstreit und Hierarchie unter Männern, Ausschluss oder Unterordnung von Frauen“ (Connell 2000, 74). Interessant ist dabei, dass körperliche Fähigkeiten aber auch erst durch diese Strukturen entstehen. Denn „Rennen, Werfen, Springen oder Schlagen sind außerhalb dieser Strukturen überhaupt kein Sport“ (Connell 2000, 74). Es sind also gesellschaftliche Strukturen, institutionelle Ordnungen und soziale Arrangements, die aus der Verbindung von Körper, Fertigkeiten und Geschlecht erst Sport machen.

Auch diese Beispiele sperren sich gegen eine exklusive Zuschreibung männlicher und weiblicher Eigenschaften und Handlungen. Gut, Männer werden in der Werbung als natürlicherweise aktiv und raumgreifend dargestellt, Männer dominieren sportliche Aktivitäten und Institutionen, aber auch dies lernen Männer (wie auch zahlreiche Frauen), und es handelt sich nicht um natürliche Eigenschaften. Die Kategorie Männlichkeit subsumiert zu viel, was nicht auf Männer begrenzt ist und zu wenig, was tatsächlich exklusiv sein sollte. ‚Männlich‘ müsste vor diesem Hintergrund „traditionellerweise und überwiegend, aber nicht nur von Männern gelerntes Handeln, Denken, Wahrnehmen, Verhalten und Fühlen“ heißen. Eine solche Konkretisierung ist weder alltagstauglich noch wissenschaftlich brauchbar. Wie sieht es nun mit dem Versuch einer Pluralisierung von Männlichkeit aus?

3 Multipel statt einheitlich-uniform

Eine universelle Männlichkeit gibt es nicht. Das ist ebenso einsichtig wie banal. So muss man *diesen* Konsens in der Geschlechterforschung, den Queer Studies und der Männerforschung auch nicht als Meilenstein feiern: „Über Männlichkeit als ein und dasselbe Wesen quer durch die Unterschiede von Ort und Zeit zu reden, bedeutet einen Abstieg ins Absurde“ (Connell 1995). Das betrifft etwa den engen Zusammenhang unterschiedlicher Ausprägungen von Männlichkeit mit sozialen Lebenslagen und Milieus und vor allem Generationenzugehörigkeit (zum Überblick vgl. Wedgwood/ Connell 2004). Solche Zusammenhänge sind plausibel, empirisch aber nur punktuell nachgewiesen. Einstellungsforschungen zufolge zählt zwar ein Fünftel der männlichen westdeutschen Erwachsenen zum ‚neuen Mann‘, der traditionelle Rollenmuster hinter sich gelassen habe und ein partnerschaftliches Geschlechterverhältnis präferiere. Ein solcher Typ von Forschung adressiert aber nur eine oberflächliche Ebene und verrät wenig über tatsächliche Handlungspraxen. Darauf hat Angelika Wetterer (2003) in ihrer vorzüglichen Streitschrift zu „rhetorischen Modernisierungen“ hingewiesen: Über Gleichberechtigung und paritätische Aufgabenverteilung im Beziehungsalltag ließe sich viel reden, die Praxis sehe aber meist ganz anders aus.

Gibt es also verschiedene Männlichkeiten, ist eine solche Pluralisierung in der Männerforschung untrennbar mit Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit verbunden. Hegemoniale Männlichkeit als kulturell maßgebliches und autoritatives Muster bezeichnet jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis, „welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des

Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)“ (Connell 2000, 98). Das hört sich nach einem defensiven Konzept an: Patriarchale Gesellschafts- und Beziehungsmodelle seien in die Krise gekommen und bedürften der Rechtfertigung. Wo dies nicht mit Argumenten funktioniert, bleibt der Faktor Macht im Spiel. Entsprechend bedeutet hegemoniale Männlichkeit, „[i]n der Lage zu sein, anderen Arten von Männlichkeit eine bestimmte Definition aufzuzwingen.“ (Carriagan/ Connell/ Lee 1996, 62) Gemeint ist also ein Dominanzmodell innerhalb von Machtbeziehungen, in dem sich der mächtigste Männertypus durchsetzt und die bestehende hierarchische Geschlechterordnung stabilisiert. Heute ist das wohl der *global player* mit Risiko- und Einsatzbereitschaft, Angstverdrängung, Heroismus und Wagemut (Meuser 2000, 59). Als paradigmatische Typen hegemonialer Männlichkeiten nennt Connell daneben den Soldaten, Börsianer und Bürokraten – warum aber nicht etwa Sportidole?⁴

Neben der hegemonialen führt Connell unterdrückte und marginalisierte Männlichkeiten auf; Männlichkeiten, die sich nicht nur von Frauen, sondern auch und vor allem von anderen Männern wie etwa Ausländern, Arbeitern, Schwulen usw. abgrenzen. *Unterdrückte* Männlichkeiten etwa betreffen kulturelle Stigmatisierungen (wie etwa Schwulsein), gegen die sich Männlichkeiten in ähnlicher Weise abgrenzen wie gegen Weiblichkeiten. Unter Komplizenschaft versteht Connell „Männlichkeiten, die zwar die patriarchale Dividende bekommen, sich aber nicht den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats aussetzen“ (Connell 1995, 100). Von einer patriarchalen Dividende profitieren etwa Arbeiter, die mehr verdienen als ihre weiblichen Kollegen oder aufgeklärte, sensible ‚Frauerversteher‘ oder Schwule, die von Frauen als ‚neue Männer‘ gehätschelt werden – aber dennoch auf keine Privilegien verzichten müssen. Unter *marginalisierte* Männlichkeiten schließlich fasst Connell Männlichkeiten im ökonomischen Abseits und Männlichkeiten auf der Grundlage rassistischer Zuschreibungen (vgl. Connell 2000, 102 f; Alphen 2005): „*Doing gender* und *doing ethnicity* sind gewissermaßen wechselseitig genutzte Ressourcen“ (Meuser 2000, 64).

Zur Konkretisierung und Präzisierung eines hegemonialen männlichen Geschlechtshabitus bietet sich ein idealtypisierendes Verfahren (durchaus in Anlehnung an einen Soziologen der ersten Stunde, nämlich Max Weber) an. Das bedeutet, Übersteigerungen zu konstruieren, die Merkmale wie eine Instrumentalisierung von Körperlichkeit, Leistungsorientierung, raumgreifende Reviermarkierung und Imponierverhalten körperlich zum Ausdruck bringen. Dafür eignet sich die Praxis des Bodybuilding. Bodybuilder manipulieren ihre Körper mit dem Ziel der Zunahme und ästhetischen Stilisierung von Muskeln; dies bestätigte sich auch in einer Diskussion mit sechs Bodybuildern im Alter zwischen 22 und 56 Jahren (vgl. Degele 2004 und auch Klein 1993). Dabei orientieren sie sich an ästhetischen Standards, die gesellschaftliche Grenzen von Akzeptanz und Wertschätzung überschreiten: Massenmedien wie auch Menschen auf der Straße assoziieren Bodybuilder mit Doping, illegalen Muskelpräparaten und gesteigertem Herzinfarkttrisiko, die Produkte ihres Handelns erscheinen vielen

zwar als übertrieben und nicht mehr schön – aber immerhin als männlich. So zielt die Körperarbeit in der Sicht der diskutierenden Bodybuildern auch auf einen straffen, athletischen Körper bzw. eine „dementsprechende Figur“ (ein Bodybuilder); das tägliche Training wirke auf Kraft, Muskulatur und damit die Form des Körpers ein. Das Vorbild dafür ist Arnold Schwarzenegger, „weil er seine Lebensziele erreicht hat“ (diese Äußerung eines Bodybuilders fiel vor Schwarzeneggers Wahl zum Gouverneur Kaliforniens). Der perfekte Körper ist das Ideal, und dabei gewinnt der Gesundheitsaspekt eine instrumentelle, man kann sagen, sozialdarwinistische Schlagseite: Gesunde seien weniger anfällig, belastbarer und leistungsfähiger (was übrigens auch nach Meinung der Gruppe die Bevorzugung von Männern gegenüber Frauen vor allem in beruflichen Zusammenhängen legitimiere); kurz: Sie verkörpern gesellschaftliche Leistungsstandards. Damit hätten sie – so die Meinung der Diskutanten – durch ihre Leistungsbereitschaft suggerierende Ausstrahlung bessere Karten bei Bewerbungsgesprächen und wüssten sich besser durchzusetzen. Hier tauchen einige Charakteristika hegemonialer Männlichkeitsinszenierungen auf:

- *Instrumentelle Körperarbeit*: Die Bodybuilder formen ihren Körper, um gesellschaftlichen Leistungsnormen der Durchsetzungsfähigkeit und Belastbarkeit zu genügen bzw. sie zu übertreffen: Sie nehmen im physikalischen Sinn mehr Raum ein als gewöhnliche Männer. Dies erreichen sie durch ein instrumentelles Verhältnis zu ihrem Körper.
- *Männlichkeit als Autonomie*: Die Träger gestählter und disziplinierter Körper sind autonom, unabhängig, bestehen im Konkurrenzkampf und erreichen die von ihnen gesetzten Ziele. Dahinter steckt der Mythos des einsamen sozialen Aufstiegs, der aus eigener Kraft vollzogen wird.
- *Schönheit als Frauensache*: Die Bodybuilder bestehen auf der Sichtbarkeit der Geschlechterdifferenz, womit sie Frauen nur einen abgegrenzten Raum zuweisen: Frauen dürfen zwar auch trainieren (was die Männer auch goutieren), dabei aber nicht ihre Weiblichkeit verlieren. Damit befinden sie sich in guter männlicher Gesellschaft, wenn es darum geht, Frauen aus als exklusiv männlich definierten Räumen fernzuhalten.

Vergleicht man diese Konstruktion beispielsweise mit denen von essgestörten Frauen⁵, verlängern sie nicht nur Schönheitsideale, sondern auch Geschlechternormen in divergierende und dabei komplementäre Richtungen. Bodybuilder übersteigern männliche Schönheitsideale des muskulösen und wohl proportionierten Körpers, wie ihn Lifestyle-Magazine wie *Men's Health* und die Werbung propagieren. Sie sprengen ‚normale‘ Maße körperlicher Proportionen und nehmen männliches Verhalten als ausgreifende Aneignung von Raum ernst. Magersüchtige Frauen dagegen übersteigern gesellschaftlich verbreitete Schlankheitsideale, wie sie (anorektische) Fotomodelle wie beispielsweise Kate Moss verkörpern. Sie verzichten auf Fülle und Raum, sie bringen sich zum Verschwinden. Und beide Gruppen wählen einen Weg, der in seinen Anfängen ebenso gesellschaftlich legitimiert wie auch vergeschlechtlicht ist.⁶

Bodybuilder und magersüchtige Frauen sind extreme Pole eines Spektrums von Männlichkeits- und Weiblichkeitsinszenierungen.⁷ Sie machen deutlich, dass auch noch Geschlechterklischees übersteigert werden können. Das ist heuristisch nutzbar. Zu einem tieferen Verständnis von Männlichkeit (und Weiblichkeit) trägt dies jenseits stereotyper Zuschreibungen indes nicht viel bei. Vielmehr käme es darauf an – und auch das erfordert ein genaues Hinschauen – genau zu beschreiben, was es für wen in welcher Situation bedeutet, den eigenen Körper aufzupumpen oder auch zum Verschwinden zu bringen. Dabei ist die Kategorie Geschlecht von grundlegender Bedeutung, aber je nach Kontext eben von sehr unterschiedlicher. Diese Ausprägungen, Funktionen und Bedeutungen unter Begriffe wie „männlich“ und „weiblich“ zu subsumieren, ist Reifizierung: In die Untersuchung wird hineingetragen, was man eigentlich erforschen möchte, nämlich die Bedeutung von Geschlecht im Alltag, in der Wissenschaft, bei der Arbeit und wo auch immer (Degele 2006a).

4 Relational statt isoliert

Was bei dem Punkt „Schönheit als Frauensache“ bereits anklang, möchte ich nun ins Zentrum der Analyse stellen: Männlichkeiten für sich genommen gibt es nicht; sie ergeben nur in Relation zu Weiblichkeiten Sinn. Männer und Frauen müssen unterscheidbar bleiben, sonst ist das Geschlechterverhältnis nicht in eine hierarchische Form zu bringen. Weil die Aufrechterhaltung des Statusunterschieds an die Sichtbarkeit der Geschlechterdifferenz gebunden ist, müssen die Beteiligten wie auch Institutionen diese beständig re-inszenieren. So dürfen Frauen boxen, ihre Körper stählen, in den Krieg ziehen und Deutschland regieren, solange sie nicht ‚ihre Weiblichkeit‘ verlieren.⁸ Das relationale und gleichzeitig auch hierarchische Moment spielt im subjektiven Alltag von Handelnden oftmals eine bewusste und auch reflektierte Rolle. Eine DiskutantIn der beiden Gruppen magersüchtiger Frauen etwa konzidiert mit neidisch-resigniertem Unterton, dass Männer es viel leichter hätten: „Frauen geben Männern generell mehr Chancen“, Letztere könnten vergammelte Hosen tragen und seien dennoch „Topmodel“ (magersüchtige Frau). Männer seien mit anderen Worten in der komfortablen Position, sich beim alltäglichen Schön-machen nachlässiger verhalten zu können, ihr Aufwand sei deutlich geringer als der von Frauen. So würden Männer und Frauen mit Bauchansatz im öffentlichen Leben unterschiedlich streng bewertet:

Ich möchte irgendwie schön sein, ich möchte auch manchmal was Modisches anziehen und mich richten und irgendwie wirken; und auch gleichzeitig zu wissen, wer man ist und ich lieg jetzt so und so und auch ungeschminkt der, der ich bin – und so bin ich wertvoll. Und das ist für Frauen um einiges schwieriger – im Durchschnitt, generell – als für Männer. Und das finde ich wirklich gemein. Das ist wirklich fies. Ich rege mich da immer drüber auf. (Magersüchtige Frau)

Die Empörung darüber ist echt und paradox zugleich. Denn viele Frauen machen sich für eine abstrakte Vorstellung von Männern schön – die in ihrer Vorstellung eben einen bestimmten schlanken Frauentypus präferierten. Ob diese auch für Frauen bzw. speziell für sie selbst attraktiv sind, steht auf einem ganz anderen Blatt (Degele 2004).

Aus der Sicht einiger Männergruppen kann sich dieses Dilemma zwischen eigenen Schönheitsstandards und externen Erwartungen an ein „gepflegtes Äußeres“ ganz anders darstellen. Dann geht es etwa um einen Kompromiss zwischen dem Anspruch auf Bequemlichkeit einerseits und dem Respekt der Partnerin gegenüber andererseits. Das ist ein zentrales Thema sowohl in einer Gruppe männlicher Tae Kwon Do-Trainierender wie auch den Mitgliedern eines exklusiven Herrenclubs: Wie signalisiert man der Partnerin gegenüber Respekt, ohne sich in seinem Anspruch auf Wohlfühlen im Schönheitshandeln verbiegen zu müssen? Wie kann man den Anspruch auf Bequemlichkeit und Authentizität ausdrücken und leben, ohne die Partnerin mit anderen Attraktivitätsstandards zu düpieren? Dahinter steht da ein grundsätzliches Problem langdauernder Beziehungen: Wie hält man sie lebendig? Wie verhindert man sich einschleichende Langeweile und den Verlust von Respekt? Stein des Anstoßes und Chiffre dafür sind die ausgeleierten Jogginghosen. Die Jogginghose wird auch zum Indikator für die Güte der Beziehung: „Muss eine Beziehung eine Jogginghose verkraften? Das ist die Frage!“ Muss die Partnerin das Tragen der so bequemen Jogginghose zuhause ertragen (und daraus auf Gleichgültigkeit gegenüber der Beziehung schließen), oder kann sie ihren Anspruch auf einen ansehnlichen und attraktiven Partner als legitim durchsetzen?

Also das mache ich zum Beispiel nicht. Dass ich mich da so gehen lasse nach dem Motto. Und das ist mir schon auch wichtig. Und ich weiß auch, dass es ihr wichtig ist. Das ist auch etwas, was mit Respekt und Anerkennung zu tun hat. Sonst kommt ja gleich das Gefühl von Gleichgültigkeit rüber, oder? Also man ist jetzt eh' zusammen, und dann isses eigentlich wurscht, es spielt keine Rolle. Also der Aspekt ist natürlich auch schon immer mit dabei. (Tae Kwon Do-Trainierender)

Entscheidend ist hier nicht, wann welche Männer in welchen Zusammenhängen Jogginghosen tragen und wann nicht. Wichtig ist vielmehr der Unterschied, den die Männer zwischen sich und den Frauen konstruieren. Auf der einen Seite sind da weibliche Erwartungen an Inszenierungen, die das Tragen der bequemen Jogginghose Zuhause verbieten. Auf der anderen Seite steht das Bedürfnis nach Bewegungsfreiheit, das Männer artikulieren. Entlang welcher Kriterien diese Differenzen auch konstruiert sein mögen und welche Inhalte sich hinter dieser Differenz verbergen, ist nebensächlich. Ob sie Frauen für äußerlichkeitsfixierter, schönheitsbewusster, oberflächlicher oder beziehungsorientierter halten, sie sind in jedem Fall anders. Es kommt auf die Möglichkeit und Notwendigkeit der Unterscheidung an, wie plausibel oder unsinnig sie auch immer sein mag. Es ist also der Blick auf und das Suchen nach Differenzen, das Geschlechter und damit

Männlichkeit schafft. Diese Praxis der Differenzierung re-inszeniert, produziert und verfestigt Geschlecht tagtäglich aufs Neue.

5 Schluss: Für ein genaues Hinschauen

Was daraus folgt: Im Alltagswissen ist Männlichkeit im Singular in vielen Konstellationen immer noch eine wichtige Orientierungsgröße geblieben. Das gilt, selbst wenn es dort schwer fällt, Männlichkeit inhaltlich zu qualifizieren (vgl. Meuser 1998). Denn Männlichkeiten sind historisch und kulturell variabel und geradezu beliebig zu deuten. Männlichkeit ist damit ein praktischer und mehrdeutiger, keineswegs jedoch ein theoretischer Begriff. Fernziel könnte und sollte dann eine Überwindung der Kategorie Männlichkeit (wie auch Weiblichkeit) sein. Das bedeutet, Mechanismen der Differenzsetzung zu unterlaufen, die mit der Zuschreibung männlich/weiblich operieren. In Bezug auf das Äußere lässt sich das illustrieren: Menschen, die nicht eindeutig als Männer identifizierbar sind, oder es sind, aber nicht so erscheinen wollen, stellen die Differenzierung in Frage. Aber auch der Habitus als Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsform lässt sich/wird unterlaufen, wenn etwa ein Mann auf die Abgrenzung von Weiblichkeit verzichtet. Das heißt nun nicht, sich einem wie auch immer gearteten Konzept von Weiblichkeiten zuzuordnen oder diesem zugerechnet werden zu wollen. So unterlaufen auch als Frauen bezeichnete Menschen Weiblichkeiten, wenn sie mit den stereotypen Erwartungen brechen – deshalb müssen sie aber noch nicht Männer sein (wollen). Dies lässt sich als paradoxer Versuch deuten, Geschlecht irrelevant zu machen, indem es als Thema wahrgenommen wird. Beispielsweise könnte man vor diesem Hintergrund eine Geburt als geradezu nicht-weibliche Verhaltensweise interpretieren. Denn sie ist maßgeblich durch das Aushalten von Schmerz gekennzeichnet – einem klassischen Definitionskriterium von Männlichkeit (vgl. Degele 2006b). Macht die Geburt Mütter damit männlich? Wer am Begriff Männlichkeit festhalten will, muss diese Frage bejahen. Das muss nicht falsch sein, aber was bezeichnet dann noch Männlichkeit, das sich nicht genauer und klarer beschreiben ließe? Dieses Gedankenexperiment demonstriert, wie begrenzt das binäre Konzept von „männlich ist nicht weiblich“ ist. Das wiederum zeigt, dass Männlichkeit als theoretisches Konzept auf Gedeih und Verderb am Modell der Zweigeschlechtlichkeit hängt und deshalb für eine theoretische, nicht-reifizierende Geschlechterperspektive unbrauchbar ist.

Es spricht also einiges dafür, Männlichkeit als forschungsleitenden theoretischen Begriff zu verabschieden – auch wenn und gerade weil er sozial höchst wirksame Klischees benennt. Er erweist sich als untauglich, um die Bedeutung von Kraft, Ausdauer, Mut, Sportivität oder natürliche Schönheit für Identitätskonstruktionen auch nur annähernd zu erfassen. Männlichkeit ist ein deskriptiver Begriff des Alltagswissens, der die Last binärer Differenzierung und Hierarchisierung im Schlepptau führt. Er eignet sich, Klischees zu reproduzieren und nicht sorgfältig hinzusehen. Zur Präzisierung dessen, was mit Männlichkeit gemeint sein könnte, ist es dagegen notwendig, genau hinzuschauen. Das heißt,

die Bedeutung von Geschlecht in spezifischen Gegenstandsfeldern (wie etwa Sport oder Sich-schön-machen) zu konkretisieren. Dazu wiederum muss man schon genau sagen und begrifflich präzisieren, was gemeint ist, statt Phänomene und Konstellationen hilflos mit dem nichtssagenden Etikett von Männlichkeit zu versehen. Männlichkeit als forschungsleitende Perspektive blockiert mehr, als sie ermöglicht. Statt also Stereotype zu wiederholen, sollten wir – das ist mein Plädoyer – auf binäre Begriffsraster verzichten und die Empirie selbst befragen.

Anmerkungen

- 1 Judith Butler (1993) hatte in ihrem Aufsatz „Für ein sorgfältiges Lesen“ für theoretische Differenzierungen geworben, die im Streit zwischen feministischen und postmodernen Strömungen (Letzteren rechnete sie sich nie zu) nur allzu leicht untergingen. Im Anschluss an diese Mahnung geht es mir hier sehr viel mehr um den Zusammenhang von Theorie und Empirie. Diesen gilt es nicht nur zu „lesen“, sondern anzuschauen. Das betrifft erstens die Frage, ob die gewählten Begriffe das beschreiben, was sie beschreiben sollen und zweitens, wie untersuchten empirischen Phänomenen begrifflich am sinnvollsten beizukommen ist. Als Versuch zu einem gequeerten Verständnis von Männlichkeiten vgl. Degele 2007.
- 2 Dieses Zitate stammt aus einer Gruppendiskussionen mit sechs sich als Transgender bezeichnenden Personen zwischen 32 und 40 Jahren zum Thema Sich-schön-machen (vgl. Degele 2004).
- 3 Die LeserInnen sollten hier durchaus zusammenzucken. Denn die traditionell- bürgerliche Geschlechterdichotomie ordnet Weiblichkeit der Natur, Männlichkeit dagegen der Kultur zu. Neben der Werbung gibt es aber auch andere Beispiele, wo diese traditionelle Zuordnung nicht funktioniert, wie etwa der Pornografie oder der Kopftuchdebatte. Bei beiden Phänomenen werden Männer als naturhafte Triebwesen konstruiert, die vor weiblichen Reizen und Verführungen geschützt werden müssen – oder auch nicht.
- 4 Interessant wären an dieser Stelle Überlegungen zu hegemonialer Weiblichkeit. Denkt Connell diese mit? Ich vermute nicht. Denn erstens müsste Connell konkretisieren, was mit Weiblichkeit(en) gemeint sein könnte – auch bei einem genauen Hinschauen käme eine endlose Liste zustande. Zweitens ist hegemoniale Weiblichkeit ein Widerspruch in sich. Denn Weiblichkeit wird, auch wenn sie grundsätzlich als hegemonial denkbar wäre, immer erst einmal am männlichen ‚Original‘ gemessen („kann sie es auch so gut?“). Um hegemonial zu sein, müsste Weiblichkeit nicht nur anderen Weiblichkeiten, sondern auch hegemonialer Männlichkeit ihre Definition aufzwingen können – womit hegemoniale Männlichkeit nicht mehr hegemonial wäre. Weiblichkeit steht mit anderen Worten nicht in einem hegemonialen Verhältnis zu Männlichkeit, weil sie im Gegensatz zu hegemonialer Männlichkeit über keine gesellschaftliche Durchsetzungsmacht verfügt, die diese dominieren könnte.
- 5 In dem Sample zum Thema Sich-schön-machen waren auch zwei Gruppen essgestörter Frauen (v.a. Anorexie und Bulimie) vertreten.
- 6 Eine andere Form der Übersteigerung von Geschlechterbildern bietet das aus dem britischen Kontext stammende Phänomen des *binge drinking* als exzessiver Alkoholenuss, um betrunken zu sein (Haag 2007). Sich betrinkende Frauen verlieren in der Wahrnehmung der Beteiligten dabei an Weiblichkeit, während Männer geschlechterkonform Erwartungen an Männlichkeit unterstreichen.
- 7 Auf diese Konstruktionen eher bestätigende als verstörende Praxen und Inszenierungen magersüchtiger Männer und von Bodybuilderinnen gehe ich aus Platzgründen nicht ein.
- 8 Für die Inszenierung und Verstärkung von Geschlechterdifferenzen gibt es zahlreiche Belege aus der Berufsforschung: Krankenpfleger oder Flugbegleiter etwa betonen die Differenz zu Frauen in ihrem beruflichen Handeln sehr viel mehr als es Krankenschwestern oder Stewardessen im Vergleich zu männlichen Kollegen tun (Heintz u.a. 1997; Hochschild 1983). Ein wei-

teres Beispiel liefert die historische Geschlechterforschung, wenn sie die Bedeutung des ‚Geschlechtswechsels von Berufen‘ rekonstruiert: Beispielsweise war der Sekretariatsberuf vor einem Jahrhundert gesellschaftlich hoch angesehen, gut bezahlt und mit viel Prestige bedacht – denn (!) es waren vor allem Männer, die ihn ausübten (Willms-Herget 1985).

Literatur

- ALPHEN, ERNST VAN (2005) „Migrant/ Migrierende Männlichkeit“ Neuer Berliner Kunstverein. Hg. *Masculinities*. Ausstellungskatalog. Berlin, S.66-91.
- BÖHNISCH, LOTHAR/ REINHARD WINTER (1993) *Männliche Sozialisation, Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf*. Weinheim: Juventa-Verlag.
- BORSTNAR, NILS (2002) *Männlichkeit und Werbung. Inszenierung, Typologie, Bedeutung*. Kiel: Ludwig.
- BOURDIEU, PIERRE (1976) *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- BOURDIEU, PIERRE (1997) „Die männliche Herrschaft.“ Irene Dölling/Beate Kraus. Hg. *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 153-217.
- BOURDIEU, PIERRE (2005) *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/M.
- BRANDES, HOLGER (2002) *Der männliche Habitus. Band 2: Männerforschung und Männerpolitik*. Opladen: Leske + Budrich.
- BUTLER, JUDITH (1993) „Für ein sorgfältiges Lesen.“ Seyla Benhabib/ Judith Butler/ Drucilla Cornell/ Nancy Fraser. *Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt/M.: Fischer, 122-131.
- CARRIGAN, TIM/ ROBERT W. CONNELL/ JOHN LEE (1996) „Ansätze zu einer neuen Soziologie der Männlichkeit.“ BauSteineMänner. Hg. *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Hamburg/ Berlin: Argument, 38-75.
- CONNELL, ROBERT W. (1995) „Neue Richtungen für Geschlechtertheorie, Männlichkeitsforschung und Geschlechterpolitik.“ L. Christof Armbruster/ Ursula Müller/ Marlene Stein-Hilbers. Hg. *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*. Opladen: Leske + Budrich, 61-84.
- CONNELL, ROBERT W. (2000) *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. 2. Aufl. Opladen: Leske + Budrich.
- DEGELE, NINA (2004) *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- DEGELE, NINA (2006a) „Queer forschen. Ein Beitrag zum Problem der Reifizierung in den Gender und Queer Studies.“ Petra Gieß-Stüber/ Gabriele Sobiech. Hg. *Gleichheit und Differenz in Bewegung Entwicklungen und Perspektiven der Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft*. Hamburg: Czwalina Verlag, 17-26.
- DEGELE, NINA (2006b) „Sportives Schmerznormalisieren. Zur Begegnung von Körper- und Sportsoziologie.“ Robert Gututzer. Hg. *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld: transcript, 141-161.
- DEGELE, NINA (2007) „Männlichkeit queeren.“ Robin Bauer/ Josch Hoenes/ Volker Woltersdorff. Hg. *Männlichkeiten*. Hamburg: MännerschwarmSkript, 29-42.
- DUDEN ETYMOLOGIE. DAS HERKUNFTSWÖRTERBUCH DER DEUTSCHEN SPRACHE (1989) Bd. 7. Hg. Günther Drodowski/ Wolfgang Eckey/ Dieter Mang/ Charlotte Schrupp. Mannheim u.a.: Dudenverlag.
- GILMORE, DAVID D. (1991) *Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder*. München/ Zürich: Artemis & Winkler.
- HAAG, ANNETTE MAREN (2007) *Binge Drinking als soziale Inszenierung. Geschlechterkonstruktionen im Wandel?* Freiburg: fwpf-Verlag.
- HEINTZ, BETTINA/ EVA NADAI/ REGULA FISCHER/ HANNES UMMEL (1997) *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*. Frankfurt/M.: Campus.

- HOCHSCHILD, ARLIE RUSSELL (1983) *The managed heart: commercialization of human feeling*. Berkeley: University of California Press.
- KASCHUBA, WOLFGANG (1989) „Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwertes. Anmerkungen zur ‚Versportlichung‘ unserer Alltagskultur.“ *Sportwissenschaft* 19: 154-171
- KLEIN, ALAN M. (1993) *Little Big Men: Bodybuilding Subculture and Gender Construction*. Albany: State University of New York Press.
- KROLL, RENATE (2002) *Metzler Lexikon Gender Studies Geschlechterforschung*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- MEUSER, MICHAEL (1998) *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen: Leske+Budrich.
- MEUSER, MICHAEL (2000) „Perspektiven einer Soziologie der Männlichkeit.“ Hg. Doris Janshen. *Blickwechsel Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung*. Frankfurt/M.: Campus, 47-78.
- MEUSER, MICHAEL (2004) „Junge Männer: Aneignung und Reproduktion von Männlichkeit.“ Hg. Ruth Becker/ Beate Kortendiek. *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS-Verlag, 112-119, 370-377.
- RÜTER, CHRISTIAN (1996) „Der konstruierte Leib und die Leibhaftigkeit der Körper. Die Relevanz des Körpers für eine Männer-Erforschung“. Hg. BauSteineMänner. *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Hamburg/ Berlin: Argument, 76-107.
- TOERIEEN, MERRAN/ KEVIN DURRHEIM (2001) „Power through knowledge: Ignorance and the ‚Real Man‘.“ *Feminism & Psychology* 11/1, 35-54.
- VILLA, PAULA-IRENE (2006) „Grübeln über einen diffusen Begriff – Zum Stand der Männerforschung.“ *Soziologische Revue* 29: 166-176.
- WALTER, WILLI (2000) „Gender, Geschlecht und Männerforschung“. Hg. Christina von Braun/ Inge Stephan. *Gender Studies. Eine Einführung*. Stuttgart/ Weimar: Metzler, 97-115.
- WEBER, MAX (1993): „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis (1904).“ *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Hg. Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr, 146-214.
- WEDGWOOD, NIKKI/ ROBERT W. CONNELL (2004) „Männlichkeitsforschung: Männer und Männlichkeiten im internationalen Forschungskontext.“ Hg. Ruth Becker/ Beate Kortendiek. *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS-Verlag, 112-119.
- WETTERER, ANGELIKA (2003) „Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen.“ Hg. Gudrun Axeli Knapp/ Angelika Wetterer. *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 286-319.
- WILLMS-HERGET, ANGELIKA (1985) *Frauenarbeit. Zur Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt*. Frankfurt/M.: Campus.

Filmeinführungen zum Thema ‚Männer und Geschlecht‘

Filmeinführung in *Indian Love Story*

Indian Love Story [Kal Ho Naa Ho] (2003). Reg. Nikhil Advani. Darst. Shahrukh Khan/ Preity Zinta/ Saif Ali Khan. Indien. OMU 187 min.

Erst vor wenigen Wochen berichtete der *Mumbaimirror* unter der Headline: „Ausflippende Fans: Shahrukh auf Wand mit Graffiti beleidigt“ über ein „Shahrukh ist schwul“ lautendes Graffiti. Gemeint war Shahrukh Khan, der indische Megastar und einer der Protagonisten des Films *Indian Love Story*¹, um den es hier geht. Die Behauptung, Shahrukh Khan sei schwul, hat auch auf deutschen Fanhomepages zu aufgeregten Diskussionen geführt. Beispielsweise diskutierten die (übrigens überwiegend weiblichen) Shahrukh-Fans die Frage, ob dessen Ehe und Vaterschaft nun ein Ausschlusskriterium für Homosexualität darstelle oder nicht. In Indien besitzt das Thema allerdings noch eine andere Brisanz, ist Homosexualität dort doch nicht nur ein gesellschaftliches Tabu, sondern nach wie vor auch ein Straftatbestand. Im aus der Feder der damaligen britischen Kolonialherren stammenden Artikel 337 des indischen Strafbuch von 1860 heißt es:

Wer freiwillig wider die natürliche Ordnung Geschlechtsverkehr mit einem Mann, einer Frau oder einem Tier hat, wird mit lebenslanger Freiheitsstrafe oder einer beliebig gearteten Haftstrafe, die eine Dauer von 10 Jahren überschreiten darf, bestraft und kann auch mit einer Geldstrafe bestraft werden.

Zwar kommt es nur selten zu Anklagen und eine Klage gegen dieses Gesetz ist derzeit am Obersten Zivilgericht in Neu-Delhi anhängig. Dass Homosexualität in Indien verboten ist, ist dennoch nach wie vor Tatsache. Gemeinsam mit dem Umstand, dass Bollywood-Filmen – wenn auch zu unrecht – zumeist eher Trivialität und Kitschigkeit als Problembewusstsein und soziale Engagiertheit nachgesagt werden, ist das einer der Gründe dafür, dass Homoerotik als ein Thema gilt, das im indischen Mainstream-Kino schlichtweg nicht existiert. Lediglich jenseits des Bollywood-Mainstreams, im Arthousefilm, findet eine explizite Thematisierung statt. So wird völlig zu recht regelmäßig Deepa Mehtas

Lesbendrama *Fire*² für seinen Mut gelobt, Homosexualität im indischen Kino zu thematisieren. Bollywood selbst hat noch keinen Film, der eine homoerotische Liebe ganz explizit in den Vordergrund stellt, erzählt aber dennoch große Liebesgeschichten gerade unter Männern – auch *Dil Chata Hai* oder *Sholay* könnten in diesem Zusammenhang genannt werden. Dass Bollywoodfilme, betrachtet man sie unter einer queeren, Subtexte offen legenden Perspektive, durchaus Homosexualität thematisieren, das soll im Folgenden am Beispiel *Kal Ho Naa Ho* gezeigt werden.

Der Film spielt in der indischen Community in New York, unter den NRI (Non Residential Indians) oder, etwas unfreundlicher, *Desis* (Desoriented Indians) genannten Indern, die ihre alte Heimat gegen eine neue, oft London oder eben New York, eingetauscht haben. Eines der Themen des Films ist damit die Spannung zwischen indischer und westlicher Identität. Vor allem aber erzählt *Kal Ho Naa Ho* eine Dreiecksgeschichte zwischen dem beruflich erfolgreichen, privat aber erfolglosen Rohit (Saif Ali Khan), der frustrierten Naina (Preity Zinta) und dem lustigen, aber auch geheimnisvollen Aman (Shahrukh Khan). Wer seinen ersten Bollywood-Film sieht, ist zumeist überrascht von der extremen Dramatik und den ausagierten Emotionen. Bollywoods Hang zur Übertreibung, seine Theatralik und Leidenschaftlichkeit lassen sich, das schlägt Florian Krauß in seinem Artikel „Queer Bollywood“ (Krauß 2006) vor, als *camp* rezipieren. *Camp* ist eine Herangehensweise an Kulturprodukte aller Art, die meist der Trivial- und Populärkultur zugerechnet werden, durch *camp* aber eine ästhetische Aufwertung erfahren – ein Vorgehen, das sich auch als „Empathisierung des Banalen“ umschreiben lässt. Spätestens seit Susan Sontags Essay „Notes on Camp“ (Sontag 1966) ist der Zusammenhang zwischen *camp* und *Gay Community* etabliert. Es sind die Sentimentalität und das heillos überzogene Pathos, die Bollywood-Filme zum *camp*-Artikel *par excellence* machen.

Schon die Konkurrenzsituation der beiden Männer um Naina kann auf latente Homosexualität verweisen. Dieser Zusammenhang ist weder Bollywoodspezifisch noch ‚typisch indisch‘. Eve Kosofsky Sedgwick hat in ihrem wichtigen Text *Between Men* (Sedgwick 1985) in Bezug auf englische Literatur gezeigt, dass durch die anzügliche Rede über die ‚hübsche Frau‘ ein Bündnis zwischen Männern hergestellt werden kann, das deren unterdrückte Homosexualität transformiert. Die Frau fungiert dabei als Kopula, so nennt es Sedgwick, als Verbindungselement. Anders gesagt: Wenn zwei Männer eine Frau begehren, dann kann es sein, dass es nicht um die Frau allein geht, sondern auch um die Beziehung zwischen den beiden Männern. Interessant in diesem Zusammenhang ist, wie Aman Rohit bei der Werbung um Naina ‚coacht‘ und wie die ganze Episode die beiden Männer einander näher bringt.

Diese durchaus intime Nähe zwischen den Protagonisten wird zwar hergestellt, kann aber nicht bestehen bleiben. Das tragische Ende lässt sich durchaus so werten, dass sich die heterosexuelle Zwangsordnung durchsetzt – was von der wirren Beziehungskonstellation der drei Protagonisten bleibt, ist schließlich ein Ehepaar mit Kind. Auf der anderen Seite ist auch das ultimative heteronormative Liebespaar der Literaturgeschichte eines, das nicht zusammen kommen

kann: Romeo und Julia. Unter diesem Gesichtspunkt würde die Unmöglichkeit der Beziehung zwischen Aman und Rohit diese gerade erst adeln.

Am deutlichsten sind homoerotische Elemente im Film vertreten, wo sie zunächst veralbert werden. Als *running gag* zieht sich auf diese Weise die Annahme der Haushälterin Kantaben, Rohit und Aman seien ein Paar, durch den Film. Kantaben ‚fehlinterpretiert‘ auf diese Weise etwa die Situation, als die beiden Männer sich nach einer durchzechten Nacht morgens gemeinsam in einem Bett wiederfinden. In diesen Kontext gehört auch die offenbar als komisch intendierte Figur des homosexuellen Innenarchitekten, der die Hochzeit zwischen Rohit und Naina inszeniert. Man braucht nicht erst Freud zu zitieren, um festzustellen, dass sich hier etwas ausdrückt, was so komisch gar nicht ist. Diesbezüglich nehme ich die Bebilderung zu einem der Songs in *Indian Love Story*, in dem auch ein schwules Paar gezeigt wird – und zwar mit vollem Pathos und ohne Augenzwinkern – als Lektüreeanweisung durchaus ernst.

Das Schlussbild des Films stellt – wie bereits erwähnt – die heteronormative Familie dar. Aman ist gestorben, Rohit und Naina haben eine Tochter bekommen. Erzählt der Film also doch die altbekannte *boy-meets-girl*-Geschichte? Auch die *boy-meets-boy*-Geschichte mündet in ein Schlussbild: Der Zuschauer sieht die beiden Männer in einer hoch emotionalen Situation – Naina schaut dabei durch das Fenster in der geschlossenen Tür in den Raum hinein, sie ist passive Beobachterin. *Indian Love Story* ist *auch* ein Film über die Beziehung von Rohit und Aman.

Anmerkungen

- 1 *Indian Love Story* [Kal Ho Naa Ho] (2003). Reg. Nikhil Advani. Dharma Productions.
- 2 *Fire* (1997). Reg. Deepa Mehta. Kaleidoscope Entertainment Pvt. Ltd.

Literatur

- KRAUß, FLORIAN (2006) „Queer Bollywood.“ *jungle-world* 17. Mai 2006. 13.06.2007 <<http://www.jungle-world.com/seiten/2006/20/7775.php>>.
- SEDGWICK, EVE KOSOFKY (1985) *Between Men. English Literature and male homosocial desire*. New York.: Columbia University Press.
- SONTAG, SUSAN (1966) „Notes on Camp.“ *Dies. Against Interpretation and Other Essays*. New York: Dell, 275-292.

Filmeinführung in *Bonnie und Clyde*

Bonnie and Clyde (1967). Reg. Arthur Penn. Darst. Faye Dunaway/ Warren Beatty/ Gene Hackman/ Estelle Parsons. USA. OMU 107 min.

Bonnie und Clyde aus dem Jahre 1967 ist zum Zeitpunkt seines Erscheinens in mehrfacher Hinsicht ein Skandalfilm. Nicht nur, dass er mit den Production Codes des Old Hollywood bricht, welche die explizite Darstellung von Gewalt und die Verherrlichung des Tötens in Filmen unterbinden sollten, nein, er wird zusätzlich auch auf interessante Weise explizit, wenn es um Sexualität zwischen den beiden Hauptdarstellenden geht. Bonnie Parker (gespielt von der wunderbaren Faye Dunaway), der blonde gelangweilte Vamp eines texanischen Nestes, trifft auf den gerade aus dem Gefängnis entlassenen und sich auf der Durchreise befindenden Gauner Clyde Barrow (brilliant: Warren Beatty). Der offensichtliche Zufall erweist sich aber bald als schicksalhafte Begegnung, scheinen doch beide nur darauf gewartet zu haben, aus ihrem trostlosen Leben während der großen Depression in den USA der 1930er-Jahre auszubrechen und sich ohne Rücksicht auf Verluste zu nehmen, was sie wollen. Bankraub, Entführung und Autodiebstahl gehören ebenso zu den Vorlieben von Bonnie und Clyde wie das exzentrische Spiel mit Waffen und die Stilisierung von Gewalt. Nachdem auch noch Clydes Bruder, dessen Frau und ein perspektivloser Jugendlicher zu den beiden stoßen, wird aus Bonnie und Clyde die Barrow-Bande, die ihren eigenen „New Deal“ inszeniert und on the road mordet und raubt.

Die Beziehung zwischen Bonnie und Clyde hebt auf mehreren Ebenen gängige Geschlechtercodes auf. Die erste Begegnung der beiden scheint von Anfang an sexuell aufgeladen, Bonnie und Clyde flirten intensiv. Als es jedoch zum Austausch von Körperlichkeiten kommt, zielt sich Clyde auf feminin anmutende Weise und hält Bonnie an, nichts zu überstürzen. Hier bahnt sich eines der Leitmotive des Films an, nämlich Clydes offensichtliche Impotenz. Das äußere Erscheinungsbild Clydes erweckt bei uns den Eindruck, dass wir es mit einem Bild von einem Mann zu tun haben: Er ist muskulös, trägt weißen Feinripp und hat ein markant männliches Gesicht. Dieses Bild wird jedoch gebrochen, indem

Clyde auf sexueller Ebene ein kompletter Versager ist, eine ‚Niete im Bett‘. Allerdings wird innerhalb der Beziehung von Bonnie und Clyde nicht darüber gesprochen, sondern es werden Alternativen zu Sex gesucht. Die gemeinsame Übertretung des Gesetzes, das gemeinsame Betreten des Feldes des Verbotenen, tritt an die Stelle der gemeinsamen Übertretung des sexuellen Verbots und endet in Gewaltexzessen und sadistisch aufgeladenen Situationen (immerhin spielt der Film in den 1930er-Jahren der USA und Bonnie und Clyde sind nicht verheiratet, Sex zwischen ihnen wäre demnach ohnehin illegal, aber das nur am Rande...). Waffen werden in den Status des Phallus erhoben und zu tödlichen Vollstreckern der Übertretung. Bonnie und Clyde schlafen nicht miteinander, sie töten miteinander. Sie ersetzen Eros durch Tanatos und leben ihre Affekte im Mordtausch aus. Ihre Illegalität wird zur Stilfrage und, noch gravierender, zur Identität. Bonnie erscheint im Film an vielen Stellen als der eigentliche Kopf der Barrow-Bande, sie ist zwar in erotisch weibliche Kostüme gekleidet, verkörpert aber eigentlich ein männliches Prinzip: Sie ist stark, berechnend, risikobereit und dazu auch noch sexwillig. Sie entwickelt sich im Film von der gelangweilten Kellnerin zum Supervamp und dominiert Clyde. Die ohnehin Gesetzlosen funktionieren also auch im geschlechtlichen und sexuellen Bereich nicht ‚richtig‘ normkonform, wenn wir einen Blick hinter die Fassaden ihrer eindeutig scheinenden Oberflächen wagen.

Ein weiterer interessanter Aspekt des Films aus geschlechtersensibler und feministischer Sicht ist die Entstehung des Begriffs der Barrow-Bande, der öffentliche Name der zwischenzeitlich fünf Gangster, die mordend und raubend durchs Land ziehen. Aus Bonnie Parker und Clyde Barrow, die zu zweit angefangen haben und deren Namen in der Berichterstattung gleichberechtigt nebeneinander stehen, wird mit dem Hinzustoßen des Bruders von Clyde der Nachname der Männer durchgesetzt. Bonnie wird somit degradiert zu einem Teil der Bande, ihre zentrale Position wird zumindest für die Öffentlichkeit im wahrsten Sinne des Wortes nicht mehr lesbar. Dies lässt den Schluss zu, dass geschlechtlich subversives Verhalten immer wieder dem Diktat des Patriarchats unterworfen wird, weil nicht sein kann, was nicht sein darf.

Wir Zuschauenden werden zu Zeugen dieses Spektakels, einer Suche nach (Über-)Lebensperspektiven, welche logischerweise im Tod enden muss. So viel Übertretung kann man nicht mehr im Gefängnis ‚überwachen und strafen‘ sie muss auf jeden Fall getötet werden. Eine traumartige Sequenz des Filmes, in der Bonnies Mutter und Verwandte zugegen sind, verweist bereits auf den anstehenden Abschied.

Als letzte Anmerkung bliebe die Auflösung der Impotenz Clydes am Ende des Films. Bonnie, die während des ganzen Films immer wieder mehr oder weniger hochwertige Gedichte schreibt, verfasst ein Gedicht über Clydes Leben, in dem er sich zum ersten Mal wirklich selbst wiederfindet. Durch das Erleben seiner eigenen Geschichte in Gedichtform erhält er endlich eine adäquate Vorstellung seiner selbst als ‚Mann Clyde‘. Die darauffolgende Sexszene, in der Clyde zum ersten Mal potent ist, stellt somit alles Geschlechtliche und Sexuelle wieder richtig, bevor dann der Kugelhagel der Polizeiwaffen den Rest erledigt. Die zeit-

weise fast schon queeren Gesetzesbrecher haben also im Film keine Zukunft und werden von der Macht des Gesetzes besiegt. Was bleibt, ist ein beeindruckender Film mit einer gesellschaftskritischen Botschaft, der auch heute noch sehens- und bedenkenswert ist.

Brüchige Männlichkeiten Filmeinführung in *James Bond – Diamonds Are Forever*

James Bond – Diamantenfieber [Diamonds Are Forever] (1971). Reg. Guy Hamilton. Darst. Sean Connery/ Jill St. John/ Charles Gray/ Lana Wood/ Jimmy Dean. Großbritannien. DF 120 min.

Auf den ersten Blick scheint James Bond nichts anderes als ein reaktionäres Männlichkeitsideal zu verkörpern. Bond ist der ‚perfekte‘ Mann. Als loyaler Geheimagent im Dienste der britischen Monarchie erfüllt er stets erfolgreich seine Mission. Er erobert die Herzen der Frauen im Sturm, bleibt auch in den kritischsten Situationen smart und kontrolliert, beherrscht alle neuen, noch so komplizierten Technologien und ist seinen Feinden am Ende stets überlegen (die Liste ist beliebig verlängerbar). James Bond – das ist der absolute Held, ein echter Kerl!

Wie kommt es aber, dass James-Bond-Filme auch für feministisch und gender-theoretisch Interessierte so reizvoll sein können? Ähnliche Fragen stellen wissenschaftliche Aufsätze, die sich mit dem ‚Phänomen James Bond‘ beschäftigen. Bei Susanne Moores (1989, 44) heißt es zum Beispiel:

It's almost as if Bond was written for the purpose of being read for his ideological incorrectness by angsty academics who felt decidedly uncomfortable that they actually enjoyed these unsound films. Where could you find a better example of xenophobic, chauvinist behaviour? Whether as a fantasy of postcolonial or masculine power, James Bond films are rampantly reactionary. So how do you explain their popularity?

Und an anderer Stelle taucht die Frage bereits im Titel eines Aufsatzes auf: „Lesbian Bondage, or Why Dykes Like 007“ (Hovey, 2001). Im Folgenden möchten wir unsere These erläutern: Demnach erscheint das in den James-Bond-Filmen vertretene Männerbild nur oberflächlich betrachtet als stabil und rigide. Bei genauerer Betrachtung, einem *close reading*, ist eine Vielzahl an Brüchen erkennbar.

Das ‚Phänomen James Bond‘ gehört zu den Gemeinplätzen westlicher Populärkultur. Wir möchten uns im Folgenden insbesondere auf drei Repräsentanten von Männlichkeit in *Diamonds Are Forever* (dt. *Diamantenfieber*, 1971) beziehen. Diese sind das Gaunerduo Mr. Kidd und Mr. Wint sowie der in mehreren James-Bond-Filmen vertretene Bösewicht Blofeld und schließlich James Bond selbst. Unsere Ausführungen sind dabei als skizzenhafte Denkanstöße zu verstehen, die den Blick auf die Inszenierung verschiedener Konzepte sowohl hegemonialer als auch ‚alternativer‘ bzw. ‚abweichender‘ Männlichkeit lenken sollen.

Mr. Wint und Mr. Kidd könnten leicht als ein gewöhnliches Gaunerpaar durchgehen. Allerdings ermöglicht eine genauere Betrachtung des Verhältnisses der beiden Ganoven eine Fokusverschiebung weg von den beiden als Gaunern und hin zu den beiden als *Paar*. Mr. Wint und Mr. Kidd können Dennis W. Allen (2005, 28) zufolge als die ersten schwulen Ganoven in einem Bond-Film und als zwei der ersten schwulen Charaktere im *Mainstream-Kino überhaupt* gelesen werden. Als Identifizierungsmarker dienen hierbei Tropen stereotyper, effeminiertes, männlicher Homosexualität. Schwulsein wird in *Diamonds Are Forever* unter anderem durch einen abweichenden, effeminierten Sprachhabitus gekennzeichnet sowie durch Händchenhalten und Mr. Wints exzessiven Parfüm-Gebrauch, der dem Gaunerpärchen schließlich zum Verhängnis wird. Mr. Wints „Nuppenparfum“, das „zu süß“, „zu schwul“ ist, ermöglicht es James Bond in der letzten Szene, die beiden Ganoven zu identifizieren und so seinem Tod ein weiteres Mal zu entgehen. Stattdessen wird der ‚schwule Feind‘, die Bedrohung hegemonialer Männlichkeit, die ohnehin schon als effeminiert dargestellt wird, gänzlich entmannt (Bond kastriert Mr. Wint, indem er Sprengstoff zwischen dessen Beine klemmt).

Tendenzen der Effeminierung lassen sich auch beim Ober-Bösewicht Blofeld beobachten. Um das männlich konnotierte Ziel der Weltherrschaft zu erlangen, sammelt er Diamanten, die sich nicht nur auf dem eigens zur Umsetzung seiner Herrschaftsansprüche konstruierten Satelliten wieder finden, sondern auch auf den Halsbändern seiner weißen Katzen, den „pussies“.¹ Blofelds Herrschaftsanspruch wird zudem durch ein schönes sprachspielerisches Detail untermalt: Er nimmt Mr. Whytes Geschäfte in die Hand und nistet sich im Obergeschoss von dessen Casino – dem *Whyte House* – ein. Die klangliche Ähnlichkeit zum amerikanischen Präsidentschaftssitz, dem *White House* in Washington D.C., ist nicht zu übersehen. Aber zurück zu Blofelds weißen „pussies“: Die Katzen werden schon im Vorspann mit Weiblichkeit assoziiert. Dort verwandeln sich Katzen in Frauen und Frauen in Katzen. In Whytes Villa muss Bond gegen Katzen-Frauen kämpfen und den ‚richtigen‘ Blofeld² scheint er vermeintlich an der richtigen „pussy“ zu erkennen. Die Frage nach einer ‚echten‘, eindeutigen und stabilen Identität bleibt in *Diamonds Are Forever* aber stets verhandelbar. Dies wird bereits in der Eingangsfrequenz deutlich, wenn Bond sich mit verschiedenen Blofeld-Klonen konfrontiert sieht. Später im Film muss Blofeld aus dem Casino fliehen und will zu einer Ölplattform gelangen, von der aus er seinen Satelliten zur Ergreifung der Weltherrschaft steuert. In diesem Moment greift Blofeld zu einem neuen Mittel der Maskerade: In *drag* flieht er samt seiner Katze. Allerdings ist es gerade seine Katze – also seine durch die „pussy“ markierte

Weiblichkeit – die ihm zum Verhängnis wird. Er wird erkannt, verfolgt und schließlich besiegt. Wie auch Mr. Wint und Mr. Kidd scheitert Blofeld aufgrund seiner effeminierten Männlichkeit.

Ein weiterer Aspekt, der unterschwellig brüchige männliche Geschlechtlichkeit verhandelt, ist eine Form der Anal-Fixiertheit in *Diamonds Are Forever*. Eine Vielzahl von Szenen spielt sich in ‚rektalen‘ Räumen ab (z.B. in einer *Pipeline*, einem runden Fahrstuhlschacht, einem Ofen im Krematorium, einer mit braunem Schlamm gefüllten Wanne). Darauf hat Allen in seinem Aufsatz „Alimentary, Dr. Leiter.‘ Anal Anxiety in *Diamonds Are Forever*“ (2005) hingewiesen. Gemeinhin wird anale Fixierung mit schwulen Sexpraktiken assoziiert und entspricht folglich nicht hegemonialen Männlichkeitsmustern. Der Film bedient sich unter anderem eines Bildes, das der freudianischen Psychoanalyse entlehnt ist: der Ratte. In Bezug auf Freud interpretiert Allen die Ratte als „a central symbol of anal intercourse“ (Allen 2005, 31). Bond sieht sich mit dieser konfrontiert nachdem er, von Mr. Wint und Mr. Kidd in einer unterirdischen *Pipeline* lebendig begraben, wieder erwacht.

James Bond verkörpert, wie schon angedeutet, auf den ersten Blick den ‚perfekten‘ Mann, dessen Existenz an prototypische Vorstellungen von Männlichkeit gekoppelt zu sein scheint. Allerdings muss auch Bond seine spezifische Identität jedes Mal wieder aufs Neue spielerisch erzeugen – und das nicht nur in der Stadt des Spiels (in Las Vegas). In Amsterdam z.B. nimmt er die Identität des Diamantenkuriers Peter Franks an. Mit falschen Fingerabdrücken überzeugt er Tiffany Case von seiner falschen Identität – man könnte also sagen, dass Bond, um erfolgreich seine Mission zu erfüllen, die Identität eines anderen inkorporieren muss. Zusätzlich tauscht Bond seinen eigenen Pass gegen den des toten Franks aus. Dass der Pass oder Personalausweis als eines *der* Dokumente schlechthin gilt, die Identität festzuschreiben, ist allgemein bekannt. Es bleibt also festzuhalten, dass sich nicht nur Bonds Feinde, hier veranschaulicht an Mr. Kidd und Mr. Wint sowie am Oberbösewicht Blofeld, der Technik der Maskerade bedienen, sondern auch Bond selbst. Damit stellt er die Stabilität seiner Identität als ‚Supermann‘ selbst in Frage.

Der bereits zitierte Aufsatz von Hovey „Lesbian Bondage, or Why Dykes Like 007“ (2005) sieht in der extremen Übertreibung der Geschlechterrollen ein Moment von Subversion und *queerness*. Bond stellt eine extreme Stereotypisierung von Männlichkeit, und die Frauen an seiner Seite, die *Bond Girls*, eine extreme Stereotypisierung von Weiblichkeit dar. Diese Überspitzung lässt Geschlecht nicht als ‚natürlich‘ erscheinen, sondern macht vielmehr darauf aufmerksam, dass Geschlechtsidentität eine Rolle ist. In Anlehnung an Judith Butler lässt sich feststellen, dass Geschlechtsidentität hier deutlich sichtbar performativ hergestellt wird (vgl. *Gender Trouble*, 1990). James Bonds Männlichkeit wird durch eine „stilisierte Wiederholung von Akten“ (Butler 2002, 302, Hervorhebung im Original) erzeugt. Wenn in Betracht gezogen wird, dass es bereits 21 Folgen von James Bond gibt und sich der heroische Habitus Bonds nur minimal verändert hat (die jüngste Bond-Produktion *Casino Royale* psychologisiert stärker, ansonsten ist das Bild des Superhelden ungebrochen), so kann

dies als ironisierendes, parodisierendes Mittel seiner selbst gelesen werden. Die Erwartungshaltung des Publikums wird mit jeder Folge aufs Neue bedient, Bond steht seinen Mann, das *Happy Ending* ist vorprogrammiert. Dadurch erzeugen viele Szenen nicht etwa Spannung oder Angst, wie es in anderen Action Filmen der Fall ist, vielmehr ist in diesen Szenen ein komisches Moment enthalten. Bonds Männlichkeit und Heroismus bringen das Publikum zum Lachen. Auch der immer wiederkehrende Satz „my name is Bond ... James Bond“ trägt zur Belustigung bei und macht zugleich darauf aufmerksam, dass das, was wir als Identität bezeichnen, erst durch kontinuierliche Wiederholung entsteht. Ein James-Bond-Film ohne diese leitmotivische Selbstbenennung – im Sinne eines performativen Sprechaktes – wäre kein ‚echter‘ James-Bond-Film.

Anmerkungen

- 1 „Pussy“ kann im Englischen sowohl als Bezeichnung für eine Katze als auch umgangssprachlich für das weibliche Genital dienen.
- 2 Durch die Existenz geklonter Doppelgänger versucht sich der ‚echte‘ Blofeld vor Antagonisten wie James Bond zu schützen.

Literatur

- ALLEN, DENNIS W. (2005) „Alimentary, Dr. Leiter.“ *Anal Anxiety in Diamonds Are Forever.* *Ian Fleming & James Bond. The Cultural Politics of 007.* Hg. Edward P. Comentale/ Stephen Watt/ Skip Willman. Bloomington/ Indianapolis: Indiana University Press, 24-41.
- BUTLER, JUDITH (1990) *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity.* London/ New York: Routledge.
- BUTLER, JUDITH (2002) „Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie.“ Übersetzt aus dem Amerikanischen von Reiner Ansén. *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften.* Hg. Uwe Wirth. Frankfurt/ M.: Suhrkamp, 301-320.
- HOVEY, JAIME (2005) „Lesbian Bondage, or Why Dykes Like 007.“ *Ian Fleming & James Bond. The Cultural Politics of 007.* Hg. Edward P. Comentale/ Stephen Watt/ Skip Willman. Bloomington/ Indianapolis: Indiana University Press, 42-54.
- MOORES, SUSANNE (1989) „Britain’s Macho Man.“ *New Statesman and Society* 2/ 55: 44-46.

Literarische Texte zum Thema ‚Männer und Geschlecht‘

Sommergewitter

Die Rollläden sind halb heruntergelassen. Trotzdem schafft es die Sonnenhitze, durch die Lamellen zu kriechen und füllt das Zimmer randvoll an; selbst die Luft über seinem Bett ist zu warm. Er liegt dort und schaut nach draußen, in langen schmalen Schlitzfenstern. Gestern ist er das erste Mal in der neuen Schule gewesen. Angestarrt haben sie ihn aus ihren Bankreihen heraus, als er neben der Lehrerin an der Tafel stand. Er war vor einem Jahr schon einmal in die erste Klasse gegangen, aber da hat er sich nicht so allein gefühlt. Alle zusammen hatten sie in der Klasse gesessen, er neben Sascha und es hatte keiner etwas sagen müssen da vorne, vor allen. Das hatte die Lehrerin von ihm gewollt, gestern. Hatte ihn etwas gefragt, aber er hat nichts verstanden. Wie eckige Kiesel waren die Worte aus ihrem Mund gekollert, viel zu schnell. Die Großmutter hatte immer ganz langsam gesprochen. Er verstand was sie sagte, aber hier war alles ganz anders.

Seine Eltern hatten ihm gesagt, dass sie jetzt hier wohnten, der Vater eine gute Arbeit finden und es ihnen bald ganz gut gehen werde. Aber gefragt, ob er weg will, haben sie ihn nie. Und er wollte nicht weg.

Über seinem Bett hängen sie noch, die lachenden Augenblicke. Die Großmutter neben dem Großvater an der Wolga. Der endlose Horizont schickt ihm einen kleinen Windstoß, der aber im Bild hängen bleibt und nur ihre Füße kitzelt. Seine Fußballmannschaft, nachdem sie 2:1 gewonnen hatten. Er hatte das wichtige Tor geschossen. Seine Eltern, der Bruder. Kolja ist nicht mitgekommen, er konnte sagen „nein, ich will nicht“, er durfte bei der Großmutter bleiben. Bald war er mit der Schule fertig und dann ging er auf die Universität, das war wichtig. In Deutschland kann er nicht einfach an die Universität, da muss er erst ganz gut Deutsch lernen und so viel Zeit hat er nicht, hat der Bruder erklärt. Außerdem muss er doch auf Ksaf aufpassen, „Großmutter vergisst doch manchmal ihn zu füttern“. Ksaf liegt jetzt sicher in seinem Bett und weiß nicht, dass er nicht nur für den Sommer weggefahren ist. Es gibt auch hier Katzen, aber er will keine neue haben. So schön wie Ksaf ist ja doch keine und sicher würden auch sie wie eckige Kieselsteine schnurren.

Heute ist er wieder in der Schule gewesen. Die Eltern hatten gestern gesagt, dass er sicher schnell alles verstehen wird und dass er darum nur immer in die Schule gehen muss. Dann hätte er auch bald ganz viele Freunde, so wie zuhause. Aber wieder hat keiner mit ihm geredet, und als er beim Vorlesen dran war, haben sie gelacht, ganz laut. Zwar hat die Lehrerin geschimpft und es wieder aus ihrem Mund kollern lassen, aber gelacht haben sie trotzdem, auch wenn einer von ihnen nachher die ganze Stunde ein Blatt voll schreiben musste.

Am Samstag ist er mit den Eltern in der Stadt gewesen. Sie sind mit dem Bus und dann mit der Straßenbahn gefahren, das hat ihm gefallen. Die Polster waren ganz neu und es gab dort große Automaten, an denen man sich die Fahrkarten selber kaufen konnte. Wenn er groß ist will er auch Straßenbahnfahrer werden, dann kann er den ganzen Tag mit den bunten Waggons durch die Stadt fahren. Aber nur, wenn er hier bleibt und das weiß er noch nicht.

Er schaut wieder aus dem Fenster. Es ist heiß in der Wohnung. Er steht auf, geht in die Küche um etwas zu trinken. Die Sonne hat auch in der Küche Lamellenschlitze gefunden.

Seine Mutter hat ihm erzählt, dass es hinter dem Haus einen Park gibt, in dem auch andere Kinder spielen, aber da ist er noch nie hingegangen; abends sind die Eltern zu müde und alleine traut er sich nicht.

Plötzlich sieht er einen Jungen. Er rennt über den Hof und kickt einen Ball vor sich her. Den ganzen Weg bis zur Hausecke schaut er ihm nach. Genau so einen Ball hatte Sascha auch. Wenn man den richtig andreht, ist er für den Torwart fast nicht zu halten. Ob die anderen jetzt gerade auf der Wiese hinter der Scheune spielen? Sicher ist Sascha jetzt Kapitän, auch wenn er keine so guten Abstöße macht.

Er hat schon lange nicht mehr gespielt und der Junge geht ihm nicht aus dem Kopf. Vielleicht brauchen die hier ja einen Stürmer. Einen eigenen Ball hat er auch, sogar einen richtigen Fußball.

Er rennt zurück in sein Zimmer, nimmt den Ball vom Regal und beeilt sich die Treppe hinunter. Draußen baut sich ein Gewitter auf, aber er sieht nur die Hausecke und dahinter den kleinen Weg zwischen den Bäumen. Den Ball kickt er rennend vor sich her, wird langsamer. Zwischen den Bäumen auf dem sonnenverbrannten Gras spielen fünf Jungs, rufen sich Dinge zu, jagen dem Ball hinterher. Plötzlich weiß er nicht mehr, warum er hier ist. Er versteht nichts und keiner beachtet ihn. Verunsichert lehnt er sich an einen Baum. Und dann prallt der Ball an einer Wurzel ab, ihm vor die Füße. Schüchtern kickt er den Ball vor sich her aufs Spielfeld.

Groß und schwer fallen die ersten Gewittertropfen auf die Erde.

Der Strohhut

„Stell dir vor, heute treffe ich ihn“; aufgeregt hüpfte sie mit dem Telefonhörer in der Hand im Zimmer herum, prüfte noch einmal den Lidstrich im Spiegel, hält sich verschiedene Ketten an den Hals. Will sie heute als klassisches Gemälde oder doch lieber im expressionistischen Stil beeindrucken? „Wen?“ unterbricht die verständnislose Stimme am anderen Ende der Leitung ihre Überlegungen. „Naja, XY364.“ Ein toller Name, er nimmt nichts vorweg, lässt alle Möglichkeiten offen und sie malt sich aus, wie er aussieht, wie er im Cafe sitzen wird in einer roten Hose, weißem T-Shirt und mit einem Strohhut. „Ja und wie heißt er richtig?“ „Das weiß ich noch nicht, aber ich versprech’ dir, ich werd’s dir heute Abend erzählen. Ich ruf dann noch mal an. Mach’s gut!“ Sie hat sich für die Silberkette mit den rotbraunen Steinen entschieden, dazu die langen Ohringe und das luftig-grüne Sommerkleid.

XY klettert und geht oft wandern, richtig lange Touren macht er und sie haben schon überlegt, ob sie nicht mal zusammen etwas unternehmen sollen. Eine Wanderung zu zweit, dann übernachten in einer einsamen Almhütte, morgens klettern sie dann auf den Gipfel, während sie klettert, sichert er sie und sie weiß, dass sie rechtzeitig zum Sonnenaufgang oben ankommen werden. Sie wird sich an ihn lehnen und gemeinsam werden sie den Ausblick und den Beginn des Tages genießen.

Das erste Mal hat sie XY364 im letzten November im Chat getroffen. Sie waren sich gleich sympathisch und haben sich oft unterhalten und sich schon bald gegenseitig um Hilfe gefragt. Zum Beispiel, als seine Freundin gegangen ist. Sie hat einfach so ihre Sachen gepackt und den nächsten Zug nach Paris genommen. 364 war die erste Zeit sehr wortkarg, aber sie hat es geschafft ihn immer wieder zu Gesprächen zu motivieren und dann kam von ihm der Vorschlag, sie könnten sich doch mal treffen.

Aufgeregt tritt sie in die Pedale, saust an den stehenden Autofahrern vorbei um die Ecke und kann schon von weitem die Terrasse des Cafés sehen.

XY arbeitet in einer Firma, die sich um die Internetauftritte verschiedener Betriebe kümmert. So was Geschicktes, da kann er ihr sicher auch mit den

Sperenzchen ihres Rechners helfen, den sie regelmäßig voller Wut mit Verwünschungen überhäuft.

Sie stellt das Fahrrad ab und geht den Fußweg entlang zu den Tischen, die sich in den Schatten unter die gepunkteten Sonnenschirme ducken. Hinten rechts sieht sie einen Strohhut, die Person dreht ihr den Rücken zu. Sie sitzt halb verdeckt hinter einem Fliederstrauch. Voller Neugierde schlängelt sie sich zwischen den Tischen hindurch, stolpert über ihre eigenen Füße und kann sich gerade noch an einem Stuhl halten. „Alles in Ordnung?“ Erschrocken dreht sich die Frau mit dem Strohhut zu ihr um.

Henri

Stell die Gedanken ab, Henri, sagte Herr Heckel und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Mach dich frei, Henri, sagte Herr Heckel, tanz dich frei.

Er packte Henri bei den Schultern und wiegte ihn hin und her. Dabei schloss er die Augen. Alles fliegt fort, sagte Herr Heckel, fliegt einfach weg. Henri sah auf die geschlossenen Augen des Mannes, bewegte seinen Körper nach rechts und links und dachte: Wenn jetzt die Decke einstürzt. Sing, sagte Herr Heckel, sing, was dir geschieht. Henri sah auf die Fensterscheibe, vor der es dunkel geworden war, und wollte einen Ton machen. Aber aus seiner Kehle kam nur ein trockenes Husten. Lala, machte Henri verzweifelt, und Herr Heckel öffnete die Augen. Er sah Henri lange an und sagte: Vielleicht solltest du aufschreiben, wie du dich fühlst. Ich denke, du bist zum Singen noch nicht bereit. Henri nickte dankbar und bohrte unter dem Tisch seine Nägel in die Handflächen. Als er das Geld auf den Tisch legte, sah Herr Heckel aus dem Fenster und summete. Dann drehte er sich um, beugte sich vor und fragte: Besuchst du mich nächste Woche auch? Henri stieß seine Arme in die Jacke und nickte. Dann rannte er die Treppe hinunter.

Seine Mutter stand im Garten und war im Schatten der Bäume nicht zu sehen. Er bemerkte sie erst, als sie einen Schritt nach vorne machte. Wie war es, fragte sie und legte sacht eine Hand auf seinen Rücken. Geht, sagte er, und seine Mutter seufzte. Sollen wir weitersuchen, fragte sie, und legte eine Hand an ihre Stirn. Er soll wahre Wunder vollbringen. Henri sah in das dunkle Gebüsch und stotterte: Schon okay. In den Zweigen raschelte es. Was ist das, fragte er leise und drängte sich an die Mutter. Da ist nichts, sagte sie und schritt schneller aus. Du bist doch schon groß. Als sie unter den Lichtkegel der Laterne traten, knackte es unter der Hecke, die den Garten umgab.

Eine Katze schlüpfte auf die Straße, ihre Augen brannten, und im Maul hatte sie eine Maus, die noch zuckte. Henri starrte auf das Tier und fühlte, wie etwas in seinem Körper hochstieg.

Er konnte den Blick nicht abwenden und die Mutter zog ihn am Arm. Katzen fangen Mäuse, sagte sie genervt, das ist so. Komm jetzt. Er flüsterte: Sie lebt noch, aber die Mutter hatte nichts gehört. Er spürte, wie sein Körper erstarrte

und scharfe Zähne hineingebohrt wurden. Es schnitt durch ihn hindurch, und er fühlte Tränen an seinen Wangen hinunterlaufen. Von Laterne zu Laterne gingen sie, und wenn die Straße für einen kurzen Moment ganz im Dunkel lag, atmete er nicht. Mit einem scharfen Bellen warf sich ein Hund gegen das Gartentor. Henri schwitzte und ging schneller. Auch seine Mutter machte größere Schritte. Das Gartentor krachte. Dieser Hund, sagte seine Mutter und holte den klingelnden Hausschlüssel aus ihrer Tasche. Lala, machte Henri und drückte sich vor seiner Mutter in den Hausflur. Später, als er wach lag, dachte er an die Katzenaugen. An sein Fenster kratzen die Zweige wie Fingernägel. Er schloss die Augen ganz fest und versuchte sich vorzustellen, dass alles wegflieg. Aber das Kratzen der Zweige wurde lauter, und die Augen der Katze gleißend hell, bis er schließlich sein Gesicht in das Kissen drückte.

Wenn er am Morgen auf den Bus wartete, sah er genau hin, was zwischen den Ritzen des Pflasters wuchs. Manchmal kam Löwenzahn heraus. Schon von weitem hörte er die Jungs rennen. Sie hauten sich mit ihren Turnbeuteln und spuckten die Wörter zwischen den Zähnen hervor. Der Henri, brüllten sie, und schmissen die Schultaschen nach ihm. Die Taschen rutschten über den Asphalt und landeten vor seinen Füßen. Er trat einen Schritt zur Seite und sah geradeaus. Mann, bist du etwa stumm, brüllten sie. Lass ihn, schrie einer, er kann doch nicht reden. Henri fühlte wie sein Kopf heiß wurde. Gerne hätte er einen von ihnen gepackt und herumgeschüttelt, aber alles an ihm war starr geworden. Er wünschte sich Augen, mit denen er einen Jungen nur anzusehen brauchte, um ihn zu schmelzen. Die Jungs schubsten sich und stießen ihn.

Er strachelte und die grinsenden Gesichter verschwammen. Lass ihn, schrie einer, dann geht seine Mutter wieder zum Direx. Der Bus rauschte an ihnen vorbei und kam zum Stehen, die Jungs rannten schreiend los und schubsten sich die Trittstufen hinauf. Scheiße, Monatskarte vergessen, schrie einer, und alle johlten. Henri hatte seine Karte bereits in der Hand und wartete, bis die anderen im Bus verschwunden waren.

Benehmt euch, sagte der Busfahrer zu Henri. Sonst nehme ich euch nicht mehr mit. Henri strachelte, aber kein Wort wollte aus seinem Mund kommen.

Wenn er das Schulgebäude betreten hatte, ging er leise und atmete still.

Hinter den grauen Stellwänden konnte jemand hervorspringen und seine Hand an Henris Jacke abstreifen. Henri-Seuche, würde er brüllen, ich bin verseucht. Meistens ging er schnell vor dem Lehrer ins Klassenzimmer, drängte sich an den anderen vorbei, an schwingenden Armen und fliegenden Haaren, und setzte sich. Gib die Hausaufgaben, zischte jemand, und Henri tat so, als hätte er nichts gehört. Hinter ihm dudelte leise ein Game-Boy. Es machte ihn nervös und er versuchte, das Geräusch zu ignorieren.

Henri, sagte der Lehrer, und Henri schluckte. Seid mal alle still, sagte der Lehrer, der Henri macht das doch schon gut. Henri spürte, wie alle auf ihren Stühlen herumrutschten und versuchte, schneller zu sprechen. Aus der letzten Reihe hörte er unterdrücktes Prusten, aber der Lehrer blickte ungerührt freundlich. Wenn die anderen in der Pause zum Rauchen hinter das Biotop liefen, saß Henri im Aufenthaltsraum auf der Heizung und sah aus dem Fenster. Einmal

sah er durch die Scheibe, wie Thomas vor dem Biotop ein Mädchen aus der Parallelklasse küsste. Sie hatten die Gesichter aneinander gedrängt und verharrten so minutenlang. Henri bohrte seine Nägel in eins der Radieschen, die ihm seine Mutter mitgegeben hatte.

Als sie mit dem Zug ins Landschulheim fuhren, saß Henri am Fenster und las. Er war ganz sicher, dass es ein spannendes Buch war, aber er vergaß jeden Satz, sobald er ihn gelesen hatte. Eine Chipstüte flog an ihm vorbei, dann prügelten sich zwei Jungs auf dem Gang. Alle kreischten und tranken Cola aus großen Plastikflaschen. Eine Spielkarte landete auf seinem Schoß. Vorsichtig legte er sie auf das Tischchen und wartete, ob jemand sie holen würde.

Kurz vor der Endhaltestelle steckte er sie in seinen Rucksack.

Am Abend wanderten sie zum Meer hinunter, ein langer Holzsteg führte durch morastiges Gelände, das sich plötzlich in Dünen verwandelte. Dort vorne wälzte sich das graue Meer und klatschte auf den menschenleeren Strand. Henri hatte das Meer noch nie gesehen und blieb stehen, der Wind riss an seinem Anorak, aber trotzdem erschien ihm der Moment unglaublich still.

Die Wellen drängten sich lautlos vorwärts, so wie die düster darüber hängenden Wolken am Himmel entlang rasten. Henri wurde es schwindelig, er ging vorsichtig noch ein Stück weiter, bis der Steg zu Ende war. Total kalt, das Wasser, brüllte jemand. Ein paar Leute warfen Steine ins Wasser. Echt öde hier, schrie Thomas, warum konnten wir nicht im Sommer herfahren. Henri musste unverwandt auf die Wellen starren, die ständige Bewegung nahm ihn gefangen, dieses unendliche Grau zog ihn an sich, er wäre gerne ein wenig hineingelaufen, nur ein Stückchen. Jetzt leckte es schon an seinen Turnschuhen. Kühle stieg vom Wasser aus, eine starke Kühle, die ihn wie energische Arme umfasste. Henri, schrie die Lehrerin, bitte bleib am Strand, du kriegst kalte Füße. Die Stimme durchbrach den kühlen Mantel, der sich um ihn gelegt hatte, und er merkte, dass die Feuchtigkeit schon durch seine Turnschuhe gedrungen war.

Der graue Himmel riss einen Spalt auf und zeigte einen flimmernden orangefarbenen Streifen. Henri hatte, als er sich umsah, das Gefühl, dass niemand außer ihm den Streifen sehen konnte. Er flatterte wie ein Schal in all dem Grau und erlosch wieder. Ein starker Wind kam auf, der die Klasse zurücktrieb über die Planken zum Haus. Henri stand immer noch der Streifen vor Augen, als hätte jemand vorhin ein Foto mit starkem Blitz geschossen. Hier sind auch andere Klassen, sagte gerade jemand, sind bestimmt Mädels dabei, die was taugen. Henri war es nicht vorstellbar, wie jemand einfach ein Mädchen ansprechen konnte, eines dieser kichernden Wesen, die im Unterricht manchmal kleine Spiegel hervorholten und sich dann schminkten, die immer in Gruppen über den Pausenhof gingen und plötzlich alle aufschrien, die tuschelten und im Jugendclub so viel Bier tranken, dass sie sich von Jungs aus der Oberstufe unter den Pulli fassen ließen.

Nach der Rückkehr vom Landschulheim ging Henri zum ersten Mal in den Jugendclub, wo jeder jeden zu kennen schien, er setzte sich in ein Sofa, das unter ihm nachgab, er schien immer tiefer zu rutschen, so tief, dass ihn niemand mehr hören würde, wenn er spräche.

Es kam ihm plötzlich irrsinnig vor, hier zu sitzen und gleichzeitig hatte er panische Angst davor, aufzustehen, durch den Raum zu gehen und einfach zur Tür hinaus. Er konnte sich nicht erinnern, wie genau er hierher gekommen war, vage dachte er an das Gesicht eines Klassenkameraden, der ihn eingeladen hatte. Das Sofa wackelte, und jemand setzte sich neben ihn.

Du trinkst ja gar nichts, sagte ein fremder Junge, soll ich dir was mitbringen? Wenig später drückte der fremde Junge Henri eine kühle feuchte Bierflasche in die Hand. Was machst du so, fragte der Fremde. Nichts, sagte Henri, ich sitz hier. Der fremde Junge lachte und schlug Henri auf die Schulter. Coole Sache, coole Sache, rief er und nickte. Dann zog er ein Mädchen auf seinen Schoß, das gerade vorbeiging. Henri sah zur Seite. Es gab keine Fenster, die Luft und die Musik senkten sich schwer auf ihn. Henri hatte plötzlich das dringende Bedürfnis, kühle Waldluft tief einzuatmen. Er musste noch den finsternen Weg nach Hause radeln. Er musste aufstehen. Der Henri, schrie jemand, und sofort standen ein paar Jungs aus seiner Klasse um ihn herum. Hast du dich auch gewaschen, rief jemand, dann wurde es Henri plötzlich sehr kalt, etwas rieselte seinen Nacken hinunter, er starrte die Jungs an. Sein Gesicht war nass. Seine Augen brannten wie die der Katze, er fühlte sich innerlich sehr zittrig, als hätte jemand seine Wirbelsäule herausgenommen. Ist doch nur Bier, sagte jemand laut. Jetzt heul bloß nicht los, rief ein anderer.

Henri ging, tropfnass wie er war, in Richtung Tür, auf einmal war es sehr einfach, hindurchzugehen, erst oben auf dem Hof wischte er Gesicht und Haare mit der Jacke ab und suchte sein Rad. Die Lampe war abgerissen. Jetzt musste er ohne Licht fahren, er dachte einen kurzen Moment daran, seine Mutter aus der Telefonzelle anzurufen, dann schob er das Rad vom Hof. Von unten dröhnte ganz leise die Musik. Während er durch die Dunkelheit fuhr, fiel ihm zum ersten Mal auf, dass der Abstand zwischen zwei Straßenlaternen sehr groß war, sie brannten fast orange, dachte er, immer noch erschrocken, wenn ihn sein eigener Schatten überholte, sie verströmten ein ganz anderes Licht als jener Streif über dem Wasser, aber in dieser Nacht voller Wispern und Rascheln, über der leeren Straße wirkten auch sie tröstlich.

maria antonia flamm

nachtgewalt

in wüsten träumen
suchst du mich heim

aus den toten winkeln
der zeit
trittst du vor

du wirfst dich
als schwüle der nacht
auf die haut

der ewig vergangne
von einst

du bekreuzt mich
mit damals

die gefalteten hände
des schlafs
leckst du wund

aufs neue
trinkst du begiert
meinen schwur:

ich weiß dich noch sehr
immerfort

kehr heim

I.

nachts kriecht die angst
von den bäumen
wie schwarzes getier

du fürchtest
verhuschtes
von überall her

gebückt
geht dein schweigen
unterm geäst

II.

aus deinen dunklen wäldern
kehr heim

sink nieder
gewaltig
mit stumpfwunden knien

mein arm
will dein sorgenhaupt fassen

III.

ich streiche
dein erdatemhaar

dein mund
beißt verloren
das fleisch meiner brust

dein weinen versickert mir
kalt
in der hand

du zitterst
vor nesselgeklirr

Symposium: Vorträge und Podiumsdiskussion

Das moderne männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault

Im Folgenden handelt es sich um eine nachträgliche Verschriftlichung der Vorträge von Andrea Maihofer und Klaus Theweleit sowie der Podiumsdiskussion, die im Rahmen des Symposiums „Das moderne männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault“ am 6.7.2007 im Carl-Schurz-Haus gehalten bzw. geführt wurden.

Die Transkription eines Audio-Mitschnittes der Veranstaltung wurde – der besseren Lesbarkeit wegen – dabei vorsichtig an die schriftsprachliche Form angeglichen.¹ Es handelt sich also nicht immer um die wort-wörtlichen Formulierungen, die in der ‚Live-Situation‘ gewählt wurden. Der mündliche Duktus wurde jedoch nicht vollständig ‚geglättet‘.²

Vortrag von Andrea Maihofer

Ich freue mich hier zu sein und zum Thema „Das männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault“ sprechen zu können. Da ich mich dabei auf einen Abschnitt aus meinem Buch *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz* (1995) beziehe, können Sie Teile des Vortrags auch dort noch einmal nachlesen. Zentral für meine Ausführungen sind zwei Texte: zum einen die *Dialektik der Aufklärung* von Horkheimer und Adorno (Horkheimer/ Adorno 1987), zum anderen *Sexualität und Wahrheit* Band 1 und Band 2 von Foucault (1979 und 1986).

Ein großer Teil des Vortrags wird eine Art Textlektüre sein; es werden Ihnen also immer wieder Textpassagen präsentiert, anhand derer ich Thesen herauszuarbeiten versuche.

Dabei möchte ich deutlich machen, warum aus meiner Sicht die *Dialektik der Aufklärung* und *Sexualität und Wahrheit* für die aktuelle Geschlechtertheorie interessant und relevant sind. Ich hoffe, dass dies im Laufe des Vortrags beziehungsweise der Diskussion deutlich wird und Sie sich angeregt fühlen, diese Texte auch noch einmal selbst unter dem thematischen Aspekt des „männlichen Subjekts“ anzuschauen.

Zu Beginn möchte ich ein paar Gesichtspunkte herausstreichen, die zunächst vielleicht sehr abstrakt wirken, die aber im Laufe des Vortrags erläutert und ausbuchstabiert werden sollen. Ich gehe davon aus, dass die Konzeptionen von Subjekt, Identität und Männlichkeit, wie sie in beiden Theorietraditionen entwickelt werden, hohe Überschneidungen miteinander aufweisen. Das werden wir insbesondere an einer Textstelle noch genauer sehen. Auf die Unterschiede zwischen diesen Konzeptionen werde ich nur punktuell eingehen; das würde sonst den Rahmen des Vortrags sprengen.

Interessant für die aktuelle Geschlechtertheorie ist *erstens*, dass in beiden Texten Begriffe wie Subjekt, Identität und Geschlechtlichkeit als historische und gesellschaftlich-kulturelle Phänomene begriffen werden oder anders ausgedrückt: als historisch bestimmte gesellschaftlich-kulturelle Praxen.

Zweitens wird zwischen Subjekt/Identität, Geschlechtlichkeit und Klasse ein konstitutiver Zusammenhang hergestellt. Das heißt, sie werden als soziale Praxen verstanden, die auf das engste miteinander verwoben entstehen. Dies ist ein wichtiger Punkt für aktuelle Geschlechtertheorien, in denen vermehrt die Frage diskutiert wird, wie die enge Verbindung zwischen Subjektivität, Geschlechtlichkeit und Klasse begrifflich zu fassen ist. In beiden Texten finden wir einen Zugang, diese Zusammenhänge aufzuzeigen, den ich für extrem relevant halte – auch im Übrigen, ohne dies hier weiter ausführen zu können bezogen auf Ethnizität/„Rasse“; geht es hier doch ganz ausdrücklich um das *westliche* Subjektverständnis. Dieser Zugang erlaubt meiner Meinung nach möglicherweise eine produktive Alternative zum Verständnis dieser Zusammenhänge, wie es derzeit in der Debatte um ‚Intersektionalität‘ dominiert.

Drittens wird in beiden Ansätzen davon ausgegangen, dass Subjektivität und Identität in sich ‚männlich‘ sind. Hier stellt sich die Frage, was wir eigentlich meinen, wenn wir sagen, das Subjekt, das moderne bürgerliche Subjekt, ist in sich ‚männlich‘. Bei Adorno/ Horkheimer und Foucault werden die Entwürfe von Subjektivität und vom Selbst zwar auch deswegen als ‚männlich‘ begriffen, weil sie von Männern entwickelt werden. Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass Subjektivität und Identität als Selbstverhältnis gedacht und erklärt werden, als ein Selbstverhältnis, das Individuen zu sich herstellen müssen und das als ‚in sich männlich‘ verstanden wird. Das heißt, ein Individuum ist nicht aufgrund seiner Biologie ‚männlich‘, sondern weil es in sich ein Verhältnis der ‚Männlichkeit‘ errichtet bzw. errichten muss. Die Herstellung von Männlichkeit impliziert also eine spezifische, nämlich in sich ‚männliche‘ Form der Subjektivierung. Dies ist der entscheidende Kniff in beiden Texten, der hoffentlich am Ende meines Vortrags noch etwas klarer wird.

Viertens werden in beiden Ansätzen Subjektivität und Subjektivierungsweisen, Identität und Identitätspraxen als politische Phänomene und als Teil gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse verstanden. Wir haben also die Möglichkeit, mit Adorno/ Horkheimer und Foucault einen Zusammenhang zwischen bestimmten gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen und Subjektivierungsweisen herzustellen. Das führt im Spätwerk Foucaults zu der Beschreibung dieser Subjektivierungsweisen als „Techniken des Selbst“, die gleichzeitig bestimmte Techniken des Regierens sind. In dem Verhältnis zu

sich selbst als einem Subjekt sind folglich Selbsttechnologien und Herrschaftstechnologien auf das engste miteinander verbunden.

Damit komme ich zu einem ersten Zitat. Es stammt aus der *Dialektik der Aufklärung* und weist eine sehr hohe Ähnlichkeit zu Textstellen auf, wie wir sie auch bei Foucault finden. Es ist eine der berühmtesten Stellen aus der *Dialektik der Aufklärung* in Bezug auf das Thema Subjekt und Männlichkeit:

Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war, und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt. (Horkheimer/ Adorno 1987, 56)

Dieses Zitat enthält alles, was in dieser Konzeption von Subjekt und Männlichkeit zentral ist: Der Prozess, in dem Menschen Subjekte werden und eine Identität entwickeln, ist Horkheimer und Adorno zufolge ein historischer und gesellschaftlich-kultureller Prozess und er ist ein „furchtbarer“ Prozess, der mit Versagung, Zwang und viel Arbeit an sich selbst verbunden ist. Er stellt damit einen Disziplinierungsprozess im Sinne Foucaults dar. Zugleich wird betont, dass es sich hier um ein Selbst handelt, das mit sich „identisch“ ist, eine Identität entwickelt. Zu diesem Typ von Subjektivität gehört also ein Konzept von Identität. „Identität“ heißt dabei: das Selbst besitzt eine Kontinuität in der Zeit sowie eine innere Kohärenz bzw. es muss beides immer wieder als ein inneres Verhältnis zu sich selbst herstellen. Auch Identität ist folglich nicht etwas Ahistorisches, das wir als Menschen per se in uns haben und lediglich sozialisatorisch entfalten. Sie gehört nicht ontologisch zum Menschsein als solchem. Sie wird vielmehr als etwas verstanden, was die Menschen in einer bestimmten historischen Phase und in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext als Selbstverhältnis zu sich entwickeln *müssen*. Identität ist also wie Subjektivität ein Disziplinierungs- und Normalisierungsprozess, der zu einem bestimmten historischen Kontext gehört, in dem die Ausbildung einer Identität, einer inneren und zeitlichen Einheitlichkeit zu einer sozialisatorischen Aufgabe wird, die alle Individuen erfüllen müssen.

Im Zitat ist außerdem der Begriff des Zweckgerichteten von Belang. Damit wird ein Zusammenhang zwischen der Entwicklung der modernen Subjektivität und der Entwicklung der bürgerlich kapitalistischen Gesellschaft hergestellt. Dieser historische Subjekttyp ist zweckgerichtet und wird im Rahmen von ökonomischen Imperativen ausgebildet sowie mit der Etablierung der bürgerlichen Klasse. Dieses Verhältnis des Menschen zu sich selbst als autonomes Subjekt wie identisches Selbst ist jedoch keineswegs das des modernen westlichen bürgerlichen Menschen schlechthin. Horkheimer und Adorno zufolge handelt es sich dabei um das des bürgerlichen *Mannes*. Es handelt sich um die Entwicklung des „männlichen Charakters des Menschen“, um ein Selbst/Subjekt, das *in sich männlich* ist. Nach ihnen besteht in diesem Prozess also eine konstitutive Verbindung von Subjekt, Identität, Männlichkeit und der bürgerlichen Klasse. Und nicht zuletzt wird in diesem Zitat deutlich, dass ein Subjekt zu werden eine gesellschaftliche Norm darstellt, ein Strukturelement bürgerlich kapitalistischer Gesellschaften. Das heißt, Subjektivierung ist ein hegemonialer Dis-

ziplinierungsprozess, den jedes Individuum in diesen Gesellschaften in seiner individuellen Biografie in sich/mit sich vollziehen muss.

Wie eng für Horkheimer und Adorno dieses Konzept von Subjekt/Identität mit der Entwicklung der bürgerlich kapitalistischen Gesellschaft verbunden ist, zeigt sich in folgender Formulierung nochmals besonders deutlich. In der Formulierung geht es um die Entwicklung des Arbeitnehmers, desjenigen, der seine Ware Arbeitskraft verkaufen muss. „Frisch und konzentriert müssen die Arbeitenden nach vorwärts blicken und liegenlassen, was zur Seite liegt. Den Trieb, der zur Ablenkung drängt, müssen sie verbissen in zusätzliche Anstrengung sublimieren. So werden sie praktisch.“ (Ebd., 57)

Zentral für dieses Subjektverständnis sind die Einsichten der Psychoanalyse, insbesondere die Triebtheorie. Was Freud jedoch in der Psychoanalyse eher als ahistorisches, anthropologisches Konzept von Subjektivität entwickelt, wird bei Horkheimer und Adorno historisiert und einer bestimmten Phase gesellschaftlich-kultureller Entwicklung zugeordnet. Allerdings gehen auch sie wie die traditionelle Psychoanalyse von den Trieben als einer anthropologischen Konstante aus. Alle Menschen haben Triebe, die, weil sie z.B. ablenken, unterdrückt werden müssen. Triebe haben mit Sexualität zu tun, mit Liebe, Lust und Leidenschaft sowie mit Genusssucht und Faulheit, aber auch mit Aggressionen und Destruktion. Doch im Rahmen der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise wird es Horkheimer und Adorno zufolge insbesondere für die ‚männlichen# Individuen unabdingbar, einen Teil ihrer Selbst, nämlich ihre Triebe in den Griff zu bekommen. Diese Disziplinierung ist wichtig sowohl für den Arbeiter als auch für den Kapitalisten. Und diese Fähigkeit erst macht den Menschen zu einem modernen bürgerlichen Subjekt.

Im Unterschied zu Horkheimer und Adorno sind für Foucault allerdings Triebe keine anthropologische Konstante, nichts diskursiv Vorgängiges. Im Gegenteil; für ihn werden Triebe im Prozess der Subjektivierung als solche überhaupt erst hergestellt. Das heißt, die Auffassung Freuds, nach der Männer stärkere Triebe haben als Frauen und deshalb, um ein stabiles Ich zu erlangen, ein stärkeres Über-Ich entwickeln müssen, ist aus der Perspektive Foucaults selbst Teil des bürgerlichen Männlichkeitskonzeptes. Ein ‚Mann‘ zu werden, impliziert also auch, dieser Norm von Männlichkeit entsprechend starke Triebe zu entwickeln bzw. im eigenen Selbstverhältnis von starken Trieben, die beherrscht werden müssen, auszugehen. Hier besteht ein großer Unterschied zwischen Foucault und der traditionellen Psychoanalyse.

Ich komme zum nächsten Zitat aus der *Dialektik der Aufklärung*. Hier wird Odysseus als Beispiel für die Herstellung des modernen männlichen bürgerlichen Subjekts angeführt.

[J]e größer die Lockung [der Sirenen] wird, um so stärker läßt er [Odysseus] sich fesseln, so wie nachmals die Bürger auch sich selber das Glück um so hartnäckiger verweigerten, je näher es ihnen mit dem Anwachsen der eigenen Macht rückte. (Ebd.)

Sie wissen wahrscheinlich, dass Odysseus sich von seinen Gefährten an den Schiffsmast binden lässt. Im Unterschied zu ihnen hat er seine Ohren nicht verstopft, damit er dem lockenden Gesang der Sirenen zuhören kann. In diesem Zitat wird das spezifische Selbstverhältnis, das ein Individuum entwickeln muss, um ein Subjekt zu sein, noch etwas deutlicher als im vorigen: Der Bürger, der sich zu einem modernen männlichen Subjekt entwickelt, muss die Verlockungen der Sirenen, der Lüste und Leidenschaften beherrschen lernen. Und zwar im wahrsten Sinne des Wortes ‚beherrschen‘. Nicht sie dürfen ihn, sondern er muss sie beherrschen. Das heißt, das Individuum muss *Herr seiner Selbst* werden. Und erst in diesem Moment, in dem es *Herr* über sich ist, wird es zum Subjekt.

Beziehen wir dieses Zitat auf die Psychoanalyse, in der es, um das Verhältnis zwischen ‚Ich‘, ‚Über-Ich‘ und ‚Es‘ als Instanzen und Dimensionen von Subjektivität geht, können wir diesen Vorgang, wie ein Individuum zu einem Subjekt wird, folgendermaßen rekonstruieren: Zu einem Ich/Subjekt wird ein Individuum, wenn es einen Teil seiner Selbst, nämlich seine Triebe – das, was da in ihm verlockt und es am liebsten ins Wasser zu den Sirenen (den weiblichen Verführerinnen) springen lassen würde –, das Unbewusste, das Es im Namen des Über-Ichs beherrscht. Mit anderen Worten: Das Ich, das Subjekt entsteht in dem Moment, in dem es in der Lage ist, einen Teil seiner Selbst (die Triebe, das Es) im Namen des Gesetzes, der gesellschaftlichen Normen und Konventionen, eben des Über-Ichs, einem Teil seiner Selbst, nämlich dem Ich, zu unterwerfen. Dies ist ein wesentliches Moment der *Dialektik der Aufklärung* bezogen auf das westliche bürgerliche Subjekt. Zum Subjekt zu werden bedeutet hiernach Unterwerfung in einem doppelten Sinne: unterwerfen und sich unterwerfen. Die Individuen unterwerfen sich dem Gesetz, richten sich nach den gesellschaftlichen Normen und Regeln, indem sie einen Teil ihrer Selbst sich selbst unterwerfen. In diesem Moment werden sie zum Subjekt. Allerdings – und das macht dieses Subjektverständnis für die Geschlechtertheorie so interessant – zu einem *männlichen* Subjekt. Denn in diesem *Herr werden über sich* stellen sie ein männliches Verhältnis zu sich selbst her. Herr über sich selbst zu werden ist nach diesem Verständnis zugleich Herstellung von Männlichkeit, von *doing masculinity*.

Gehen wir nun zu Foucault über. In *Sexualität und Wahrheit* gibt es eine Formulierung, bei der man meint, Foucault beziehe sich auf die *Dialektik der Aufklärung*, ohne dies allerdings zu erwähnen. (Foucault hat im Übrigen immer wieder darauf hingewiesen, dass er es bedauerlich findet, Horkheimer und Adorno zu spät gelesen zu haben und der theoretischen Nähe zu ihnen nie wirklich systematisch nachgegangen zu sein.)

Ein ungeheures Werk, zu dem das Abendland Generationen gebeugt hat, während andere Formen von Arbeit die Akkumulation des Kapitals bewerkstelligten: die Subjektivierung der Menschen, das heißt ihre Konstituierung als Untertanen/ Subjekte. (Foucault 1979, 78)

Obwohl das Zitat sehr abstrakt ist, enthält es alle Aspekte unseres Themas, außer der Geschlechtlichkeit. Was hier deutlich wird, ist – ähnlich wie in der *Dialektik der Aufklärung* – das „ungeheure Werk“, das Zwangsverhältnis, mit dem die Entstehung von Subjektivität verbunden ist. Menschen entwickeln Subjektivität also nicht natürlicherweise, sondern in einem historischen, gesellschaftlich-kulturellen Disziplinierungs- und Formierungsprozess. In einer ungeheuren Arbeit an sich selbst. Dieser Prozess ist, wie wir sehen, auch hier ganz ausdrücklich an die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise gebunden.

Ohne auf Details eingehen zu können, möchte ich kurz darauf hinweisen, dass auch Marx sich mit der Dialektik von Subjektivierung beschäftigt hat. In dem Abschnitt des *Kapitals* zur „ursprünglichen Akkumulation“ (Marx 1972, 744 ff) stellt er den historischen Prozess dar, in dem Personen z.B. durch ihre Befreiung/Entlassung aus der Leibeigenschaft oder durch die Enteignung ihres Landes, von dem sie vorher subsistenzwirtschaftlich gelebt haben, *freigesetzt* werden. Sie sind nun freie und gleiche Subjekte, keine Leibeigenen mehr und zudem frei in dem Sinne, dass sie jetzt ihre Arbeitskraft verkaufen können, allerdings auch müssen. Ihre Freiheit schlägt damit in Ausbeutung und Unfreiheit um. Auch für Marx ist also der Prozess der Subjektivierung mit einer Dialektik von Freiheit und Unfreiheit, von Gleichheit und Ungleichheit verbunden. Diese Übereinstimmung der drei Konzeptionen von Adorno/ Horkheimer, Foucault und Marx ist sehr interessant.

Zurück zu Foucault: Auch für ihn werden, wie sich hier zeigt, nicht alle Individuen, nicht zu jeder Zeit und nicht in allen Gesellschaften Subjekte; Subjektsein ist vielmehr ein gesellschaftlich-kulturelles Phänomen. Ausserdem ist auch für ihn dieser Prozess der Subjektivierung mit der Gleichzeitigkeit von Unterwerfen und Sich-Unterwerfen verbunden. Diese Dialektik ist im lateinischen Wort ‚subicere‘ im Übrigen bereits enthalten: was sowohl unterwerfen als auch sich unterwerfen heißt. Ein Individuum wird zu einem Subjekt, indem es im Namen des Gesetzes, der Konventionen, des Gehorsams gegenüber dem Staat, einen Teil seiner Selbst, sich selbst unterwirft. Die hierin liegende Dialektik des Subjekts als einer im doppelten Sinne autoritären Disposition sowohl zum Herrschen als auch zum Beherrschtwerden, dem Gehorsam gegenüber einem Führer oder Staat, die auch schon Horkheimer und Adorno beschäftigt hat, kommt bei Foucault hier sehr schön in der Formulierung von der „Konstituierung als Untertanen/ Subjekte“ zum Ausdruck.

Foucault hebt in *Sexualität und Wahrheit* eine soziale Praxis besonders hervor, in der der Prozess der Subjektivierung historisch entsteht und individuell eingeübt wird: es ist die Praxis des „Geständnisses“.

Nun ist das Geständnis ein Diskursritual, in dem das sprechende Subjekt mit dem Objekt der Aussage zusammenfällt, und zugleich ist es ein Ritual, das sich innerhalb eines Machtverhältnisses entfaltet, denn niemand leistet sein Geständnis ohne die wenigstens virtuelle Gegenwart eines Partners, der nicht einfach

Gesprächspartner, sondern Instanz ist, die das Geständnis fordert, erzwingt, abschätzt und die einschreitet, um zu richten, zu strafen, zu vergeben, zu trösten oder zu versöhnen. (Ebd., 79 f)

Eine zentrale soziale Praxis, in der Menschen individuell und biografisch einüben, Subjekte zu werden, ist für Foucault das Diskursritual des Geständnisses (gegenüber dem Priester, dem Erzieher, dem Arzt, den Eltern). Dabei handelt es sich zum einen tatsächlich um das, was sich im Christentum als „Geständnis“ historisch entwickelt hat, die Beichte, zum anderen aber auch die Psychoanalyse, in der die PatienInnen mit dem Psychoanalytiker über sich sprechen. Mit dem Begriff des ‚Geständnisses‘ wird also ein großer historischer Bogen gespannt und eine soziale Praxis benannt, in der die Menschen gezwungen sind, einer ‚höheren‘ Instanz gegenüber über sich selbst zu sprechen. Das heißt, mit dem ‚Geständnis‘ wurde eine (Herrschafts)Technologie der Subjektivierung entwickelt.

Was in der Praxis des Geständnisses passiert, ist Folgendes: in ihm wird ein Teil unseres Selbst zum Gegenstand der eigenen Rede, z.B. in der Beichte unserer Sünden und sinnlichen Begierden. Das Selbst spaltet sich und im Verhältnis gegenüber der Instanz, die dieses Geständnis erzwingt, wird es sich selbst zum Gegenstand. Es entsteht ein Subjekt-Objekt Verhältnis im Selbst zu sich selbst. Subjektivierung auch bei Foucault also als Spaltung des Ichs in Ich, Es und Über-Ich.

Aus diesem Spiel hat sich im Verlauf mehrerer Jahrhunderte langsam ein Wissen vom Subjekt gebildet; nicht so sehr ein Wissen von seiner Form, sondern von dem, was es spaltet, was es möglicherweise determiniert, vor allem sich selber stets entgehen lässt. Das unerwartete Erscheinen ist aber kaum erstaunlich, denkt man an die lange Geschichte der christlichen und gerichtlichen Beichte, an die Verschiebungen und Umformungen, die diese für das Abendland so entscheidende Form des Macht-Wissens, die das Geständnis ist, durchgemacht hat. (Ebd., 89)

In diesem langen historischen Prozess ist nach Foucault ein Wissen über das Subjekt entstanden über das, was das Subjekt spaltet, das Es, die Triebe, was das Subjekt determiniert und sich ihm doch stets entzieht, es nie fassen kann: das Unbewusste.

Das Projekt einer Wissenschaft vom Subjekt hat immer engere Kreise um die Frage des Sexus gezogen. Die Kausalität im Subjekt, das Unbewußte des Subjekts, die Wahrheit des Subjekts im anderen, der weiß, das Wissen in ihm von dem, was er selber nicht weiß – all das hat im Diskurs des Sexes seine Entfaltung finden müssen. Keineswegs jedoch aufgrund eines Naturvermögens, das dem Sex innewohnt, sondern als Funktion von Machttaktiken, die diesem Diskurs immanent sind. (Ebd., 90)

Die Entstehung des Wissens vom Subjekt ist also eng mit der Entwicklung spezifischer Machttechniken verbunden und um die Diskurse um Sex und Sexu-

alität zentriert. Gleichzeitig wird in diesem Zitat deutlich, dass in der Praxis des Geständnisses die Vorstellung, dass wir so etwas wie ‚Sex‘ bzw. ‚Triebe‘ haben, die wir unterdrücken und beherrschen müssen, erst entsteht. Anders als für Horkheimer und Adorno ist das Unbewusste dementsprechend für Foucault nichts vordiskursiv Gegebenes, sondern Effekt dieser Machttechniken, die die Subjektivierung regulieren.

Was aber hat das mit Männlichkeit zu tun? Während Foucault im ersten Band von *Sexualität und Wahrheit* größeres Gewicht auf den Aspekt des Gehorsams und der Unterwerfung im Prozess der Subjektivierung legt, beschreibt er im zweiten Band *Der Gebrauch der Lüste* den Aspekt der Herrschaft bzw. die Dialektik von Herrschaft und Unterwerfung ausführlicher. Dabei wird auch der konstitutive Zusammenhang von Subjektivität und Männlichkeit deutlich. Er bezieht sich hier auf Texte aus der griechischen Antike, in denen in Reflexionen über das sexuelle Verhalten ein spezifisches Verhältnis zu sich selbst als „Moralsubjekt“ entwickelt wird. Die innere Logik des Verhältnisses zu sich selbst, das hier entsteht, enthält Foucault zufolge zentrale Elemente des modernen Subjekts. Wie schon Horkheimer und Adorno greift auch Foucault in seiner Konzeption des modernen Subjekts auf die Antike zurück. Und dieses Subjekt ist in sich ‚männlich‘. „Es ist eine Männermoral: eine Moral, die von Männern gedacht, geschrieben, gelehrt wird und an Männer – natürlich freie – gerichtet ist“ (Foucault 1986, 131).

Es geht dabei zunächst um die Beherrschung der Lust. Deren Gefahr wird vor allem in ihrer exzessiven Natur gesehen. Es gilt zu verhindern, von seinen Begierden/ Trieben überwältigt oder gar, wie sich im Deutschen so schön sagen lässt, *übermannt* zu werden. Das Problem der Lust liegt nicht, wie später im Christentum, in ihrer sündhaften oder gar teuflischen Natur. Die Lust war bei den Griechen keine Sünde. Sie muss daher auch nicht unterdrückt, sondern gemeistert werden. Ihr gegenüber darf der Mann nicht passiv ausgeliefert sein. Ziel ist vielmehr ihre aktive Beherrschung und Ausübung in gesundem Maße. Das heißt, in „diesem Verhältnis von Herrschaft als aktiver Freiheit wird der ‚männliche‘ Charakter der Mäßigung behauptet“ (Ebd., 109).

Wie bei Horkheimer und Adorno – allerdings sehr viel ausdrücklicher – ist bei Foucault das Selbstbeherrschungs-Verhältnis, das hier als ‚männliches‘ entwickelt wird, isomorph, d.i. *gleichförmig* zu dem Herrschaftsverhältnis des Mannes innerhalb des Hauses als Patriarch sowie in der Gesellschaft.

So wie im Haus der Mann befiehlt, so wie in der Polis die Ausübung der Macht weder den Sklaven, noch den Kindern, noch den Frauen zukommt, sondern den Männern, allein den Männern, so muss auch gegenüber sich selber jeder seine Mannesqualitäten zur Geltung bringen. (Ebd.)

Die Beherrschung seiner selbst ist die Voraussetzung für die Befähigung eines Individuums, ein Haus zu regieren und dies wiederum dafür, in der Polis andere zu regieren: „der Herr seiner selber und der anderen formiert sich in einem“ (ebd. 103). In dieser Konzeption des Herrschens, Regierens, Führens wird folglich ein Zusammenhang gesehen zwischen der Unfähigkeit, seine Begierden

zu beherrschen, sich vielmehr von diesen übermannen, tyrannisieren zu lassen, und der Neigung, andere zu tyrannisieren, zu überwältigen. Die „Ausübung der politischen Macht“ erfordert deshalb „als ihr inneres Regulationsprinzip die Macht über sich“ (ebd., 107). Bei Machiavelli finden sich im Übrigen ähnliche Überlegungen. Auch ihn beschäftigt dieser Zusammenhang.

Mit anderen Worten: Individuen werden zu Subjekten, wenn sie in sich selbst diese „Mannesqualitäten“ entwickeln. Dieses Verhältnis zu sich als Subjekt ist also Foucault zufolge nicht deshalb ein „männliches“, weil es *von Männern für Männer* formuliert ist, sondern weil dieses Selbstverhältnis *in sich* ‚männlich‘ ist. Es ist das des Mannes zu sich *als Mann*. Männer sind nicht etwa von Geburt an aufgrund ihres biologischen Geschlechts Männer; sie müssen erst zu solchen gemacht werden bzw. sich selbst zu solchen machen. Dies erfordert, in sich eine „Struktur von Männlichkeit“ zu errichten, ein Verhältnis zu sich selbst als Subjekt, indem sie im wahrsten Sinne des Wortes ihrer Lust, Triebe, Begierden *herrscher*. In der Herstellung dieses Verhältnisses zu sich selbst werden sie in ein und derselben Bewegung *Subjekt* und *Mann*: „Die Selbstbeherrschung ist eine Art und Weise, Mann im Verhältnis zu sich selbst zu sein“ (ebd., 109). Männlichkeit/ Mannsein und Subjektivität/ Subjektsein sind hier konstitutiv miteinander verbunden, entstehen in ein und demselben Prozess.

In der folgenden Formulierung Foucaults sind alle diese Überlegungen nochmals zusammengefasst:

In dieser Männermoral, die für Männer gemacht ist, besteht die Erarbeitung seiner Selber als Moralsubjekt darin, von sich selber zu sich selber eine Struktur von Männlichkeit zu errichten: indem man im Verhältnis zu sich Mann ist, wird man die Mannestätigkeit kontrollieren und meistern können, die man in der sexuellen Praxis anderen gegenüber ausübt. Im agonistischen Zweikampf mit sich selber und im Kampf um die Beherrschung der Begierden ist danach zu streben, dass das Verhältnis zu sich isomorph mit dem Herrschafts-, Hierarchie- und Autoritätsverhältnis wird, das man als Mann, als freier Mann, über seine Untergebenen herzustellen beansprucht. (Ebd., 110)

In dem ein Individuum im Namen der Moral, des Gesetzes, des *Über-Ichs*, einen Teil seiner selbst, seine Begierden, das *Es*, sich selbst, seinem *Ich*, unterwirft, wird es zum Subjekt sowie zum Mann. Im modernen Subjektverständnis wird Subjekt und Männlichkeit zentral als Herr-seiner-Selbst-sein gedacht, als Selbstherrschaft, Selbstdisziplin und Selbstkontrolle. Wenn Sie sich Erziehungsratgeber anschauen oder Normen von Männlichkeit, dann werden Sie feststellen, dass sowohl ein Subjekt- und Erwachsensein als auch Männlichkeit wesentlich über Selbstbeherrschung, Selbstdisziplinierung, eben über diesen Typ von Subjektivität definiert wird. (Das heißt nicht, dass nicht noch andere Bestimmungen hinzukommen; es geht jetzt darum, sich hier auf diesen Aspekt zu konzentrieren.)

Zum Abschluss meines Vortrags möchte ich das noch an einem historischen Beispiel verdeutlichen, das das Ganze vielleicht noch etwas plastischer macht. Wie wir gesehen haben, beziehen sich Horkheimer und Adorno wie Foucault

historisch sowohl auf die griechische Antike als auch auf die bürgerliche Aufklärung. Warum? Sie tun das unter anderem, weil in der bürgerlichen Aufklärung im Zusammenhang mit der Etablierung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft dieser Typ des modernen Subjekts sowie bürgerlicher Männlichkeit entsteht – und zwar ausdrücklich im Rückgriff auf die Antike. Das heißt, dieses Konzept von Subjektivität und Männlichkeit wurde in einer bestimmten historischen Zeit und in einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht bzw. Klasse, nämlich der bürgerlichen, entwickelt. Nach und nach hat es sich dann als allgemeine hegemoniale Norm gesellschaftlich durchgesetzt. Wenn wir uns das historisch genauer anschauen, sehen wir zum Beispiel, dass dieses Konzept von Männlichkeit sich auch deswegen als bürgerliches entpuppt, weil es sich selbst ganz explizit gegenüber der feudalen Männlichkeit abgrenzt. Immer wieder heißt es in zeitgenössischen Texten: Die adligen Männer sind nicht zur Selbstbeherrschung in der Lage, sie sind dekadent, gehen ihren Lüsten nach und sie arbeiten nicht bzw. üben keine Berufe aus. Letzteres, die Berufstätigkeit, ist ein sehr zentrales Moment der Abgrenzung des bürgerlichen vom adligen Mann, der daher auch kein *Berufsethos* entwickelt, für das Selbstbeherrschung und Selbstdisziplin wesentliches Kennzeichen sind. In diesem Sinn grenzt sich dieses neue Konzept von Subjektivität und Männlichkeit als bürgerliches gegenüber dem Adligen, aber auch gegenüber dem Bauern oder dem Proletarier ab. Geschlechtertheoretisch ist das eine ausgesprochen folgenreiche These. Es wird deutlich, dass die hegemonialen Normen von Männlichkeit nicht nur nicht in erster Linie und nicht ausschließlich in Abgrenzung gegenüber Weiblichkeit entwickelt werden, sondern zunächst einmal in einem Prozess der Selbstaffirmierung und Selbststilisierung. So ist die Selbststilisierung bürgerlicher Männlichkeit zunächst eine ausdrückliche Abgrenzung gegenüber den normativen Männlichkeitsvorstellungen anderer Klassen.

Noch eine kurze Bemerkung: Dass das bürgerliche Konzept von Männlichkeit auch das des *weißen* Mannes ist, wird weder bei Horkheimer/ Adorno noch bei Foucault weiter ausgearbeitet. Historisch ist das aber sehr wichtig. Denn es zeigt sich, dass das Konzept bürgerlicher Männlichkeit konstitutiv mit der Entstehung der modernen westlichen Rassentheorien im 18. Jahrhundert verbunden ist. Interessanterweise rekurren die Rassentheorien wiederum in ihrem Ideal, was die höhere ‚Rasse‘ z.B. körperlich und psychisch ausmacht, auf das Schönheitsideal der griechischen Antike. In diesem historischen Prozess können wir also eine enge Verbindung der Entstehung von moderner Subjektivität, bürgerlicher Männlichkeit und Weißsein rekonstruieren, also eine konstitutive Verwobenheit von ‚Rasse‘, Klasse, Geschlecht und – ohne dass dies hier weiter ausgeführt wurde – von sexueller Orientierung (siehe hierzu ausführlicher Maihofer 2001). Damit möchte ich jetzt erst einmal schließen.

Vortrag von Klaus Theweleit

Ich habe hier keinen festen Text vorliegen. Ich dachte, es wäre ein bisschen albern, wenn ich, ausgehend von Adorno, Horkheimer, Foucault ungefähr dasselbe erzählen würde wie Andrea Maihofer. Ich habe mich in einer etwas anderen Richtung vorbereitet; und den Ablauf für mich offen gelassen.

Eine grundlegende Bemerkung möchte ich dabei voranstellen. Wenn Adorno, Horkheimer und Foucault, wie Andrea Maihofer ausgeführt hat, vom ‚Subjekt‘ reden, dann würde ich gleich hinzusetzen, dass dieses Subjekt nicht nur ein Konstrukt aus Selbstunterwerfung, Selbstbeherrschung usw. ist, sondern *überhaupt* eine Konstruktion – eine des Schreibens, der Theorie. Es ist das ‚Subjekt‘ der theoretischen europäischen Geschichte, der europäischen Philosophie, des europäischen Denkens; zu einem Teil auch der Psychoanalyse, wie sie es in ihrem ‚Drei-Instanzen-Modell‘, Ich/Es/Über-Ich, wenn man die einfachste Freud’sche Formel nimmt, entwirft.

Dieses ‚Subjekt‘ existiert faktisch nicht als Person. Faktisch gibt es Menschen in Unfertigkeitenformen, in Spaltungen und Zerrissenheiten. Nach Foucault wird dieses Subjekt nicht nur durch den Prozess der Selbstbeherrschung und Unterwerfung, sondern vor allem auch durch Techniken hervorgebracht, durch den Drill und andere Zugriffe auf die Körper. Ohne Zögern sagt Foucault z.B., dass das Subjekt Produkt einer Akte und des Drills eines Überwachungsstaates ist. Durch die Institutionen dieses Staats werden militärische und andere Regeln mittels Kontrollen und Strafen in den Körper eingeschrieben. Darüber hinaus sieht Foucault die Menschen vor den Institutionen im Griff eines ‚Geständniszwangs‘. Wer auf diese Weise ‚Subjekt‘ wird, braucht das, was Freud ein ‚Ich‘ nennt, überhaupt nicht zu entwickeln. Und muss auch das was Freud ein ‚Es‘ nennt, keineswegs haben: Denn dieses so genannte ‚Subjekt‘ ist ein Funktionsteil aus äußeren Zwängen, die die Gesellschaft, wie auch immer sie beschaffen ist, mehr oder weniger gewaltsam oktroyiert. Gewaltsam: der Prozess der Subjektbildung durch Selbstbeherrschung und Selbstunterwerfung ist eine eher idealistische Konstruktion; in der Regel funktioniert er nicht ohne Gewalteingriffe. Damit sich die einzelnen Menschen in Bewegung setzen, zur Arbeit gehen und somit für den Staat brauchbar werden, muss von Außen immer ‚nachgedrückt‘ bzw. nachgeholfen werden. Beim einzelnen Menschen resultiert daraus ein Körper, der – da von Innen heraus nur ungenügend belebt – immer zu fragmentieren, und das heißt, zu explodieren, andere zu zerstören droht. *Fragmentkörper.*

Das was Adorno, Horkheimer, Freud als ‚Subjekt‘ bezeichnen, ist dagegen ein eher selten anzutreffender historischer Ausnahmefall. Solche ‚Subjekte‘ in Gestalt realer Menschen hat es unter Umständen zu Freuds, Horkheimers oder Adornos Zeiten vielleicht zu drei Prozent gegeben.

Den dabei im Idealfall zu durchlaufenden Prozess nennt Freud die Ödipalisierung. Im Gelingen der ödipalen Ich-Werdung mit etwa zweieinhalb bis drei Jahren erreicht das Kind eine ‚Stufe‘, die eine Idealvorstellung der psychischen Entwicklung darstellt. Diesem Ideal stellt Freud den ‚psychotischen‘ Patienten entgegen, der in Zuständen der Gespaltenheit und Fragmentierung, heute

würde man eher sagen in Borderline-Zuständen, bleibt. Mit diesen Patienten, so seine Aussage, ist auf der Ebene von Psychoanalyse, wie Freud sie ausgeübt hat, ‚auf der Couch‘ schwer zu arbeiten. Sie arbeiten nicht genügend mit. Die heutigen Psychoanalytiker sprechen mit gutem Grund von einem Arbeitsbündnis, welches zwischen dem Patienten und dem Analytiker vorhanden sein muss. Ansonsten sind kaum Fortschritte möglich.

In diesem Zusammenhang muss auch gesagt werden, dass die Psychoanalyse etwas grundsätzlich anderes ist, als das, was Foucault als Psychatrisierung beschreibt, welche sich im 18./19. Jh. in der Klinik durchsetzt. Foucault stellt Freud zu Unrecht in den Kontext des Geständniszwangs, diese Zentralpraxis der Psychatrisierung. Ein Arbeitsbündnis beinhaltet keinen Geständniszwang. Ein Analytiker ist weder Richter noch Priester. Dies wird in Freuds analytisch-technischen Schriften ausdrücklich betont. Es darf keinen Richter und auch keinen Beichtvater im analytischen Raum geben, sonst funktioniert die Analyse nicht. An diesem Punkt einer Missdeutung steht Foucault nicht nur in der Tradition der französischen Philosophen, sondern auch in der vieler deutschen Denker und Schreiber von Karl Kraus bis Elias Canetti. Sie alle, ein bis zwei Generationen jünger als Freud, entwickeln beinahe zwanghafte Konkurrenzgefühle bis hin zu einem tiefen Neid auf Freud, weil er *Die Traumdeutung* hingelegt hat, die Trieblehre, die Lehre vom Unbewussten usw., an denen niemand vorbeikommt; als Philosoph nicht, als Romanschreiber nicht. Freud besetzt *so viele* Felder, er lässt nicht viel übrig; außer ein Leben lang dummes Zeug zu Freud zu erzählen, wie etwa Vladimir Nabokov es tut; der pure Neid.

Foucault bemerkt an einer Stelle ganz richtig, dass es heute keinen Diskurs über Sexualität gibt, der nicht auf die Psychoanalyse zurückgeht (Foucault 2003, 419). Bis heute kann niemand von diesen Denkern das richtig verknusen, die Ärzte sowieso nicht. Freud *ist* dieser Gigant und auch wenn Foucault behauptet, seine Bücher konkurrierten nicht mit Freud, so tun sie es doch (immer noch).

Wenn Foucault aber über seinen Kollegen Gilles Deleuze schreibt, den er bewundert und von dem er viel gelernt hat, spricht er ganz anders als von dieser nicht-existenten imaginären Subjekt-Position aus: Indem er beginnt, mit der Vorstellung von ‚Intensitäten‘ zu arbeiten; einer Hauptfigur bei Deleuze. Die ‚Intensität‘ als eine Art ‚Begriff‘ wäre am ehesten mit Freuds ‚Libido‘ in Verbindung zu setzen. Ich würde, etwas körperlicher, noch eher von ‚Energien‘ reden. Eine Energie muss in irgendeiner Weise in der Person existieren. Ohne sie funktioniert kein Körper. Wenn keine Energie da ist, stirbt der Körper. Man kommt ins Leben durch Formen von Energie, die investiert wird, durch die Fruchtwasserbelebung, durch Berührungen, Nahrungszufuhr, Hitzeumwandlungen, Wellen, chemische, biochemische und elektrische Prozesse. Soweit ist das etwas ‚Ontologisches‘, eine Grundbedingung. Ohne psychische und motorische Energie passiert nichts. Aber hören wir Foucault zu Deleuze und Intensitäten:

Wir können eher (und früher) Intensitäten denken als Qualitäten und Quantitäten; eher Tiefen als Längen und Breiten; eher Individuationsbewegungen als Spezies und Genera; und tausend kleine Subjekte im Larvenstadium, tausend kleine Ichs im Zustand der Auflösung, tausendfache Passivität und tausendfa-

ches Gewimmel dort, wo gestern noch das souveräne Subjekt herrschte. Man hat sich im Westen stets geweigert, Intensität zu denken. Meist schlug man sie dem Messbaren zu und dem Spiel der Gleichheit; Bergson dem Qualitativen und dem Kontinuum. Deleuze befreit sie nun durch ein Denken und in einem Denken, das höher, schärfer und intensiver nicht sein könnte.

Foucault nennt dies „keine kleine Revolution in der Philosophie“:

Damit verwirft man zugleich die Philosophien der Identität und die des Widerspruchs, Metaphysiken und Dialektiken, Aristoteles und Hegel (...) die Philosophien der Evidenz und die des Bewusstseins, Husserl nicht weniger als Descartes. Damit verwirft man schließlich auch die große Figur des *Selben*, die von Platon bis Heidegger die abendländische Metaphysik immer wieder in ihren Kreis gezwungen hat. (Foucault 2001, 978f)

Womit Foucault, in seiner Begeisterung über Deleuze und seine diversifizierenden Intensitäten, schließlich auch sich selber verwirft; seinen eigenen Subjekt-Begriff über Bord. Um nun, „frei“ geworden, „zu denken und zu lieben, was untergründig seit Nietzsche in unserer Welt grollt; nichtunterworfenen Unterschiede“. Eben diese machen das Individuum aus. „Ich“ ist nicht mehr ein Identisches, „Ich“ ist auch nicht mehr „ein Anderer“, „Ich“ ist ein *Unterschied*, ein *nichtunterworfener*.

So feiert Foucault die Auflösung *des Subjekts* „in tausend kleine Ichs“. Was nicht ganz unbekannt in meinen Ohren klingt. Ähnliches hören wir von Schriftstellern wie Gottfried Benn oder Louis Ferdinand Céline, die, etwas bescheidener, zwanzig Ichs für sich reklamieren. Mit dem Unterschied allerdings, dass sie nicht ganz sicher waren, ob sie das als *Spaltung* erleben sollten, also als Leiden oder als Glück. Sie *schwankten* zwischen diesen Zuständen. Bei Deleuze beschreiben sie ein *Glück*. Je gesplitteter das Nicht-Subjekt in seinen Entfaltungen ist, desto mehr Intensitäten werden frei. Was bei Freud die „libidinöse Besetzung“ von Dingen oder anderen Personen ist und *Objektwahl* heißt, besetzt bei Deleuze als *désir* (Wunsch) buchstäblich alle Teile der äußeren Welt und durchdringt sie mit Intensitäten; jedenfalls ist dies dem Wunsch – oder wie andere übersetzen: dem *Begehren* – prinzipiell möglich. Das ergibt eher Sprünge und Labyrinthisches als klare Linien. Die europäischen Philosophen haben immer klare Linien durch die Personen und durch ‚die Geschichte‘ gezogen; breite Schneisen, (oder auch: *Panzerstraßen*); und Einzelheiten, Abweichungen, Unterschiede ignoriert. Dabei immer dies imaginäre einzelne Subjekt als Protagonisten der Geschichte auf dem Panier (bzw. Papier). Andrea Maihofer wendet sich in ihrem Buch schließlich auf ihre Weise auch gegen diese Philosophien – wenn sie am Ende sagt, die Person bestehe in Beziehungen. Das Denken der europäischen Philosophien ist bis zu einem solchen Punkt nicht gelangt. In ihm ist der Mensch grundsätzlich einzeln, abgegrenzt und was auch schon heißt: männlich. Aus diesen Linien resultiert insgesamt der Komplex ‚Männlichkeit‘, theoretisch wie praktisch. ‚Männlich‘ (=Denken) funktioniert (angeblich) allein für sich.

Allerdings kommt, wie Sie wissen, kein Mensch, kein wirkliches Baby bei der Menschwerdung, ohne bestimmte mütterliche, väterliche oder geschwisterliche Zuwendungen aus. Der lange Zurichtungsprozess der so genannten Sozialisation kann, da wo er freundlicher vor sich geht, nur als Beziehungsprozess beschrieben werden. Von einer Beziehung in eine andere wechselnd, wächst man. Ohne Beziehungen kein Wachstum und keine Metamorphosen. Wo Beziehungen aufhören, wächst man rückwärts, zurück in die Erde. Franz Kafka hat das – ‚zynisch‘ als *die Arbeit* von Eltern beschrieben: die Kinder zurück in den Boden zu stampfen, aus dem sie sich mühsam zu erheben suchen. Beziehungskündigung wo Beziehung sein sollte. Nur Beziehungen vermeiden das Absterben oder die Stagnation.

Deleuze: Glück. Vielleicht hat man auch hier nur drei Prozent der tatsächlichen Individuen, bei denen diese Struktur intensiv glücklich vorliegt. Bei den andern überwiegt der psychische Vorgang der Abspaltung den psychischen Vorgang der Diversifikation. Ich habe von hier aus das europäische so genannte Subjekt als eine Figur mit psychischen Umschaltvorrichtungen beschrieben. Eine Figur, die durch ‚switchen‘ von einem Spaltungszustand in den anderen schaltet; ohne dass diese Zustände miteinander integriert wären. In diesem Sinne bestünde die Person nicht einfach aus zwanzig bis fünfzig bis tausend Klein-Ichs, sondern aus ebenso vielen Spaltungszuständen, die einander im Prinzip fremd, wenn nicht feindlich sind. „Ich“ ist zwanzig Spaltungen bzw. zwanzig Feinde (meiner selbst in mir). Das ist eine sehr gefährliche Figur; ein potentieller Killer. Wie ist er entstanden?

Spätestens seit der Renaissance lernt der europäische Mensch in seinen immer höher technifizierten Gesellschaften im Laufe seines Lebens unzählige Techniken. Nicht nur solche der Selbstunterwerfung und der Unterwerfung anderer, auch handwerkliche Techniken, Techniken des Rechnens, kaufmännische Techniken, Techniken der Betriebsleitung, landwirtschaftliche, nautische, wissenschaftliche, artistische, architektonische, Techniken des Bergbaus, Schiffbaus, der Gärtnerei. Liebestechniken, Techniken der Kinderbehandlung, medizinische, religiöse Techniken. Diese existieren nicht einfach *nebeneinander*; sie sind gesellschaftlich in Hierarchisierungen angelegt, institutionell und in Klassen. Wie eine Familie unterhalten und unterworfen, Äcker angelegt, Korn gezüchtet und industrielle Prozesse betrieben werden, ist nach Machtkategorien geordnet. Wie man religiös ist, wie Kunst gemacht und Bilder gemalt werden, ebenso. Der europäische Menschentyp der wir heute alle mehr oder weniger sind wechselt zwischen all solchen Tätigkeiten, Fähigkeiten und gesellschaftlichen Konstellationen stündlich, täglich, je nach Lage und Situation, Übergangslos. Die Haltungen und Handlungen werden nicht in dem Sinne, den die Psychoanalyse als wünschenswert darstellt, miteinander verbunden, d.h. affektiv integriert: Es wird vielmehr von einem Zustand in den anderen umgeschaltet.

So wird z.B. affektiv ein sekundenschneller Wechsel von wütend und cholerisch zu freundlich und aufmerksam, zu gelangweilt und abgeneigt oder zur vollkommenen Konzentration auf einen Vorgang, der gerade von uns verlangt wird, möglich. All dies schaffen wir hintereinander, meistens ohne es selbst als Widerspruch zu empfinden. So stellt sich die Gewöhnung ein, von einem Zustand

in den nächsten zu switchen: Wir verfügen über ‚Umschaltkörper‘ (vgl. Theweleit 1995). Im Sinne Adornos/Horkheimers sind auch dies keine ‚Subjekte‘.

Ein gut geübtes gespaltenes Nichtssubjekt ist aber in der Lage, sehr viele Techniken, Tätigkeiten, Fähigkeiten auszuüben, sie wieder loszulassen und in einen anderen Zustand zurückzukehren. Wenn sich Erschöpfung einstellt, schläft es, wacht wieder auf und macht in den geforderten Richtungen weiter: Selten aber im Sinne dessen, was bei Deleuze ‚der Wunsch‘ ist. D.h. selten richten wir unser Leben danach aus, was wir selbst eigentlich wollen und begehren. Es bleibt uns *unbewusst*. Weitgehend ist für Deleuze der Wunsch „das Unbewusste“ also nicht etwas vom „Ich“ kontrolliertes. Er verwendet, um das zu verdeutlichen, gern die Wortkombination „Wunschmaschine“. Maschine, weil das Begehren nicht unbedingt personell ist, sondern ein energetischer Vorgang. Die Energie in den Körpern aber *will* etwas; auch wenn sie nicht genau weiß, was. Sie will etwas besetzen, sie will etwas produzieren, etwas umwandeln, etwas erreichen.

‚Produzieren‘ und ‚Sexualität‘. Es gibt nicht nur die Sexualitäten des Geschlechts, der Geschlechtlichkeit, die Sexualität oder Erotik mit sich selbst oder mit anderen des eigenen Geschlechts oder die Sexualität mit anderen Geschlechtern; es gibt auch das, was ich die „Produktionssexualität“ nenne; das ist die Sexualität des Produzierens von Werken *mit anderen*, in Paaren oder Gruppen; besonders bedeutend bei der Produktion von Kunstwerken. Zur Produktionssexualität gehören alle Beziehungs-Gegebenheiten bei der Herstellung artistischer Werke, die Arbeitsbeziehungen zwischen Regisseur und SchauspielerIn, Maler und Modell und ähnliche; sie können körperlich-sexuell sein oder auch nicht; immer aber berühren sie den Bereich des *Personenverzehr*s; heißt: beim Zusammen-Produzieren und Zusammen-Leben wird der/die andere, nicht nur gebraucht, sondern auch *verbraucht*. Ich spreche von jenem Bereich, in dem die Rolle der beteiligten Frauen traditionell mit dem unzureichenden (um nicht zu sagen: idiotischen; um nicht zu sagen: mörderischen) Nicht-Begriff der so genannten ‚Muse‘ zugedeckt wird.

Es geht nicht um begrenzte ‚Subjekte‘; es geht um ‚Mord‘; und wie man ihm, z.B. durch Akte des *Geschlechtswechsels* entkommt. Ich zeige dazu gleich einige Bilder aus der Andy Warhol Factory und ihrer Umgebung. Bei Warhol ist der Begriff der Produktionssexualität besonders interessant, da er sich als artistischer *Leader* seiner *Factory* aus körperlich-sexuellen Akten so weit wie möglich heraushält, aber mit seiner Kunst und seinen gesellschaftlichen Inszenierungen immer im Feld der Sexualität und des Erotischen arbeitet. Vorher aber zur Frage, was die Theoretiker Adorno, Horkheimer und Foucault zu dem Geschlechterdiskurs, um den es hier geht, beitragen können.

Adorno und Horkheimer sind in dieser Hinsicht wenig ergiebig. In *Männerphantasien* (Theweleit 1977) habe ich aus den *Minima Moralia* (Adorno 1951) eine Stelle zitiert, im Anschluss an Wilhelm Reich und Freud, die sich beide merkwürdig einig gegen ‚Homosexuelle‘ wenden. Bei Freud lautet der Satz dahin, dass „homosexuelle Liebe sich mit den Massenbindungen weit besser verträgt, [mit „Masse“ meint Freud hier das *Heer*. K.T.] auch wo sie als ungehemmte Sexualstrebung auftritt: Eine merkwürdige Tatsache, deren Aufklärung weit

führen dürfte“ (Freud 1921, 159). Freud ist die Aufklärung der Tatsache nicht gelungen. Er hat auch kein Material zu ihrem Beleg angeführt. Es handelt sich auch nicht um eine Tatsache. Bei Adorno heißt der entsprechende Satz, radikalisiert: „Totalität und Homosexualität gehen zusammen“ (Adorno 1970, 52).

Er verortet *die Homosexuellen* – gemeint ist hier der ‚latent homosexuelle‘ autoritäre Charakter; – schlicht im Bereich des totalitären Staates. Der „Homosexuelle“ ist der potentielle politische Faschist. Kurz danach folgt die Bemerkung, dass Männer dieses Typs „die eigentlich Effeminierten“ seien, im Gewand von „tough guys“. Das ‚gute Subjekt‘ in seiner Odysseus-Konfiguration ist dann für ihn nicht ‚effeminiert‘, sondern gut ‚männlich‘. Das unterstreicht die Ausführungen von Frau Maihofer in diesem Punkt. Bei Adorno haben wir – jedenfalls hier – eine von Vorurteilen und Projektionen dominierte Mann-Mann-Rede in Form *aphoristischer* Theorie.

Foucault ist anders, ergiebiger; und kenntnisreicher sowieso. Er war homosexuell, bzw. bisexuell oder mehrgeschlechtlich; er hat sich explizit mit Abweichungsformen befasst und sich zum Verhältnis von Geschlechtlichkeit und Gewalt geäußert. Wie geht Foucault mit sexuellen Abweichungen um? Mit einer eigenen Sexualität, die man offen lange Zeit nicht ausleben durfte und verstecken musste, steht er natürlich auf der Seite derer, die sexuell abweichen. So hat er sich mit den biografischen Aufzeichnungen beschäftigt, die der Hermaphrodit Alexina B. aus dem 19. Jh. hinterlassen hat. Alexina wächst in einem Mädchenpensionat auf, ein ‚Mädchen mit verheimlichtem Penis‘. Als der Penis entdeckt wird, zwingen ein Priester und auch ein Arzt den Hermaphroditen, sich für eine bestimmte Sexualität zu entscheiden. Frau *und* Mann in einem Körper dürfen nicht sein. Foucault zufolge ist dies Thema nicht erst im 20. Jh. in die Diskurse gelangt. Zwischen 1860 und 1870 gibt es umfangreiche Literatur zum Hermaphroditen; ähnlich wie es sie um die Jahrhundertwende zur Figur des Transvestiten gibt. Hermaphrodit Alexina begeht als Folge der Eingriffe der Staatsverwaltung, der Justiz, der Medizin und der Kirche, die eine klare Sexualität von ihm/ihr verlangen, Selbstmord. Foucault:

Als Alexina ihre Lebenserinnerungen niederschreibt, ist sie ihrem Selbstmord nicht mehr fern. Für sie selbst ist sie immer noch ohne bestimmtes Geschlecht. Aber sie ist nun des Genusses beraubt, den sie einst empfand, weil sie nicht oder nicht ganz dasselbe Geschlecht hatte wie die Menschen, unter denen sie lebte, die sie liebte und die sie so sehr begehrte. Wovon sie aus ihrer Vergangenheit berichtet, gehört zu jenen glücklichen Rändern einer Nicht-Identität, die paradoxerweise von dem Leben in diesen engen, warmen, geschlossenen Gesellschaften geschützt wurde, in dem man das seltsame, zugleich obligatorische und verbotene Glück genoss, nur ein einziges Geschlecht zu kennen. (...) Ich glaube, es gefiel ihr, in dieser eingeschlechtlichen Welt, der all ihre Gefühle und all ihre Liebe galten, ‚anders‘ zu sein, ohne dem ‚anderen Geschlecht‘ angehören zu müssen. Sie war weder eine Frau, die Frauen liebte, noch ein Mann, der sich unter Frauen verbarg. Alexina war das identitätslose Subjekt eines großen Verlangens nach den Frauen. (Foucault 2005, 149)

Diese(r) Hermaphrodit will weder geschlechtlich definiert, noch ein „Ich“, ein Subjekt sein, wie auch viele andere Menschen in einer gleichen oder ähnlichen sexuellen Lage. Sie schaffen es nicht und sie streben es auch nicht an, eine klare psychosexuelle Ich-Identität zu erreichen, so wenig wie eine klare körperlich-sexuelle Identitätsfindung. Gut hundert Jahre später werden daraus Vorgänge, die an verschiedenen Stellen der westlichen Welt, insbesondere in New York City, öffentlich vehement bearbeitet werden.

Dieser Punkt ist es, der an Foucaults engagierten Ausführungen ein wenig verwundert; dass er einen Hermaphroditen aus dem 19. Jh. als Fall bearbeitet; und nicht viel näher liegende Felder wie die Warhol-Factory in New York, wo in den 60ern versucht wurde, eine Geschlechter-Politik der Auflösung des ‚identischen Geschlechts‘ in Szene zu setzen; eine reflektierte Übertretungspraxis auf verschiedenen Ebenen der Kunstproduktion, der Liebeskonstellationen und den Formen des Zusammenlebens, öffentlich-praktisch und radikal – lange vor den theoretischen Überlegungen von universitären TheoretikerInnen wie Judith Butler. Die Menschen von den ‚Rändern der Gesellschaft‘, die sich in der Factory fanden, viele mit einer ‚abweichenden‘ Sexualität, produzierten obsessiv Filme, Bilder und Übertretungssituationen, sie waren den Tag über zusammen und meist auch den Abend und Teile der Nacht, in der Factory, auf Straßen, in Bars und Betten, unter Einschluß des Personals einer Rockband wie der *Velvet Underground*, viele auf Drogen oder auf andere Weise sozial ‚enthemmt‘. Sie waren permanent öffentlich und kommentierten dieses Öffentlich-Sein. Ich lese jetzt ein Stückchen Text zur Andy Warhol Factory, den ich 1994 geschrieben habe.

Die Person ‚Andy Warhol‘ ist ein spielendes Kind aus Wahrnehmung in einer unantastbaren Hülle; Kind, das als ‚Mensch‘ in Ruhe gelassen werden will; das Spiel selber heißt: Aufnehmen, *Recording*. Nicht nur in der factory, sondern überall: ‚Sein tragbarer Recorder, verpackt in schwarzer Hülle, ist sein neuester Selbstschutzapparat. Das Mikrofon richtet sich auf jeden, der sich nähert und macht aus jeder Situation ein Stück Theater. Er nimmt Stunden von Bändern auf jeden Tag, archiviert sie und hört sie dann nie‘. Andy als öffentliche Erscheinung ist genau das, was das Wort sagt: mehr Erscheinung als Person, das Gespenst in den ‚Andy-Klamotten‘ Jeans, Blazer, die wuselige, weiß-blonde Perücke, konstant anwesend im öffentlichen Auge. ‚Warhols öffentliche Selbstaussstellung als *Recording Angel* schützt nicht nur (die Person‘), sie produziert jede Menge Mehrwert an *Code* (das ist wieder eine Deleuze-Wendung) – (Codes bringen am besten Personen zum Verschwinden und mit der ‚Person‘ ihr Geschlecht...And(rog)y(n) Warhol(a)).

„Warhol führte nicht Regie, er führte Protokoll“ (so ein Mitarbeiter). „Manche Leute ‚leben‘ irgendwie, die anderen, cleverer, nehmen es auf. Die Aufzeichnung der ‚Soap Opera Inszenierungen‘, die andere Leute aus ihrem Leben machen, war ein Weg für ihn, sich mit ‚eigenen Problemen‘ nicht auseinanderzusetzen (verlautet es aus seiner Umgebung). Was heißt aber ‚eigene Probleme‘; da *sind* keine, solange die Aufnahmegeräte und Produktionen laufen; solange nicht wer

ausflippt; solange nicht wer behauptet, in ihn ‚verliebt‘ zu sein; oder Geld will; Zuneigung will; bessere Rollen will; mehr zu sagen haben will; all das. All dieser zerstörerische Blödsinn.

Die produktiven Maschinerien der *Factory* sind dennoch überwiegend organisiert in Paaren, die aussehen wie sexuelle Paare, aber körperlich keine sind. So hat es Gerard Malanga, Warhols engster Mitarbeiter der ersten Jahre formuliert: „Er schreckte vor physischer Berührung zurück“, und dies trotz der

extrem schönen Leute, die er um sich versammelte (...) Die gesamte Warhol'sche Produktion des ersten New York Jahrzehnts, der gesamten Undergroundphase, das ist bis etwa 1970, läuft über wechselnde Couples in der *Factory*, die jeweils eine Oberflächensexualität haben: ‚homosexuell‘ mit Gerard Malanga, Ondine, Lou Reed, Paul Morrissey, Bob Colacello u.a., ‚heterosexuell‘ mit den weiblichen Superstars, Viva, Ultra Violet, Nico, Ingrid Superstar, Edie Sedgwick, Andrea Feldman u.a.

Die jeweilige Sexualität wird je nach Situation jeweils ausgestellt, inszeniert.

In der Sicht der Medien war Viva Andys ‚Frau‘, wie vorher schon Edie. Tatsächlich glaubten auch ihre Eltern, sie hätten eine Liebesaffäre. Aber sie hatten nicht – und sie hatten doch: glaubt man Waldon, dann liebte Viva Andy – aber er war unberührbar. Er liebte die Idee, er *wäre sie*“.

Es gibt ein totes Mädchen in der Geschichte der Warhol-Family; zehn Jahre vor ihm noch in Rhutenien geboren. Ich überspringe die biographischen Einzelheiten. Nur so viel scheint mir sicher, dass seine Mutter nach den zwei Söhnen, die sie schon geboren hatte, nun eine Tochter hätte haben wollen an seiner Stelle.

Und ein kleiner zarter Hellhäutiger erscheint, zart wie ein Mädchen, aber männlichen Geschlechts. Der Junge, der mit der amerikanischen Form des Vornamens des Vaters benannt wird, hat sich zeitlebens auf der Ebene seines psychischen Geschlechts, man kann sagen, der Stimme enthalten. Und er hat ständig sein Geburtsdatum variiert, wenn er danach gefragt wurde...mehrmals geboren ...ungeboren...als jemand andere(r) geboren.

Über die Transvestiten seiner Filme sagt Warhol:

„Mich faszinieren die Jungs, die ihr ganzes Leben lang versuchen, echte Mädchen zu sein, sie müssen so hart arbeiten – Doppelarbeit – all die angeblich männlichen Zeichen loszuwerden, und sich all die weiblichen Zeichen zuzulegen. (...) Ich will sagen, es ist allerschwerste Arbeit, wie das komplette Gegenteil dessen auszusehen, wofür die Natur dich eingerichtet hat und dann die Frauenimitation

von etwas zu sein, was zuerst eine Phantasiefrau war. (...) Eine zeitlang traten in unseren Filmen viele Transvestiten auf, weil die Mädchen in unserem Kreis einfach durch nichts in Erregung zu bringen waren, die Transvestiten aber durch alles

...Erregungen...während er schwieg...vieldeutige Hülle für eine andere Existenz. In diese *Unentschiedenheit* hinein gehen dann die Schüsse bzw. die Kugeln einer Frau, die sich für die einzige wirkliche Feministin hält.

Für mich ist das, was Warhol in diesen Sätzen über das Mädchenwerden als Arbeit von Jungs formuliert, eine exakte Vorwegnahme von Zeichen- und Gender-Theorien, wie Judith Butler sie später formuliert hat. Wobei die Artisten meiner Wahrnehmung nach auch in diesem Fall mutiger und präziser sind als die Philosophen.

(Nun eine Reihe von Bildern der *Factory*, kommentiert vom Referenten):

Wir sehen hier eine Reihe von Konstellationen von Körpern zueinander, mit Andy Warhol und ohne ihn. Hier die Edie Sedgwick Fotobox-Serie; Gruppenfotos typisch mit dem Fotoapparat am Auge, also auch das Fotografiertwerden wird fotografiert. Alle Aktionen sind medial reflektiert. Einige hier auf den Bildern sind Transvestiten, z.B. ganz rechts hier, das ist Candy Darling, eine „Marilyn-Blonde“. – Paradoxien wo immer es geht; Brigid Berlin, die fetteste, die dickste, fast immer mit ausgestellt nacktem Busen auf diesen Fotos. Sie hat von Anfang an in der *Factory* bis zu Warhols Tod als eine Art engster Sekretärin dort gearbeitet, seine Concierge und Vertraute. Also, die Dicke mit der hässlichsten Brust stellt sie dauernd aus. – Und diese, die mit der ‚schönsten Brust‘, Viva, die auch in Hollywood hätte zum Star werden können, aber weil sie zu lange und zu oft bei Warhol ausgezogen vor der Kamera stand mit ‚obszönen‘ politischen Reden – nicht mehr möglich. Dazu Taylor Mead, klein, nackt, schielend, ‚homosexuell‘, mit zynisch-wirrer Rede, beide eine Stunde zusammen improvisierend vor der Kamera; alle Filmregeln brechend; das ist *The Nude Restaurant*, Warhol-Film von 1967. Entscheidend: hier sind nicht nur sexuelle Übertretungen, hier sind auch artistische. Hier wird *anderer Film gemacht*, nicht nur andere Gender-Theorie.

Dies sind Fotos der drei Haupttransvestiten in Warhol-Filmen. Holly Woodlawn, Candy Darling, Jacky Curtis. In dem Film *Women in Revolt*; alle ‚pleite‘, auf der Suche nach Geld. Ein Film von 1971, in dem diese drei Männer Frauen spielen und über Feminismus diskutieren. Also in der Frühphase des Feminismus lässt Warhol in seiner *Factory* vor der Kamera drei Männer als Frauen über feministische Gruppen und die Probleme des Feminismus quasseln. Alle erdenklichen Verdrehungen, von komisch bis tragisch, sind programmiert und werden aufs Tablett gebracht; das Schreckgespenst der ‚political correctness‘ drohte noch nicht am Horizont.

Lou Reed hat die drei in seinem Song *Take A Walk On The Wild Side* verewigt: „Holly came from Miami F-L-A/Hitchhiked her way across the USA“, „Candy came from out on the island/In the backroom she was everybodys darling – Jackie is just speeding away/Thought she was James Dean for a day/Then I guess she had to crash/Valium would have helped that bash“...usw.

Dann ein paar Bilder aus der Serie, die Warhol *Ladies and Gentleman* genannt hat, Porträts von Frauenköpfen, die mit Namen versehen sind, die die zugehörigen Körper als Penisträger ausweisen; Transvestiten wie Mario Banana.

Und Andy Warhol am Schminktisch; zurechtgemacht als Frau. Diese Portraitserie von Warhol als Frau entstand ungefähr zehn Jahre vor seinem Tod. Jedes Foto zeigt einen anderen Frauentyp, den er jeweils *impersonates*. Die komplette Serie und viele weitere solcher Bilder können sie sich in den Warholbüchern anschauen. Bilder vom Versuch auszubrechen aus all dem, was über Geschlechts- und Subjektzuschreibungen in den Körpern steckt oder hineinzustecken versucht wurde: Nichts mehr von: „Du bist Mann“ – „Du bist Frau“. Nicht als Thesen, sondern physisch; als artistische Produktion; als Revolution der Mode, als Kneipenexhibitionismus oder in der geschlechtlichen Unbestimmtheit des Seriellen. – Wo ist all das heute hin?

Verglichen mit diesen Explorationen empfinde ich die Gender-Diskussion, wie sie heute auf der theoretischen Ebene geführt wird, als ein bisschen rückständig. Es war schon mal viel mehr los auf diesem Feld; viel mehr auch erreicht; und irgendwie ist das abgebrochen in der Geschichte; u.a. wohl auch wegen seiner Gefährlichkeit. Es hat eine Menge Drogenkonsum und einige Suizide unter den Beteiligten gegeben; ‚das Leben in der Übertretung nicht ausgehalten‘.

Um damit zu schließen: Wie man von einer Körperlichkeit in eine andere, von einer Geschlechtlichkeit in eine andere kommt, geht das nicht über Entschluss. Mit Glück geht es über sehr intensive Beziehungen. Verhältnisse, in denen man sich nicht nur transformiert, sondern die einen auch halten. Und: den gesellschaftlich fixierten Subjekt-Status männlich/weiblich verlässt man kaum ohne die Mithilfe von Trancen und anderen Ausnahmezuständen. Wenn es anders nicht gelingt, werden sie oft hergestellt mit der Hilfe von Drogen. Edie Sedgwick z.B. stirbt an einer Überdosis, Andrea Feldman aus dem Warhol-Umkreis ebenso. Wobei bis heute niemand genau weiß, wie weit dies Halb-Suizide oder tatsächlich Folgen von Überdosen waren. Von einer Sorte Zerrissenheit in eine andere und vielleicht schönere zu gelangen und dabei eine Differenz zu der Geschlechtlichkeit zu entwickeln, mit der man bis zum 10. oder 12. oder auch bis zum 20. Lebensjahr aufgewachsen ist, ist ein Akt riesiger Anstrengungen. Die ‚Subjekt‘-Maske hilft dabei wenig. Die wenigsten Beteiligten kümmert sie.

Auf die Frage, inwiefern physische Gewalt in diesem Zusammenhang eine Rolle spielt, kann ich nicht mehr kommen. Vielleicht in der Diskussion. Nur so viel, dass Personen, die es auf psychisch-artistischen Wegen nicht schaffen, einer als unwirtlich oder bedrohlich empfundenen eigenen körperlichen Geschlechtlichkeit zu entkommen, dieses durchzuführen versuchen in Gewaltausübung nicht nur gegen sich, sondern gegen andere, auf *faschistische* Art und Weise. Dieser Kampf des *fragmentierten Körpers* mit sich selbst und der Welt ist aber eine andere Schiene.

Diskussion

Nina Degele: Die zwei Vorträge die wir heute gehört haben, waren sowohl formal wie auch inhaltlich sehr unterschiedlich. Ich möchte versuchen sie nicht zusammenzuführen, sondern miteinander und gegeneinander diskutieren zu lassen. Wie verhält es sich mit den Kategorien Männlichkeit und Subjekt?

Wir haben sehr unterschiedliche Dimensionen mitbekommen. Auf der einen Seite Andrea Maihofer, die das männliche moderne Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault deutlich mit den Komponenten der Beherrschung, Selbstbeherrschung, Zweckgerichtetheit, Identisch-Sein beschrieben hat. Dem hat Klaus Theweleit entgegengestellt, dass damit bestenfalls drei Prozent der empirischen Subjekte beschrieben sind.

Man könnte noch einen Schritt weiter gehen und sagen: Was taugt die Kategorie ‚Männlichkeit‘ überhaupt noch, um Subjekte zu beschreiben, wenn wir sie noch nicht mal an biologische Gegebenheiten, an biologische Voraussetzung binden können und wollen? Auf dieser Linie würde ich gerne die Diskussion fortführen.

Die zweite Linie wäre dann danach, nur zur Ankündigung als Appetizer, was auch in der Diskussion angeklungen ist: Wer hat mehr Definitionsmacht gegenüber der Beschreibung von Männlichkeiten und Subjekten? Wie sieht es aus mit dem Verhältnis von Wissenschaft einerseits und Kunst andererseits? Wo kommen die präziseren, die genaueren Beschreibungen her? Steht die Philosophie etwa in der Mitte? Gehört sie mehr zur Kunst, mehr zur Wissenschaft? Wie können wir das verorten?

Zuerst aber einmal zu der Fragestellung mit Männlichkeit, Bürgerlichkeit, dem Vorurteil oder bzw. das wäre meine Frage an dich Andrea: Das moderne Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault. Wird damit nicht eine Idee stilisiert, die kein empirisches oder nur ein ganz mangelhaftes empirisches Korrelat hat, wenn man davon ausgeht, dass es sowohl klassenspezifisch, rassenspezifisch, wie auch milieuspezifisch eine schwindend kleine Minderheit ist, die dann hergenommen wird um Aussagen über ‚Männlichkeit‘ schlechthin zu machen?

Andrea Maihofer: Das war ja auch ein Punkt mit dem Sie [Klaus Theweleit] angefangen haben: Was soll denn der ganze Kram bezogen auf die Faktizität von Personen? Es ist ziemlich schwierig, darauf kurz zu antworten, weil es hier eigentlich um einen grundsätzlichen Dissens geht, zum Teil auch einen theoretischen paradigmatischen Dissens.

Wenn man, wie Foucault, davon ausgeht, dass das, was er analysiert, etwas ist, das historisch als Selbstverhältnis entsteht, dann will er nicht sagen, und das ist der entscheidende Unterschied, dass es sich hier um eine ‚Kategorie‘ handelt. Sondern es geht darum, dass hier ein Konzept von Männlichkeit entwickelt wird, das gleichzeitig eine soziale Praxis ist. Das heißt, es geht um eine ganz ähnliche Geschichte wie wir sie bei Butler finden. Es geht nicht darum, wie viele Menschen diese Normen wirklich zu 100 Prozent umsetzen. Der Punkt ist, dass hier nicht einfach von einem Konzept gesprochen wird, sondern von der historischen Entstehung einer bestimmten sozialen Praxis, eines

Selbstverhältnisses, eines gesellschaftlichen Prozesses der Subjektivierung, die in sich mit Männlichkeit verbunden ist; einem Selbstverhältnis, von dem ausgegangen wird, dass dies ein Verhältnis zu sich Selbst ist, was Personen in sehr unterschiedlichen Dimensionen ihrer Person herstellen müssen und auch faktisch herstellen. In diesem Sinne heißt ein Verhältnis zu sich als Subjekt herzustellen, eine Beherrschung seiner selbst zu entwickeln. Selbst wenn das nicht in jeder Situation gelingt, ist es so. Das können wir auch in ganz vielen Beispielen in der Literatur finden, dieses Konzept von Männlichkeit: Männer beschreiben sehr viel, z.B. diesen Zwang, dieses Verhältnis zu sich selbst herstellen und das Beherrschen ihrer sexuellen Begierden einüben zu müssen. Das ist ein Disziplinierungs- und Normalisierungsprozess, den sie an sich vollziehen müssen. Dies ist in einer historisch bestimmten Zeit und in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext eine gesellschaftliche hegemoniale Norm, an der sich alle orientieren müssen. Das bedeutet allerdings nicht, es immer zu schaffen und auch nicht, es immer zu wollen. Es ist vielmehr etwas, was sie als Selbstverhältnis, mit Butler gesprochen, permanent als performativen Akt wiederholen müssen. Es ist ein gesellschaftlicher Zwang.

Was Foucault und auch meine Position in einer gewissen Weise dann wiederum von Butler unterscheidet, ist, dass in dieser ständigen Wiederholung der Herstellung des Selbstverhältnisses zu sich als einem mit sich identischen, sich selbst beherrschenden Subjekt dieses Selbstverhältnis als eine soziale Praxis nach und nach Realität gewinnt. Immer wieder zu sagen, diese Person, das bin ich, „Ich bin die Person, die gestern so war, wie ich heute bin“, das impliziert immer wieder die eigene Geschichte, die sozialen Praxen und Erfahrungen, die gemacht werden, die Gefühle, die empfunden werden, in eine bestimmte Identität zu sich selbst zurückzubinden.

Zwar machen wir derzeit vermehrt die Erfahrung der Fragmentierung, aber das ist, wie ich finde, noch mal ein Unterschied, ob wir über gegenwärtige Wandlungsprozesse reden oder über die nach wie vor hegemoniale Norm geschlechtlicher Identität und über hegemoniale Prozesse der Subjektivierung. Der Punkt ist aber, dass die permanente Wiederholung dieses Selbstverhältnisses Foucault zufolge eine soziale, materielle Realität in den Menschen erhält: Sie sind in sich gespalten, sie haben eine ‚Seele‘, sie entwickeln in sich ein Verhältnis zu sich als Subjekt, errichten in sich eine Struktur von Männlichkeit, sie *existieren* Männlichkeit. Und manche tun dies sehr affirmativ, weil sie eben so sein wollen, wie man es von ihnen erwartet; andere dagegen versuchen bewusst oder unbewusst diese Normen permanent subversiv zu unterlaufen, an der sie sich aber zugleich ständig orientieren. Aus einer diskurstheoretischen Perspektive macht es wenig Sinn davon zu sprechen, ‚Männlichkeit‘ ist lediglich eine Kategorie oder eine Norm, die da irgendwo in irgendwelchen Texten/Gesetzen formuliert wird. ‚Männlichkeit‘, Subjektivität sind soziale Praxen, Selbstverhältnisse, spezifische Existenzweisen. Die Trennung, die ihr beide unterstellt, wenn ihr sagt: „Aber die Personen sind doch gar nicht so“ unterstellt eine idealistische Trennung: von hier Norm, dort Wirklichkeit. Zudem ist es ein Unterschied, ob ich eine gesellschaftlich hegemoniale Norm analysiere, hierauf mein Interesse richte oder auf die Abweichung, auf die Versuche der subversiven Veränderung. Das sind zwei

vollkommen unterschiedliche Fragestellungen. Darüber würde ich gern weiter diskutieren.

Klaus Theweleit: Am Anfang beschreiben Sie, dass das ein Anspruch von bestimmten gesellschaftlichen Normen ist; ja, – obwohl ich da erstmal von Institutionen sprechen würde. Es sind fast immer institutionelle Bereiche, in denen die Normierungen passieren. Arbeitsplatz, ein Familien- bzw. Wohnzusammenhang, Sport, Büros, Fabriken – alle sind institutionell organisiert. Ich würde von daher lieber sagen: Fast die ganze Gesellschaft ist männlich institutionell organisiert; der Körper, der darin agiert mit diesem doppelseitigen Unterwerfungsanspruch passt sich dem an und entspricht den Forderungen der Institution. Der weibliche Körper tut dies in ähnlichem Maße, womöglich fast genauso. Das immer genannte Beispiel: „Wer war der beste englische Premier?“ – „Das war Maggie Thatcher“. Sagt absichtlich „der“; weil die Ansprüche der Institution „Prime Minister“ nichts anderes zulassen, als ganz bestimmte – in Anführungszeichen oder auch nicht – männlich-normierte Aktionen. Mit Frau Merkel ist es ähnlich. In so einer Institution, die derart männlich definiert ist, wird es wenige Abweichungsmöglichkeiten geben und außerdem besitzen diese Institutionen Strafmacht. Sie drohen im Zweifelsfall mit Auslöschung, wenn man sich nicht nach ihren Regeln verhält.

Dass dies ein sich ständig wiederholender Prozess ist, darüber gibt es keinen Dissens. Da sind wir uns völlig einig. Der Prozess muss aber immer wiederholt werden, immer wieder neu eingeschliffen, da es sonst nicht funktionieren würde und die Zwangs-Subjektwerdung nicht gelingt. Bei diesen Wiederholungszwängen tut man immer wieder dieselben Dinge, die allerdings in einem psychologisch-integrativen Sinn bei der einzelnen Person nicht funktionieren. Deswegen muss man sie immer noch einmal machen. Und am nächsten Morgen fängt man wieder damit an. Wenn man tatsächlich die Integration der äußeren Ansprüche erreichte, dann müsste man es nicht jeden Tag wiederholen. Die Personen, die das vielleicht erreichen, sind diese drei Prozent, von denen ich rede. Sie wären dann diese ‚Subjekte‘ und führen die damit verbundenen Ansprüche in einer gewissen Zwanglosigkeit durch.

Auch dieses Subjekt wird, wie Sie ja ausgeführt haben, von Unterwerfung und Selbstunterwerfung bestimmt. „Autonomes Subjekt heißt das sich selbst unterworfen“, schreiben Sie in ihrem Buch. Einverstanden – aber benutzt wird der Begriff meist ganz anders. Im landläufigen philosophischen Zusammenhang wird dieses ‚Subjekt‘ immer als ‚autonomes‘ geführt im Sinne von ‚freies Subjekt‘, unabhängig, ‚selbstbestimmt‘ und dann ist es ein wirklich fehlgehender Begriff. Ich versuche, ihn überhaupt nicht zu verwenden. „Auto no me!“; hab ich mal phonemisiert; = „Fahr mich nicht über!“ So macht das mit der ‚Autonomie‘ vielleicht Sinn.

Andrea Maihofer: Ich würde jetzt gern noch mal auf deinen Punkt [Nina Degele] mit dem mangelhaften empirischen Korrelat eingehen. Ich frage mich immer, inwieweit wir es hier mit historischen Veränderungsprozessen zu tun haben. Und dann gilt es in der Tat noch mal zu schauen, was es bedeutet, dass geschlechtliche Existenzweisen oder Geschlechtlichkeiten sich wandeln. Sie verändern sich ja im Moment ganz massiv. Oder reden wir immer noch über

das, was der Norm noch ‚am entsprechendsten‘ ist? Und da würde ich in der Tat sagen, das sind zwei sehr unterschiedliche Fragestellungen. Ich finde, das darf man nicht durcheinander bringen. Und ich habe immer das Gefühl, wenn diese Frage gestellt wird: „Wo ist denn das noch?“ und „Gibt es da überhaupt ein Korrelat?“, dass genau das durcheinander gebracht wird.

Nina Degele: Das ist ein guter Hinweis. Auf die unterschiedlichen Ebenen wollte ich auch gerade zu sprechen kommen. Einerseits würde ich gern wissen: Was ist ‚Mann‘ im Unterschied zu ‚Männlichkeit‘? Was ergibt das auf welcher Ebene überhaupt für einen Sinn? Unter Ebenen verstehe ich die biologische, die Identitäts- und die Praxisebene. Das sind drei sehr unterschiedliche Ebenen, die in der Diskussion ständig durcheinander gehen. Ich bin auch nicht sicher was die Referenz dabei ist, wenn ihr über Adorno, Horkheimer und Foucault sprecht oder über Kunst oder über die Beschreibung von Empirie.

Geht es hier um Beschreibungen von Männlichkeit, um Beschreibungen von Männern und was sie tun? Sind das Praxen, ist es Biologie, ist es Identität? Also ich denke das sind Komponenten, die wir auseinander halten müssen. Deswegen meine Frage an dich Andrea: Auf welcher Ebene argumentierst du, wenn du dich auf Foucault, Adorno und Horkheimer beziehst?

Andrea Maihofer: Im Prinzip geht es mir genau um diese Idee: Die drei Ebenen müssen zusammen gedacht werden. Das heißt, in einer Gesellschaft wie der unsrigen ist der Prozess der dreifachen Vereindeutigung, wie Butler zu Recht hervorhebt, zwischen dem biologischen Geschlecht, der Geschlechtsidentität und der sexuellen Orientierung, ein zentraler Aspekt der bestehenden Geschlechterordnung und ihrer heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit. Und wenn ein Kind keinen eindeutig männlichen oder weiblichen Körper hat, dann bedeutet das, dass das möglicherweise Kindso lange Operationen unterzogen wird, bis es einen eindeutig ‚männlichen‘ oder ‚weiblichen‘ Körper hat, weil unsere Gesellschaft nach wie vor genau diese Vereindeutigung verlangt. Allerdings können wir auch hier derzeit Veränderungen beobachten und sehen, wie sich immer mehr Personen ganz bewusst, diesen Vereindeutigungen entziehen.

Ich bin jedoch der Meinung, diese Abschwächung der Norm führt derzeit noch nicht dazu, dass Personen, die nicht eindeutig als ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ identifizierbar sind, nicht immer noch mit dem „sozialen Tod“ (Butler) bedroht sind, mit Ausgrenzung, Bestrafung, allen möglichen sozialen Sanktionen.

Nina Degele: Da möchte ich jetzt gleich nachhaken. Gerade bei der Frage: Machen wir uns nicht selber auch zu Mittäterinnen und Mittätern von dieser Zwangs-Zweigeschlechtlichkeitsveranstaltung, wenn wir Begriffe wie ‚männlich‘ und ‚Männlichkeit‘ verwenden um bestimmte Verhaltensweisen zu belegen, die kontingent sind? Wenn wir männlich mit zweckgerichtet, beherrschend, sich-beherrschend, die Notwendigkeit Kontrolle über sich auszuüben konnotieren. Warum haben Frauen das nicht? Warum ist nicht denkbar, dass Frauen mit den gleichen Zwängen auch zu kämpfen haben? Warum müssen wir das mit dem Begriff ‚Männlichkeit‘ belegen? Ist das nicht zentral dafür, dass wir nicht aus diesem Zweigeschlechtlichkeitsdenken heraus kommen?

Andrea Maihofer: Das ist eine Diskussion, die führen wir seitdem wir uns kennen. Ich wäre froh, wenn du mich irgendwann verstehen würdest...

Der Punkt ist: Natürlich ist diese Gefahr der ‚Reifizierung‘, der Reproduktion und Verfestigung der Geschlechterdifferenz ein ernst zu nehmendes Problem. Doch ich bin da immer etwas polemisch. Und zwar deswegen, weil das ja durchaus richtig ist. Aber wenn wir Geschlechterforschung machen, haben wir das Problem, dass wir uns mit dem, was *hegemonial* in einer Gesellschaft ist, nun mal leider zu beschäftigen haben. Ich meine, klar können wir hingehen und uns eher mit den Abweichungen, dem Subversiven beschäftigen. Das ist in Ordnung und zweifellos wichtig. Aber wenn wir die aktuelle Geschlechterordnung verstehen wollen, dann müssen wir uns leider auch mit dem beschäftigen, was einfach immer noch unsere Geschlechterordnung ausmacht. Und unsere Geschlechterordnung macht aus, dass wir mit einer heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit konfrontiert sind, die mit Disziplinierungs- und Normalisierungsprozessen der Herstellung von möglichst eindeutig identifizierbaren ‚Männern‘ und ‚Frauen‘ verbunden ist. Und diese sozialen Prozesse müssen wir analysieren und in ihren Konsequenzen deutlich machen.

Natürlich ist es, wie du sagst, historisch durchaus möglich zu sagen: „In 200 Jahren lachen die sich tot über das was wir sagen, was Männlichkeit und Weiblichkeit ist.“ Dieses Befremden haben wir ja heute schon, wenn wir uns ansehen, wie Männlichkeit oder Weiblichkeit im 13. Jahrhundert in westlichen Gesellschaften bestimmt wurde. Da galten z.B. Frauen als extrem sexuell potent, die Männer mit ihrer Begierde völlig überfordern; während im 19./Anfang 20. Jahrhundert die Frau vor allem als frigide und sexuell uninteressiert galt.

Doch so unterschiedlich diese Weiblichkeitsbilder historisch sind, für die Realität der Frauen und ihre geschlechtliche Existenzweise macht es einen Unterschied, ob sie als sexuell potent und überfordernd verstanden werden oder als eigentlich, aufgrund ihrer Weiblichkeit sexuell frigide. Und da macht es, finde ich, wenig Sinn zu sagen: „Das ist doch kontingent“. Es ist *historisch* kontingent in dem Sinne, dass es auch anders sein könnte. Aber in der jeweiligen Situation sind damit jeweils Disziplinierungs- und Normalisierungsprozesse verbunden, denen sich die Individuen nur unter der Gefahr massiver sozialer Sanktionen entziehen können. Und das ist das für mich Entscheidende.

Nina Degele: Schön, dass du das so formuliert hast. Ich möchte die Frage jetzt weiterleiten: Andrea Maihofer erzählt etwas über die hegemoniale Norm und Sie, Herr Theweleit, über die Abweichung. Wie ist das mit der Abweichung? Geht die Abweichung auf eine subversivere Art anders mit den Kategorien um? Oder wie sieht es da aus mit dem Verhältnis von Biologie, Identität und Praxis?

Klaus Theweleit: In der Praxis der Warhol-Gruppierungen werden biologische Zuschreibungen permanent verschoben, umgedeutet und happening-artig ausagiert. Aber ohne neue fixierte Identitäten anzustreben – außer, natürlich: der des *Stars*, des eigenen *Markenzeichens* also anstelle von Identitäten. Insgesamt mehr spielerisch als ‚subversiv‘; wer kann den Grad der eigenen Subversivität schon bestimmen. Und auch bei anderen ist es schwer. – Ich will aber noch mal bei Andrea Maihofers Normierungspunkt bleiben; und da etwas hinzufügen. Die Gegenüberstellung Normierung-Abweichung reicht nicht. Abweichungen und Kursänderungen gibt es auch auf der Ebene der Zwänge selbst, in den

historisch-empirischen Hantierungen mit der Zweigeschlechtlichkeit z.B. Sie sagten gerade, dass im 13. Jahrhundert die Frau als erotisch überlegen galt. Im 18. Jahrhundert ist es wieder so.

Andrea Maihofer: Ja dann kippt es.

Klaus Theweleit: Und sicherlich werden solche Verschiebungen *hergestellt*, wie Sie sagen. Mit jeweils verschiedenem Hintergrund. Im 18. Jahrhundert z.B. gehen sie klar von den Feudalherrschern aus, die ihre Frauen offen sexualisieren, als letztes Mittel sozusagen, um an der Macht zu bleiben; d.h. als Köder für bürgerliche aufstrebende Männer. Sie sollen auf die ausgestellten Adelsfrauen, die teils auch *zugänglich* gemacht werden, fliegen, um nicht auf andere dumme Gedanken zu kommen; den dummen Gedanken der Revolution etwa. Das funktioniert 50 Jahre auch wunderbar, belegt in Hunderten von Romanen. Der Adel sexualisiert seine Frauen und verkauft sie; ihre entblößten Brüste sind festgehalten auf Tausenden von Stichen. – Dann gibt es die Revolution aber doch, jedenfalls hier und da. Mit einigen neuen Freiheiten (nicht nur denen des exzessiven Köpfens), die alle bald wieder geschluckt werden. 30 Jahre später, im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts, reicht der Rock bis auf die Erde und im Viktorianismus hat die Frau überhaupt keine Geschlechtsmerkmale mehr. Diese Wechsel sind exakt beschreibbar. Seit ich mich mit ihnen befasse, beschreibe ich sie überwiegend als bewusst durchgeführte Akte von Herrschaft. Um auf den beliebten Einwand zu stoßen: Verschwörungstheorien. Ein Kurzschluss. Ich antworte darauf: „Was, denken Sie, machen die Herrschenden den ganzen Tag. Dasitzen und die Sonne anstarren? Nein, sie arbeiten, bzw. sie lassen arbeiten. Eine ihrer Hauptarbeiten besteht in der Herrschaftsabsicherung; in der Sicherstellung von ein paar Grundeinstellungen: Wie bekommen wir die Leute an ihren Arbeitsplatz ohne dass sie dagegen rebellieren, ohne dass sie ausflippen und abweichen; ohne dass sie dies und jenes tun, was sie nicht tun sollen. Man denkt sich Regeln, Normen und Strafen aus, bei wechselnden Strategien. Plus ein paar Bonbons, Gratifikationen. *Verschwörungen* hat das herrschende Personal dafür nicht nötig.“

In solchen Beschreibungen ist Foucault übrigens ein Meister; im Eruieren dieser vielen immer divergierenden neuen Strategien und in ihrer Beschreibung, die das Sprachinventar der Historiker weit transzendieren. Allein schon sein Schritt, das so genannte Subjekt als *Produkt einer Akte* zu beschreiben. Wobei die Regeln des einschreibenden Büro- oder Militär-Stifts wechseln. Mal ist es das Panorama, die Überwachungsgeschichte, mal darf man onanieren, mal darf man nicht, mal stirbt man sofort etc. Alles sehr konkret – und das ist entscheidend. Die Sache machen nur Sinn, wenn man sagt: In diesem Jahrzehnt war das so, in den 20ern läuft das so und in den 30er Jahren ganz anders. Dann kommt wieder eine Umschaltung in der Strategie, die man an den und den Sachen zeigen kann. Lässt man es dagegen sehr allgemein bei der Normgeschichte, dann tendiere ich dazu zu sagen: Das haben wir doch eigentlich schon längst begriffen. Ich glaube, jeder hier im Raum weiß, „Geschlecht wird hergestellt“; die, die hier versammelt sind, wissen und akzeptieren, dass das Geschlecht nichts Ontologisches ist, nicht dadurch bedingt ist, dass der eine einen Penis hat und die andere eine Klitoris. Konsens, oder?

Andrea Maihofer: Natürlich ist mittlerweile, das glaube ich auch, im Kontext wie dem hiesigen klar, dass Geschlecht eine soziale Konstruktion ist. Der Punkt ist aber, immer wieder herauszufinden, wie wir theoretisch begreifen, wie die Prozesse sozialer Konstruktion sich vollziehen und – und das halte ich für sehr entscheidend – was da eigentlich in den Individuen dann passiert, welche Effekte, Materialisierungen diese Prozesse in ihnen stattfinden. Und da würde ich sagen, dass die Thesen von Horkheimer und Adorno sowie von Foucault einen wichtigen Beitrag leisten. Sie stellen produktive theoretische Begrifflichkeiten zur Verfügung und Zugangsweisen, wie diese Prozesse zu analysieren sind.

Vielleicht ist das jetzt sozusagen nur eine Formulierung gewesen, an der ich mich jetzt unnötig aufhänge, aber ich will es jetzt trotzdem noch mal ansprechen: Wenn Sie sagen, dass ein bestimmtes Konzept von ‚Weiblichkeit‘ von den herrschenden Männern entwickelt wird, dann sage ich: Ein entscheidender Punkt von Foucault ist, zu denken, dass das, was als bürgerliche Männlichkeit entsteht, etwas ist, was eben gerade nicht in erster Linie für die Frauen gedacht war. Sondern das spannende ist, dass deutlich wird, dass die Konstruktion von Männlichkeit sich zunächst auf sich selbst bezieht. Es wird ein Konzept bürgerlicher Männlichkeit entwickelt, dem sie sich selber unterwerfen müssen, um sich selbst zu einem bürgerlichen Mann zu machen.

Klaus Theweleit: Nicht auch beides?

Andrea Maihofer: Ja. Aber der Punkt, um den es mir geht, ist, dass das Konzept von bürgerlicher Männlichkeit sich erst einmal selbstaffirmierend auf den bürgerlichen Mann selbst bezieht und erst im zweiten Schritt – oder vielleicht besser – in diesem zugleich als Abgrenzung gegen den feudalen Mann funktioniert. Ich finde, diese Einsicht ist für die Geschlechtertheorie sehr bedeutsam.

Klaus Theweleit: Ist das nicht genau der Punkt, an dem Foucault sagt, die Macht sei doppeldeutig, mehrseitig, verteilt auf viele Prozesse und auf viele Menschen. Macht unterdrückt nicht nur, sondern entwickelt auch. Der bürgerliche Mann wird nicht nur unterworfen, er unterwirft sich selbst –

Andrea Maihofer: Ja, das ist ein Selbstaffirmierungsprozess.

Klaus Theweleit: – und er unterwirft auch andere. Er hält die aufkommenden Proletarier unten. Es gibt im 18. Jahrhundert keinen proletarischen, aber den bürgerlich-feudalen Roman. Und 150 Jahre später, als Teile des Proletariats gesellschaftlich etwas ‚höher‘ gekommen sind, haben wir den proletarischen Mann, der sich selbst wieder unterwirft, der das ‚bourgeoise System‘ zerschlägt, auf Parteilinien, mit Zukunftsvisionen und mit seiner motorischen Muskularität, mit der er wiederum auch sich selbst zerstört und seine Frau dazu. Natürlich muss er der arbeitsfähige Muskelmacho sein, der sich auch selbst unterwirft. Dieser Muskelmacho hält dann wiederum das so genannte Lumpenproletariat und die so genannten dekadenten Bürger von sich ab, die ‚Verweichlichten‘. Das lässt sich immer jahrzehnteweise so oder so wenden. Diese Konzepte werden immer entwickelt, dauernd variiert und gegeneinander verschoben. Davon haben wir ein ganzes Repertoire, das einsetzbar ist. Aber über

Jahrhunderte hinweg kann eine bestimmte Konstruktion ‚Mann‘ die dominante Komponente darin sein.

Andrea Maihofer: Ich will noch mal an einem Punkt verdeutlichen, warum das für die Geschlechterforschung und die Geschlechtertheorie eine so wichtige Einsicht ist. Die Geschlechterforschung und die Geschlechtertheorie sind über Jahrzehnte davon ausgegangen, dass die Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit vor allem entwickelt werden, um Herrschaft gegenüber den Frauen auszuüben. Also Männer haben einen Begriff von Männlichkeit bzw. Weiblichkeit entwickelt, um den Frauen einen ‚blöden‘ Part zuzuweisen. Das war mal, pointiert formuliert, das Argument. Doch in dem Verständnis Foucaults entwickeln bürgerliche Männer erst mal ein Ideal bürgerlicher Männlichkeit bezogen auf sich selber und in Abgrenzung gegenüber anderen Männern (feudalen, proletarischen, bäuerlichen) und erst im zweiten Schritt entwickeln sie ein Ideal von Weiblichkeit als Norm für die bürgerliche Frau. So gesehen, handelt es sich also um einen viel komplexeren Prozess und das halte ich für eine ungeheuer wichtige Einsicht, die wir empirisch überhaupt noch nicht eingeholt haben.

Nina Degele: Gut, das würde ich jetzt gern noch mal zurückspielen und möchte Herrn Theweleit nicht aus der Begriffsarbeit entlassen, sondern die Frage stellen: Wie sieht das mit den Konkretisierungen von Männlichkeit und Männern vor dem Hintergrund Biologie, Identität und Praxis aus? Worüber reden sie, wenn sie von abweichenden Männlichkeiten reden? Sie haben vom fragmentierten Subjekt gesprochen und im Grunde das Konzept von Männlichkeit damit erst einmal beiseite geschoben. Aber dennoch spielt es in ihren Schriften eine entscheidende Rolle. Könnte ihr Buch *Männerphantasien* auch „Männlichkeitsfantasien“ heißen?

Klaus Theweleit: Nein, das könnte es nicht, weil es Fantasien konkreter Männer sind, für die außer Frage steht, was ‚Männlichkeit‘ zu sein hat. Sie denken das jedoch nicht in Begriffen der eigenen Körperlichkeit, sind mehr oder weniger Sklaven eigener unverarbeitbarer Affekte. Wenn ich von ihrem „fragmentierenden Körper“ spreche, heißt das, dass er nur durch Zwänge zusammengehalten werden kann. Dies geschieht unter anderem durch gesellschaftliche Normen, Regeln und Drill. Sonst fiele er auseinander oder würde ‚explodieren‘; was heißt, er richtet sich in direkten Gewaltakten gegen andere Körper, die nicht die Züge der eigenen Selbstunterdrückung tragen, und zwar zwangsläufig. Die Arbeit dieser Körper besteht darin, sich *durch Gewalt gegen andere* zusammenzuhalten. Aus diesem Grund empfinden die Männer, die in diesem fragmentierten Körper leben, den gesellschaftlichen Zwang als Erlösung, weil er sie ‚befreit‘; weil ihnen ihr Panzer eine Art Schutz bietet; und er zudem gegen andere einsetzbar ist. Wilhelm Reich nannte das „Körperpanzer“. Mit Hilfe dieses Panzers kann das Eindringen von Emotionalität und Affekten abgehalten werden. Aus diesem Grund kommt es zu einer so massiven permanenten ‚Selbst-Verteidigung‘ dieses Körpers, der von ihnen mit ‚Mann‘ benannt wird. Ich habe dann behauptet, mit Sichtung der historischen Quellen und Mann-Zustände, dass diese Art Mann-Körper die dominante Art in den zurückliegenden Jahrtausenden ‚unserer‘ Kultur gewesen ist. Was auch heißt: die Stufe ‚Subjekt‘ in einem adornitischen Sinne wird von ihnen nie *erreicht*. – *Männlichkeit* ist dage-

gen etwas ganz anderes, variables. Zu ihr kann z.B. gehören, dass bestimmte Männer es für richtig halten, die Hausarbeit mit ihren Frauen zu teilen und sich in gleichem Maße wie sie um die Kinder zu kümmern. In den Augen (bzw. in der abwehrend zuckenden Muskulatur) eines riesigen Prozentsatzes der real existierenden *Männer* auf der Erde würden sie damit aufhören, ‚Männer‘ zu sein. Männlichkeitsfantasien sind also etwas grundsätzlich anderes, als das, was ich mit *Männerphantasien* bezeichnete: die Phantasien und Taten eines ganz bestimmten Männerkörpers, den ich den soldatischen Mann nenne; der im konkreten Fall bestimmter Kulturen der männliche Normalfall sein kann und in Deutschland z.B. war. Betonung auf soldatisch. „Faschist“ wollte ich nicht sagen, weil das eine ideologische, also eine einengende Konstruktion ist. Ich wollte deren spezifischen *Mann-Körper* beschreiben; das Allerkonkreteste.

Nicht-soldatische Männer wurden von diesen verfolgt, z.B. als der „jüdische Verführer“ und Erotiker, der die blonden Frauen schwängert (=vergiftet) und als nicht arbeitender Zins-Hecker, der den Volkskörper aussaugt, den Körper der *Arbeitenden*, und insgesamt ‚das Geld‘ vergiftet. *Zinsknechtschaft* ist eins von Hitlers Hauptwörtern (=jüdisch). Bei den Partei-Faschisten kann so der gute bürgerliche (=soldatische) mit dem guten proletarischen Arbeits- und Muskelmann zusammenfallen. Die Klassengesellschaft scheint ihnen im gemeinsam konstruierten *Männerkörper* ‚überwunden‘ zur so genannten Volksgemeinschaft. *Mann* ist ihr Stützkorsett. Die Faschisten benutzen das Wort Mann ganz deutlich so.

Nietzsche ist einer der ersten, der das begreift und deutlich ausspricht. Er hat weder mit der faschistischen Mann-Konstruktion noch mit der philosophischen Subjekt-Konstruktion irgendwas am Hut. Er begreift, was Aphoristiker wie Adorno meiner Meinung nach ihr Leben lang nicht begriffen haben, obwohl auch Adorno sich als Unsystematiker und sogar als Antisystematiker bezeichnet: dass eine bestimmte Sorte Mann-Sein sich auch in einer bestimmten philosophischen Sprache manifestiert bzw. sogar ihr Effekt ist. Der späte Nietzsche, ob ausführlich oder kurz, schreibt begrifflich und im Gestus nicht-männlich; wenn ich etwa an einen Satz denke wie: „Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum“. Das ist kein Aphorismus im Sinne eines Karl Kraus oder eines Adorno, die mit ihren Aphorismen immer erst Mal recht haben wollen. Der Gestus des Rechthabens ist etwas historisch Männliches; er folgt aus der männlichen Selbstnormierung.

Nina Degele: Biologische Identitäts- oder Praxiskategorie?

Klaus Theweleit: Praxiskategorie ist in dem Fall: „Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum“. Er setzt das Hören an die erste Stelle. Ein Satz, der verwirrt. Man kann emotional sagen: „Genau, das fühle ich auch“. Aber man kann keine Beweisführung dazu machen. Der Satz fällt aus allen philosophischen Begriffssystemen heraus, wie Vieles vom Schreiben Nietzsches. Er ist reine lyrische Schönheit; und transzendiert geschlechtliche Zuordnungen; u. a. auch deswegen berufen sich so viele Artisten auf Nietzsche, weil sie in ihrer Ausdrucks-Praxis die philosophisch-ideologischen (männlichen) Normsätze nicht mehr wollen.

Der Filmemacher Jean-Luc Godard z.B., der den meisten Ausführungen von Foucault eher zustimmen würde, kritisiert ihn dennoch in einem Interview sinngemäß etwa so:

„Bei Foucault geht alles immer auf; es geht zu sehr auf. 1750 war *der* Diskurs und 1850 jener; da ist es der psychiatrisierende und jetzt wieder dominiert ein anderer. Und die Menschen sind dann danach. Ich sage aber, als Filmemacher, der ein Bild davon machen soll, dass diese Züge bei den Einzelnen, bei der und bei jener Gruppe, vielleicht ganz anders sind. Aber genau diese Einzelnen interessieren mich. Ich brauche doch keine Filme zu machen, um die Norm darzustellen, die alle sowieso mehr oder weniger eingepprägelt bekommen; und wenn nicht mit Schlägen, dann eingebläut von der Yellow Press, dem Fernsehen und anderen Medien. Genau dafür ist mein Filmen nicht da.“

Stichwort Subjekt und Medien. Bei Andrea Maihofer gibt es eine schöne Stelle zu Stephen Hawking, wo sie aufzählt, was für Technologien für ihn entwickelt worden sind, damit er sein Denken überhaupt praktisch machen kann. Er allein, ohne diese Technologien, könnte weder seine Grundbedürfnisse befriedigen, noch ein ‚Subjekt‘ sein. Ein richtiger Cybermannsch.

Ich kann heutige Menschen ohne Medien-Komplettierung sowieso nicht denken. Mich persönlich nicht ohne Plattenspieler und Kino. Ich wäre eine total andere Figur; wahrscheinlich eine Art soldatischer Mann geworden. Vor allem *technische Medien* haben da herausgeführt, insbesondere ins Feld einer anderen Sexualität. Das macht in meinen Augen diese Warhol-Versuche so überlegen. Auch gegenüber den denkerischen von Foucault. Da sind Versuchsanordnungen im Praktischen, die einerseits sehr gefährlich sind, sehr risikoreich für die Personen, die sich darauf einlassen; und andererseits medial sehr eröffnend. Warhol war in der glücklichen Situation, dass es Mitte der 1960er Jahre diesen Anti-Erwachsenen-Aufstand, die Rebellion gegen die Generation, die für den Krieg verantwortlich war, gegeben hat. Viele junge Leute liefen von zu Hause weg ohne Rücksicht auf Verluste. Liefen jemandem wie ihm, der bekannt dafür war zu experimentieren und für sein *Open House* (wie ein Song heißt, den Lou Reed ihm hinterhergeschickt hat), die Tür in der Factory ein. Warhol musste niemanden rufen. Und er war geübt und geschickt darin, ständig etwas zu inszenieren. „Kommt hier nicht rein und quatscht, hier wird nicht nur gequatscht, hier ist eine Kamera, da ist ein Tonband, hier ist jemand der mit dir redet, wir inszenieren etwas und wir nehmen es auf.“ Mit den ‚schrillen Typen‘, den ‚Exhibitionisten, schön und äußerst begabt‘, wie Undergroundfilmer Jonas Mekas sie genannt hat, konnte man derartige Dinge ausprobieren. Das hätte er auch unterdrücken können, hat er aber nicht gemacht. Mit Risiko...

Nina Degele: Das wäre jetzt schon die Antwort auf die Frage inwiefern Wissenschaft oder Kunst das konstruktivere Experimentierfeld für den Alltag sind. Aber trotzdem noch einmal an Andrea zurück. Du wolltest direkt etwas dazu sagen.

Andrea Maihofer: Ja ich würde gern zu einem Punkt, der mir bei dem Vortrag von Ihnen [Klaus Theweleit] auch aufgefallen ist, etwas sagen: Eben haben Sie das jetzt nicht so gemacht, aber ich finde es bezogen auf deine Frage [Nina Degele] so eine Formulierungsvariante, die Sie vorhin gewählt haben,

bei der ich gerne einfach noch einmal nachfragen würde, was genau das für Sie bedeutet. Und zwar haben Sie bei dieser Travestiegeschichte immer wieder so formuliert, dass Sie gesagt haben „Wir haben hier das Bild einer Frau und die ist angezogen wie eine Frau, aber eigentlich ist sie ein Mann.“

Klaus Theweleit: Ja. „Hat einen Penis“ hieß das.

Andrea Maihofer: Ja und genau das ist der Punkt. Was heißt das jetzt „eigentlich ist sie ein Mann“?

Klaus Theweleit: „Eigentlich“ habe ich, glaube ich, nicht gesagt.

Andrea Maihofer: Diese Dinge finde ich immer so spannend. Deswegen frage ich ja auch. Aber das ist der Punkt: Was genau heißt das jetzt? Also für Ihren theoretischen Ansatz von Geschlechtlichkeit. Warum diesen Rückbezug auf den biologischen Körper? Sie haben an dem Punkt auch, das ist das Zweite, was mich darin interessieren würde, gesagt: „O.k., also was da gemacht wird, geht eigentlich viel weiter als die Geschlechtertheorie von Butler.“ Wenn das so ist, fände ich das gar nicht schlimm. Ich bin mir nur nicht sicher, ob es stimmt. Vor allem auch nicht so, wie Sie es interpretieren. Deswegen würde ich gern die Formulierung genauer haben.

Klaus Theweleit: Auf den Bildern sieht man nicht, dass es sich um Transvestiten handelt. Zu sagen, „Das ist aber ein Mann“, wäre schlicht falsch. Transvestit ist korrekt.

Andrea Maihofer: Ja.

Klaus Theweleit: Und das heißt Mischfigur. Jemand, der in einer bestimmten Geschlechtlichkeit steckt, weil er einen Penis hat; der diese Geschlechtlichkeit aber nicht akzeptiert, weil er Frau sein will. Schön hier auf dem Foto: Der nackte Körper mit Penis und Frauenfrisur und der nackte Körper mit Penis und Männerfrisur, Joe Dallessandro und Candy Darling in einem Bild. Das löst was in einem aus, was begrifflich nicht ohne weiteres zu formulieren ist. Ich kann nicht sagen, inwieweit Candy ihre biologische Männlichkeit verlassen hat und auf welcher Ebene sie sich emotional tatsächlich befindet. In dem Warhol-Zitat, das ich vorgelesen habe, war das ja schön beschrieben: „Etwas erlernen, was das Gegenteil dessen ist, was man sein sollte.“ Dieses dann darzustellen und zu spielen. Was man zuerst fantasiert hat also praktisch durchzuführen – was Warhol als doppelte oder dreifache Arbeit beschreibt gegenüber einer einfachen Darstellung der eigenen Geschlechtlichkeit. Das kommt dem Verwandlungsprozess sehr nahe. Ich würde mich aber nicht trauen zu sagen: Das ist so und soviel Mann, so und soviel Frau. Eine komplexe Arbeit jedenfalls in einem Prozess ständiger Inszenierung und Gefährdung. Candy Darling ist fünf oder sechs Jahre nach diesen Aufnahmen an Aids gestorben. Sie ist eine der ersten bekannten Aidstoten.

Die Mischungsgrade in der einzelnen Person können sehr kompliziert sein. Im Warhol-Film *Flesh* z.B. läuft das so: Da ist ein tatsächlicher Mann, Joe Dallessandro, heterosexuell liiert, der von seiner Frau die Aufgabe bekommt, auf den Schwulen-Strich zu gehen, damit ihre Freundin, mit der zusammen sie im Bett liegt, eine Abtreibung bezahlen kann. Er macht das und empfindet sich dabei nicht als Prostituirter, weil es ihm teils Spaß macht. Er kommt

zurück mit dem Geld und kümmert sich um das Baby. Nun bestimmen Sie da die „Geschlechts-Identität“.

Andrea Maihofer: Aber es geht doch um die Formulierung „tatsächlich ein Mann“. Laqueur hat ja gezeigt, wie in einer bestimmten historischen Zeit die Vorstellung, z.B. innerhalb der biologischen Wissenschaften, vom biologisch männlichen oder weiblichen Körper als einer wissenschaftlich objektiven Tatsache entsteht. Ihm zufolge ist also das, worauf wir rekurren, wenn wir sagen: das ist ‚tatsächlich ein Mann‘, selber ein ganz bestimmtes historisches Konstrukt, Teil einer historisch bestimmten Geschlechterordnung.

Klaus Theweleit: Mit diesen Konstrukten wird hier Ping Pong gespielt. Das hat eine komödische, eine tragödische und eine selbstverzehrende Seite – in Korrelation zur psychischen Stabilität der jeweiligen Person – bei der ich mich nicht trauen würde, sie männlich oder weiblich zu nennen. Das Kritische mit dieser Position ist der Umgang mit dem Dazwischen, mit den Nicht-Identitäten. So genannte normale Menschen halten diesen Zustand der Nichtidentität nicht aus, ihnen wird schwindlig und sie suchen nach Sicherheit. Gibt man sie auf, wird ein Abgrund geöffnet, über den man balanciert oder tanzt. Man kann reinfallen, aber auch rüberkommen. Was dabei mit einem passiert, weiß man erst, wenn man es tut. Als Beobachter weiß man das nicht; ich jedenfalls weiß es nicht. Man kann bestimmte Produkte sehen, Gemälde, Filme, Fotos, Musikstücke, und sie beschreiben. Nur für den Zustand der Körper selber habe ich keine Begriffe. Den kann ich nicht beschreiben.

Nina Degele: Das ist jetzt ein guter Punkt um einen Schluss zu ziehen. Die Möglichkeit in der Kunst Brüche, Nichtidentitäten und Fragmentierungen darzustellen ist um einiges größer als in der Wissenschaft. Aber die Begriffe dafür fehlen. Das würde ich gern deutlich festhalten. In so fern ist die Vorreiterrolle von Kunst eine sehr zwiespältige, da der Versuch Begriffe für etwas zu finden.

Klaus Theweleit: Es gibt Bilder, die die Pseudo-Exaktheit der Begriffe torpedieren.

Nina Degele: Es gibt Bilder, aber es gibt keine Begriffe dafür. In so fern wäre das ein Stück Rehabilitierung für die Begriffsarbeit, die auch immer unzulänglich bleiben muss. Ich möchte an dieser Stelle die Diskussion für das Podium beenden und für die Allgemeinheit öffnen.

Andrea Maihofer [zum Publikum]: Wenn Sie was sagen oder Fragen stellen: Ich bin schwerhörig und ich habe Hörgeräte und für mich ist es immer wieder ein großes Problem, wenn Sie zu leise sind. Nutzen Sie bitte die Chance laut zu sprechen.

Franziska Bergmann: Herr Theweleit hatte nach der Diashow von den Warholbildern eine kurze Bemerkung fallen lassen, die leider nicht weiter ausgeführt wurde. Er sagte die Geschlechterforschung sei derzeit nicht wirklich gefragt und am Ende.

Andrea Maihofer: „Rückständig“ hat er gesagt.

Klaus Theweleit: Rückständig, ja. Ich finde, dass Gruppierungen wie die Warhol Factory praktisch weiter gewesen sind, als der theoretische Diskurs der Geschlechter-Differenz heute ist. „Am Ende“ habe ich nicht gesagt, und meine ich auch nicht.

Franziska Bergmann: Die Queer Theory ist derzeit meiner Meinung nach den Inhalten der gesehenen Bilder sehr ähnlich. Deswegen kann ich ihrer Meinung nicht zustimmen.

Klaus Theweleit: Ja, na gut.

Franziska Bergmann: Mich interessiert wie Sie darauf kommen, wenn derzeit die Tendenzen der Queer Theory, z.B. durch Donna Harraway, sehr stark hervorgehoben wurde und sehr stark wissenschaftlich untermauert wurde.

Andrea Maihofer: Also warum können Sie Butler nicht leiden?

Klaus Theweleit: Ein Grund ist, weil sie genau das macht, was Sie vorhin über manche Kollegen gesagt haben: „Wissenschaftler nennen lieber nicht so gerne ihre Quellen“. Das trifft für Judith Butler meiner Meinung nach auch zu.

Andrea Maihofer: Das stimmt, das ist an manchen Punkten so.

Klaus Theweleit: Sie bezieht sich nicht auf diese New Yorker Leute, deren Arbeiten und Daseinsweisen sie doch sehr gut kennt.

Andrea Maihofer: Aber deswegen ist es trotzdem interessant.

Klaus Theweleit: Ich sage ja nicht, dass es uninteressant ist. Ich bin nur der Meinung, dass die weiter waren. Und ich kann eine andere Gruppe nennen, die ich bei etwas mehr Zeit auch gern in Bildern hätte ausführlich vorführen können: Die Underground Comiczeichner in San Francisco. Das ist das Westküstenpendant zur New Yorker Sexualitätsauflösungspraxis der Factory. Das sind die ca. 20 Zeichner von Robert Crumb über Bill Griffith zu Kim Deitch und etwas später Trina Robbins, die innerhalb von fünf bis zehn Jahren sämtliche sexuelle Tabus zeichnerisch demontiert und dementiert haben. In einem ungeheuren, rasanten Anlauf wird dort alles vom Transvestitismus, Ethno-Sex, Sex mit Tieren bis hin zum Dreijährigen, der seine Mutter als „Blöde Fotze“ titulierte, durchdekliniert. Zeichnerisch ist alles da. Heute kennt das kaum jemand mehr. Irgendwie untergegangen. Obwohl, wenn man die Sachen heute wieder anschaut, der zeichnerische Witz immer noch absolut vorhanden ist. Warum man nicht das liest anstelle von Adorno ist mir vollkommen schleierhaft, und ich würde mein Leben lang dafür kämpfen, dass man das tut.

Franziska Bergmann: Aber ich habe mich jetzt auf die Queer Theory bezogen, die ja nicht nur Butler ist, sondern auch andere.

Klaus Theweleit: Ich hänge an einer Konkretion. Die sind für mich konkreter als all die Theorien. Selbst eine so fantastische Theoretikerin wie Judith Butler eingeschlossen. Ich möchte das ohne jeden Druck und Angriff betonen: Für mich sind das auch entwickeltere Formen der *theoretischen* Auseinandersetzung. In einem Crumb-Comic und einem Warhol-Film ist auch mehr *Gender-Theorie*. Ich mache keine prinzipiellen Unterschiede zwischen so genannten Kunstwerken und so genannten Theorien. Nur ist in der Kunst die Beziehung zur Wirklichkeit meist viel direkter und strukturiert meine ganze Orientierung besser, als wenn ich diese an Hegel angelehnten Sätze von Judith Butler lese, die mich eher zum Einschlafen bringen, auch wenn sie ‚stimmen‘.

Beitrag aus dem Publikum: Ich bedanke mich für die gute Ausführung von der Dame. Wenn ich daran erinnere, dass wir noch 1952 die Errungenschaftsgemeinschaft hatten, da war Macht/Männlichkeit genau das, was Sie dargestellt

haben. Im römischen Recht war das auch so. Da war die Frau noch eine Sache, wie ein Fußball. Heute haben wir erst seit kurzer Zeit die Auffassung, dass das Tier ein Lebewesen ist. Das war früher auch eine Sache. Das hat sich ja erst seit kurzem entwickelt. Und die Rechtswirklichkeit ist eben das, wonach sich die Leute richten. Bilder sind zwar schön, aber Menschen sind mehr über Sprache zugänglich. Künstler stellen etwas anderes dar. Und deshalb finde ich den analytischen Ansatz und seine Weiterentwicklung, die ja ganz langsam vor sich geht, schon richtig, dass man erst über die Sprache Begrifflichkeiten entwickeln muss. Das war meine Überlegung.

Nina Degele: Dann nehmen wir die nächste Wortmeldung noch mit dazu.

Frank Winter (Publikum): Mein Beitrag geht in Ihre Richtung, Frau Maihofer: Ich fand Ihre These sehr interessant. Sie haben gesagt, dass es im Sozialisationsprozess darum gehe, Sex, Gender und Heterosexualität in eindeutige Übereinstimmung zu bringen. Der bürgerliche Mann entwickle Männlichkeit zunächst als Verhältnis zu sich selbst und in Auseinandersetzung mit abweichenden Männlichkeiten und erst dann in Abgrenzung zu Weiblichkeiten. Wenn ich jetzt überlege: Ich bin seit einer Weile in der größten Vereindeutigungs-institution der Gesellschaft tätig: Ich bin Lehrer. Wenn ich mir die Jugendlichen zwischen elf und fünfzehn Jahren anschau – in dieser Altersgruppe habe ich die meisten Erfahrungen –, spielen sich bei ihnen regelmäßig Dramen ab, und zwar genau nicht bei drei Prozent, sondern bei 97 Prozent der Jugendlichen. Die versuchen genau das permanent: Sex, Gender und Heterosexualität in eindeutige Übereinstimmung zu bringen. Wenn man mit denen etwas anderes machen will – Mathe oder Deutsch beispielsweise – hat man vor allem damit zu tun, dass diese Identitätsprozesse permanent und dauernd parallel laufen. Dabei fällt tatsächlich auf, dass die Jungen gar nicht so sehr aufdrehen, nur weil die Mädels da sind, sondern in Abgrenzung zu den Jungs, die abweichen.

Andrea Maihofer: Ja, das ist genau der Punkt.

Frank Winter: Ich habe bislang vorwiegend im ländlichen Bereich gearbeitet, in Deutschland und in der Schweiz. Und da ist es tatsächlich so: Das größte Schimpfwort – ich glaube das ist wahrscheinlich mindestens europäisch – ist immer noch: „Du Schwuler.“ In diesem Wort sind alle abweichenden Männlichkeitskonzeptionen enthalten: ein anderes, zärtlicheres Verhältnis zum eigenen Körper, ein anderes Verhältnis zu Emotionalität, ein anderes Verhältnis auch zu Zweckgerichtetheit. Ich steh immer wieder völlig baff und erstaunt davor und denke: Wie hat sich das in den jugendlichen Milieus reproduziert? Die Universalität dieser Ausgrenzung ist unglaublich – und ich bin immer wieder atemlos und sprachlos darüber, dass man sie kaum aufbrechen kann: sie ist so manifest! Hier würde mich interessieren, inwieweit die Geschlechterforschung versucht, ihre Erkenntnisse, ihre begriffliche Arbeit empirisch abzustützen? Ich denke, dass in Schulen und in den Peer-Milieus wahnsinnig viel passiert.

Andrea Maihofer: Also ich kann das nur unterstreichen. Zum einen auch weil ich gerade eine 13-jährige Tochter habe und diesen Prozess in der Klasse und mit ihr und den Kollegen so beobachte. Die sind sehr mit diesem Prozess beschäftigt und was die Schule betrifft kann man froh sein, wenn sie sich nebenbei noch damit beschäftigen.

Ich habe vor einer Weile einen Aufsatz geschrieben, auch wenn ich nicht so gern auf meine eigenen Sachen hinweise, „Sozialisation und Geschlecht“ (2002). In diesem Aufsatz ging es mir darum zu sagen: Wir müssen uns unbedingt in der Geschlechterforschung wieder dem Thema Sozialisation zuwenden. Ich habe dort versucht zu zeigen, dass am Anfang der Frauenforschung Sozialisation ein ganz zentrales Thema war. Eben um zu zeigen, wie Mädchen zu Mädchen gemacht werden. Da wurden sehr wichtige Erkenntnisse gemacht. Mittlerweile haben sich im Zuge dieser ganzen Diskussion um Männlichkeit und Weiblichkeit als sozialer Konstruktion die Forschungsinteressen fast vollständig auf andere Forschungsfelder verschoben. Sie haben sich aber nicht nur verschoben. Wie ich zu zeigen versucht habe, wurde das Thema der Sozialisation zwischenzeitlich regelrecht tabuisiert, weil – und da kommen wir genau zu dem Problem von Frau Degele – die Sorge bestand, mit der Rekonstruktion geschlechtsspezifischer Sozialisationsprozesse die traditionellen Geschlechterrollen zu reproduzieren und zu verfestigen. Was werden wir nämlich finden? Zum großen Teil noch schrecklich traditionelle Geschlechterdifferenzierungen – bei Jungen und Mädchen. Und nur ganz wenige Elemente wo etwas aufgebrochen ist. Vor zehn Jahren war das so. Inzwischen hat sich da aber einiges geändert. Vielleicht wächst deshalb auch allmählich wieder das Interesse an Sozialisationsprozessen?

Für mich ist es, wie gesagt, eine wichtige Aufgabe der Geschlechterforschung, empirisch zu rekonstruieren, was mit den Kindern passiert, die ja nach wie vor immer noch zu Jungen *und* Mädchen werden müssen. Die Analyse dieser Prozesse ist für die Geschlechterforschung wichtig, um die hegemoniale Geschlechterordnung und ihre Mechanismen und Effekte zu verstehen. Ich beobachte aber erfreut, dass das vorherige Tabu langsam schwindet. So gibt es ja auch bald eine Vorlesungsreihe zu dieser Thematik hier in Freiburg.

Ich möchte aber noch an einem anderen Punkt anknüpfen. – Natürlich hat die Queer Theory und Butler genau an solchen Punkten neuer sexueller Lebensweisen angesetzt. Sie haben vielleicht nicht über Warhol geschrieben, aber sie haben an ganz vielen sozialen Praxen angesetzt, Geschlecht, Geschlechtlichkeit und Geschlechterdifferenzen anders zu leben und darzustellen. Das ist für die Entwicklung dieser Theorien zentral.

Klaus Theweleit: Die ganzen Queer-Praktiker kommen erstmal aus der Comicszene und ähnlichen Umgebungen.

Andrea Maihofer: Aber theoretisch haben wir da ungeheuer viele wichtige Schritte gemacht um genau das zu begreifen. Das finde ich ganz wichtig. Darüber können wir noch länger diskutieren.

Klaus Theweleit: Gerne. Aber nicht in so unfruchtbaren Gegenüberstellungen.

Andrea Maihofer: Ja eben.

Klaus Theweleit: ...dass man sagt, hier ist die Theorie, da die Praxis.

Andrea Maihofer: Auf diesen Punkt habe ich vorhin auch schon hingewiesen.

Klaus Theweleit: ...denn Herr Winter bestätigt ja eher, was ich gemeint habe mit den „3 Prozent“. Die 97 Prozent, von denen er spricht, sind genau die, bei denen der Prozess nicht klappt.

Frank Winter: Das ist Macht.

Klaus Theweleit: Ja, da sind wir uns vollkommen einig. Aus diesem Grund sind die 11-15-Jährigen dauernd in den Körper-„Dramen“, von denen Sie sprechen. Und bei den anderen drei Prozent funktioniert es. Die kann man als die gesuchten „Subjekte“ bezeichnen. Die anderen haben als Schimpfwort ‚Du Schwuler‘. An diesem Punkt besteht jede Menge Bedarf an anderen Haltungen und an empirischer Forschung.

Mit Frau Maihofers Beschreibung des Normbegriffs, wie er sich philosophisch entwickelt hat, bin ich dabei vollkommen einverstanden. Die Differenzen oder auch Schwierigkeiten liegen woanders. „Empirische Forschung“: Was weiß man tatsächlich praktisch; was bekommt man heraus; wo rätselt man? Ich habe z.B. nicht in der Warhol Factory gelebt, von der ich trotzdem etliches ‚weiß‘; sondern 20 Jahre als Hausmann mit Frau und zwei Söhnen. Meine Frau hat halbtags gearbeitet; ich war bei den Kindern in der Zeit; und sie, wenn ich gearbeitet habe; wir haben das geteilt, beide in ziemlich festen Geschlechterrollen. Sie kennt Jugendliche sehr gut aus ihrer Arbeit in der Kinder- und Jugendpsychiatrie und ich die Kindergartenebene wie auch die Schulebene sehr gut, weil ich auch immer Elternvertreter war. Und oft haben wir vor Wahrnehmungen gestanden, wo wir bis heute keine Antworten haben.

Ein Beispiel: Ich frage mich immer, wie es sein kann, dass bei Kindern und Jugendlichen mit einem Mal diese Gewaltscheiße auftaucht, obwohl die Eltern pazifistische oder feministische Ansichten nicht nur vertreten, sondern auch danach leben. Das ist irre. Wie funktioniert das? Feministische, allein erziehende Mütter müssen feststellen, dass ihr Zweijähriger, schon ihr Einjähriger, beim Spielen einfach zuhaut. Was fast keine Mädchen dieses Alters tun. Wo hat der das her? Wie kommt das da rein? Alle zucken mit den Schultern und niemand will sagen, dass das dann womöglich doch ein männliches Erbe ist; etwas in der Motorik der Jungs, was sich über die Jahrtausende in der männlichen Muskulatur festgesetzt hat. Es scheint, dass es eine Art von sozialer Vererbung gibt, die auch über die Gene funktioniert. An eine biologische glaube ich auch nicht. Aber das Faktum selbst ist evident: Körper mit Penis verhalten sich anders, sie sind angriffslustiger, sie hauen mehr zu und zwar ganz egal wo sie herkommen. Ganz irre.

Ein anderes Beispiel: in der Schule sind zwölfjährige Mädchen den zwölfjährigen Jungen oft weit voraus; nicht nur in der körperlichen Entwicklung, sondern vor allem in der Intelligenz. Mit 16 Jahren dann oft genau das Umgekehrte. Die Mädchen gehen von der Schule ab, sind nicht mehr interessiert, machen kein Abitur, sind irgendwie anders okkupiert, schnallen ab, obwohl sie früher so gut waren. Was passiert da? Sie können doch nicht ‚dümmer‘ geworden sein. Das sind für mich lauter Rätsel, wo breite empirische Forschungen noch fehlen.

Nina Degele: Ich habe jetzt noch drei Wortmeldungen. Die würde ich gern bündeln, um dann der aufkommenden Unruhe Einhalt zu gebieten und dann zur Abschlussrunde kommen.

Beitrag aus dem Publikum: Ich kann das in der Praxis als Rechtsanwältin und Notarin nur bestätigen. Es gibt ein geschlossenes Weltbild von diesen Konstruktionen männlich und weiblich. Deshalb bin ich dankbar, dass ich jetzt

drei doch etwas unterschiedliche andere Entwicklungen sehe, denn man kommt ja überhaupt nicht dagegen an. Ich habe mich deshalb in dem Beruf nicht so wohl gefühlt, weil man nie etwas anderes machen kann. Man läuft mit den Mandanten gegen die Wand und mit den Richtern, oder selbst wenn ich als Notarin einen Vertrag machen muss. Ich muss das nach der Masche machen. Und das stört mich. Ich kriege nichts anderes rein. Und da bin ich froh, das kann sehr wahrscheinlich nur in diesem künstlerischen Bereich sehr viel helfen. Aber es gibt doch wie ich sagte über die Sprache mehr. Und da müssen sie in unterschiedlicher Art und Weise dieses geschlossene Weltbild in ein offenes Weltbild wandeln und dann gibt es wieder neue Möglichkeiten, aber das dauert sehr lange.

Franziska Bergmann: Ich wollte nur sagen, dass der neue Ansatz der Queer Theory auch sehr stark interdisziplinär ist. Deswegen möchte ich betonen, dass Queer Theory nicht nur Judith Butler ist, sondern auch noch andere KünstlerInnen wie Del Lagrace Volcano oder auch Judith Halberstam, die wirklich gezielt interdisziplinär arbeiten. Aus diesem Grund plädiere ich dafür, ein etwas positiveres Bild von der derzeitigen Geschlechterforschung zu vermitteln.

Klaus Theweleit: Das würde ich mitnehmen.

Franziska Bergmann: Dankeschön.

Miriam Coels: Ich komme eigentlich ein bisschen sehr spät. Ich habe eine Verständnisfrage. Und zwar ist mir noch nicht ganz klar, warum dieser Subjektivierungsprozess als Unterwerfung eine genuin männliche sein soll. Sie haben ja erklärt, dass das im Prinzip eine Weiterführung ist, also die Unterwerfung der Umwelt durch Männer, übertragen Männer auf sich selber. Aber das ist mir nicht ganz klar und nicht plausibel.

Nina Degele: Dann würde ich sie bitten zu der Frage Stellung zu nehmen und ein Schlussstatement zu formulieren. Wer möchte anfangen?

Andrea Maihofer: Was meinst du jetzt mit Schlussstatement? Einfach mal aufhören?

Ich finde das ist ein ganz wichtiger Punkt: *Queer Theory* und darauf hinzuweisen, dass da in aktuellen Theorien eben auch eine Verbindung mit Film, Kunst und Theorie versucht wird; aber auch – und das finde ich ganz wichtig: Mit neuen sozialen Lebensweisen. Mir ist wichtig zu betonen, dass es sich hier zudem um neue Existenzweisen, um neue soziale Praxen handelt und nicht einfach ‚nur‘ um Kunst oder Film, es also auch um Veränderungen im sozialen Alltag geht. Das wird versucht kritisch-theoretisch zu begreifen. Jetzt noch mal bezogen auf die Frage „warum ist das männlich?“

Also, ich will jetzt nicht diesen Vortrag noch mal halten. Der Punkt ist der: Wenn Foucault sagt, Männer müssen in der Entwicklung ihrer Männlichkeit dieses Selbstverhältnis zu sich als Mann herausbilden, sich beherrschen, disziplinieren lernen, dann ist das ihm zufolge deswegen ein in sich männliches Selbstverhältnis, weil normativ dadurch (also durch ebendieses Selbstverhältnis) Männlichkeit definiert wird. Das heißt, in den modernen westlichen Gesellschaften wird dieser Typ des Verhältnisses zu sich selbst als ein männliches bezeichnet und gesagt, indem ein Individuum dieses Selbstverhältnis in

sich entwickelt, macht es sich zum Mann. Das Selbstverhältnis der Herrschaft über sich selbst ist also nicht per se ein männliches, sondern es wird in einem gesellschaftlichen Kontext als solches normativ markiert und das macht es zu einem *männlichen* Selbstverhältnis. Selbstbeherrschung, Selbstdisziplin oder überhaupt diese Form des Subjekts sind nicht an sich männlich, sondern sie sind männlich, weil sie in unserer Geschlechterordnung als etwas gelten, was Männlichkeit ausmacht. Deswegen sind sie männlich. Das ist ein ganz wichtiger Erkenntnisschritt. Das hat nichts mit Biologie zu tun, sondern eben mit einer Zuweisung/Vergeschlechtlichung einer sozialen Praxis, wodurch festgelegt wird: Dieses Verhältnis müssen Menschen in sich entwickeln, damit sie Männer werden und aus diesem Grund macht es Sinn davon zu sprechen, dieses Selbstverhältnis, dieser Typ des Subjektes ist in sich männlich.

Interessant ist nun, dass wir heute in einer historischen Situation sind, in der von immer mehr Frauen verlangt wird, ebenfalls ein solches Selbstverhältnis in sich zu entwickeln (mussten sie zwar in gewisser Weise schon länger, aber nicht in dieser absoluten Weise). Heißt das nun aber, sie müssen ein in sich männliches Selbstverhältnis entwickeln, sich in gewisser Weise also ‚vermännlichen‘? Oder beginnt damit ein Prozess, an dessen Ende dieser Typ des Subjekts, dieses Selbstverhältnis gar nicht mehr mit der normativen Definition von Männlichkeit verbunden ist? Zudem: könnte es nicht sein, dass diese Form des Selbstverhältnisses, des Subjekts, da es nun auch vermehrt von Frauen entwickelt werden muss, sich jetzt möglicherweise ganz allmählich verändert und transformiert? Allemal jedenfalls in Zukunft nichts mehr mit einer Darstellung von Geschlecht, einem *doing gender* verbunden ist, wie das derzeit noch der Fall ist.

Nina Degele: Danke Andrea, jetzt habe ich dich verstanden.

Andrea Maihofer: Jetzt bin ich auch zu Ende damit.

Nina Degele: Gut, dann sind wir jetzt am Schluss und soweit, dass wir uns alle verstehen und wissen, worüber wir reden. Ich danke ganz herzlich den beiden ReferentInnen, Klaus Theweleit und Andrea Maihofer. Ich danke Ihnen fürs Kommen, für die angeregte Diskussion und für ihr aufmerksames Zuhören. Ich danke den Veranstalterinnen für die zur Verfügungstellung des Raumes und die Organisation. Und Andrea Maihofer hat es schon erwähnt: Wir bleiben bei den Themen Geschlecht und Sozialisation wo es auch wieder eine Veranstaltung geben wird. Andrea Maihofer wird da auch mit dabei sein und ihre Position vertreten. Sie sind jetzt schon herzlich eingeladen auch wenn der Termin noch nicht feststeht. Aber den werden Sie früh genug erfahren. Und jetzt können Sie an die frische Luft und ich hoffe Sie haben noch einen schönen Abend. Vielen Dank.

Anmerkungen

1 Von Antje Harms, Miriam Coels, Meike Penkwitt und Lina Wiemer.

2 Diese Fassung wurde abschließend von den beteiligten Personen autorisiert.

Literatur

- ADORNO, THEODOR W./ HORKHEIMER, MAX (1987) „Dialektik der Aufklärung“. *Gesammelte Schriften Bd. 5*. Frankfurt/M: S. Fischer, 25-238.
- FOUCAULT, MICHEL (1979) *Sexualität und Wahrheit. Bd. 1: Der Wille zum Wissen*, Frankfurt/M: Suhrkamp.
- FOUCAULT, MICHEL (1986) *Sexualität und Wahrheit. Bd. 2: Der Gebrauch der Lüste*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- MAIHOFER, ANDREA (1995) *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*. Frankfurt/M: Ulrike Helmer Verlag.
- MAIHOFER, ANDREA (2001): „Dialektik der Aufklärung – Die Entstehung der modernen Gleichheitsidee, des Diskurses der qualitativen Geschlechterdifferenz und der Rassentheorien im 18. Jahrhundert.“ *Die andere Hälfte der Globalisierung. Menschenrechte, Ökonomie und Medialität aus feministischer Sicht*. Hg. Steffi Hobuß/ Christina Schües/ Nina Zimnik/ Birgit Hartmann/ Julia Pätrut. Frankfurt/M., S. 113-132.
- MAIHOFER, ANDREA (2002) „Geschlecht und Sozialisation.“ *Erwägen Wissen Ethik, Paderborn*. Hg. Frank Benseler/ Bettina Blank/ Reinhard Keil-Slawik/ Werner Loh. 13-74.
- MARX, KARL (1972) *Das Kapital. Marx/ Engels Werk (MEW) Bd. 23*. Berlin: Diete Verlag.

Forum

Festreden im Rahmen der Jubiläumsveranstaltung zum Erscheinen der 20. Ausgabe der *Freiburger FrauenStudien*/*Freiburger GeschlechterStudien*

Eva Manske: Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe KollegInnen, als Leiterin des Deutsch-Amerikanischen Instituts e.V./ Carl-Schurz-Haus Freiburg ist es mir eine große Freude, Sie heute zum Symposium „Das moderne männliche Subjekt im Anschluss an Adorno. Horkheimer und Foucault“ im Carl-Schurz-Haus begrüßen zu können.

Prof. Dr. Andrea Maihofer und Prof. Dr. Klaus Theweleit werden zum Thema des modernen männlichen Subjekts Vorträge halten und es wird ausführlich Gelegenheit zur Diskussion geben. Dieses Symposium ist Teil – und *Highlight* – der von den *Freiburger GeschlechterStudien* gemeinsam mit dem Carl-Schurz-Haus und anderen Veranstaltern durchgeführten aktuellen Veranstaltungsreihe „Männer und Geschlecht“.

Wir feiern mit der heutigen Veranstaltung gleichzeitig das 20. Jubiläum der *Freiburger FrauenStudien*. 20 Bände dieser Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung sind seit 1995 erschienen. Sie belegen mit ihrer Themenbreite in eindrucksvoller Weise eine unerhört produktive und anregende Arbeit, die in den vergangenen zwölf Jahren geleistet wurde und die auch Ergebnis einer langjährigen erfolgreichen Kooperation unterschiedlicher PartnerInnen ist, auf die wir heute zurückblicken können.

Ich freue mich sehr, dass das Deutsch-Amerikanische Institut e.V./Carl-Schurz-Haus Freiburg seit Mitte der 1990er Jahre ein fester Partner dieser Kooperation ist und dass es uns in gemeinsamen Anstrengungen gelungen ist, auch unter schwierigen finanziellen Bedingungen ein spannendes und anregendes Programm zu gestalten, dessen Ergebnisse dann in den jeweiligen thematischen Bänden der *Freiburger FrauenStudien* veröffentlicht wurden.

Die enge Kooperation des Deutsch-Amerikanischen Instituts/ Carl-Schurz-Hauses mit vielen PartnerInnen in der Stadt ist seit den 1960er Jahren Grundprinzip des erfolgreichen Wirkens – Colloquium Politicum und viele Institute und Seminare sowie der aka-Filmclub der Universität Freiburg, Landeszentrale für politische Bildung und Theater Freiburg, Filmtheater und Buchhandlungen

gehörten traditionell zu den KooperationspartnerInnen des Carl-Schurz-Hauses. Wir können hier auf eine mehr als 40jährige Geschichte erfolgreichen Zusammenwirkens zurückblicken. Gemeinsam wurden viele Programme und Veranstaltungen auf dem Gebiet der amerikanischen Politik, Gesellschaft, Kunst und Kultur angeboten.

Innerhalb dieses Programmangebots gab es auch immer wieder vereinzelt Veranstaltungen, in denen Fragen zur sozialen, politischen und kulturellen Situation von Frauen in den USA behandelt wurden – dies besonders natürlich im Zusammenhang mit den stürmischen Entwicklungen des Feminismus und des *Women's Liberation Movement* in den USA und der Einrichtung von *Women's Studies* an amerikanischen Universitäten seit den 1970er Jahren. Dennoch blieben dies nur vereinzelte Programme.

Als ich 1993 meine Tätigkeit im Deutsch-Amerikanischen Institut e.V./ Carl-Schurz-Haus Freiburg begann, war mein Interesse an neuen Entwicklungen auf dem Gebiet des Feminismus und der *Women's Studies* in den USA ein wesentliches Moment, das ich in die weitere Entwicklung des Programms einbringen wollte. Dies begann mit einem viel versprechenden Auftakt – im Herbst 1993 kam auf Einladung des Carl-Schurz-Hauses Kate Millet, eine Ikone der US-amerikanischen Frauenbewegung und für mich eine der interessantesten Vertreterinnen der amerikanischen Feministinnen nach Freiburg und stellte gemeinsam mit ihrer deutschen Übersetzerin, Erica Fischer (auch sie eine gestandene Feministin) ihr neues Buch vor.

Andere Vorträge und Einladungen folgten, und Mitte der 1990er Jahre hielt die feministische amerikanische Theologin Rosemary Radford Ruther einen viel beachteten Vortrag im Programm des Carl-Schurz-Hauses.

Nach diesem Vortrag kam eine junge Frau – Meike Penkwitt – zu mir ins Carl-Schurz-Haus und fragte nach dem Vortragsmanuskript. Aus dem anschließenden Gespräch entstand schließlich die Idee, in Zukunft zusammenzuarbeiten. Damit begann die langjährige enge und produktive Zusammenarbeit mit Meike Penkwitt, die – das möchte ich hier ganz besonders betonen – entscheidende Impulse für die erfolgreiche Zusammenarbeit gab.

Diese Zusammenarbeit hat sich – dank Meikes Enthusiasmus und ihrer Fähigkeit Netzwerke zu knüpfen und immer wieder auch neue KooperationspartnerInnen aufzutun, ihrer Aufgeschlossenheit für neue Themen und ihrer Findigkeit, ReferentInnen für diese Themen in ganz Deutschland zu finden und vor allem auch immer wieder junge Mitarbeiterinnen zu motivieren – so lebendig entwickelt, dass wir heute dieses Jubiläum mit den vielen Büchern, die auf dem Büchertisch draußen liegen, feiern können.

In den vergangenen Jahren gelang es uns dabei immer wieder, interessante Fragestellungen aus der amerikanischen Theoriedebatte in unser Programm einzubeziehen und wichtige Vertreterinnen amerikanischer Theorie zu unserem Programm nach Freiburg zu bringen.

Die Zusammenarbeit mit den *Freiburger Frauenstudien* ist im Rahmen der vielfältigen erfolgreichen Kooperationen des DAI/Carl-Schurz-Hauses etwas

ganz Besonderes und ich freue mich sehr, dass wir heute unsere gemeinsame Festveranstaltung zum 20. Jubiläum der *Freiburger FrauenStudien* auch in unseren Räumen im Carl-Schurz-Haus gemeinsam begehen können.

Ich wünsche den *Freiburger GeschlechterStudien* weiterhin viel Erfolg und uns allen weiterhin eine erfolgreiche und anregende Kooperation im Rahmen der gemeinsamen Veranstaltungsreihen, die nun seit einigen Jahren bereits gemeinsam mit der Zeitschrift in den Studiengang Gender Studies der Universität Freiburg integriert sind.

Band 20, dessen Erscheinen wir heute feiern, ist auch der letzte Band mit dem Titel *Freiburger FrauenStudien* – ab Band 21 heißt die Zeitschrift *Freiburger GeschlechterStudien* – doch das ist dann bereits der Beginn einer neuen Geschichte.

Rotraud von Kulessa: Liebe Jubiläumsgäste, ich freue mich sehr, dass Sie hier heute so zahlreich erschienen sind, um mit uns 20 Nummern der *Freiburger FrauenStudien* zu feiern. Als Vertreterin der Begründerinnen der Zeitschrift, nämlich Luise von Flotow, die heute in Ottawa einen Lehrstuhl für Übersetzungswissenschaft innehat, und Lucia Sauer, die ihrerseits einer außeruniversitären Tätigkeit nachgeht, stehe ich heute hier als historisches Gedächtnis der Anfangszeiten der *FFS* vor Ihnen. 1994 hatten die beiden, Luise als Lektorin am Englischen Seminar und Lucia frisch von einem USA-Aufenthalt zurückgekehrt, im Anschluss an einen Vortrag zum Thema „Frauen an nordamerikanischen Universitäten“ die Idee, so etwas wie in jener Zeit noch übliche *Women's Studies* auch in Freiburg zu etablieren. An einer Universität, die damals, wie Luise von Flotow aus ihrer Perspektive des ‚fremden Blicks‘ schnell feststellte, in diesem Bereich noch nicht auf der Höhe der Zeit war. Die Zeitschrift sollte zum einen dazu dienen, vor allem in Freiburg angesiedelte Forschungsergebnisse und Projekte in der Frauenforschung sichtbar zu machen, zum anderen jungen WissenschaftlerInnen und Studentinnen, die Möglichkeit zu geben, im redaktionellen Bereich erste praktische Erfahrungen zu sammeln. Der Ansatz war der eines interdisziplinären Publikationsorgans, das jeweils Beiträge zu einem Rahmenthema versammelte.

Als ich während meiner Promotionszeit in der Planungsphase der ersten Nummer *Frauen und Wahnsinn* 1994 zu der Gruppe stieß, herrschte eine fast euphorische Aufbruchsstimmung, und trotz anfänglicher organisatorischer und finanzieller Schwierigkeiten waren wir alle, nicht zuletzt dank des sonnigen Gemüts von Luise und Lucia, mit viel Spaß und Elan dabei. Ein wissenschaftlicher Beirat war auch schnell gefunden, und ich möchte an dieser Stelle besonders herzlich all jenen danken, die uns ab der ersten Stunde unterstützt haben: den Professorinnen und Professoren Prof. Dr. Elisabeth Cheauré, Prof. Dr. Monika Fludernik, Prof. Dr. Paul Goetsch, Prof. Dr. Cornelia Helfferich, Prof. Dr. Joseph Jurt, Prof. Dr. Roebing, Prof. Dr. Elmar Schenkel, Prof. Dr. Britta Schinzel, Prof. Dr. Rüdiger Scholz und Prof. Dr. Renate Zoepffel. Auch ein bezahlbarer Verlag war nach einiger Suche aufgetan, nämlich der Jos Fritz

Verlag, der die Zeitschrift seitdem auch im Vertrieb treu begleitet. Auch an den Jos Fritz Verlag geht deshalb mein herzliches Dankeschön.

Die erste Nummer der *FFS* zum Thema *Frauen und Wahnsinn* erschien dann zu Beginn des Jahres 1995. Anstoß für das Rahmenthema war das 1992 erschienene Buch von Luise Pusch und Sibylle Duda zu den *Wahnsinnsfrauen*, das die These vertrat, Frauen würden durch die herrschenden patriarchalischen Gesellschaftsstrukturen krank gemacht, eben zu ‚WahnsinnsFrauen‘ werden. Die Diskussion wollen wir hier nicht weiterführen, aber jedenfalls wurde Luise Pusch von uns zu einem Vortrag nach Freiburg eingeladen, den wir nutzten, um die erste Nummer der *Freiburger FrauenStudien* zu vermarkten. Die Veranstaltung war dann auch ein voller Erfolg. Die damals jugendlichen Kinder von Luise wurden an den Ausgängen des HS 2004 postiert und ließen praktisch niemanden ohne eines der grauen Hefte den Saal verlassen, so dass die erste Nummer schnell vergriffen war.

Das ging natürlich nicht so weiter... Nachdem die erste Euphorie sich gelegt hatte, lagerten große Mengen der Folgehefte *Frauenräume/ Frauenalter/ Lebensphasen* einige Zeit in unseren Kellern. Eine Durststrecke begann, die sich in dem Moment zuspitzte, als 1996 Luise von Flotow nach Kanada zurückging und Lucia sich in ihren Beruf stürzte. Vorerst wollten wir das Projekt noch nicht aufgeben. Ich sollte also zunächst versuchen, wenigstens eine Nummer allein über die Bühne zu bringen, und hoffte dabei sozusagen auf ein Wunder. Und, man höre und staune, dies geschah. Nahezu gleichzeitig zu den *FFS* war an der Uni Freiburg eine Vortragsreihe mit dem Titel *Freiburger FrauenFrauenforschung* entstanden, die mittlerweile von Meike Penkwitt übernommen worden war, die auch alsbald mit mir Kontakt aufnahm. So beschlossen wir, unsere Projekte künftig zu koordinieren. Prof. Dr. Joseph Jurt hatte nach Fortgang von Luise von Flotow dankenswerterweise die wissenschaftliche Leitung der *FFS* übernommen und Prof. Dr. Elisabeth Cheauré trat zur endgültigen Rettung auf den Plan. Das nun gemeinsame Projekt sollte rückwirkend für das Jahr 1997– 1998 den ersten Frauenförderpreis der Universität Freiburg erhalten und künftig darüber hinaus auf den organisatorischen und finanziellen Beistand des Frauenbüros, dem Elisabeth Cheauré damals als Frauenbeauftragte der Universität vorstand, zählen dürfen.

Nun begann die Zeit der Institutionalisierung der Frauenstudien bzw. der Gender Studies an der Universität Freiburg mit einem eigenen Forschungszentrum, dem *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies*, und einem neuen Studiengang. Unsere Zusammenarbeit währte dann noch zwei weitere Nummern, bis auch ich mich anderweitig orientierte und die *FFS* besten Gewissens in die Hände Meike Penkwitts und ihres Teams legen konnte.

An dieser Stelle hört meine Erinnerung auf, ich möchte aber noch einmal allen aufs Herzlichste danken, die die *FFS* finanziell, ideell und durch viel Arbeitszeit in der Anfangszeit und darüber hinaus bis heute unterstützt haben. Auch wenn die *FFS*, die ja auch demnächst einen zeitgemäßerem Namen tragen werden, jetzt tatsächlich Geschichte werden, möchte ich an dieser Stelle, ganz

besonders im Namen von Luise und Lucia, meine Freude und auch ein bisschen Stolz über die anfangs ungeahnte Langlebigkeit dieses Projektes zum Ausdruck bringen.

Meike Penkwitt: Nachdem uns Dr. Rotraud von Kulesa¹ von den Anfängen der Zeitschrift *Freiburger FrauenStudien* berichtet hat, werde ich nun die weitere Entwicklung der Zeitschrift bis hin zum baldigen Relaunch als *Freiburger GeschlechterStudien* Revue passieren lassen. Als Leitfaden dient mir dabei eine Reihe von inspirierenden Begegnungen, manche davon schon fast vergessen, die mir bei der Zusammenstellung der Einladungsliste aber wieder lebhaft in Erinnerung traten.

Den Eröffnungs-event der Zeitschrift *Freiburger FrauenStudien* mit Luise Pusch, von dem Rotraud von Kulesa eben so anschaulich erzählt hat, habe ich verpasst. Eine Kommilitonin berichtete mir aber von ihr und der Neugründung einer ‚Frauenzeitung‘ – eine Selbstdefinition, die mir damals allerdings noch ziemlich suspekt war.

Mit der Frauenforschung – oder auch (genauer:) der feministischen Literaturwissenschaft – kam ich dann aber als Studentin im Fachbereich Germanistik doch noch in Berührung. Das Themenfeld weckte mein Interesse und so wurde ich schon bald zu einer regelmäßigen Besucherin der Veranstaltungsreihe *Freiburger Frauenforschung*. Diese war unabhängig von der Zeitschrift, aber etwa zeitgleich mit dieser gegründet worden.

Die Rolle der reinen ZuhörerIn war nur von kurzer Dauer. Als Hilfskraft bei PD Dr. Astrid Lange-Kirchheim hatte ich anlässlich ihres Rückzuges aus dem Amt der Fakultätsfrauenbeauftragten eine Abschiedsveranstaltung zu organisieren. Diese Veranstaltung diente zugleich der Wahl einer Nachfolgerin. Um dem formalen Akt eine inhaltliche Rahmung zu geben, wurden sowohl die damaligen Verantwortlichen für die Veranstaltungsreihe, als auch die Herausgeberinnen der Zeitschrift eingeladen, ihre Projekte vorzustellen. Bei dieser Gelegenheit erwarb ich mein erstes Exemplar der Zeitschrift.

Als sich kurz darauf das bisherige Organisationsteam der Veranstaltungsreihe verabschiedete – und ein Semester lang überhaupt keine Veranstaltungsreihe mehr stattfand – wurde aus der interessierten ZuhörerIn die Organisatorin der Reihe.

Äußerst hilfreich war dabei, dass mich die Nachfolgerin von Frau Lange-Kirchheim, Roswitha Fischer (damals im Fachbereich Anglistik tätig und mittlerweile Professorin in Regensburg) als Hilfskraft übernommen hatte: So konnte ich mich überall als „Hilfskraft der Frauenbeauftragten der Philosophischen Fakultät III“ vorstellen – was allem Anschein nach Eindruck machte und manche Tür öffnete. Dass der Arbeitsaufwand weit über die bezahlten Stunden hinausging sei nur am Rande erwähnt. Nach dem Weggang von Frau Fischer wurde ihre Nachfolgerin, die Germanistin Franziska Schöbler (mittlerweile

Professorin an der Universität in Trier), zu meiner ‚Chefin‘ – und ermöglichte das Weiterleben des Projekts.

Die erste Begegnung mit Prof. Dr. Eva Manske, die bereits in die Zeit der Organisation der ersten Veranstaltungsreihe fällt, läutete eine neue Epoche ein und ist mir noch lebhaft in Erinnerung. Ich hatte zusammen mit einem Freund einen von Frau Manske organisierten Vortrag der amerikanischen Feministin Prof. Dr. Rosemary Radford Ruther besucht. Einige Tage später wollte jener Freund Frau Manske um das Manuskript bitten. Ich begleitete ihn – und kam bei dieser Gelegenheit mit Frau Manske in's Gespräch. Auf die Information, dass ich die Organisation der Veranstaltungsreihe *Freiburger Frauenforschung* übernommen hatte, reagierte sie spontan mit dem Angebot, in Zukunft zusammenzuarbeiten.

Die erste Vortragende, die wir dann gemeinsam – und danach auch immer wieder – eingeladen haben, war Prof. Dr. Elisabeth Bronfen (die deshalb auch mit mehreren Aufsätzen in unserer Zeitschrift vertreten ist). Und auch darüber hinaus konnten seitdem dank der Unterstützung von Frau Manske und dem Carl-Schurz-Haus eine ganze Reihe von Vortragenden (teilweise sogar direkt aus den USA) mit US-amerikanischen Themenschwerpunkten eingeladen werden.

Diese Kooperation und der dadurch erweiterte Möglichkeitsraum gaben den Anstoß, von nun an aktiv nach weiteren VeranstaltungspartnerInnen zu suchen. Mit der Zeit konnte eine ganze Reihe von zum Teil seit Jahren kontinuierlich bestehenden Kooperationen aufgebaut werden.

Ob der großen Zahl von Mitveranstaltenden der letzten Jahre und um den zeitlichen Rahmen nicht zu sprengen, haben wir alle Kooperationspartner auf einem Poster versammelt, zu dessen Betrachtung ich Sie herzlich einladen möchte (Abb. 1).

Die meisten der Kooperationspartner fungieren dabei als Mitveranstaltende, indem sie die Finanzierung einzelner Vorträge übernehmen, oder wie das Lichtspielhaus Friedrichsbau, das Kommunale Kino und der aka-Filmklub, indem sie Filmvorführungen passend zu unserem jeweiligen Programm organisieren. Die Filmvorführungen werden dabei zumeist durch kurze Einführungen auf das jeweilige Thema fokussiert. Ein in diesem Kontext besonders wichtiger Ansprechpartner war und ist Timothy Simms, der früher beim universitären aka-Filmklub und mittlerweile beim Kommunalen Kino tätig ist.

Andere Kooperationen bestehen dagegen eher punktuell im Rahmen von besonderen Themenschwerpunkten, so – in der Vergangenheit – z.B. mit dem E-Werk oder auch Pro Familia und Pro Phila.

Zurück zur Geschichte: Aus meiner Beteiligung an der Organisation der ‚Fraueninfowoche‘ resultierte bereits sehr früh der Kontakt mit dem Büro der Frauenbeauftragten der Universität. Dörte Lüttjohann, die damalige Referentin der Frauenbeauftragten Prof. Dr. Renate Zoepffel, war auf mein Engagement für die Vortragsreihe aufmerksam geworden und stellte nicht nur Mittel für

Vortragseinladungen und den Plakatdruck zur Verfügung, sondern ließ mir auch zusätzliche Stunden als ungeprüfte Hilfskraft zukommen.

Prof. Dr. Elisabeth Cheauré, die Nachfolgerin als Frauenbeauftragte, gehörte bereits vor Ihrem Amtsantritt zum Stammpublikum der Veranstaltungsreihe. Nach Ihrem Amtsantritt band sie mich dann noch stärker als wissenschaftliche Hilfskraft in ihr Team im Frauenbüro ein.

Bereits im Verlauf der ersten von mir organisierten Veranstaltungsreihe fragten Vortragende nach der Möglichkeit, Aufsatzfassungen ihrer Vorträge zu veröffentlichen. Da eine Veröffentlichung in den *Freiburger FrauenStudien* als am naheliegendsten erschien, setzte ich mich mit Dr. Rotraud von Kulesa in Verbindung. Diese schlug mir bereits im ersten Telefonat eine viel weitergehende Kooperation als die Übernahme einzelner Aufsätze vor: In Zukunft sollten die Themen der Zeitschriften-Bände an die Themen der Veranstaltungsreihe angeglichen werden und die Mehrzahl der Texte auf dort gehaltene Vorträge zurückgehen. Der erste Band, der aus dieser Kooperation hervorging, ist die 5. Ausgabe der *Freiburger FrauenStudien* mit dem Titel „Frauen und Körper“.

Dass die enge Koppelung der Projekte ‚Zeitschrift‘ und ‚Veranstaltungsreihe‘ sinnvoll und zukunftsfruchtig war, erfuhr schon bald auf unerwartete Weise Bestätigung: Bereits nach dem Erscheinen des ersten gemeinsamen Bandes wurde den beiden Projekten gemeinsam der erste je an der Albert-Ludwigs-Universität vergebene Frauenförderpreis für das Jahr 1997 verliehen.

Mit der Amtsübernahme von Prof. Dr. Elisabeth Cheauré als Universitätsfrauenbeauftragte kam es schon bald zur Anbindung auch der Zeitschrift an das Büro der Frauenbeauftragten, was, wie Rotraud von Kulesa bereits ausführte, in einer schwierigen Zeit das Überleben der Zeitschrift ermöglichte.

Frau Cheauré bot mir dann bereits vor dem Abschluss meines Examens eine Stelle an, die es mir ermöglichte, mein Engagement für die Veranstaltungsreihe fortzusetzen – und darüber hinaus nun auch die Herausgabe der Zeitschrift zu übernehmen. Die Hilfskraftstelle der Fakultätsfrauenbeauftragten konnte nun dazu dienen, eine erste Hilfskraft einzustellen, die mich bei der Arbeit für die beiden Projekte unterstützte. Mein Dank geht deshalb auch an PD Dr. Karin Birkner, die Franziska Schößler in dieser Zeit als Fakultätsfrauenbeauftragte ablöste – und mir kostbare Hilfskraftstunden zur Verfügung stellte.

Wichtig für das Fortbestehen der Zeitschrift war in dieser Zeit vor allem die Erweiterung des Redaktionsteams, das zwischenzeitlich nur aus Rotraud von Kulesa und Friedel Sheer-Nahor bestanden hatte: Zunächst stiegen einige der aus Freiburg stammenden Vortragenden ein (die heute leider nicht hier sein können) so z.B. PD Dr. Rita Morrien und Katharina Ahrens, kurz darauf dann auch Prof. Dr. Franziska Schößler. Es folgten eine Reihe von Mitstudentinnen und anderen Interessierten. Später dann auch ehemalige Hilfskräfte des *Zentrums für Anthropologie und Gender Studies* dem die beiden Projekte mittlerweile zugeordnet sind. Heute sind in unserem ehrenamtlichen Redaktionsteam 20

Frauen aktiv, was es uns ermöglicht, die eingereichten Texte einem intensiven Review-Prozess zu unterziehen. Mein ganz besonderer Dank gilt an dieser Stelle unserem engagierten Redaktionsteam.

Seit 2000 leitet die Soziologin Prof. Dr. Nina Degele den Bereich ‚Gender Studies‘ im neu gegründeten *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies* und unterstützt die Konsolidierung der beiden Projekte.

Wie Frau Degele gleich noch ausführen wird, ist die Veranstaltungsreihe mittlerweile fest in den Studiengang Gender Studies integriert. Durch den Besuch der Reihe sowie eines begleitenden Seminars, das im vergangenen Semester von Hans-Joachim Lenz durchgeführt wurde, können Leistungsnachweise erworben werden. Die beiden Bände „Dimensionen von Gender-Studies“ stellen darüber hinaus eine unhintergehbare Grundlagenliteratur für den Studiengang dar.

Hier ist meiner Kollegin Marion Mangelsdorf und deren jeweiligen Hilfskräften für die langjährige Zusammenarbeit in ganz besonderem Maße zu danken. Danken möchte ich außerdem dem Männerforscher Herrn-Joachim Lenz, der das Begleitseminar zur laufenden Reihe „Männer und Geschlecht“ durchführte.

Anlässlich der heutigen Jubiläumsfeier sei es einmal postuliert: Unter dem Label *Freiburger FrauenStudien* hat sich unsere Zeitschrift inzwischen zu einem wichtigen Organ des Gender-Diskurses entwickelt. Bereits eine kleine Recherche im Netz zeigt, dass die hier versammelten Texte weit über die Uni Freiburg hinaus wahrgenommen, zitiert und auch in der Lehre eingesetzt werden. Wenn wieder einmal eine Bestellung aus dem außereuropäischen Ausland eintrifft, sind wir schon ein wenig stolz!

Und doch: Die beiden Bände zum Thema *Erinnern und Geschlecht*, Ausgabe 19 und 20 unserer Zeitschrift, sind die letzten Ausgaben, die unter dem bisherigen Namen *Freiburger FrauenStudien* erscheinen werden. Auf den anstehenden (und, was die Veranstaltungsreihe betrifft mittlerweile bereits vollzogenen) Namenwechsel und auf die gelungene Integration der *Freiburger GeschlechterStudien* (Veranstaltungsreihe und Zeitschrift) in den Freiburger Studiengang Gender Studies wird Nina Degele nun abschließend eingehen.²

Anmerkungen

- 1 Während Meike Penkwitt im Rahmen der Festveranstaltung diese Rede vortrug, überreichte Franziska Bergmann (Redaktionsmitglied und ehemalige Hilfskraft der *Freiburger Geschlechter-Studien*) als Ausdruck des Dankes für die Unterstützung in den vergangenen Jahren allen anwesenden, namentlich erwähnten oder auch eine genannte Institution repräsentierenden Personen, sowie allen anwesenden Redakteurinnen und Uta Schröder (Sekretärin im Deutsch-Amerikanischen Institut/Carl-Schurz-Haus) eine rote Rose.
- 2 Einen Text von Nina Degele zum Namenswechsel finden Sie direkt nach dem Vorwort auf Seite 11.



Abb. 1: Kooperationspartner der Freiburger FrauenStudien/ Freiburger GeschlechterStudien

Rezensionen zum Thema
'Männer und Geschlecht'

Nina Baur

Die vergessenen Opfer

Ludger Jungnitz/ Hans-Joachim Lenz/ Ralf Puchert/ Henry Puhe/ Willi Walter (2007) Hg. *Gewalt gegen Männer. Personale Gewalterfahrungen von Männern in Deutschland*. Opladen/ Farmington Hills: Barbara Budrich Verlag (307 S., 28,00 Euro).

Sie werden am häufigsten Opfer von Gewalt – und doch ist ihre Opfererfahrung in der Forschung lange vernachlässigt worden. Vielleicht liegt es daran, dass unter ihnen auch die meisten Gewalttäter zu finden sind. Vielleicht werden sie so häufig und offensichtlich Gewaltopfer, dass man diese Tatsache wegen ihrer Selbstverständlichkeit übersieht. Die Rede ist von Männern. So viel man mittlerweile über Männer als Täter weiß, so wenig weiß man über sie als Opfer, und diese Lücke vermag auch dieses Buch nicht zu schließen. Vielmehr versuchen Jungnitz et al. eine umfassende Bestandsaufnahme des Wissensstands über männliche Opfererfahrungen in Deutschland. Hierzu verwenden sie einen

„prozesshaften“ Gewaltbegriff. Er bewegt sich im Dreieck zwischen:

- bislang ausgearbeiteten Gewaltbegriffen (die häufig aus der TäterInnenperspektive formuliert sind),
- dem, was die Männer berichten, was ihnen widerfährt, wie sie über das Widerfahrende sprechen (aus der Perspektive derjenigen, denen die Gewalt widerfahren ist),
- der Vergeschlechtlichung der Gewaltwahrnehmung (also dem Phänomen, dass Gewalt Geschlecht und Geschlecht Gewalt mitstrukturiert). (18)

Das Buch fokussiert auf personale Gewalt: „Personale Gewalt ist jede Handlung eines anderen Menschen, die mir Verletzungen zufügt und von der ich annehme, dass sie mich verletzen sollte oder zumindest Verletzungen billigend in Kauf genommen wurden.“ (21) Institutionelle und strukturelle Gewalt werden thematisiert, sofern sie mit personaler Gewalt verschränkt sind. Insgesamt unterteilen die Autoren Opfererfahrungen entlang von vier Dimensionen:

1. nach den Lebensphasen: Kindheit und Jugend, Erwachsener und Alter,
2. nach Kontexten: Orten, soziale Beziehungen, Settings,
3. nach bestimmten Opfergruppen: Behinderte, Migranten und
4. nach Gewaltformen: körperliche, psychische und sexualisierte Gewalt. (28)

Ausgehend von diesem in Kapitel 1 dargestellten Rahmen diskutieren die Autoren systematisch die Gewalterfahrungen von Männern in Kindheit und Jugend (Teil I) bzw. im Erwachsenenalter (Teil III), wobei die implizite These mitschwingt, dass vor allem die Erfahrung von Jungen, häufig Opfer von (kör-

perlicher) Gewalt zu werden, die Wahrscheinlichkeit erhöht, im Erwachsenenalter selbst Täter zu werden. In Teil I und III widmet sich jeweils ein Kapitel

1. häuslichen bzw. innerfamiliären Opfererfahrungen,
2. Gewalterfahrungen in Öffentlichkeit und Freizeit sowie
3. Gewalt gegen Jungen in Schule und Ausbildung bzw. gegen Männer in der Arbeitswelt.

Teil II befasst sich mit dem Thema Krieg, da Wehr- und Zivildienst eine Sozialisations- bzw. Lebensphase bilden, die für Männer den Übergang ins Erwachsenenleben (mit)kennzeichnet. Daneben waren auch Männer während des 2. Weltkriegs als Kinder Opfer des Krieges und von Flucht und Vertreibung betroffen. Selbst bei Soldaten ist – wie die Ergebnisse der Studie zeigen – die Gleichsetzung „Mann = Täter“ nicht so einfach: Viele Männer leisten nicht freiwillig Kriegsdienst. Die meisten Soldaten sind zudem Männer und töten in erster Line andere Soldaten, so dass Soldaten (= Männer) nicht nur Täter, sondern auch gleichzeitig Opfer sind.

In Teil IV werden besondere Gewaltkontexte behandelt, die sich nicht so eindeutig in das obige Schema einordnen lassen, namentlich Gewalt gegen Männer in besonderen Institutionen (Jugendhilfe, Gesundheitswesen, Gefängnisse, Kirche), Gewalt gegen Männer, die gleichzeitig Angehörige diskriminierter Bevölkerungsgruppen sind (Behinderte, ethnische Minderheiten, nicht heterosexuell Orientierte) sowie die Vorhautbeschneidung als spezielle Opfererfahrung.

Innerhalb jedes Gewaltkontextes versuchen die Autoren Ausmaß, Art und Täter körperlicher, psychischer und sexualisierter Gewalt gegen Männer zu bestimmen. Für jedes Themenfeld wird zunächst die bereits vorhandene Literatur aufgearbeitet und systematisch dargestellt, wobei der Fokus auf dem Umfang und der Art der Gewalt, weniger auf Erklärungsmodellen liegt. Anschließend werden die Ergebnisse der vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Jahr 2002 in Auftrag gegebenen Pilotstudie „Gewalt gegen Männer“ präsentiert, die als Komplementärstudie zur Studie „Gewalt gegen Frauen“ (2001) gedacht, aber lange nicht so groß angelegt war. Die Datenbasis umfasst 21 Interviews mit Experten aus Beratungs- und Hilfsorganisationen, 32 Leitfadeninterviews mit Männern sowie die Ergebnisse einer standardisierten Befragung mit 266 zufällig ausgewählten Männern.

Der Versuch, möglichst neutral über männliche Opfererfahrungen zu berichten, ohne gegen die Forschung über Gewalt gegen Frauen zu polemisieren oder diese gar zu leugnen, geht etwas auf Kosten der analytischen Reflexion: Durch alle Kapitel ziehen sich verschiedene Gewaltbegriffe, so dass es dem Leser obliegt zu entscheiden, was er jeweils als Gewalt anerkennt und was nicht. Gleichzeitig ist jedes Teilkapitel eine Fundgrube an Informationen über verfügbare Daten und zum Stand der Forschung über Gewalt gegen Männer im jeweiligen Gewaltkontext.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Jungen und Männer (vor allem körperliche) Gewalt offenbar öfter erfahren als Frauen. Wahrscheinlich unterschätzen die meisten Studien sogar die Häufigkeit männlicher Gewalterfahrungen, da diese – vor allem in Kindheit und Jugend – von Männern eher als ‚normal‘ wahrgenommen werden als von Frauen. Jüngere Männer scheinen in den jeweiligen Lebensphasen weniger Gewalt erfahren zu haben als ältere Männer, wobei die Gewalterfahrungen jüngerer Männer sogar tendenziell dadurch überschätzt werden, dass sie eher als ältere Männer Gewalterfahrungen als solche wahrnehmen und darüber berichten.

In Öffentlichkeit, Freizeit, Schule und am Arbeitsplatz werden Männer vor allem Opfer anderer Männer. Im häuslichen Bereichen ist es nach dem bisherigen Stand der Forschung unklar, ob die Täter eher Männer oder eher Frauen sind. Bei Erwachsenen scheinen im häuslichen Bereich Frauen häufiger (psychische und körperliche) Gewalt gegen ihre männlichen Partner auszuüben, männliche Täter ihre Partnerinnen aber häufiger und schwerer körperlich zu verletzen.

Männliche Opfer stehen dabei nicht nur vor dem Problem, sich selbst ihre Hilfsbedürftigkeit einzugestehen, sondern auch vor der Schwierigkeit, Hilfe zu finden, weil Institutionen nicht auf männliche Opfer eingestellt sind. So klagt ein Mann, der (von anderen Männern) vergewaltigt wurde:

Ich war jetzt drei Wochen in der Klinik auf der Symptomatik-Station, aber da konnten sie oder wollten sie mir nicht helfen. Da haben sie auch eine Neurologin hinzugeholt und (...) und die hat mir nur Vorwürfe gemacht, das würde nur Frauen passieren. (223)

Da die meisten Experten Frauen als potenzielle Opfer, Männer als potenzielle Täter wahrnehmen, können im Extremfall sogar weibliche Täterinnen ihre männlichen Opfer öffentlich als Täter stigmatisieren und erpressen (182).

Insgesamt hinterlässt dieses sehr lesenswerte Buch ein unbefriedigendes Gefühl, da es die enormen Wissenslücken offenbart und viele Ergebnisse der Studie neue Fragen aufwerfen. So schließen die Autoren auch in Teil V mit methodologischen Empfehlungen zur Untersuchung männlicher Opfererfahrungen sowie einer langen Liste an weiterem Forschungsbedarf. Diese beginnt damit, dass eine repräsentative Studie vonnöten wäre, um verlässliche Zahlen über Häufigkeit und Stärke männlicher im Vergleich zu weiblichen Opfererfahrungen zu erlangen. Da Täter und Opfer häufig in engen Wechselbeziehungen miteinander verstrickt sind und diese Rollen nicht so leicht voneinander zu trennen sind, müssten Studien stärker auf Interaktionen fokussieren.

Auf der Ebene empirischer Forschungen hieße das zum Beispiel beim Thema häuslicher Gewalt, beide AkteurInnen getrennt zu befragen (...) nach ihrer Wahrnehmung und ihren Erklärungsmodellen vom Entstehen der Gewaltausübung und nach der Beschreibung und Bewertung der eigenen Handlungen in diesem Prozess. (278)

Ebenso müssten „[a]ngemessenere Modelle (...) die Widersprüchlichkeiten innerhalb des individuellen ‚Mannseins‘ und Unterschiede zwischen verschiedenen Männlichkeiten analysieren“ (277). Neben allgemeinen Forschungsfragen gibt es Teilbereiche mit speziellem Forschungsbedarf, etwa sexualisierte Gewalt gegen Männer, Gewalt gegen besondere männliche Teilpopulationen (Männer in homo-sexuellen Partnerschaften, Behinderte, Migranten, Bewohner von öffentlichen Einrichtungen usw.) oder das Verhältnis von Sport und Gewalt, um nur einige Beispiele aus einer langen Liste der offenen Fragen zu nennen – es gibt also viel zu tun!

Stephanie Bethmann

Männlichkeiten kreuz und que(e)r: Aneignungen von Männlichkeit diesseits und jenseits von Geschlechterkategorien

Robin Bauer/ Josch Hoenes/ Volker Woltersdorff (2007) Hg. Unbeschreiblich männlich. Heteronormativitätskritische Perspektiven. Hamburg: Männerschwarm-Skript Verlag (320 S., 19,00 Euro).

„*Unbeschreiblich männlich*“ – ein Buch nur über Männer? Von wegen! Denn, so einleitend die Herausgeber, „Männlichkeit ist für alle da“ (12). Es geht um die Aneignung von Männlichkeiten in verschiedenen Kontexten und durch verschiedene AkteurInnen – ungeachtet ihres Geschlechts. Auf Männlichkeiten als kulturelle Ressource greifen, wie die 18 Beiträge des Sammelbandes veranschaulichen, Männer, Frauen und auch all jene, die sich keiner vergeschlechtlichenden Identitätszuschreibung beugen, zu. Je nach Kontext identifizieren die AutorInnen in den jeweiligen Männlichkeitsinszenierungen die Wirkmächtigkeit einer heteronormativen Gesellschaftsordnung und/oder queere Überschreitungen derselben. ‚Heteronormativität‘ bezeichnet, so Degele, „ein binäres, zweigeschlechtlich und heterosexuell organisiertes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema“ (30), demgemäß Geschlechtsidentitäten und sexuelles Begehren der Individuen gesellschaftskonform normalisiert werden – ‚queer‘ ist entsprechend die Subversion dieser Norm.

Ein Buch über Männlichkeit(en) also? Auch diese Kategorie wird von Nina Degele gleich im ersten Beitrag des Bandes, „Männlichkeiten queeren“, verworfen. Denn eine inhaltliche Definition von Männlichkeit ist für einen queeren Analyseansatz unbrauchbar. Es geht der Autorin darum, Männlichkeiten als soziale Konstrukte sichtbar zu machen und auf ihre heteronormative Funktion hin zu prüfen. Die Aneignung von Männlichkeiten kann viele Funktionen erfüllen und somit beides sein: mal queer-subversiv, mal heteronormativ-konformistisch. So mag eine schwule oder auch lesbische Inszenierung von Männlichkeit durchaus heteronormativ die Geschlechtsbinarität untermauern, während „zarte subversive Pflänzchen“ (38) auch im konservativsten heterosexuellen Milieu zu finden sind. Fazit der Autorin: Langfristig gilt es, den Begriff ‚Männlichkeit‘ ganz zu

überwinden, da er sich nur in Abgrenzung von Weiblichkeit konstituiert und „die Last binärer Differenzierung und Hierarchisierung mit sich trägt“ (39). Als theoretische Analysekategorie eignet sich der Begriff der Heteronormativität besser, der erlaubt, über Geschlecht zu forschen ohne zu essentialisieren.

Degeles Überlegungen zu queerer Männlichkeitsforschung bringen die Stoßrichtung des Sammelbandes gut auf den Punkt. Gemeinsamer Nenner aller Artikel ist das genaue Hinschauen, weil queeres Potenzial und/oder heteronormative Verstärkung in Männlichkeitsperformanzen (auch queerer AkteurInnen) nur mit Blick auf konkrete – (sub-) kulturelle, szenespezifische, historische – Kontexte ausgemacht werden können: Heteronormativ ist nicht immer gleich heterosexuell, ‚trans*‘ ist nicht immer gleich queer!

Die thematische Gliederung des Bandes zieht zwischen den Artikeln Grenzen, die nur bedingt einleuchten, und ich möchte sie an dieser Stelle unter einem anderen Gesichtspunkt zusammenfassen: Insgesamt repräsentieren die Beiträge zuallererst die Vielfalt und Heterogenität von Männlichkeitsaneignungen. Da gerade die große Bandbreite der behandelten Themen aussagekräftig ist, werde ich alle Artikel kurz ansprechen, jedoch nur wenige ausführlicher darstellen können.

Es geht um schwule Männlichkeiten beim Militär (Andreas Heilmann), in der Fetisch- und SM-Szene (Volker Woltersdorff), am Beispiel der Figur des Homoskin (Peter Rehberg) und frankoarabischer Männlichkeitsperformanzen in Musik und Film (Maxime Cervulle) und Literatur (Renauld Lagabriele). Lagabrielles Artikel „Penetrierende Männlichkeiten“ trägt eine interkulturelle Perspektive bei und veranschaulicht anhand maghrebinischer, schwuler Literatur, dass sexuelle Identitäten kulturabhängige Konstrukte sind. Das ‚westliche‘ Modell von Homosexualität gibt einerseits starrere Kategorien und Identitätszuschreibungen vor als das maghrebinische. Andererseits verspricht es den Protagonisten der analysierten Romane mehr Freiheit und Anerkennung ihrer Lebensweise. Was Lagabriele als das Finden einer „eigene[n] Moral“ (100) der Protagonisten beschreibt, ist m.E. vielmehr deren Orientierung an einem ‚westlichen‘ Modell, das seinerseits – ebenso wie die maghrebinische Repression gegenüber ‚penetrierten Männlichkeiten‘ – einen hegemonialen kulturellen Diskurs darstellt. Wenngleich der Autor einen kritischen Blick für beide kulturellen Modelle bewahrt – sein abschließendes Loblied auf den individuellen Widerstand gegen die „heterosexistische[] Ordnung“ (ebd.) ist, wie ich finde, zu früh gesungen.

Weniger optimistisch fällt Sebastian Scheeles Analyse heterosexueller Männlichkeiten aus: Metrosexuelle Selbstinszenierungen, die Geschlechtergrenzen scheinbar überschreiten, erweisen sich in Scheeles Analyse als durch und durch heteronormatives Phänomen.

Spezifisch weibliche Aneignungen und Umformungen von Männlichkeiten werden anhand der Drag King-Szene (Uta Schirmer) und weiblichen Schreibens über beehrliche Männlichkeiten im Genre Slash-Literatur (Anne Eßer/Kymerlin Reed) behandelt. Einige Artikel fokussieren queere AkteurInnen, die sich zwischen den Geschlechtern oder jenseits von Geschlecht verorten:

Körperbilder von Transmännern (Josch Hoenes), Männlichkeitsperformanzen in lesbisch-queeren *Daddy-Boy*-Rollenspielen der SM-Szene (Robin Bauer), Darstellungen von Transfrauen im Spielfilm (Elahe Haschemi Yekani, Elke Heckner). Historische Rekonstruktionen von Männlichkeiten leisten die Beiträge zum Zusammenhang von Männlichkeitsleitbildern und politischem System in der DDR (Sven Glawion), zu homo sozialen Begegnungen in literarischen Verarbeitungen des „Mythos Afrikasöldner“ (Michael Gratzke), zu Diskursen über die Vermännlichung weiblicher Arbeiterinnen im viktorianischen England (Renate Lorenz) und über ‚den Jünger, den Jesus liebte‘ (Andreas Kraß). Dabei wird auch deutlich, dass ‚queer‘ und ‚heteronormativ‘ als Begriffspole nur historisch kontextualisiert Sinn machen. So zeichnet Kraß nach, wie Jesus’ Beziehung zu seinem Lieblingsjünger Johannes über die Jahrhunderte hinweg interpretiert wurde. Erst in modernen Lesarten wird sie als entweder homosexuelle oder heterosexuelle (mit Johannes als ‚vertuschter‘ Maria Magdalena) Liebesbeziehung vereindeutigt. Kraß macht mit diesem Beispiel auf die historische Genese der modernen heteronormativen Gesellschaftsordnung mit ihren starren Klassifizierungen aufmerksam. Der mittelalterlichen Lesart bescheinigt der Autor das größte queere Potenzial – dies erscheint mir nicht ganz zutreffend, denn konsequent weitergedacht kann auch Subversivität bzw. Queerness nur im Hinblick auf die jeweils geltenden Dogmen einer Zeit bestimmt werden.

Die meisten der AutorInnen hüten sich vor einem vorschnellen euphemistischen Feiern queerer Lebensentwürfe und analysieren sorgfältig subkulturelle Bedeutungen und Strukturzusammenhänge. Die mit Abstand kritischste Auseinandersetzung mit der Queer Theory als solcher zeigt Gratzkes Beitrag. ‚Queering‘ kritisiert die Normalisierung von Identitäten. Doch, so fragt Gratzke, sind queer pluralisierte Lebensentwürfe und die Flexibilisierung von Identitäten nicht ihrerseits normalisierte Produkte der spätkapitalistischen Gesellschaft? Zugespitzt: Das ‚alles ist erlaubt‘-/‚alles ist Performance‘-Credo harmoniert allzu gut mit den Anforderungen ans postmoderne Subjekt und Queer Theory läuft Gefahr „Erfüllungsgehilfe der neoliberalen Konsumgesellschaft“ (210) zu sein.

Der letzte Beitrag des Bandes schließlich kritisiert die Marginalisierung und Entpolitisierung weiblicher Identitäten sowohl in queeren Szenestrukturen als auch in den Queer Studies und die entsprechende Dominanz queerer Maskulinitäten wie Butch, Drag King etc. gegenüber „Femmes und Freundinnen“, die in „Nebenrollen“ gedrängt würden (Andrea Rick). Daran anknüpfend halte ich auch ein kritisches Nachdenken über die Popularität von Männlichkeit als Thema der Geschlechterforschung für geboten. Setzen sich auf diesem Wege die gesellschaftliche Höherbewertung des Männlichen und die Marginalisierung von Weiblichkeiten auch in den Gender und Queer Studies fort?

So heterogen wie die Menschen, die sich Männlichkeiten aneignen, so heterogen fallen auch die Diagnosen der AutorInnen in Bezug auf heteronormatives vs. queeres Potenzial aus. Denn Männlichkeit ist ein Kontextphänomen und kann vielfältige, fast immer ambivalente Bedeutungen tragen. Obwohl es eine Stärke des Bandes ist, Queerness nicht pauschal bestimmten sozialen Gruppen zuzu-

schreiben, neigt er insgesamt zum für (queere) Geschlechterforschung notorischen Bias. So stellt *Drag King* Niko treffend fest, dass das Oszillieren zwischen Männlichkeits- und Weiblichkeitsentwürfen eine Position ist, die nicht jeder/m freisteht (179). Auf der Suche nach Subversion der Geschlechterordnung konzentrieren sich die meisten Beiträge zum einen auf geschlechtliche und erotische GrenzgängerInnen und zum anderen auf eben solche eines gebildeten und/oder künstlerischen Milieus. Die Herausgeber bedauern explizit, dass nicht zu allen relevanten Themengebieten Beiträge gewonnen werden konnten. Nichtsdestotrotz: „Unbeschreiblich männlich“ gibt interessante und vielseitige Einblicke und zeigt auf, wie queere Wege in der Männlichkeitsforschung beschrritten werden können. Männlichkeiten, so veranschaulicht der Band eindrucksvoll, sind für alle da. Was wir aus ihnen machen, ist höchst unterschiedlich. Von einer Verabschiedung der Kategorie ‚Männlichkeit‘, wie Degele sie fordert, sind wir angesichts der vielen Aneignungen jedoch noch weit entfernt. Männlichkeit hat, so scheint es, in Alltag und Wissenschaft gleichermaßen Konjunktur.

Annegret Erbes

Nachfragen und widersprechen oder: Falsche Erwartungen

Ernst Hanisch (2005) Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts. Wien/ Köln/ Weimar: Böhlau (459 S., 35,00 Euro).

Hanisch bezieht sich bei der Betrachtung von „Männlichkeiten“ auf den Zeitraum der 1890er Jahre bis in die Gegenwart und begrenzt sich räumlich auf Österreich. Die Perspektive ist eine historische, „Männlichkeiten“ werden vor einem geschichtlichen Hintergrund dargestellt. Einleitend positioniert der Autor sich wie folgt:

Weder ist der Körper frei interpretierbar, wie es der radikale Konstruktivismus vorschlägt – der Körper setzt Grenzen für die Diskurse und es gibt ihn vor den Diskursen –, noch ist der Körper unabhängig von den Diskursen, wie es der Biologismus meint. Geschlechterrollen sind historisch und damit veränderbar. Aber sie sind nicht beliebig konstruierbar, weil sie an den Körper zurückgebunden sind. (11)

Innerhalb der Konstruktionen geschlechtlicher Rollen weise die „hegemoniale Männlichkeit“, so Hanisch, eine doppelte Struktur auf, nämlich die Dominanz über Frauen und Feminines sowie die Dominanz einzelner Muster von Männlichkeit gegenüber untergeordneten Mustern, wobei es auch zu Mischformen komme bzw. männliche Muster in Verbindung zu Klassen und Milieus stünden (12). Gewalt und Aggression bezeichnet der Autor als „das dunkle Kapitel der Geschichte der Männlichkeit“ (ebd.), nämlich wenn die symbolische Darstellung von Dominanz nicht mehr ausreiche und in „außerordentlichen Situationen“ die „Decke der Zivilisation“ (ebd.) einbreche. Schwerpunkt dieses Buches ist

also – wie der Titel vermuten lässt – nicht das Geschlechterverhältnis, sondern dargestellt werden sollen Männlichkeitsmuster und hegemoniale Beziehungen und Widersprüche zwischen diesen Mustern.

Hanisch analysiert „Männlichkeiten“ auf der Ebene der Diskurse, der sozialen Praxis und der subjektiven Erfahrung und bezieht sich hierbei über weite Teile auch auf Archivmaterial wie Gerichtsakten und Egodokumente. Entworfen werden fünf Grundkategorien von „Männlichkeiten“, nämlich Männer als Krieger, Liebhaber, Väter, Berufsmenschen und Sportler. Diese Perspektiven werden in ihren jeweiligen historischen Kontexten und heterogenen bis widersprüchlichen Interpretationen und Entwicklungen nachgezeichnet.

Im ersten Kapitel wird die „Männlichkeit des Kriegers 1914-1918“ bis zum „Untergang des Kriegermythos“ nach dem Zweiten Weltkrieg gezeigt, hierbei finden auch das Soldatische kontrastierende Muster von Männlichkeit Raum. Auf der Basis zahlreicher Dokumente skizziert Hanisch entlang der historischen Ereignisse den Wandel vom kriegerisch-militärischen Muster bis zum „Untergang des Kriegermythos“.

Das nächste Kapitel ist zwar überschrieben mit „Der Liebhaber“, über weite Strecken jedoch geht es hier schwerpunktmäßig weniger um „Männlichkeiten“ als um Sexualität zwischen Männern und Frauen bzw. um Frauen und ihre Sexualität. Diese Geschichte der Sexualität und deren teilweise überdetailreiche Beschreibung wird ebenfalls eingebettet in die Darstellung historischer Entwicklungen, die Perspektive des Buches verliert sich hier jedoch teilweise. Es entsteht der Eindruck, dass mit dem Autor etwas die Lust am Erzählen durchgeht, was jedoch nicht zur Folge hat, dass man den Text gerne liest. Das Kapitel ist insgesamt durch seine Detailfülle einerseits sowie durch seine Versimpelungen, Wertungen und Verzerrungen andererseits – so z.B. bei der Schilderung der Entwicklungslinien der Frauenbewegung – unangenehm. Offen bleibt darüber hinaus die Funktion des Abschnitts „Als Historiker über Liebe schreiben“ (275 ff), für den die gleiche Kritik gilt.

Die „Metamorphosen der Väterlichkeit“ rücken den Fokus „Männlichkeiten“ wieder deutlicher in den Mittelpunkt. Thematisiert werden hier verschiedene Stile von Vaterschaft sowie Perspektiven aus unterschiedlichen Milieus. Das Kapitel „Homo Faber / Der Berufsmensch“, befasst sich mit männlich konnotierter Berufstätigkeit anhand des Berufs des Bauern, des Bürgers, des Arbeiters und des Angestellten. Auch wenn hier, wie es sich bei diesem Thema kaum vermeiden lässt, das Gefälle zwischen der von Männern und Frauen verrichteten Arbeit, Arbeitsbedingungen und Entlohnung angesprochen wird, wären mehr Präzisierungen wünschenswert gewesen. Das Kapitel über die „Männlichkeiten“ im Sport vertieft die Beispiele Jagen, Fußball und Alpinismus.

Insgesamt gibt der von Hanisch verfasste Text aufgrund der starken Vereinfachung vieler Darstellungen immer wieder Anlässe, sich beim Lesen zu ärgern.

Dies betrifft nicht nur Ausführungen zu Frauen und Frauenemanzipation, und bezieht sich auch nicht nur auf die Inhalte, sondern teilweise auch auf die gewählte Sprache. Aktuelle Theorielinien der Geschlechterforschung werden rigide bewertet: „Der postmoderne konstruktivistische Geschlechterentwurf ist das Spiel einer kleinen Bildungselite. Er wird von der historischen Realität falsifiziert“ (415). Immerhin geschieht dies deutlich und klar – mehr Klarheit und Differenzierung hätten diesem Buch insgesamt gut getan. Man möchte nachfragen und widersprechen, die teilweise unangemessen starke Reduktion der Komplexität des Themas und offen bleibende Fragen machen die Lektüre anstrengend. Die „Männlichkeiten“ werden zu wenig analytisch betrachtet, stattdessen wird viel erzählt. Aus der Perspektive der Geschlechterforschung eignet dieses Buch sich vielleicht als eigener Forschungsgegenstand, entsprechende Erwartungen löst es jedoch nicht ein.

Rezensionen zum Thema
,Gender in den Literaturwissenschaften'

Birte Giesler

Male trouble oder das Unbehagen der Blaubärte – Eine (Literatur)Geschichte der imaginierten Männlichkeit.

Monika Szczepaniak (2005) *Männer in Blau. Blaubart-Bilder in der deutschsprachigen Literatur*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau (325 S., 42,90 Euro).

Die Geschichte vom frauenmordenden ‚Blaubart‘, der die Neugier seiner Ehefrau(en) auf die Probe stellt und ihren Ungehorsam mit dem Tod bestraft, gehört zu den modernen Mythen vom ‚Kampf der Geschlechter‘: Der heiratswillige Blaubart will prüfen, ob seine frisch angetraute Ehefrau wirklich gehorsam ist. Er behauptet, verreisen zu müssen und vertraut ihr die Schlüssel zu seinem Haus an mit der Auflage, dass sie einen bestimmten, zu einer geheimen Kammer führenden Schlüssel nicht benutzt. Die Frau hält sich nicht an das Verbot und entdeckt eine Kammer, in der sie Blaubarts frühere Frauen ermordet vorfindet. Als Blaubart den Ungehorsam entdeckt, will er den Vertrauensbruch mit dem Tod bestrafen. Doch wird die junge Frau von ihren Brüdern gerettet und Blaubart getötet. „Der sehr verbreitete Stoff“ (Frenzel, *Stoffe der Weltliteratur*) existiert in unterschiedlichen Varianten in der europäischen Literatur- und Kulturgeschichte, und so ist es der internationalen Märchenforschung bisher auch nicht gelungen, den Ursprung des Märchens mit Bestimmtheit festzustellen. Einigkeit besteht jedoch zumindest darüber, dass der Blaubart-Stoff dank des französischen Märchenerzählers Charles Perrault (1628-1703) Eingang in die moderne Literatur gefunden hat.

La Barbe-Bleue, erstmals erschienen 1697 in Perraults Märchensammlung *Histoires ou Contes du temps passé*, bildet so auch den Ausgangspunkt für die polnische Germanistin Monika Szczepaniak, die in ihrem Buch *Männer in Blau* auf 304 eng bedruckten Seiten die Bearbeitung des Blaubart-Themas in der deutschsprachigen Literaturgeschichte nachvollzieht. Textgrundlage der literaturwissenschaftlichen Analysen bilden „ca. 60 literarische Versionen der Blaubart-Geschichte in Form von Märchen, Gedichten, Dramen, Erzählungen und Romanen aus dem Zeitraum 1771 (Gotters *Blaubart. Romanze*) – 2001 (Judith Kuckarts *Nadine aus Rostock*)“ (91). Dabei bietet die umfangreiche Untersuchung weit mehr als eine ‚traditionell‘ literaturhistorische Aufarbeitung der Stoff- und Motivgeschichte des ‚Blaubarts‘. Szczepaniak nutzt die auffällige geschlechtliche Codierung des Märchenstoffs für eine kritische Re-Lektüre seiner Geschichte aus der Perspektive der an der Konstruktion von Männlichkeit interessierten *Gender Studies*:

Ziel in der vorliegenden Untersuchung ist es, eine umfassende Darstellung der literarischen Blaubart-Bilder zu präsentieren, das Blaubart-Motiv aus der traditionellen Motiv- und Märchenforschung herauszuführen und es aus der Sicht der Männlichkeitsforschung neu zu perspektivieren. (...) Eine spezifisch auf Männlichkeit gerichtete Perspektive ermöglicht es, die Blaubart-Figur als Fall einer problematischen, in Dauerkrise sich befindenden Männlichkeit zu interpretieren. (2 f)

Bei einer Grundstruktur von 4 Großkapiteln besteht das Buch im Wesentlichen aus zwei Teilen, wovon eine rund 80seitige Darlegung der Sozial- und Kulturgeschichte der abendländischen Männlichkeitskonstruktionen den ersten Teil bildet. Die Autorin bedient sich dabei der neuesten Forschungsliteratur aus der ideologiekritischen Männerbildforschung sowie der sozialgeschichtlichen bzw. (de)konstruktivistisch argumentierenden *Men's* und *Gender Studies* und liefert damit einen überaus aufschlussreichen und dichten Abriss zum aktuellen Stand der Männlichkeitsforschung. Die verschiedenen Konzepte werden auf ihre literaturwissenschaftliche Anschlussfähigkeit hin befragt, wobei Szczepaniak dem von dem australischen Soziologen Robert Connell entwickelten Modell der ‚hegemonialen Männlichkeit‘, Judith Butlers Theorie der ‚Performanz‘, Claudia Benthens Konzept der ‚Maskerade‘ sowie Pierre Bourdieus Begriff vom ‚Habitus‘ besonderen Wert zumisst. Eigentliches Kernstück der Untersuchung bildet die nach bestimmten Themenaspekten gegliederte Besprechung der literarischen Blaubart-Texte. Auftakt dazu ist eine genaue Analyse der Perrault'schen Märchenvorlage (95-105), gefolgt von einem Überblick über die „Kulturgeschichte des Bartes“ (105-122). Unter den Themenaspekten Liebes-, Ehe- und Familiendiskurse (137-207), Inszenierungen serieller Gewalt (207-234), Sexualität (234-269) und Erlösung (269-291) werden die unterschiedlichen Texte aus dem engeren Bereich des Stoffes – von den klassischen Märchenvarianten Ludwig Tiecks, Ludwig Bechsteins und der Brüder Grimm über die Bearbeitungen von Autorinnen und Autoren wie Eugenie Marlitt, Alfred Döblin und Max Frisch bis zu Beispielen aus der Gegenwartsliteratur (z.B. von Elke Heidenreich oder Dea Loher) –, aber auch Texte, die nur auf den zweiten Blick als in den Kontext des Blaubart-Motivs gehörig erkennbar sind – wie Ingeborg Bachmanns *Der Fall Franza* oder Martin Walsers *Ein fliehendes Pferd* –, besprochen.

Als literarhistorische Ergebnisse stellt die Autorin fest, dass noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Perrault'sche Vorlage die deutschsprachigen Bearbeitungen dominiert hat und erst danach heterogene, stärker abweichende Versionen erscheinen (95). Des Weiteren sei auffällig, dass die Bedeutung des Bartes im Laufe der Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts abnehme. Dass der Blaubart der Gegenwartsliteratur bartlos auftritt, liest Szczepaniak als eines der Zeichen für die ‚Krise der Männlichkeit‘ (136). Wichtigstes Ergebnis in Bezug auf die Erforschung der kulturellen Konstruktion von Männlichkeit ist, dass auch der Blaubart-Diskurs die Einsicht von Walter Erharts grundlegender Schrift *Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit* (München 2001) bestätigt: Gerade auch die Geschichten um den Blaubart-Stoff zeigen, dass weibliche und männliche modern-bürgerliche Geschlechteridentität über die Fixierung auf die Familiengründung entworfen werden. So verweise der literarische Blaubart-Diskurs „das ‚erste‘ Geschlecht auf den Status der ‚Familienmänner‘“ (204).

Im Zentrum des Interesses der Untersuchung stehen die sozialen, historischen, psychologischen, kulturellen und mentalitätsgeschichtlichen Aspekte der Konstruktion westlich-moderner Männlichkeit. Um diesen nachzuspüren erweise sich – so die Autorin – der Blaubart-Diskurs in der deutschsprachigen Literatur als besonders fruchtbar, da die Popularität und die unterschiedlichen

Bearbeitungen des Blaubart-Stoffs ein gutes Beispiel seien für die wechselseitige Beeinflussung von Literatur und sozialer Realität. Auf der einen Seite lassen sich an den Blaubart-Geschichten kulturelle Liebesvorstellungen und Geschlechterkonstruktionen des jeweiligen historischen Kontextes ablesen, auf der anderen Seite wirken die literarischen Fiktionen vom Blaubart aber auch an der gesellschaftlichen Stereotypisierung der Geschlechter mit (206). Das den literarischen Diskurs bestimmende komplexe Spannungsverhältnis zwischen Referenz auf außerliterarische Realität und sprachlicher Erschaffung neuer Realität – zwischen *Mimesis* und *Poesis* – wird bei der konkreten literaturwissenschaftlichen Arbeit allerdings nicht weiter thematisiert. Und so werden auch die zwei Geschlechter ‚Mann‘ und ‚Frau‘ (während die Kritik der kulturellen Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit theoretisch referiert und nachvollzogen wird) bei den konkreten Textanalysen als gegeben impliziert und vorausgesetzt. Eine weitere Schwäche der Untersuchung ist, dass bedauerlicherweise die themenrelevante Literatur der englischsprachigen Germanistik – etwa die Monografie zum Blaubart-Motiv von Mererid Puw Davies (*The tale of Bluebeard in German literature. From the eighteenth century to the present*, 2001) sowie die grundlegenden Arbeiten zur identitätskritischen Männlichkeitsforschung von Susan Gustafson, Alice Krusznar und Robert Tobin – vollständig ausgeklammert wurde.

Nichtsdestotrotz hat Monika Szczepaniak mit *Männer in Blau* einen grundlegenden, überaus erhellenden und lesenswerten Beitrag zur Stoffgeschichte des ‚Blaubarts‘ und darüber hinaus – was das Buch für weitere Publikumskreise interessant macht – einen bedeutenden Beitrag zur Geschlechtergeschichte der deutschsprachigen Literatur geleistet.

Irmtraud Hnilica

‚Andere‘ und ‚doppelt andere‘ Literatur: ein neues Lexikon zur Literatur von Frauen

Gudrun Loster-Schneider/ Gaby Pailer (2006) Hg. *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730 – 1900)*. Tübingen: A. Francke Verlag (491 S., 128,00 Euro).

Dass die Aufnahme in den deutschsprachigen literarischen Kanon nur wenigen Autorinnen des 18. und 19. Jahrhunderts gelang, prägt literaturwissenschaftliche Forschung und Lehre bis heute. Die imaginäre Bibliothek, aus der sich LiteraturwissenschaftlerInnen bedienen, ist nach wie vor androzentrisch geprägt, wie die Herausgeberinnen Gudrun Loster-Schneider, Privatdozentin am Lehrstuhl für Neuere Germanistik an der Universität Mannheim, und Gaby Pailer, Associate Professor in Vancouver, im Vorwort ihres *Lexikons deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen* zeigen. In diesem neuen Nachschlagewerk nehmen sie den Zeitraum 1730 bis 1900 in den Blick, der mit der Aufklärung beginnt, Klassik, Romantik, Vormärz und Realismus umfasst und mit dem *Fin*

de siècle selbst noch die frühe literarische Moderne einschließt. Ein ehrgeiziges Projekt, für das die Herausgeberinnen eine ganze Reihe engagierter LiteraturwissenschaftlerInnen haben gewinnen können. So stammen die Beiträge unter anderem aus den Federn von Sabina Becker, Walther Fähnders, Ruth Florack, Ortrud Gutjahr, Annegret Pelz, Franziska Schöbler und Inge Stephan.

Bisherige Lexikonprojekte waren, wie die Herausgeberinnen im Vorwort feststellen, häufig „frauen- und autorzentriert, genauer: Sie fokussieren Biografien und Gesamtwerke der Autorinnen, nicht einzelne Werke, und ihr textspezifischer Informationsgehalt ist meist entsprechend gering“ (VII). Anders das vorliegende Lexikon, das sich dem biografisch codierten Blick auf Literatur von Frauen verweigert – es verfällt nicht in Personenkult, sondern nimmt die Frauen als Autorinnen ernst, indem es sich für deren Werke interessiert. Als biografische Informationen zu den Autorinnen finden sich daher lediglich Geburts- und Sterbejahr sowie bürgerliche Namen. Gelegentlich allerdings scheint selbst hinter diesen spärlichen Angaben etwas von den Irrungen und Wirrungen eines Lebens auf, etwa bei Sophie Albrecht: „geb. Johanne Sophie Dorothea Baumer; verh. Albrecht; verh. von Hahn; verh. Albrecht“ (2).

Insgesamt werden 343 Dramen und Prosatexte von 170 deutschsprachigen Autorinnen vorgestellt, im Grunde wird also nur eine kleine Auswahl des literarischen Schaffens von Frauen im Zeitraum zwischen 1730 und 1900 präsentiert. Darunter sind so bekannte Werke wie Annette von Droste-Hülshoffs *Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen* von 1842 oder einige frühere Texte von Lou Andreas-Salomé, aber auch sehr viele bisher wenig beachtete Texte. Hier liegt die eigentliche Leistung des Nachschlagewerks, das sich explizit auch der ‚doppelt anderen‘ Literatur jener Autorinnen widmet, die keine Aufnahme in den sich bildenden weiblichen Kanon gefunden haben. Einiges davon, etwa Marie Nathusius' Roman *Elisabeth. Eine Geschichte, die nicht mit der Heirath schließt* von 1858, war bei den ZeitgenossInnen durchaus erfolgreich, fand aber kein gebührendes literaturwissenschaftliches Interesse. Nicht nur hier, auch in vielen anderen der präsentierten Texte sind die ProtagonistInnen weiblich. Das Kreisen um die ‚Frauenfrage‘ haben viele der Autorinnen gemeinsam. Auch deshalb stellt das Lexikon einen reichen Fundus an gender-spezifischen Forschungsdesideraten dar.

Zu den aufgeführten Dramen und Prosatexten gibt es jeweils eine Inhaltsangabe samt kurzer Analyse, die bei aller Knappheit in den meisten Fällen durchaus differenziert ausfällt. So stellt etwa Sabina Becker dar, wie Helene Böhlau Roman *Halbtier* von 1899 zwischen Provokation und Konservatismus schwankt:

Der Handlungsverlauf dieses traditionell erzählten Romans nimmt der angelegten Genderkritik viel an Schärfe: Zwar führt er die berufliche Ausbildung der Frau als eine Lösungsmöglichkeit der beschriebenen gesellschaftlichen Missstände vor, doch dieser Gedanke wird letztlich in ein traditionelles Schema eingebunden. (49 f)

Insofern über ein Werk bereits geforscht wurde, werden die Lexikonartikel durch ausgewählte Literaturhinweise sinnvoll ergänzt. Wertvoll sind auch die Verweise auf Ausgaben, da sich viele Erzählungen etwa in Sammelbänden gleichsam verstecken. Damit ist die Möglichkeit zum kurzen und schnellen Überblick ebenso gegeben wie ein Ausgangspunkt zum tieferen Einstieg in ein Œuvre. Auch zum Schmökern lädt das Lexikon ein und macht Lust auf die Lektüre so mancher Werke – dass nur gedruckte Texte aufgenommen wurden, die der Rezeption auch zugänglich sind, ist in dieser Hinsicht pragmatisch. Als ‚Bonbon‘ bietet das Lexikon eine CD-Rom, die die Recherche nach Autorinnen oder Werktiteln nochmals erleichtert und viele Zusatzfunktionen bietet.

Das *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen* leistet einen wichtigen Beitrag zur Korrektur des androzentrischen Kanons nicht zuletzt dadurch, dass es die Produktivität von Frauen auch auf dem vermeintlich ‚männlichen‘ Feld des Dramas dokumentiert. Allen mit Literatur Befassten, deren Interesse sich nicht auf männliche Autoren und die wenigen Autorinnen, denen die Aufnahme in den Kanon gelungen ist, beschränkt, wird das Lexikon unentbehrlich werden.

Jennifer Moos

Eine etwas andere englische Literaturgeschichte.

Ina Schabert (2006) *Englische Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Eine neue Darstellung aus der Sicht der Geschlechterforschung*. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag (497 S., 25,00 Euro).

Neun Jahre nach dem Erscheinen von Ina Schaberts *Englische Literaturgeschichte. Eine neue Darstellung aus der Sicht der Geschlechterforschung* (1997) liegt nun endlich die lang erwartete ‚Fortsetzung‘ vor. Hatte der erste Band die Zeitspanne vom elisabethanischen England bis zur viktorianischen Epoche umfasst, so widmet sich der ‚Ergänzungsband‘ den Jahren 1900 bis 2000. Analog zum Aufbau des ersten Bandes übernimmt Schabert eine Unterteilung des zu untersuchenden Zeitraumes in gesellschaftspolitische und literaturgeschichtliche Phasen. In den drei Teilen zur Klassischen Moderne (1900-1930), Jahrhundertmitte (1930-1970) und Postmoderne (1970-2000) wird jeweils die klassisch literaturwissenschaftliche Trias bestehend aus Roman, Gedicht und Drama aus geschlechterspezifischer Perspektive beleuchtet.

Dass bei einem solch umfangreichen Projekt notwendigerweise „eine selektive Kulturgeschichte der Literatur“ (6) geschrieben wird, reflektiert die Autorin bereits in der Einleitung. Eines der Hauptanliegen des Buches ist es, „Literaturgeschichte als Geschichte eines Dialogs zwischen Männern und Frauen – zwischen Autoren und Autorinnen, Leserinnen und Lesern, Kritikern und Kritikerinnen“ (XII) zu vermitteln und somit das herkömmliche Verständnis einer Literaturgeschichte Englands „als Monolog der männlichen Seite“ (ebd.) kritisch zu hinterfragen. Damit sind auch zwei Hauptunterschiede zu anderen,

„klassischen“ Überblickssammlungen erklärt: Erstens liest Schabert die ausgewählten Werke „im Kontext der sich verändernden Konzepte von *sex*, *gender* und sexueller Orientierung“ (6) und setzt diesen Wandel durchgängig überzeugend in Bezug zu den epochal spezifischen „politischen, sozialen und juristischen Vorgängen“ (7). Zweitens fordert gerade ihre Re-Lektüre kanonisierter Werke die Leserinnen und Leser dazu auf, in einen neuen, geschlechtersensiblen Dialog mit altbekannten Autoren und Autorinnen zu treten.

Bevor Schabert auf die einzelnen Phasen eingeht, liefert sie einen sehr hilfreichen Überblick zu „Geschlecht und Geschichte im England des 20. Jahrhunderts“ (12-46). Dabei geht sie u. a. auf die frühe medizinische Sexualforschung, veränderte Anforderungen an Frauen- und Männerrollen durch die beiden Weltkriege, die veränderte Sexualmoral seit den 1960er Jahren, die Institutionalisierung der Women Studies und Gender Studies sowie auf die noch junge Geschichte der (kritischen) Männerforschung und dekonstruktivistischen Geschlechterforschung ein. Ausgestattet mit diesem Hintergrundwissen können sich auch ‚fachfremde‘ Leser und Leserinnen bestens vorbereitet der weiteren Lektüre widmen und Schaberts detaillierter Analyse stets gut folgen.

Es wäre vermessen anzunehmen, in einer Rezension dem gesamten Spektrum des knapp 500 Seiten umfassenden Werkes auch nur annähernd gerecht werden zu können. Exemplarisch herausgreifen möchte ich deshalb Schaberts Ausführungen zum epochal variierenden Verhältnis zwischen unterschiedlichen ‚Realismen‘ und den jeweilig vorherrschenden Auffassungen von Geschlecht und Sexualität. Wenn Virginia Woolf in *A Room of One's Own* (1928) schreibt, „Fiction must stick to facts, and the truer the facts the better the fiction – so we are told“ (zit. nach Penguin Ausgabe 2000, 17), klingt in ihrem „so we are told“ eine für die Klassische Moderne charakteristische Skepsis gegenüber oberflächlich abbildenden Verfahren an. Der Realismus vergangener Dekaden wurde von Autorinnen und Autoren des frühen 20. Jahrhunderts besonders im neuen Genre des Bewusstseinsromans gebrochen, das durch die Darstellung innerlicher Gedankenprozesse die subjektive Erfahrbarkeit von ‚Realität(en)‘ in das Zentrum der Romanwelten rückte (psychologischer Realismus⁵). War in den Künstler- und Künstlerinnenkreisen des Londoner *Bloomsbury Circle* und der Pariser *Rive Gauche* Platz für Geschlechtergrenzen und monogame Beziehungsvorstellungen überschreitende sexuelle Abenteuer sowie für eine „ganz spezifische innere ‚Vision‘ von Welt“ (55), in der das „Ideal androgynen Schreibens“ (79) u. a. durch „[g]eschlechterkruzendes Erzählen“ (115) vertreten wurde, so trifft man außerhalb dieser Zirkel auf das Ideal „harte[r] Männlichkeit“ (83). Dieses dient besonders während und nach dem Ersten Weltkrieg dazu, „die europäische und imperiale Machtposition Englands aufrechtzuerhalten (...). Männlichkeit und *Britishness* gehören zusammen“ (ebd.). Besonders präsent ist diese Allianz bei jenen Dichtern, die „[a]lles, was weich, ineinanderfließend, vage, geheimnisvoll nebelumhüllt, emotional geprägt, assoziativ verbunden ist“ (138), auf der weiblich konnotierten „Negativseite“ (ebd.) verorten, während all das, was als „metallische Präzision, distanzierte Klarheit und Sprödigkeit“ (ebd.) gilt, positiv gesehen wird. Dichterinnen hingegen, so Schabert, scheinen häufiger

ein „persönliches Bewusstsein“ (147) zu vermitteln und tendieren zur Negation der „Opposition von männlich und weiblich“ (148).

Mit der sich verschlechternden wirtschaftlichen Lage und der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges werden Geschlechterfragen zunächst in den Hintergrund gedrängt. In den 1930er Jahren wird das „Programm des dokumentarischen Schreibens“ (172) prominent: „Auf der Basis empirischer Studien soll Literatur die gesellschaftliche Realität, vor allem die bis dahin weitgehend ausgeklammerte Realität der unterprivilegierten Gesellschaftsschichten, möglichst genau wiedergeben“ (ebd.). Als neues Genre entwickelt sich der Dokumentarfilm. In der Literatur wird mit „innovativen, fotografisch präzisen und filmartig multiperspektivischen Darstellungsweisen“ (193) experimentiert, im Verfahren der *dense description* sollen die Lebensumstände von Arbeitern, Arbeitslosen und Armen aufgezeichnet werden. Dass in den fiktional überformten Dokumentationen dieser Zeit die „Neutralität des Erzählens ebenso trügerisch ist wie die einer Kamera“ (202), zeigt nicht nur die Vernachlässigung der Lebenssituation(en) von Frauen. Gerade Autoren aus dem Bürgertum scheinen mit der Darstellung von Männern aus der Arbeiterklasse und der ihnen zugeschriebenen „Abhängigkeit, Leidensfähigkeit und Geduld“ (210) sowie „der Passivität der Arbeitslosigkeit“ (ebd.) eine Feminisierung zu betreiben, von der sie sich selbst in ihrer bürgerlich-männlichen Identität absetzen wollen. Allerdings wird die dargestellte Körperlichkeit häufig von einer homoerotisch aufgeladenen „Schönheit der entkleideten, muskulösen und vernarbten Körper“ (211) begleitet. In der zweiten Jahrhunderthälfte beginnen auch Autorinnen ihre Sicht auf England und die Arbeiterinnenwelt zu schildern. Dass die Großstadt, insbesondere London, ab den 1960er Jahren wieder als „Ermöglichungsraum für weibliche Selbstbestimmung“ (285) gilt, zeigen die zahlreichen literarischen Erkundungen weiblicher Lebensräume. Während durch „[p]hallische Motivik“ (271) und „[m]isogyne Unter- und Obertöne“ (ebd.) aufgeladene Lyrik in den 1930er bis 1950er immer noch „Männerarbeit“ (270) zu sein scheint, wird im Theater des Absurden „körperliches Leben (...) zugunsten einer reinen Kopffexistenz“ (262) abgetötet. Diese „Regression des Humanen“ (263) parodiert zwar auch typische Formen des *male bonding*, gewährt Frauen aber häufig nicht einmal mehr eine eigene Bühnenpräsenz.

In der Postmoderne ist unter dem Einfluss (de)konstruktivistischer Theorien jegliche ‚Realität‘ nur noch in Anführungszeichen zu denken. Sprache versagt als realitätsabbildendes Instrument; marginalisierte, bis dahin ungehörte Stimmen melden sich zu Wort; *sex* und *gender* werden als „Fiktion, Maskerade, Zitat, Performanz“ (299) entlarvt. Der ‚Sprachkrise‘ wird mit „nichtmimetischen Erzählweisen“ (310) begegnet, die es ermöglichen, das „Konstruktpotential[] von Geschlecht voll auszuleben“ (314). Im Theater werden mit den Mitteln von *cross-dressing* und *cross-casting* ‚Geschlechterrealitäten‘ verkompliziert. Im Roman wird neben der Möglichkeit der *cross-gendered narrative* oder dem Einsatz geschlechtsambiger Erzähler und Erzählerinnen der „operative Geschlechtswechsel (...) als Beleg für ein komplexes und labiles Verhältnis von *sex* und *gender*“ (352) angeführt. Dieses ‚Spiel mit den Grenzen‘ das bis zur „total[en] Ununterscheidbarkeit von *fact* und *fiction*“ (374) getrieben wird, kann

in Rekurs auf eine Art des Erzählens, die in England vor allem durch Autorinnen und Autoren mit postkolonialem Hintergrund geprägt wurde, als ‚magischer Realismus‘ bezeichnet werden: „[R]ealistische Schilderungen werden begleitet oder abgelöst von Motiven des Wunderbaren (...). *Magical realism* lehnt sich auf gegen die Selbstsicherheit westlicher Logik und die Enge rational kontrollierten Erzählens“ (390) und dient dabei „nicht nur epistemologischen, sondern auch politisch subversiven Zwecken“ (ebd.). Schabert zufolge verliert in den 1990er Jahren die in der Postmoderne nicht fassbare ‚Realität‘ „unter dem Druck des sozialen und politischen Unfriedens ihre Anführungszeichen“ (413). In der „Nach-Postmoderne“ (415) ist die eigene Position eine unter vielen, muss aber neuerdings „gegenüber [den] anderen Positionen begründet werden“ (ebd.).

Eine solche Begründung bietet der ‚kritische Realismus‘, (...) [der] vom Primat der objektiv vorgegebenen Realität ausgeht anstatt vom psychologisch und linguistisch konditionierten Erkennen. (...) Als ‚kritisch‘ bezeichnet sich dieser Realismus deshalb, weil er um die Begrenztheit des menschlichen Vermögens, Wirklichkeit zu erfassen, weiß. (415f)

Folgt man Schabert, scheint sich dies in der neueren Literatur dahingehend auszuwirken, dass „die ‚intransitive‘ Gegenwart von Dingen und von menschlichen Körpern“ (417) stärker betont wird. Wo Erzählen als „Gestaltungs-, Kommunikations- und Verstehensprozess (...) kohärenzstiftend und gemeinschaftsfördernd“ (436) wirkt, bleibt kein Platz mehr für „postmoderne[] Unverbindlichkeit“ (439). Welchen Beitrag eine neue ‚ethische‘ Literatur, die „eine altruistische Art von Liebe als Gegenkraft zu den dominanten gesellschaftsdestruktiven Kräften wieder entdeckt und als Ideal [preist]“ (ebd.), zu den Debatten um *sex*, *gender* und *desire* liefern kann, wird sich zeigen.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass Schaberts Stärke in der eingängigen, nicht nur für Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler nachvollziehbaren Darstellung von zeitübergreifenden Zusammenhängen zwischen literarischer Produktion, medizinischer, juristischer und gesellschaftlicher Entwicklung liegt. Für am Verlagswesen Interessierte lässt Schabert regelmäßig Hintergrundinformationen zu den Publikationsumständen einzelner Werke einfließen. Außerdem nennt sie sich hauptsächlich in den 1980er Jahren herausbildende ‚Frauenverlage‘, feministische Zeitschriften sowie lesbische und schwule Theatergruppen, die die Subkultur(en) bereicher(te)n. Als besonderes Bonbon hat Schabert in Anlehnung an ein Gedicht von Anthony Thwaite ihr Epiloggedicht „On Consulting *The Cambridge Guide to Women’s Writing in English*“ verfasst, durch das in Schul- und Universitätslehrplänen des 21. Jahrhunderts teilweise noch immer zu wenig beachtete Autorinnen Sichtbarkeit erlangen. Dieses Rhythmus- und Klangspiel wird ein Lächeln auf die Lippen einer jeden Leserin und eines jeden Lesers zaubern. Wer bis jetzt nur den ersten Band dieser englischen Literaturgeschichte hat, wird sich schnell auch den zweiten besorgen. Wer nur den zweiten kennt, wird nicht warten können auch den ersten zu lesen.

Birte Giesler

Die „Vorkämpferin und Vordenkerin neuer Frauenideale“ (Adele Schreiber) wird 175 – Zwei Neuerscheinungen zum Jubiläumsjahr von Hedwig Dohm.

Nikola Müller/ Isabel Rohner (2006) Hg. Hedwig Dohm – Ausgewählte Texte. Ein Lesebuch zum Jubiläum ihres 175. Geburtstages. Berlin: Trafo (317 S., 24,80 Euro).

Cornelia Pechota Vuilleumier (2005) „O Vater, laß uns ziehn!“ Literarische Vater-Töchter um 1900. Hildesheim u.a.: Olms (412 S., 58 Euro).

Ich bin des Glaubens, daß zukünftige Gesellschaften auf unsere Sitten wie auf die von Urvölkern blicken werden; ich bin des Glaubens, dass die eigentliche Geschichte der Menschheit erst dann beginnt, wenn der letzte Sklave befreit ist, wenn das Privilegium der Männer auf Bildung und Erwerb abgeschafft, wenn die Frauen aufhören, eine unterworfenen Menschenklasse zu sein – die Fesseln der einen binden alle –, dann erst beginnt die freie Entwicklung der ganzen Menschheit jene Entwicklung, deren Ziel der Mensch ist – ein Ebenbild Gottes.

Hedwig Dohm, „Ich bin des Glaubens“, 1878

Hedwig Dohm (1831-1919), eine der ersten deutschen radikalen Feministinnen, war hinsichtlich der Geschlechterfrage zeitlebens Optimistin. So sehr sie unter ihrem eigenen gesellschaftlichen Schicksal und dem ihrer Mitschwestern litt, so glühend setzte sie sich für die Verbesserung der Lebensumstände ihrer Töchter und Töchterstöchter ein – fest überzeugt davon, dass diese es einmal besser haben würden als sie selbst und ihre Zeitgenossinnen und ebenso überzeugt davon, dass die Themen ihrer Schriften in absehbarer Zeit obsolet sein würden. Eine ‚Eva-Hermann-Debatte‘ Anfang des 21. Jahrhunderts? – Hedwig Dohm würde sich ungläubig im Grab umdrehen.

So wenig Hedwig Dohms Themen ‚erledigt‘ sind, so wenig hat ihr Name bisher den Platz im kulturellen Gedächtnis eingenommen, der ihm eigentlich gebührt. Als eine der ersten, die in Deutschland bereits 1873 das Stimmrecht für Frauen forderte, wurde die Berlinerin jüdischer Abstammung zur Vordenkerin und Gallionsfigur der deutschen Frauenbewegung; und als solche verkörpert Hedwig Dohm heute einen auffälligen Widerspruch: Im 19. Jahrhundert eine der bekanntesten Schriftstellerinnen und Publizistinnen und von der zweiten deutschen Frauenbewegung in den 1970er Jahren wiederentdeckt, wurde die Großmutter Katia Manns zu einer in aktuellen feministischen und genderkritischen Kontexten vielzitierten Ikone. Will man diese Zitate im ursprünglichen Kontext nachlesen, sucht man die Bücher und Schriften allerdings weitgehend vergebens. Bis auf wenige Ausnahmen, mit denen in den letzten Jahrzehnten

vereinzelt Romane, Novellen oder Essays quasi „häppchenweise“ auf den Markt kamen (die inzwischen meist auch schon wieder vergriffen sind) wurden Dohms Texte nie wieder aufgelegt. Die Forschung und das einschlägig interessierte Publikum blieben so notgedrungen auf die Lesesäle in Bibliotheken und Archiven verwiesen, um dort in die konservierten Erstausgaben Einsicht nehmen zu können. Eine Gesamtausgabe des umfangreichen Œuvres von Hedwig Dohm wurde schon lange vermisst und gefordert.

Diese ist nun endlich in Angriff genommen. Unter dem Motto „Die Edition Hedwig Dohm kommt!“ haben Nikola Müller und Isabel Rohner zusammen mit dem Berliner Verlag trafo zum 175. Geburtstag der radikalen Frauenrechtlerin den Anfang zu einer kritisch kommentierten Hedwig-Dohm-Gesamtausgabe gemacht. „87 Jahre – ein langes Menschenleben – nach ihrem Tod startet . . . die *Edition Hedwig Dohm*“, wie die Herausgeberinnen in ihrem Editorial zum Jubiläumsband *Hedwig Dohm. Ausgewählte Texte* schreiben (7). Der Band versteht sich als Lesebuch und Grundstein zur angekündigten Gesamtausgabe, die in den kommenden Jahren mit jeweils zwei Bänden pro Jahr erscheinen soll.

Dass Hedwig Dohms Themen nichts an ihrer Aktualität und Brisanz verloren haben, zeigt bereits ein Blick in das Inhaltsverzeichnis des Jubiläumsbandes, stellte Hedwig Dohm mit einem ihrer Essays doch schon 1900 Fragen, die heute noch die Gemüter bewegen, wie: „Sind Berufstätigkeit und Mutterpflichten vereinbar?“ (206). Über eine Zeitspanne von mehr als fünfzig Jahren veröffentlichte Hedwig Dohm feministisch-politische Essays, Lustspiele, Romane, Novellenbände, Aphorismen, Artikel, Rezensionen und Novellen in Zeitungen, Zeitschriften und Sammelbänden sowie eine Abhandlung über die spanische Nationalliteratur. In ihren Texten der unterschiedlichsten Genres untersuchte die radikale Denkerin scharfzüngig soziale Zusammenhänge und entlarvte – lange vor der ‚Theorieakrobatik‘ durch Konzepte wie Ethnomethodologie, Dekonstruktion oder Radikalkonstruktivismus etc. – die ‚Natur der Frau‘ als soziales und kulturelles Konstrukt. Außerdem korrespondierte Hedwig Dohm mit zahlreichen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens wie Marie Baum, Maximilian Harden, Auguste Hauschner, Karl Kautsky, Fritz Mauthner oder Rosika Schwimmer.

Aus dem mannigfaltigen Dohmschen Gesamtwerk legen die Herausgeberinnen in ihrem Jubiläumsband eine orthographisch behutsam den aktuell gültigen Rechtschreibregeln angepasste Auswahl von ungekürzten Texten verschiedener Genres vor: gesellschaftskritische Novellen (z.B. *Werde, die du bist*), sezierende Essays (z.B. *Nietzsche und die Frauen*), humorvolle Feuilletons (wie *Die Unpersönlichkeit der Frau*), Schriften gegen den Krieg (z.B. *Gegen den Missbrauch des Todes*) sowie bislang gänzlich unbekannte Aphorismen und Briefe. „Die schriftstellerische Vielseitigkeit Hedwig Dohms . . . , die sich weder auf ein Genre noch auf eine Schaffensphase festlegen will“ (25), zu demonstrieren, ist dabei die erklärte Absicht. Der Band wird von zwei Texten über Hedwig Dohm abgerundet (Minna Cauers *Hedwig Dohm zum 80. Geburtstag* aus dem Jahr 1913 sowie *Meine Eltern Ernst und Hedwig Dohm*, geschrieben 1930 von Hedwig Dohms Tochter bzw. Thomas Manns Schwiegermutter Hedwig Pringsheim-Dohm).

Die geneigte LeserIn darf sich freuen. Auf das Lesevergnügen mit den kommenden Bänden, die hoffentlich so planmäßig erscheinen können, wie dies

mit der Neuausgabe des Romans *Sibilla Dalmar*, der im Jahr 1896 erstmals erschienen war, bereits gelungen ist. Wer sich über das Editionsprojekt näher informieren möchte, sei auch auf die von den Herausgeberinnen betriebene Website unter <www.hedwigdohm.de> verwiesen.

Hedwig Dohms Roman *Christa Ruland* – er war 1902 bei S. Fischer in Berlin erstmals erschienen und seine Neuedition ist in der *Edition Hedwig Dohm* noch für dieses Jahr angekündigt – ist unter anderem Untersuchungsgegenstand in der unter dem Titel „*O Vater, laß uns ziehn!*“ *Literarische Vater-Töchter um 1900* bei Olms erschienenen Dissertation der Lausanner Germanistin und Literaturwissenschaftlerin Cornelia Pechota Vuilleumier.

An drei Romanen von Schriftstellerinnen der Jahrhundertwende – Gabriele Reuters *Gunhild Kesten* (1894/1904), Lou Andreas-Salomés *Ruth* sowie Hedwig Dohms bereits erwähnter *Christa Ruland* – untersucht die Autorin die Darstellung der Emanzipation von Töchterfiguren, die sich gegen die Erwartungen ihrer Väter durchzusetzen und ihren eigenen Weg durchs Leben zu gehen suchen. Das Titelzitat ihrer Arbeit entnimmt die Autorin einem der Gesänge Mignons aus Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Mit ihrer Konzentration auf die Bedeutung dieses Motivs in der ‚Frauenliteratur‘ der Jahrhundertwende knüpft Vuilleumier an die jüngere Hedwig-Dohm-Forschung an, welche die „Vereinnahmung der Schriftstellerin als Ikone der Neuen Frauenbewegung ablöste“ (15) und durch ein erklärtes Interesse an der Ästhetik ihrer dezidiert intertextuellen Schreibweise die fiktionalen Texte Hedwig Dohms erst zum Forschungsgegenstand einer genuinen (genderorientierten) Literaturwissenschaft machte. Dabei wendet Vuilleumier das bei Goethe auf Mignons frühen Tod und das Jenseits verweisende Zitat diesseitig. Vuilleumier zufolge richtet sich die Mignon-Anspielung bei den Frauenfiguren von Autorinnen um 1900 auf irdische ‚handfeste‘ feministische Forderungen, nämlich „auf eine Erweiterung ihrer Handlungs-Spielräume in Kunst und Wissenschaft“ (13). Die weibliche Emanzipationsproblematik interpretiert Vuilleumier „mit einem Seitenblick auf den zeitgenössischen Juden, jenen anderen Außenseiter der wilhelminischen Gesellschaft“ (16). Mit der analogen Betrachtung von Geschlechterdiskriminierung und Antisemitismus/Antijudaismus wendet der Beitrag gesellschaftskritische Überlegungen, die zuvor Hannah Ahrendt, Adorno, Hans Mayer und in der jüngeren Rahel-Varnhagen-Forschung vor allem Barbara Hahn angestellt haben, für die Analyse der Literatur des *Fin de siècle* an. Nach Vuilleumier spiegeln sich die Heldinnen der von ihr untersuchten Romane in den „jüdische[n] Protagonisten oder Themen-Kreise[n]“ (17), findet „die Kompromiss-Lösung jüdischer Akkulturation in den paradoxen Emanzipations-Bestrebungen von Vater-Töchtern eine Entsprechung“ (ebd.). Diesen von der Forschung bisher nicht berücksichtigten „narrativen Zusammenhang“ (ebd.) herauszuarbeiten, ist erklärtes Ziel der Arbeit.

Ihr Kapitel zu Reuters *Gunhild Kesten* stellt Vuilleumier unter den Titel „Eine *Neue Frau* zwischen Vater-Liebe und Kunst-Trieb“ (33-172), erzählt der

Roman doch die Geschichte einer Sängerin, die sich dem Kunstverbot ihres Vaters widersetzt und durch den Tod des Vaters und mit der Hilfe von Ersatzeltern schließlich beides erlangt: künstlerischen Erfolg und eine liebevoll-positive Identifikation mit dem leiblichen Vater, dem sie ihre künstlerische Begabung zu verdanken glaubt.

Hedwig Dohms *Christa Ruland* liest Vuilleumier als „Weibliche Sinn-Suche im Spannungsfeld deutsch-jüdischer Kultur“ (173-275), schließlich habe Dohm in ihrem Roman die Frauen-Frage durch einen „jüdischen Diskurs“ überlagert (174). Wie Reuters so gelingt auch Dohms Titelheldin der schrittweise Gang eines eigenen Weges. Ohne ihren Platz in der Gesellschaft zu verlieren, kann Christa Ruland mit den väterlichen und gesellschaftlichen Vorstellungen von der ‚weiblichen Bestimmung‘ brechen und – nach Scheidung und einer Reihe unkonventioneller Beziehungen – ein Leben als berufstätige Frau ohne Mann wählen.

Bei Lou Andreas-Salomés *Ruth* handelt es sich nach Vuilleumiers Lesart um „Eine Kindfrau zwischen Regression und Emanzipation“ (277-334). Der Roman, der im Gegensatz zu den beiden anderen untersuchten Entwicklungsgeschichten nur einen relativ kurzen Lebensabschnitt der verwaisten Titelheldin beschreibt, erzählt von deren Auseinandersetzung mit dem „inestuöse[n] Machtanspruch eines Mentors“ (291). Andreas-Salomés populärster Roman thematisiert eindrücklich die Notwendigkeit, sich auch von geistigen ‚Ersatzvätern‘ zu emanzipieren. Besonders interessant an Vuilleumiers *Ruth*-Lektüre ist die intertextuelle Betrachtung des Mignon-Bezugs, den die Autorin mit dem Pygmalion-Stoff analogisiert (300-304): Auch bei Pygmalion ist das weibliche ‚Selbst‘ männlich-narzisstisch besetzt, liebt der Mann als Schöpfer bzw. ‚Ziehvater‘ doch kein eigenständiges Wesen, sondern sein eigenes *Ge-Bild-e*.

Lässt Vuilleumiers „*O Vater, laß uns ziehn!*“ leider ein synthetisierendes Kapitel, das die wichtigsten Ergebnisse der umfangreichen Einzelromananalyse zusammenführen würde, vermissen, leistet es dennoch einen wertvollen Beitrag zur Erforschung der deutschsprachigen Literatur der Jahrhundertwende. Nicht nur Bibliotheken und Sammlungen zur genderorientierten Kultur- und Literaturwissenschaft sei es nachdrücklich zur Anschaffung empfohlen, macht das reichhaltige Bildmaterial mit zeitgenössischen Fotografien und themenbezogenen Kunstwerken die Publikation doch zusätzlich interessant. Dass die Studie als eher voraussetzungsreich und an ein Fachpublikum gerichtet einzustufen ist, verweist zurück auf das eingangs angesprochene Desiderat im kulturellen Gedächtnis der Deutschen: Alle drei untersuchten Romane waren zum Zeitpunkt der Drucklegung des Buches „nicht mehr neu aufgelegt“ (15), so dass die Arbeit einem breiteren Publikum unbekanntere Texte zugänglich macht. Es bleibt zu hoffen, dass sich dies auch in Zeiten von Verlagspleiten und knapper Kassen im Kultursektor ändern kann. Die Initiative des *trafo*-Verlags hinsichtlich Hedwig Dohms ist ein sehr begrüßenswerter Schritt in diese Richtung.

Rezensionen zum Thema
,Feminism revisited'

Ruth Brand

Die neue F-Klasse – die dritte Frauenbewegung?

Thea Dorn (2006) Hg. *Die neue F-Klasse – Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird*. München: Piper Verlag (343 S., 14,90 Euro).

In den vergangenen Jahren hat in Deutschland – in krassem Gegensatz zu anderen europäischen Ländern – ein konservativer Rollback unter den MeinungsmacherInnen um sich gegriffen, wie er zuvor kaum als möglich galt. Um die Jahrtausendwende setzte in den Medien eine intensive Debatte über die schon seit Langem bekannten demografischen Fakten in Deutschland ein. Dem folgte eine Debatte über die Frage, warum die deutschen Frauen – die in den meisten Debatten als Hauptschuldige am Altern der Gesellschaft bezichtigt wurden – keine Kinder mehr bekämen. Die Kleinfamilie aus den 1950er Jahren wurde dabei in hohem Maße naturalisiert und ihre teilweise Auflösung, vor allem durch das Aufweichen der weiblichen Rolle als ausschließliche Hausfrau und Mutter, als Ursache identifiziert. Eva Hermanns Buch *Das Eva-Prinzip* brachte die Diskussion zum Siedepunkt, indem die Ex-Tagesschau-Moderatorin ihren eigenen Lebensweg als Irrweg und sich selber als gescheiterte Karrierefrau brandmarkte, die nun aber erkannt haben wollte, dass die durch die Fehlentwicklung des Feminismus erschöpften Frauen ihre wahre Bestimmung wieder an der Seite eines beschützenden Mannes finden sollten.

Dieser rückwärts gewandten Debatte haben sich eine Reihe von AutorInnen entgegen gestellt, die sich in ebenfalls eher auf einen breiteren Kreis von LeserInnen zielenden Texten mit der Frage nach der Ursache des reaktionären Diskurses befassten, aber auch mit damit einher gehenden Fragen wie dem Prestigeverlust des Feminismus und nicht zuletzt mit Gegenentwürfen zum deutschen Muttermythos, die die verschiedenen Lebenssphären von Privat- oder Familienleben mit beruflicher Karriere verbinden. Eine davon ist die Berliner Schriftstellerin und SWR-Moderatorin Thea Dorn. Sie machte sich, so ihre Beschreibung der Motivation zu diesem Buch, auf die Suche nach einer neuen Generation von Frauen – eben der neuen F-Klasse: Sie sorgen jenseits der abstrakt formalen Gleichberechtigung, die durch die zweite Frauenbewegung im Kampf um Abtreibung, Arbeit und Ehe erfochten wurde, durch ihre individuellen biografischen Entscheidungen dafür, dass daraus auch eine alltäglich gelebte, gleiche gesellschaftliche Teilhabe durch das Erreichen von Führungspositionen wird. Anlass für die Suche nach einer neuen „Klasse“, also einer großen Gruppe, die auch wesentliche Gemeinsamkeiten hat, war Dorns Eindruck, dass im Gegensatz zu den vorhergehenden Jahrzehnten in den 1990er Jahren sowie den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts in wesentlich größerer Zahl als zuvor Frauen in wichtigen beruflichen Positionen zu finden waren und sind. Allerdings dachte Dorn nicht an eine Klasse im Marx'schen Sinne, sondern nutzte eher ein Wortspiel: Sie sucht nach Klasse-Frauen und nannte die von ihr identifizierte weiblichen Avantgarde ‚F-Klasse‘. Was diese Angehörigen der gewissermaßen

dritten Frauenbewegung gemeinsam haben, darüber diskutiert Dorn mit elf in sehr unterschiedlichen Berufen erfolgreichen Frauen der Jahrgänge zwischen 1962 und 1978, wobei für jede die Fragen von Frauen- und Männerrollen, gesellschaftlichen Erwartungen, Familienarbeit und beruflichen Anforderungen eine andere Rolle spielten. Dabei achtete Dorn bewusst auf eine Herkunft ihrer Gesprächspartnerinnen aus unterschiedlichen sozialen und kulturellen Milieus: Nur fünf der Frauen wurden in der alten Bundesrepublik geboren und weniger als die Hälfte stammt aus klassischen bildungsbürgerlichen Milieus. Einige sind prominent – so die TV-Moderatorinnen Maybrit Illner und Charlotte Roche oder die FDP-Europaabgeordnete Silvana Koch-Mehrin –, andere dürften einem breiten Publikum etwas weniger bekannt sein, so die forensische Psychiaterin Nahlah Saimeh oder Efstratia Zafeiriou, Leiterin der Abteilung Markt- und Trendforschung bei Audi.

Die Hälfte von ihnen hat Kinder – allerdings nicht alle, denn Thea Dorn wollte bewusst in einer Zeit der aggressiven Angriffe von Boulevard-, aber auch konservativer Presse auf kinderlose Frauen eben solche zu Wort kommen lassen, die sich bewusst gegen Mutterschaft entschieden haben. Dennoch ist die Frage der Familienarbeit, verbunden mit dem Kampf gegen den wieder erstarkenden spezifisch deutschen Muttermythos, zentral für die individuellen Geschichten, die Thea Dorn zu hören bekam: Silvana Koch-Mehrin berichtet von Kollegen, die sich ‚selbstlos‘ bereit erklärten, ihre Parteiämter zu übernehmen, als sie schwanger war, Efstratia Zafeiriou schildert die Ratlosigkeit ihres Chefs, als sie – als erste Frau in der Position einer Assistentin des Vorstandsvorsitzenden – schwanger wurde. Alle Mütter waren sich in den Gesprächen darin einig, dass es ohne einen Partner, der die Familienarbeit zu gleichen Teilen schultert, für Frauen sehr schwierig ist, beruflich Erfolg zu haben. So erzählt Silvana Koch-Mehrin:

Bei einer Veranstaltung (...) habe ich im letzten Jahr Ursula Engelen-Kefer, die langjährige stellvertretende DGB-Vorsitzende, kennen gelernt. Und obwohl wir politisch keine großen Gemeinsamkeiten haben, fand ich es persönlich sehr spannend zu erfahren, das sie ebenfalls zwei Kinder hat und einen sehr unterstützenden Mann, der frühzeitig in den Ruhestand gegangen ist und sie jetzt überall hin begleitet. Das hat mich noch einmal in meiner Überzeugung bestätigt: Ohne den richtigen Partner im Rücken wird es für eine Frau, die beruflich etwas erreichen will, ganz, ganz schwer. Deshalb kann ich Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, einen Mann an meiner Seite zu haben, der klaglos zur Stelle ist, wenn ich spontan von Brüssel nach Berlin muss – selbst wenn dadurch sein Rugby-Training oder ein Business-Termin ausfallen. (256)

Die sehr unterschiedlichen Berufsbiografien bedingen auch sehr unterschiedliche Sichtweisen der F-Klasse-Frauen auf weibliche und männliche Lebensentscheidungen und die sich daraus ergebenden Konsequenzen: Die forensische Psychiaterin Nahlah Saimeh befasst sich mit der Frage der erheblichen Überrepräsentanz von gewalttätigen Männern unter ihren straffälligen Patienten und schildert die Suche nach einer Überformung der gesellschaftlich nicht mehr

anschlussfähigen und dadurch psychisch krank machenden Hypermaskulinität. Die Berufsberaterin Uta Glaubitz beschreibt hingegen vor allem berufliche Hindernisse, auf die die Teilnehmerinnen ihrer Seminare stoßen, die sie sich durch bestimmte Muster von Berufswünschen und deren (Nicht)-Erfüllung aber auch bisweilen selbst in den Weg stellen: Die Romantisierung und Naturalisierung weiblicher Friedfertigkeit, die Angst, wegen einer eigenen Karriere vom Partner verlassen zu werden oder ein von ihr an vielen Frauen beobachtetes Sicherheitsgefühl, wenn sie im Schatten ihres Chefs stehen. Wichtiges Feindbild von Dorn selbst – und auch Begründung für die von ihr als notwendig erachtete Suche nach einer neuen Klasse von Führungsfrauen – ist der 70er-Jahre-Feminismus, von dem sie sich aufgrund des Opferstatus, den er Frauen grundsätzlich zuschreibe, distanziert.

[Es] gibt (...) inhaltlich unübersehbare Differenzen zum klassischen 70er-Jahre-Feminismus, der – wenigstens in seiner vulgärsten Form – die Trennlinie zwischen ‚Gut‘ und ‚Böse‘ schlicht zwischen ‚Frau, und ‚Mann‘ zog und in der ‚Zwangsheterosexualität‘ die Wurzel allen Geschlechterübels ausgemacht haben wollte. Keine der Frauen, die mich interessieren, würde in irgendeiner Weise Wert darauf legen, für benachteiligt oder gar für ‚ein Opfer‘ gehalten zu werden. Ebenso würde keine der Frauen fürchten, sich bereits in dem Moment ins Patriarchat zu fügen, in dem sie den Lippenstift aus der Tasche holt. (36f.)

An das Ende ihrer Interviewsammlung stellt Dorn ein ausführliches Fazit, in dem sie die Ergebnisse der Gespräche in Teilen nochmals aufgreift und außerdem einige Forderungen formuliert, und zwar an Männer, Frauen, Politik und Gesellschaft: So brauchen wir, wie schon oft gefordert, auch nach Dorn einen Ausbau der Kinderbetreuung, der aber auch mit einem anderen gesellschaftlichen Klima – in hohem Maße von Frauen gemacht – einher gehen müsse. Fordert nur eine Minderheit die Ganztagsbetreuung, während ein Großteil der Frauen sich klaglos ausschließlich der Familie widmet, so sieht Dorn hier nur schwer die Chance auf eine Änderung auf breiter Basis. Aber nicht nur Staat und Frauen sind AdressatInnen, sondern auch die Männer: Ihnen wird eine partnerschaftliche Arbeitsteilung im Haushalt abverlangt. Der neue Mann soll nicht mehr die Alleinernährerrolle ausfüllen müssen, sondern seinen Anteile am Familienleben auch als Erzieher ausleben dürfen.

Die von Dorn identifizierte neue F-Klasse ist eindeutig ein Modell für die Frauenelite,

die den Mut hat, Führung zu übernehmen (...) Frauen, die vor 30 Jahren noch eine absolute Ausnahmeerscheinung gewesen wären, jetzt aber – obwohl sie noch immer in der Minderheit sind – anfangen, eine eigene Klasse darzustellen (36, 37).

Ihr Buch ist deshalb allen zu empfehlen, die sich von Portraits von Frauen, die ‚es geschafft‘ haben, inspirieren lassen wollen, ohne dass die Probleme, die dem noch immer entgegenstehen, darin negiert würden.

Eva Voß

„Wer sich nicht wehrt, endet am Herd.“

Silvana Koch-Mehrin (2007) Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus. Berlin: Econ Verlag (220 S., 18,00 Euro).

„Wer sich nicht wehrt, endet am Herd.“ So steht es auf einer Postkarte geschrieben, wie sie die Großmutter von Silvana Koch-Mehrin in ihrer Küche hängen hat. Die Großmutter ist eigentlich eine nach heutigen Maßstäben ganz klassische Rabenmutter gewesen (damals wäre natürlich niemand auf die Idee gekommen, so etwas zu behaupten): Als Kriegswitwe hat sie ihre Kinder alleine großziehen und das nötige Geld erwirtschaften müssen. Dafür ist sie zeitweise drei Beschäftigungen am Tag sowie nächtlichen Strick- und Näharbeiten nachgegangen. Die Kinder sind trotzdem nie zu kurz gekommen, denn in der verbleibenden Zeit, war sie als Mutter voll und ganz für sie da. „Quality Time“ nennen das die Amerikaner: Zeit, die, wenn auch begrenzt, in vollem Umfang für die Kinder aufgebracht wird. Und darum geht es auch Silvana Koch-Mehrin, wenn sie für einen „neuen Feminismus“ eintritt. Nicht gegen Männer, sondern für die Befreiung der Frau aus ihrer erzwungenen Einschränkung als Nur-Hausfrau-und-Mutter und für eine gelebte Selbstbestimmung von Frauen in allen Lebensbereichen. Ein ganz wesentlicher Aspekt in dieser Feminismus-Bestimmung liegt in der kritischen Begutachtung des deutschen Sonderweges, die Frauenfrage immer als Mutterfrage zu sehen. Frauen, so Koch-Mehrin haben es in Deutschland doppelt schwer: Wenn sie arbeiten, werden sie als Rabenmütter diffamiert; bleiben sie für die Kinder zu Hause, fehlt ihnen der gesellschaftliche Anschluss – ganz zu schweigen von ausbleibenden Einkünften oder zukünftigen Rentenbeiträgen. Dass es anders geht, zeigen nicht nur die positiven Beispiele anderer europäischer Länder, in denen Frauen in weit höherem Maße am Erwerbsleben und überwiegend voll berufstätig teilnehmen (also nicht nur in der so genannten Teilzeitfalle enden wie in Deutschland) und zudem auch mehr Kinder zur Welt bringen. Wie das im Alltag funktioniert, zeigt Koch-Mehrin an sich und Beispielen aus ihrem Umfeld. Als Frau eines emanzipierten Mannes, der sich weder bei der Hausarbeit noch in der Kindererziehung entmündigen lässt und als Mutter von zwei Kindern, die ganz selbstverständlich (und gerne) in die Krippe/den Kindergarten gehen, schafft Koch-Mehrin den Spagat der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Und für diese Normalität des eigenen Lebens „streitet“ sie auch in ihrem Buch. Nicht immer ganz politisch korrekt und manchmal auch etwas zu vulgär im Ausdruck (die „Bullshit-Ausrufe“ sind nur ein Beispiel), aber dafür authentisch in der Sache: Ihr ist es wirklich ernst mit dem Aufruf an Frauen, sich hierzulande nicht in Entscheidungsrahmen zwischen Kind und Karriere einengen zu lassen. Gleichzeitig mahnt sie aber auch die Frauen selbst, sich nicht zu leicht aus dem politischen, wirtschaftlichen, aber auch privaten Geschehen abdrängen zu lassen und sich stattdessen selbstbewusst mit den eigenen Vorstellungen durchzusetzen. Frauen, so Koch-Mehrin, müssen sich endlich mehr zutrauen, sei es bei der Wahl des Berufes (statt Friseurin doch

mal Maschinenbauerin), der Aushandlung von Gehältern oder der Überwindung von traditionellen Rollenklischees: Dies beinhaltet auch, *vor* der Geburt mit dem Partner Absprachen zur Arbeitsteilung bei Kindererziehung und Haushalt einzufordern, wie es offensichtlich noch immer zu wenige Frauen tun.

Ganz oben auf der Prioritätenliste steht für Koch-Mehrin aber, dass sich die strukturellen Bedingungen für Frauen und Männer mit Kindern ändern. Die deutsche Politik müsse endlich das Fünfziger-Jahre-Familienidyll für ein realistisches und dynamisches Familienmodell aufgeben, das Frauen (und Männern) auch ohne Zuweisung von Schuldgefühlen ein Neben- und Miteinander von Beruf und Familie ermöglicht.

Silvana Koch-Mehrins Buch reiht sich ein in die „Neue-Feminismus-Literatur“ um Thea Dorn und liefert, wenngleich keinen neuen, so doch einen engagierten und oftmals humorvollen Beitrag für mehr Frauenpower und männliche Emanzipation. Obwohl manche Abschnitte ein wenig zu gewollt im Sinne einer Argumentation gegen den deutschen Muttermythos wirken (wie z. B. die Vergleiche aus dem Tierreich, wo es, wie das Seepferdchen zeigt, emanzipierter zugeht), so konsensfähig ist ihre nicht zuletzt von der selbständigen Großmutter geprägte Einstellung vom solidarischen Miteinander der Geschlechter.

Christina Schoch

Familienfrust, Familienlust ...

Iris Radisch (2007) Die Schule der Frauen. Wie wir die Familie neu erfinden. München: Deutsche Verlags-Anstalt (187 S., 14,95 Euro).

Susanne Gaschke (2006) Die Emanzipationsfalle. Karriere oder Kinder? Warum wir neue Rollenbilder brauchen. München: Goldmann (211 S., 8,95 Euro, broschiert; gebundene Ausgabe: München 2005, 233 S. 16,00 Euro).

Rechtzeitig zum Höhepunkt der Debatte um Sinn oder Unsinn der ‚Fremdbetreuung‘ von Klein- und Kleinstkindern legt auch die Zeit-Redakteurin Iris Radisch ihre Sicht der Dinge in *Die Schule der Frauen. Wie wir die Familie neu erfinden* dar. Sie folgt damit ihrer Kollegin Susanne Gaschke, die sich bereits 2005 in *Die Emanzipationsfalle. Karriere oder Kinder? Warum wir neue Rollenbilder brauchen* in den anhaltenden Familiendiskurs eingemischt hat.

Beide Autorinnen reihen sich in die Gruppe derjenigen ein, die den Rückgang der Geburtenrate – ‚das demografische Problem‘ – beklagen.

Die Gedanken beider Autorinnen kreisen um die Fragen ‚Was bedeutet – persönlich wie gesamtgesellschaftlich – das Leben mit Kindern?‘, ‚Was bedeutet dieses Leben ohne Kinder?‘, ‚Wie sieht die kinderlose Zukunft aus?‘ und schließlich ‚In was für einer Welt wollen wir leben?‘. Ganz explizit richten sie sich mit diesen Fragen an die Angehörigen der akademisch gebildeten Mittelschicht zwischen 30 und 50 Jahren.

In vielerlei Hinsicht gleichen sich die Thesen, Mutmaßungen und Feststellungen von Radisch und Gaschke. So beschreiben beide zunächst den enormen Freiheitszuwachs vor allem in den Bereichen Beruf und Bildung, der sich für Frauen seit der Industrialisierung entwickelt hat. Sie verweisen auf die Verdienste der Frauenbewegung, die den Satz „Mädchen können das nicht“ aus dem allgemeinen Sprachschatz verbannt hat. Zugleich stellen sie fest, dass, so Gaschke, „viele zentrale Probleme des Frauenlebens – namentlich die Kinderfrage und die Beziehungsverhandlungen mit Männern – so ganz und gar ungelöst geblieben sind“ (S. 26).

Ins Auge fällt zunächst vor allem die unterschiedliche Stimmungslage, mit der die Autorinnen an diese Probleme herangehen. Während Gaschke sich weitgehend um eine sachliche, argumentative, teilweise sogar dialektische Auseinandersetzung mit dem Thema bemüht und zahlreiche Referenzen zur Begründung der dargestellten Zusammenhänge heranzieht, wird man bei *Die Schule der Frauen* das Gefühl nicht los, hier habe sich jemand jahrelang angestauten Frust und eine tief sitzende Verärgerung mit einer gehörigen Portion Polemik von der Seele geschrieben.

Das ist verständlich bei einem so persönlichen und durch die Intensität der Debatte mittlerweile hoch emotionalisierten Thema wie Familie – und auch durchaus sympathisch. Aber es hat eben auch Übertreibungen zur Folge, welche die Glaubwürdigkeit von Radischs Thesen insgesamt wieder relativieren. Beispielsweise, wenn sie von der Geburt als „Techno-Entbindung“ (144) spricht, vom Gefühl im Kreißaal, „in eine weiß gekachelte Fleischerei oder in ein Versuchslabor geraten zu sein“ und von „todeszellenartigen, häufig fensterlosen, neonlichtbeschieneenen Hygiene-Kerkern“ (144). Dass dies schlicht und einfach nicht stimmt, weiß jeder, der vor der Geburt seines Kindes die übliche Besichtigungstournee durch die Kreißsäle seiner Heimatstadt unternommen hat. Ganz abgesehen davon – aber dies nur am Rande –, dass die Geburtsstationen der Krankenhäuser sich aufgrund der rückläufigen Geburtenrate mittlerweile in Konkurrenz zueinander befinden und um ihre Kundschaft mit verschiedensten Wohlfühlkonzepten werben.

Die Stärke von Radisch liegt darin, dass sie unangenehme Wahrheiten benennt und auf den Punkt bringt, die im aktuellen medialen Kurs nicht, oder zumindest nicht so konkret und in solcher Schärfe, zu finden sind. Beispielsweise, wenn sie über den emotionalen Prozess der Elternwerdung schreibt: „Man konnte sich das vorher nicht vorstellen. Natürlich liebt man das Kind wie nichts auf der Welt. Aber noch nie musste man für irgendetwas im Leben so teuer bezahlen. Wie, fragt man sich, haben die vielen Generationen vor uns das nur ausgehalten?“ (101).

Radisch benennt klipp und klar die Kosten, manche sagen ‚Nachteile‘, die es bedeutet, ein oder mehrere Kinder großzuziehen: Natürlich die steigenden Ausgaben, die wenige Zeit für sich selbst und die Partnerschaft, die Fremdbestimmung und das ständige Angebundensein zumindest in den ersten Lebensjahren eines Kindes. Und sie stellt fest, dass es persönlich – nicht gesamtgesellschaftlich – heute eigentlich keinen rationalen Grund mehr gibt, angesichts

dieser Kosten Kinder zu bekommen. Im Gegenteil – darauf verweist Susanne Gaschke in *Die Emanzipationsfalle* –, der ungebundene, flexible Einzelkämpfer hat es in der durchökonomisierten Arbeitswelt beim „Zwang zum Biografiedesign“ (32) alleine leichter als mit dem Klotz Familie am Bein. Die Gründe, so Iris Radisch, Kinder zu bekommen, gehören alle in die „Ordnung des Fühlens und des Sehns“ (87).

Das bedeutet, die materialistischen Instrumente der Familienpolitik – Betreuungsplätze für Kinder, Eltern- und Kindergeld, Steuererleichterungen usw. – sind notwendig, aber nicht hinreichend, um den Wunsch Eltern zu werden, wieder als gesellschaftsübergreifende Selbstverständlichkeit zu etablieren. Dies, so stellen beide Autorinnen zu Recht fest, setzt einen Bewusstseinswandel voraus, der allein kulturell hervorgebracht werden kann. Susanne Gaschke plädiert in diesem Zusammenhang vor allem für einen veränderten medialen Diskurs, der Elternschaft wieder als lebenswertes und tatsächlich lebbares Modell präsentiert. Iris Radisch treibt die Frage um, welche Sprache Eltern finden können, um das, was es bedeutet, Kinder zu haben, jenen vermitteln zu können, die (noch) kinderlos sind.

Sowohl Susanne Gaschke als auch Iris Radisch geht es vor allem darum, ihren LeserInnen das Leben mit Kindern (wieder) schmackhaft zu machen. Sie plädieren dabei für einen neuen Trend des ‚Erwachsenseins‘ als Teil des notwendigen Bewusstseinswandels. Gaschke und Radisch sind sich einig in der Feststellung, dass das Paradigma der ewigen Jugend mit all ihren Freiheiten und Unverbindlichkeiten der unwiderruflichen Übernahme von Verantwortung durch eine Elternschaft, also dem Trend zu mehr Kindern, im Wege steht. „[I]ch meine“, so Gaschke,

dass wir irgendwo zwischen fünfundzwanzig und vierzig eine neue Kategorie des ‚Erwachsenseins‘ einziehen sollten. Und der entschiedenste Schritt zum Erwachsensein ist eben nicht der Berufseinstieg, sondern die Verantwortung für ein Kind (172).

Weitaus gründlicher und auch deutlicher als Gaschke geht Iris Radisch auf das vielzitierte Vereinbarkeitsproblem ein, das die Entscheidung für Kinder beruflich für – in der Regel – Frauen nach sich zieht. An diesem Punkt spricht Radisch eine weitere, bislang übergangene Wahrheit aus:

Erst jetzt, in der zweiten und dritten Nachkriegsgeneration, leben wir Frauen in großem Maßstab ein Männerleben, sprich: ein ganz und gar nach ökonomischen Prinzipien organisiertes Arbeitsleben. Und nebenbei, in der Freizeit, ein Frauenleben nach urzeitlicher Fasson. (123)

Dieser Sachverhalt wird meist unter dem Schlagwort ‚Doppelbelastung‘ gefasst.

Der Begriff der Doppelbelastung verschweigt, dass dem de facto existierenden Tatbestand der Doppelbelastung für außerhäusig berufstätige Frauen eine soziale Benachteiligung des weiblichen Geschlechts zugrunde liegt, die noch

immer tief in den Strukturen unserer modernen Gesellschaft wurzelt. Das biologistische Totschlagargument, demnach eine Mutter immer noch am besten geeignet ist, ihr Kind zu erziehen, ist ein Teil des Problems der Doppelbelastung. Es bezieht sich auf die Vorstellung einer ‚natürlichen‘, symbiotischen Mutter-Kind-Beziehung, die zum einen den Vater als ebenso relevanten und (potenziell) erziehungsfähigen Elternteil außen vor lässt und zum anderen die Frau, die ein Kind zur Welt gebracht hat, zuvorderst und primär in der Mutterrolle verortet. Dieser Vorstellung, die zu häufig und zu viele Lebensbereiche ausblendet, in denen sich das menschliche Individuum ‚Frau‘ bewegt, bewegen kann oder bewegen will, setzt Iris Radisch entgegen:

Es gibt keine natürliche Mütterlichkeit. (...) Mütterlichkeit ist genauso wie Väterlichkeit keine selbstverständliche, sondern eine erst zu entwickelnde, vielen Irritationen und Behinderungen ausgelieferte Eigenschaft. Ein Kind bekommt man schnell, mütterliche Bindungen entstehen langsam. (145 f)

Mit ihrem Plädoyer für ein Leben mit Kindern und ihrer Demontage der biologistischen Vorstellung einer naturgegebenen Mütterlichkeit bereitet Radisch die Grundlage für eine sehr konkrete Auseinandersetzung mit dem ‚Vereinbarkeitsproblem‘. Sie stellt fest, dass es beim Thema Berufstätigkeit und Familienleben nichts zu vereinbaren gibt, „sondern immer nur etwas zu addieren“ (158), und dass das nahezu unmöglich ist. Die Unmöglichkeit für die Betroffenen entsteht – Vollerwerbstätigkeit vorausgesetzt – daraus, dass der Tag nur 24 Stunden hat und schon vor der Anwendung irgendwelcher Zeitmanagementstrategien mit neun bis zehn Stunden bezahlter Erwerbstätigkeit (inklusive Fahrwege) des Erwachsenen und, je nach Alter, mit acht bis elf Stunden Schlaf der Kinder gefüllt ist. Bleiben also im schlechtesten Fall drei Stunden gemeinsamer Zeit, in denen Familienleben stattfinden kann. Der Familienalltag ist nach den Erfordernissen der Erwerbsarbeit durchgetaktet. Vom „Drama des ungelebten Familienlebens“ (175) schreibt Iris Radisch angesichts dieser Umstände.

Einer zahlt in diesem Leben einen Preis. Wenn es nicht die Eltern sind, ist es das Kind. Und wenn es die Eltern sind, ist es die Mutter. Man stößt sich den Kopf wund an diesem Problem und fragt sich irgendwann entnervt: Ist die Welt wirklich so eng? Fällt uns denn nichts Besseres ein? (174)

Mit dieser Frage stößt Radisch zum Kern des Problems vor: den Strukturen der modernen Arbeitswelt. Die Vorschläge, die sie liefert, fallen allesamt unter die Rubrik ‚Entzerrung‘: Lebensphasenteilzeitarbeit, Lebensarbeitszeitkonten, gleitende Arbeitszeit, Job-Sharing, Zweidrittelstellen für beide Eltern, alles selbstverständlich mit vollem Rentenausgleich und voller Anerkennung in den Sozialversicherungen. Leider bleibt es bei diesen Schlagworten, die mit Sicherheit eine genauere Analyse und Überprüfung auf Umsetzbarkeit wert wären.

Sowohl Iris Radisch als auch Susanne Gaschke plädieren dafür, Frauen *und* Männern ein gleichberechtigtes, ganzheitliches Leben zu ermöglichen, das ein

befriedigendes Gleichgewicht von anspruchsvoller, bezahlter Erwerbstätigkeit, Partnerschaft und Elternschaft mit einschließt. Auf der einen Seite bedeutet dies, so betonen beide Autorinnen, vor allem, das Verhältnis zwischen Männern und Frauen neu auszuhandeln und Geschlechterrollen neu zu definieren. Auf der anderen Seite ist es notwendig, Familien einen Raum der Nichteffizienz, jenseits ökonomisch durchstgetakteter Zeitstrukturen, vorzubehalten.

Rezensionen zum Thema
'Gender in muslimischen Lebenswelten'

Karolin Sengebusch

Konfliktfelder des Euro-Islam

Gerdien Jonker/ Valérie Amiraux (2006) Hg. Politics of Visibility. Young Muslims in European Public Space. Bielefeld: transcript (226 S., 27,80 Euro).

Der Sammelband von Gerdien Jonker und Valérie Amiraux behandelt unter dem Oberthema der Titel gebenden „Sichtbarkeit“ von Musliminnen und Muslimen im europäischen öffentlichen Raum Themen wie die Kopftuchdebatte, die Ausbildung von Imamen an europäischen Institutionen, zivilgesellschaftliches Engagement, *Citizenship*, und immer wieder ihr eigenes Selbstverständnis als Musliminnen und Muslime.

Dabei werden länderspezifische Unterschiede durchaus benannt, stehen aber nicht im Vordergrund: Im laizistischen Frankreich ist Religiosität an sich schon ein zu diskutierendes Phänomen (Amiraux), während in Großbritannien die Institution muslimischer Gelehrter traditionell etabliert ist (Lewis). Die Auswahl der Schlaglichter auf bestimmte Themen in bestimmten Ländern ist vielmehr durch die Herkunft der AutorInnen begründet.

Der unterschiedlich hohen Präsenz verschiedener islambezogener Themen in Europa trägt das Konzept der Sichtbarkeit Rechnung. Das Konzept identifiziert noch keinen Akteur als ‚Schuldigen‘ für Missverständnisse und verzerrte Images und vermeidet es, Handlungen als Reaktion statt als Aktion zu behandeln. Sichtbarkeit ist, wie Amiraux erklärt, ein interaktives Phänomen, das gleichermaßen mit Fremdwahrnehmung wie mit der eigenen Aktivität eines ‚sichtbaren‘ bzw. ‚unsichtbaren‘ Subjekts zusammenhängt (36). So stellt Jonker fest, dass der Islam in Deutschland erst nach dem 11. September 2001 wirklich sichtbar wurde (vgl. 126 f).

Ein Symbol, das Musliminnen als solche sichtbar macht wie kaum ein anderes, ist das Kopftuch. Verschleierte Musliminnen wünschten sich, wie Amiraux in einer Fußnote schreibt, ein „unsichtbares Kopftuch“ (36, Fn. 32), um ihren Glauben leben zu können, ohne dabei aufzufallen. Diese Perspektive weiter zu verfolgen, wäre durchaus interessant. Dass der Sammelband dem Kopftuch nur wenig Platz einräumt, ist aber begrüßenswert, da ausführliche Diskussionen um den Sinn eines Kopftuch-Verbots bereits vorliegen. Die deutsche Debatte analysiert Yurdakul (151-168) umfassend, wobei sie unterschiedliche Argumentationsstränge und zentrale Probleme des Kopftuchstreits isoliert betrachtet und es konsequent vermeidet, selbst das Fass der ‚wahren Bedeutung‘ des Kopftuchs aufzumachen.

Die essentialistisch angehauchte Frage nach dem ‚wahren Islam‘ scheint allerdings in vielen Artikeln auf und zieht sich implizit durch den Sammelband, auch wenn einige Autoren und Autorinnen zwischen verschiedenen Ausprägungen

gen der Religion differenzieren und etwa Kulturislam, Orthodoxie, politischen und radikalen politischen Islam unterscheiden.

In einigen Beiträgen aber werden zwei gegensätzliche Islamverständnisse einander gegenübergestellt und implizit bewertet, wie etwa bei Lewis (188 f), der „traditionelle“ von „kosmopolitischen“ MuslimInnen unterscheidet.

Dabei lehnen die Autoren und Autorinnen dieser Artikel einerseits eine orientalistische Konstruktion von ‚Westen‘ und ‚Islam‘ ab, während sie gleichzeitig selbst eine sehr ähnliche Dichotomisierung von zwei, mit der Moderne und der Tradition verbundenen, ‚Islamern‘ vornehmen. So kontrastiert Fadil (53-78) das ‚falsche Islambild‘ der belgischen Mehrheitsgesellschaft mit dem ‚wahren Islam‘ einer Gruppe junger MuslimInnen in Antwerpen, die sich mit zivilgesellschaftlichen Aktivitäten für ein positives Islambild engagiert. Der eigentliche Verdienst des Artikels beruht dabei auf den empirischen Einblicken in die beobachtete Gruppe, d.h. in die marokkanische *community* von Antwerpen.

Auch unter den anderen Beiträgen des Sammelbandes sind diejenigen besonders interessant, die empirische Einblicke in muslimische Institutionen und Subkulturen in Europa geben: So werden in Boenders hochinteressantem Artikel über die Imamausbildung an der *Islamic University of Rotterdam* die Erwartungen der niederländischen Regierung an den Studiengang den Erwartungen der Studenten und dem tatsächlichen Hochschulalltag gegenübergestellt (103-122). Die Frage nach weiblichen Imamen wird in dem Artikel nur kurz angesprochen, sie komme in der öffentlichen Diskussion in den Niederlanden zwar immer wieder auf, spiele jedoch in der Praxis keine Rolle – wegen mangelnder Nachfrage. Die Arbeit mehrerer in Großbritannien ausgebildeter Imame und islamischer Gelehrter wird im Beitrag von Lewis beschrieben, besonders in Hinsicht auf ihren Einfluss auf muslimische Jugendliche.

Einblicke in verschiedene Organisationen türkischer MuslimInnen in Deutschland geben Jonker und Yurdakul. Jonker (123-150) untersucht die Reaktionen der türkisch-muslimischen Organisationen *Milli Görüs* und *Jamiatunnur* auf die deutsche Sicherheitspolitik nach dem 11. September 2001 und gibt damit Einblicke in die Aktivitäten einer „glaringly visible“ (124) und einer „almost imperceptible“ (124) türkischen religiösen Gruppe. Yurdakul (151) vergleicht Diskurse innerhalb der als islamistisch eingestuften *Milli Görüs* und des säkularen *Türkischen Bund Berlin-Brandenburg* im Hinblick auf ihre Äußerungen zum Kopftuchstreit. Die empirischen Befunde werden in den Kontext allgemeinerer Diskussionen insbesondere zur politischen und kulturellen Identität gestellt. Dabei nimmt Yurdakul an, der deutsche Staat erhebe den Anspruch religiöser Homogenität – eine Annahme, die zumindest zu hinterfragen wäre –, während Lewis für das Beispiel Großbritannien von der Staatsideologie „one nation, many faiths“ (171) ausgeht.

Auch die vier Beiträge (von acht), die mehr theoretisch als empirisch argumentieren, behandeln in einem generellen Sinn die Identität junger MuslimInnen in Frankreich, Italien, Deutschland und Belgien.

Es ist zu bemerken, dass dabei die theoretischen Analyserahmen und das empirische Material nicht immer zusammenpassen. Amiraux etwa diskutiert die Bedeutung der religiösen Identität für MuslimInnen in Frankreich, verfehlt aber dabei ihren erklärten Anspruch, das Spannungsverhältnis zwischen Laizismus und Religion zu besprechen. Auch sind die Artikel von unterschiedlicher analytischer Trennschärfe und Qualität, so etwa benutzt Amiraux den politikwissenschaftlichen Begriff des Nationalismus recht unreflektiert.

Nichtsdestotrotz liefert der Sammelband – auch und gerade in den Artikeln mit schwacher oder unpassender Theorie – hochinteressante Empirie, lässt die ‚Akteure des Euro-Islam‘ selbst zu Wort kommen und bespricht aktuelle Themen, die von öffentlichem Interesse sind, auf fundierte und dennoch allgemeinverständliche Weise.

Wer wissen will, wie es um den Islam in Europa steht, und zwar nicht um ein abstraktes Gebilde ‚Euro-Islam‘, sondern um die Menschen, die in Europa als Musliminnen und Muslime sichtbar sind, sollte dieses Buch lesen.

Mona Hanafi El Siofi

Ja, es ist ein Kreuz mit dem Kopftuch!

Christina von Braun/ Bettina Mathes (2007) *Verschleierte Wirklichkeit. Die Frau, der Islam und der Westen*. Berlin: Aufbau-Verlag (476 S., 24,95 Euro).

Angesichts der hitzigen Debatten in Politik und breiter Öffentlichkeit um Kopftuch, Zwangsverheiratung und Ehrenmorde im Zusammenhang mit muslimischen Frauen war auf dem deutschen Markt ein Buch wie das von Christina von Braun und Bettina Mathes im Grunde längst fällig. Da in den entsprechenden Polemiken „das Unbewusste der Kultur am Deutlichsten agiert“ (11), machten die beiden Autorinnen es sich zum Ziel, „die unausgesprochenen Diskurse zu begreifen, die sich hinter dem Topos von der ‚Frau im Islam‘ verbergen“ (427, Herv.i.O.). In dem über vierhundert Seiten starken Werk geht es ihnen also darum, aufzuzeigen, *weshalb* die Gemüter derart emotional auf gerade *diese* Frage reagieren und obendrein die Grundprinzipien der eigenen, ‚freiheitlich bestimmten‘ Gesellschaft durch MuslimInnen bzw. den Islam bedroht sehen. Demgegenüber nämlich, so kritisieren Braun und Mathes, ist die öffentliche Empörung, die etwa die Zwangsprostitution von bis zu 200.000 Ausländerinnen nichtmuslimischer Herkunft in Deutschland angeht, vergleichsweise gering. Obwohl die in den Medien geschilderten Lebensbedingungen zutiefst bedauerter türkischer ‚Importbräute‘ den Lebensumständen von Zwangprostituierten sehr ähneln, werden letztere Fakten quasi „als eine ‚normale‘ Erscheinung der modernen, liberalen Gesellschaft“ (425, Herv.i.O.) hingenommen. Das Gleiche gilt für das „seltsame[] Schweigen über die zahlreichen Tötungsdelikte an westlichen Frauen ..., die von ihren ‚zivilisierten‘ Männern nur deshalb erschlagen werden, weil sie von ihrem Recht auf Trennung Gebrauch machen wollen“ (424, Herv.i.O.).

Das Buch *Verschleierte Wirklichkeit* möchte weder das Kopftuch noch die terroristischen Morde oder andere Übel, die im Namen des Islam begangen werden, verteidigen, sondern einer „relativierende[n]“ Betrachtungsweise“ (18, Herv.i.O.) unterziehen. Es will – auf Basis postkolonialer Orientalismus-Kritiken, deren bekanntester Vertreter Edward Said ist – die westlichen Perspektiven *auf* und den Umgang *mit* jenen Themen historisch aufarbeiten, über die man aktuell „kulturelle, mediale, soziale, politische und ökonomische Aspekte verhandelt“ (11). Das heißt, aufgespürt werden soll der *soziohistorische Ursprung* der heutigen, überwiegend negativ konnotierten Auseinandersetzungen mit der muslimischen Welt und mit muslimischen MigrantInnen, die sich insbesondere in der Distanzierung von den dort imaginierten, ‚rückständigen‘ Geschlechterverhältnissen auskristallisieren. Daher ist den Autorinnen bei der ‚Entschleierung‘ der *eigenen* Geschichte und des *eigenen* Denkens, die die Explosivität der heutigen Kontroversen um Islam erklären mögen, die Berücksichtigung der Kategorie Gender ein zentrales Anliegen.

Die Wurzel des westlichen ‚Eigenen‘ liegt in der Hauptsache zwar in der griechischen Antike, übermittelt wurde sie aber durch MuslimInnen. Weil also die westliche Vergangenheit sehr eng mit dem befremdenden, muslimischen ‚Anderen‘ und überdies mit der der Jüdinnen und Juden verquickt ist, bezweckt das Buch, gleichzeitig auch relevante Teile *deren* Geschichte, Denkweisen und Selbstverständnis zu erhellen. So wagen Braun und Mathes den Versuch, die Unterschiede in den Gottesbildern und Schriftsystemen von Judentum, Christentum und Islam sowie ihre einschneidenden Folgen für die jeweiligen Wissensordnungen, Ökonomien und Geschlechterverhältnisse zu entfalten, teils auch anhand psychoanalytischer Interpretationen. Das Programm, das sich die Autorinnen vorgenommen haben, ist demnach äußerst breit angelegt, wobei außerdem der Bezug zur Gegenwart konstant aufrechterhalten wird – nicht zuletzt immer wieder rund um die Kopftuchdiskussionen in Deutschland.

Warum nun hat das Thema ‚Frau im Islam‘ eine solche Sprengkraft im Westen? Um das begreiflich zu machen, widmen sich die Verfasserinnen beispielsweise der Kulturgeschichte des Kreuzes bzw. der Symbolik der Gestalt Jesu, die einen tief greifenden Einfluss auf christlich geprägte Geschlechterhierarchien hatte und sich bis heute in der soziostrukturellen Benachteiligung westlicher Frauen äußert – aller Säkularisierung dank der Aufklärung und vorgelieblichen Emanzipation zum Trotz: Die Autorinnen kommen nachvollziehbar zu dem Schluss, dass bereits im frühen Christentum Geist, Schriftlichkeit und die Beherrschung der Natur männlich definiert werden, Natur hingegen mit Körperlichkeit und dem Weiblichen gleichgesetzt wird; der ‚männliche‘ Wille zur Unterwerfung der Natur, des Körpers und damit auch der Frauen lässt sich aus dem Sieg Jesu über den (weiblichen) Tod ableiten. Nach Braun und Mathes wurde der Wunsch, die Natur zu kontrollieren, über die Zeit zunehmend der Antrieb für den westlichen Wissensdurst und die daraus hervorgehenden technischen Weiterentwicklungen und Erfindungen wie Buchdruck, Fotografie und Atombombe.

Interessant ist im Rahmen von Ausführungen zu weiblicher Kleidung und Kopftuchtragen zu lesen, wie in den westlichen Gesellschaften der Alles-durchdringen-wollende ‚männliche‘ Blick die Frauen quasi dazu zwang, sich immer mehr zu ‚entkleiden‘, obwohl sie sich zunächst – bis weit ins letzte Jahrhundert hinein – dagegen wehrten. Doch schließlich geriet die „öffentliche Entblößung des Frauenkörpers“ zum „Beleg für hoch bewertete kulturelle Errungenschaften wie männlicher Rationalität und Naturbeherrschung“ (159). Jene ‚Fortschrittlichkeit‘ wird u.a. anhand der Geschichte eines bemerkenswerten Zweiteilers deutlich gemacht: Zeitgleich mit den ersten Atombombentests *auf* Bikini tritt in den Medien nämlich die ‚Sexbombe‘ *im* Bikini in Erscheinung. Zwanzig Jahre später hatte sich dann die Allgemeinheit der westlichen Frauenkörper mühsam an das entsprechend eingeforderte männliche „Idealbild von Weiblichkeit“ (166) angepasst, so dass dieser Aufzug nicht mehr nur auf der Leinwand oder in Illustrierten, sondern auch öffentlich geduldet werden konnte; paradoxerweise wurde der Bikini damals von *Feministinnen* „für die Überwindung einer repressiven Sexualmoral und einengender Geschlechterbilder in Anspruch genommen“ (167).

Der abendländische Fortschritt, so zeigen die Autorinnen, brauchte immer „das Problem‘ oder Rätsel“ (277, Herv.i.O.) als wichtigsten Motor.

In dem Maße, in dem im Westen eine Entblößung des Sexualtriebs und die Entkleidung des Frauenkörpers voranschritt – dieses ‚Frauenkörpers‘, der die Natur repräsentiert –, wuchs das Bedürfnis nach einem neuen ‚Rätsel‘, das die Innovation sichern konnte. Für diese Rolle bot sich der Orient mit seinen verschleierte Frauen auf geradezu paradigmatische Weise an. (277 f, Herv.i.O.)

In diesem Konstrukt des quasi von sich selbst abgespaltenen, geheimnisumwobenen ‚Weiblichen‘ gab es, so die These von Braun und Mathes, im wahrsten Sinne des Wortes, noch Schleier zu lüften. Mittels der oft stark verzerrten Beurteilung muslimischer Geschlechterverhältnisse, man denke dabei etwa an die Haremsfantasien, gelang es den westlichen Männern ihre Überlegenheit gegenüber den Orientalen zu behaupten, die ihre Frauen u.a. zum Schleiertragen ‚zwingen‘. Auf jene Weise konnte die Notwendigkeit der gewinnbringenden Kolonisierung von deren Gesellschaften legitimiert werden. Die westlichen Besatzer schrieben sich die Befreiung der muslimischen Frauen auf die Fahnen, um sie vor ihren ‚unzivilisierten‘ Männern zu retten – eine rhetorische Figur, die im Prinzip heute wieder zur Anwendung kommt. Die emanzipatorischen Bestrebungen ihrer eigenen Frauen lehnten die Kolonisatoren von einst allerdings ab, machten sie sogar lächerlich. Und da die anberaumte Emanzipation der muslimischen Frauen nur eine leere Worthülse war, wendete sich für diese Vieles tatsächlich zum Schlechteren.

Erst seit den Attentaten vom 11. September 2001 ist die Debatte über das Kopftuch wieder ins Zentrum der politischen Auseinandersetzungen gerückt. Hinter den Erregungen über das Kopftuch steht die Angst vor dem Terrorismus. Der

Schleier erscheint als das sichtbare Symbol für einen unsichtbaren Feind: den *sleeper* oder ‚Schläfer‘, (79, Herv.i.O.)

der wie ein Parasit oder Krebsgeschwür die westlichen Gesellschaftskörper von innen heraus bedroht und der ‚enthüllt‘ werden muss.

Für westliche Frauen bestand zu Zeiten des Kolonialismus der „Gewinn der Entschleierung und Befreiung der orientalischen Frau darin, sich eine ‚andere‘ zu schaffen, über die sie ebenjene Definitionsmacht ausüben können, die ihnen in ihrer eigenen Kultur nicht zugestanden wird“ (212, Herv.i.O.) – das gestaltet sich auch im (feministischen) Postkolonialismus nicht anders: Indem die westliche Frau „die fremde Frau als Opfer männlicher Gewalt wahrnimmt, projiziert sie die ihr selbst zugefügte symbolische Gewalt, die unsichtbar und unbeweisbar ist, auf den Körper der verschleierten Muslimin, um sie dort zu enthüllen“ (215 f).

Mit anderen Worten, indem sie hinter den Schleier blickt und dort die Macht des Patriarchats erkennt, versichert sich die abendländische Frau nicht nur ihrer kulturellen Überlegenheit gegenüber dem Orient, sie behauptet sich auch als Subjekt gegenüber dem abendländischen Mann (217 f)

und lässt „die eigene Position als das genaue Gegenteil erscheinen“ (221).

Trotz seines Umfangs will jedoch die Beschreibung des Buches als „Standardwerk“ (Klappentext) nicht so recht überzeugen. Sind einige Teile zum westlichen ‚Eigenen‘ schon fast als zu ausschweifend zu bezeichnen, fallen andere Ausführungen, gerade zum muslimischen ‚Anderen‘ – dem Auslöser (!) für das Buch, zu stark verkürzt aus, erscheint allerhand zu eilig oder zu oberflächlich recherchiert – obwohl auch dazu eigentlich das „theoretische Fundament zum Thema“ (Klappentext) geliefert werden sollte. Besonders für gut vorinformierte, kritische LeserInnen stellt sich die Bearbeitung vieler Punkte hier sicherlich als wenig befriedigend, zu ungenau, bisweilen als gänzlich unzureichend oder enttäuschend lückenhaft heraus: Daher ist gegenüber manchen Inhalten und als grundlegend bezeichneten Differenzen berechnete Skepsis anzumelden. Haben sich die Autorinnen mit ihrem Vorhaben übernommen? Oder sollte durch die inhaltliche Verkürzung das Aufzeigen der Unterschiede zwischen den drei Religionen und Weltordnungen, die sie der Übersichtlichkeit wegen ohnehin nur „idealtypisch“ (u.a. 96) darstellen wollten, erleichtert werden? Die Zweckmäßigkeit eines derartigen Überzeichnens von Verschiedenheiten ist zumindest fragwürdig, insbesondere, wenn Informationen zurückgehalten werden, über die andernfalls etliche Gemeinsamkeiten herzustellen wären.

Außerdem fällt durch den ganzen Text hindurch der laxer Umgang mit den Begriffen Islam/islamisch auf: So ist, um nur ein Beispiel zu nennen, auf Seite 31 von der „einseitige[n] Empörung über die islamischen Zwangsheiraten“ die Rede, um erst auf Seite 324 zu (er)klären, dass „der ‚Ehrenmord‘ – ebenso wie die Zwangsverheiratung – nichts mit den Gesetzen des Islam zu tun“ (Herv.i.O.) hat, sondern „eher eine Erbschaft aus vormonothelistischen Kulturen“ ist. Es

wäre in Fällen wie diesem ein Leichtes gewesen, präzisere Formulierungen zu finden, die bei weniger mit der Materie Befassten nicht von vornherein falsche Assoziationen hervorrufen oder bestehende Vorurteile weiter zementieren helfen; präzisere Formulierungen könnten an manch einer Stelle vielleicht sogar dem möglichen Vorwurf eines naiven Kulturrelativismus zuvorkommen – das wäre bei einem Buch, das die *Verschleierte Wirklichkeit* enthüllen will, doch durchaus zu erwarten gewesen. Apropos naiver Kulturrelativismus: Wirklich ärgerlich ist bei den achtbaren Vorsätzen der Verfasserinnen der ‚maternalistische Patzer‘ bezüglich des illegalen Verkaufs von pornografischem Material in muslimischen Ländern, das aus dem Westen stammt. Sie fantasieren dies als „eine zeitgemäße Form kolonialer Entschleierungspolitik“ (194): „Nun findet die Anpassung an westliche Sitten nicht durch Waffengewalt, sondern durch Pornografie statt“ (195). Hier wird ganz klar die Eigenverantwortlichkeit von MuslimInnen bezüglich ihres Konsumverhaltens ausgeblendet. Wer wird denn dazu gezwungen, sich heimlich Pornos zu beschaffen und anzusehen?

Solche Kritikpunkte anführen zu müssen, ist bedauerlich, denn insgesamt berufen sich die Autorinnen für ihre aner kennenswerte Absicht auf wissenschaftlich sehr renommierte Literatur. Vielleicht hätten Braun und Mathes zu ausführlich geratene Informationen zum ‚Eigenen‘ zugunsten von mehr Angaben zum ‚Anderen‘ kürzen sollen, um damit ihrer Arbeit wesentlich mehr Prägnanz und Hochwertigkeit zu verleihen. Oder sie hätten das ‚Andere‘ gleichermaßen aufwändig darstellen und dann das Buch besser gleich zweibändig herausgeben können, um so ihrem umfangreichen Konzept gerechter zu werden.

**Rezensionen
,Jenseits von Gender Studies'**

Christina Harms

Der Anspruch auf den Status als Mensch

Ingrid Jungwirth (2007) *Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften. Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman*. Bielefeld: Transcript-Verlag (407 S., 33,80 Euro).

Ist Identitätssuche normativ?

Was ist menschlich? Wer ist der Mensch? Wer gehört zur Menschheit dazu? Diese Fragen wurden stets im Angesicht von wahrgenommenen gesellschaftlichen Krisen gestellt. Die Antworten führen Jungwirth zu verschiedenen Identitätsdiskursen der letzten hundert Jahre. Mit Hilfe einer Diskursanalyse untersucht sie die Inter- und Spezialdiskurse über den Identitätsbegriff in den Sozialwissenschaften (seit Ende des 19. Jh.), auf der politischen Ebene (Institutionalisierung der UNO) sowie in den so genannten *Neuen Sozialen Bewegungen* (hier: Dekolonialisierungs-, BürgerInnenrechts- sowie feministische Bewegungen).

Ihre Herangehensweise stützt sich auf postkoloniale (z.B. Hall, Spivak) und *queer* (z.B. Sedgwick, Butler) KritikerInnen, die sich seit Jahren mit Begriffen und machtdurchdrungenen Gegensätzen wie weiß/nicht-weiß, männlich/weiblich, zivilisiert/barbarisch auseinandersetzen, durch die eine Hierarchisierung von Menschen legitimiert wird. Gemeinsames Ziel Jungwirths und der KritikerInnen ist die Hinterfragung des Entwurfs vom ‚Menschen‘ und der ‚Moderne‘ mit deren Anspruch auf Allgemeingültigkeit. In Referenz zu Foucaults Analyse der Subjektivierungsweisen fordert Jungwirth, diese als „Form der Unterwerfung“ (35) unter vorgegebene Normen zu begreifen. Sie identifiziert die „Frage der Identität“ als „Effekt des Normalismus“ (35, in Anlehnung an Link (1997)) und postuliert, dass auch die „Verbreitung und Vervielfältigung der Rede von Identität als Effekt von Normalisierung zu analysieren“ (37) sei; Die vielfach gestellte Forderung an das Individuum nach Identitätssuche, ‚normaler‘ Identitätsentwicklung und eindeutiger Identität stelle daher eine Tautologie dar: „[D]ie Rede von Identität ist notwendig, da sie eine Notwendigkeit ist“ (31).

Ordnungen des Wissens – Die Konstruktion des ‚Menschen‘

In ihrer Analyse widmet sich Jungwirth v.a. den Ordnungen des Wissens: Sie untersucht den Identitätsdiskurs auf den Schwellen der Epistemologie, der Wissenschaftlichkeit sowie der Formalisierung – je repräsentiert durch Mead, Erikson und Goffman, die bis heute den sozialwissenschaftlichen Kanon prägen. Ihr Interesse gilt den Bedingungen, die die verschiedenen Identitätsdiskurse hervorgebracht haben, sowie den Bedeutungen und normativen Forderungen dieser Diskurse.

Die Schwelle der Epistemologisierung situiert Jungwirth Ende des 19. Jahrhunderts mit der Forderung der US-amerikanischen Politik an die Sozialwissenschaften, Analysen und v.a. ‚Antworten‘ auf die erstmals als zu behandelndes Problem wahrgenommene *Soziale Frage* und dahinter stehende gesellschaftliche Krisen zu produzieren. Mead entwickelt eine Theorie des Bewusstseins und des Selbst, die er in expliziter Abgrenzung zu metaphysischen Theorien in der Biologie verankert: Die „physiologische“ (374) Geschlechterdifferenz wird als konstitutives Element sowohl ‚des Menschen‘ als auch von Gesellschaftlichkeit definiert – „jedemfalls für Frauen führt das Ignorieren von Generativität als Motiv des Handelns zum Verfehlen der Gesellschaftlichkeit“ (374), wodurch ein paradoxer und unendlich flexibler Ausschließungsmechanismus entstanden ist.

Als kennzeichnend für die folgende Schwelle der Wissenschaftlichkeit verweist Jungwirth auf Identitätsmodelle, die Personenkategorien herstellen, z.B. die Kategorien *Jugend* (sowohl als Bedrohung gesellschaftlicher Werte wie als Hoffnungsträger der Nation) oder (*Haus-*)*Frauen*. Diese Modelle begründen gesellschaftlich existierende Normen wissenschaftlich – und legitimieren sie dadurch (vgl. 365), so dass von sozialen AkteurInnen erwartet werden kann, diese vermeintlich in ihrer ‚Natur‘ liegenden Normen zu internalisieren. Anhand der Diskurse zu *Nationalcharakter* und *Gender* verweist Jungwirth auf die zentrale Rolle, die der Differenz von *nature* und *nurture* zugeschrieben wird. So definiert Erikson eine gelungene Identitätsentwicklung als eine eindeutige (heterosexuelle) geschlechtliche Identifizierung sowie als eine Synthese von Gruppen- und Ich-Identität. Daneben identifiziert Jungwirth die Kategorien *Geschlecht*, *Normen*, *Einheit* und *Entwicklung* – Letztere gerade im Rahmen der Dekolonialisierung, aber auch in Bezug auf den innergesellschaftlichen Status als ‚Mensch‘ und ‚Bürger(in)‘ – als die organisierenden Elemente der damaligen Identitätsdiskurse. Entscheidend ist, dass „mit dem Entwurf von Identitätsmodellen auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit die Transformation sozialer Ungleichheit in einen Unterschied der Identitätsentwicklung“ (370) umdefiniert wird, wodurch die Frage nach den Bedingungen existierender Machtverhältnisse ausgeblendet wird. Dieser Prozess wird von den *Neuen Sozialen Bewegungen* aufgedeckt und kritisiert, um darauf aufbauend ihren Anspruch auf den Status als ‚Mensch‘ und damit rechtliche Gleichbehandlung zu begründen. Eder (2000) folgend zeigt Jungwirth jedoch, dass in den *Neuen Sozialen Bewegungen* ein Identitätsdiskurs geführt wird, der „ebenfalls (...) Homogenität nach innen und Abgrenzung nach außen“ (19) produziert, um auf diese Weise kollektives politisches Handeln zu organisieren. Trotz gegenteiliger Intentionen führen die verschiedenen Identitätsdiskurse laut Jungwirth zu einer Konventionalisierung der proklamierten Normen und verursachen Naturalisierungseffekte (vgl. 375).

Abschließend beruft sich die Autorin auf Goffmann, Butler und Spivak als RepräsentantInnen der Schwelle der Formalisierung des Identitätsdiskurses. Charakteristisch sind eine Verschiebung des Untersuchungsgegenstandes von den Darstellenden zur Darstellung selbst (Goffman) sowie die performa-

tive Hervorbringung von Identität (Butler, Spivak). Von Bedeutung sind die Bedingungen der Herstellung von Darstellung bzw. Identität, während eine Rückkopplung an eine ‚Natur‘ abgelehnt wird.

Dennoch wird weiterhin in vielen anderen Diskursen an einem essentialistischen Identitätsbegriff festgehalten. Jungwirth erklärt dies mit dem Wunsch „Bedeutungen aus dem Bereich des Metaphysischen und des Religiösen auf[zurufen, die, C.H.] (...) Ursprungserzählungen ermöglich[en]“ (32 f). Sie sieht keine Möglichkeit, das Identitätskonzept an sich im Sinne eines sozialkonstruktivistisch oder dekonstruktivistisch „geläuterten“ (32) Identitätsbegriffs zu ‚verbessern‘. Stattdessen verweist sie auf die Möglichkeit politische Repräsentationen „im Namen von VerUneindeutigung (gegen das Ziehen von Grenzen und Abschließen von Einheiten) und Destabilisierung der binär-hierarchischen Geschlechter- und Sexualitätsdiskurse“ (375) zu entwerfen. Als weitere Strategien nennt sie solche der Denormalisierung und der Enthierarchisierung, die zu einer „Normalität im Sinne von flexibel veränderlichen Verhaltensanforderungen an soziale AkteurInnen“ (377) führen sollen. Leider führt sie weder konkrete Beispiele an noch fragt sie, ob nicht auch diese Strategien ihrerseits in normierenden und normativen Identitätsdiskursen resultieren können. Es bleibt wohl bei einem Widerstand gegen die Zuschreibung einer ‚Natur‘.

Ein facettenreiches Kaleidoskop

Mit diesen Vorschlägen kommt Jungwirths detaillierte Diskursanalyse an ihr Ende. Sie belohnt LeserInnen durch ein Kaleidoskop an historischen Ein- und Überblicken. Ihrer Forderung nach einer deutschlandspezifischen Wissenschaftskritik durch Diskursanalyse ist unumstritten zuzustimmen. Bedauerlich ist jedoch, dass sie sich selbst auf stichwortartige Verweise auf Carl Schmitt, die 1968er und die Wertedebatte der 1980er beschränkt – und sich stattdessen mit Exkursen zu dem kolonialisierten Indien zufrieden gibt. Ein großes Manko, das die Lesefreude (beträchtlich) trübt, sind ihre zahlreichen langatmigen Wiederholungen von Beispielen und Thesen, die sie bereits an anderer Stelle in dieser Veröffentlichung eingehend dargelegt hat. Dennoch: Wer dieses Werk liest, wird zukünftig Identitätsdiskurse aus einem neuen Blickwinkel betrachten.

Annegret Erbes

Frauen oben ohne: Praxis zwischen Befreiung und Reglement

Jean-Claude Kaufmann (2006) Frauenkörper – Männerblicke. Soziologie des Oben-ohne [1995]. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft (333 S., 19,90 Euro. Erstveröffentlichung in Frankreich 1995 unter dem Titel Corps des femmes, regards d'hommes. Sociologie des seins nus).

Das Buch hält, was es verspricht: Kaufmann seziert auf der Basis einer empirischen Untersuchung, in deren Rahmen dreihundert Männer und Frauen befragt wurden, das Oben-ohne von Frauen aus soziologischer Perspektive. Hier werden Motive, Handlungen und Rezeption, Gedachtes, Gefühltes und Ignoriertes, Unklarheiten und Widersprüchlichkeiten bis ins hinterste Eck ausgeleuchtet und analysiert. Oben-ohne, oberflächlich betrachtet Ausdruck von Freiheit und Toleranz, wird Stück für Stück als soziale Praxis mit stark reglementierter Etikette enttarnt und in den Kontext soziologischer Theorie gebracht. Die Beforschung dieser wenig reflektierten Praxis gestaltete sich, so Kaufmann, nicht leicht, denn „Fragen, die die gewöhnlichsten Erlebnisse berühren, rufen die kürzesten Antworten und viel Schweigen hervor“ (12).

In Teil I werden aktuelle und historische Hintergründe entwickelt und Motive von Frauen, sich oben ohne zu sonnen, dargestellt. Hier scheint auf der bewussten, leicht verbalisierbaren Ebene vor allem der gebräunte Busen unhinterfragtes kollektives Schönheitsideal zu sein. Als dahinter liegende Motive analysiert Kaufmann den Wunsch von Frauen, näher an der Natur zu sein, nach einem Gefühl von Befreiung, aber auch Oben-ohne als Herausforderung oder Zeichen für die persönliche Entwicklung, der Überwindung von Schamgefühlen oder als Symbol des Bruchs mit dem Alltag im Urlaub. Jedoch: „Nur sehr wenige geben Gründe für ihr Handeln an. (...) Häufig hat der Körper befohlen, ohne daß der Kopf ein Wörtchen mitzureden gehabt hätte, einfach besiegt von dem Wunsch, der aus dem tiefsten Inneren des Selbst kam“ (78).

Teil II thematisiert das komplexe Regelwerk des Oben-ohne: „Der Strand hat eine doppelbödige Sprache, und jeder bedient sich ihrer auf individuelle Weise. Da ist erstens die Toleranz: jeder kann tun, was er will. Und zweitens: ja, aber“ (116). Hier geht es um Toleranzgrenzen und insbesondere Spielregeln, die in ihrer ganzen Komplexität gezeigt werden. Kaufmann taucht tief ein in die kognitiv schlecht zugängliche Welt des Strandes, in der Gefühle und Gesten im Vordergrund stehen. Aus diesem Grund werden Blicke bzw. verschiedene Arten von Blicken besonders wichtig und entsprechend kategorisiert und ausführlich analysiert. Hierzu gehören – so auch der Titel – Männerblicke auf Frauenkörper, aber auch Blicke von Frauen. Besonderen Stellenwert hat hierbei „die Kunst zu sehen, ohne zu sehen“ (161 ff), die der Wahrung der zum Oben-ohne notwendigen Distanz und Anonymität diene. Diese Distanz wiederum ermöglicht die Wahrung der Intimität des Frauenkörpers, auch wenn die Frau oben-ohne ist.

Die die Blicke bzw. die die Einhaltung von Distanz unterlegenden Mechanismen analysiert Kaufmann in Teil III: „Die drei Körper der Frau“ – so werden die Perspektiven der Banalisierung, der Sexualisierung und der Ästhetisierung bezeichnet, mit der Männer und Frauen die Praxis des Oben-Ohne betrachten bzw. konstruieren können. Die Banalisierung von Nacktheit, insbesondere weiblicher Nacktheit, findet statt über die Konstruktion, dass Nacktheit nichts Besonderes mehr sei, da sie quasi überall, und so auch am Strand, zu sehen ist. Banalisierung bezeichnet somit einen aktiven Prozess der Unsichtbarmachung. Daneben analysiert Kaufmann auch eine sexuelle Perspektive der Nacktheit, in diesen Zusammenhang gehören bewusst sexuelle Blicke oder Gesten, die nicht nur ein ‚heimliches Vergnügen‘ darstellen, sowie dass die sexuelle Konnotation nicht gleichbedeutend ist oder sein muss mit dem Wunsch nach tatsächlicher Kontaktaufnahme. Eigentlich jedoch geht es am Strand um die Vermeidung einer sexuellen Färbung der Nacktheit von Frauen, sofern sie oben-ohne sind. Die dritte Perspektive, oder den dritten weiblichen Körper, bildet die Betonung von Schönheit, die Ästhetisierung des weiblichen Körpers, aus der wiederum die Möglichkeit entsteht, sexuelles Begehren umzuleiten. Kaufmann setzt sich hier ausführlich mit dem Begriff ‚Schönheit‘ auseinander. Als grundlegend erweist sich, dass diese drei Perspektiven Frauen und Männern beiderseits erlauben, die gemeinsame Situation, das Oben-ohne von Frauen, flexibel zu deuten und dies jeweils die Grundlage schafft, mit der Situation umzugehen.

Kapitel IV, „Die Pflastersteine des Strandes“, zeigt nochmals gebündelt Regeln, Hierarchien, Klassifikationen und Zwänge „des Strandes“ auf: *„der Strand ist manchmal das genaue Gegenteil der Toleranz, die er sich auf die Fahnen schreibt, der Oben-Ohne-Strand mehr noch als irgendein anderer“* (Hervorh. i. O., 238). So stellt Kaufmann zwar „am Strand“ den grundsätzlichen Willen zur Toleranz fest, jedoch: „Toleranz wird hier nicht unter dem Gesichtspunkt des Rechts auf Differenz gesehen, sondern als ein Vergeben der Fehler“ (245). „Am Strand“ geraten rational gewähltes Toleranzprinzip und auf ästhetischen Kriterien beruhende Kritikwünsche (Jede/r kann tun, was er/sie will, aber...) durcheinander. Versuche, mit diesem Widerspruch umzugehen, scheinen insbesondere Definitionen erlaubter und nicht mehr erlaubter Abweichung von einem gegebenen Schönheitsideal (schöne und nicht schöne Frauenbrüste) zu sein: Jenseits dieser Grenzen beschreibt Kaufmann das Recht auf Oben-ohne den ungeschriebenen Gesetzen des Strandes gemäß zwar noch als gegeben, die Ausübung dieses Rechts jedoch als problematisch. „Ausschluß entfaltet seine Wirkung in konzentrischen Kreisen um diese Norm: die sehr Schönen dürfen alles, die weniger Schönen etwas weniger, die sehr Häßlichen überhaupt nichts“ (265 f).

Im Anschluss werden die Zusammenhänge von Scham, „Sich wohlfühlen in seiner Haut“, Ungezwungenheit und Schönheit in ihren gegenseitigen Abhängigkeiten und Bezügen aufeinander sowie in ihrer Bedeutung für die Praxis am Strand analysiert, und wird diese Praxis wiederum in den Kontext des Umgangs mit sozialen Normen und sozialer Anpassung und Innovation unter Bezug auf

soziologische Theorie gesetzt: Unter der Überschrift „Die Nachahmung des Normalen“ zeigt Kaufmann, dass der normative Rahmen „besonders für kleine Gesten“ am Strand oder bezogen auf die Praxis des Oben-ohne „extrem präzise oder sogar verpflichtend sein kann“ (287), die Verhaltensnormen sich jedoch gleichzeitig als „ein vielfältiges und in Bewegung befindliches Bündel“ darstellen, in denen Individuen sich zwischen Anpassung/Nachahmung („normal sein wollen“)/Rollenübernahme und Innovation bewegen.

Das Vergnügen am Oben-ohne wird letztlich erklärt

in einer Mischung aus der Konkretheit körperlicher Befreiung und dem eher abstrakten Gefühl individueller Freiheit. Vergessen wir diese Spielregel nicht: diejenige, die Ungezwungenheit erreicht und sich im Kern des Normalen situiert, hat das Recht zu tun, was sie will. Paradoxe Weise ist es also die umfassendste Rollenübernahme, die die vollständigste Freiheit verschafft und der Person den größten Handlungsspielraum lässt. Hingegen wird die Weigerung, sich dem Sozialisierungskontext zu unterwerfen, mit der Verpflichtung zur Analyse der Spielregeln bezahlt, was, da die Distanz zur Rolle groß ist, auf eine um so engere Definition des Verhaltensrahmens hinausläuft. Zusammenfassend bedeutet dies: Distanz zur Rolle zwingt vor allem dazu, ihre Zwänge zu respektieren, während hingegen vollständige Rollenübernahme den äußeren Druck reduziert. (301)

Kaufmann beobachtet Frauen und Männer und hinterfragt ihr Handeln mit der Intention, eine Soziologie des Oben-ohne zu verfassen. Das Oben-ohne von Frauen wird als Phänomen betrachtet und bildet den Schwerpunkt, eine Analyse des weiteren Kontextes der Beziehung zwischen den Geschlechtern unterbleibt. So wird auch kein Bezug genommen auf den theoretischen Diskurs der Geschlechterforschung, was aus Genderperspektive wünschenswert gewesen wäre.

Weitere Rezensionen

Susanne Benöhr-Laqueur

Genetische Befreiungsszenarien in der ‚Welt von morgen‘

Bettina Bock von Wülfigen (2007) *Genetisierung der Zeugung. Eine Diskurs- und Metaphernanalyse reproduktionsgenetischer Zukünfte*. Bielefeld: Transcript (370 S., 30,80 Euro).

Das Layout des Buchumschlages ist raffiniert: Erst bei näherer Betrachtung erscheinen aus diffus-aseptischen Blautönen die Umrisse einer leeren Wiege mit Spitzenvolant vor einer Gen-Sequenz. Genau(er) Hinsehen werden die LeserInnen auch nach der Lektüre dieser aufschlussreichen Studie, in der die These vertreten wird, dass biomedizinische Fiktionen von der menschlichen Zukunft performativ wirken und Utopien bereits ein Teilelement unserer Konstruktion der Wirklichkeit enthalten (10). Ausgehend von Philippe Ariès Überlegung, dass nicht die Existenz und die Verfügbarkeit von Technologien über ihre Anwendung entscheidet, sondern bereits die Denkbarkeit ihres Einsatzes, wird anhand ausgewählter populärwissenschaftlicher Werke die Zukunft der menschlichen Fortpflanzung untersucht (10).

Der Untersuchungsgang ist höchst komplex. Es empfiehlt sich daher, das immerhin zehn Seiten umfassende Einleitungskapitel konzentriert durchzuarbeiten. Bettina Bock von Wülfigen skizziert ihre interdisziplinäre Vorgehensweise sehr ausführlich und ermöglicht so den LeserInnen von vornherein eine Kapitelauswahl zu treffen.

Die zur Analyse herangezogenen populärwissenschaftlichen Werke bestehen einerseits aus Berichten politischer Gremien zu den ‚Neuen Gen- und Reproduktionstechnologien‘ sowie andererseits aus Beiträgen seriöser deutscher Medien der Jahre 1995-2003 in denen ‚ExpertInnen‘ auf dem ‚Gebiet der Gen- und Reproduktionstechnologien‘ interviewt bzw. selber publizistisch tätig wurden (15). In diesen Quellenpool gelangten nur Erzeugnisse, die ein positives Bild der Zukunft der menschlichen Zeugung unter Hinzuziehung der ‚Neuen Gen- und Reproduktionstechnologien‘ zeichnen. Für eine Mikroanalyse wurden sodann noch einmal fünfzehn Printmedien mit einer hohen Auflage sowie Wissenschaftsmagazine herangezogen (78). Schlussendlich lag eine Sammlung von über eintausend Artikeln vor. Nach Auswertung dieser Artikel wurden 38 einschlägige befürwortende Beiträge aus *Der Spiegel*, *Fokus*, *Die Zeit*, *Süddeutsche Zeitung*, *Spektrum der Wissenschaft* und *Geo* ausgewählt, anhand derer Bock von Wülfigen nunmehr die von den ‚ExpertInnen‘ entworfenen reproduktionsmedizinischen Szenarien der Zukunft herausarbeitet.

Die Szenarien – die im Textfluss dankenswerterweise in einem anderen Schriftbild erscheinen – bilden ein dichtes Netz an Diskurssträngen. So propagieren die ‚ExpertInnen‘, dass durch die Reproduktionsmedizin der Zukunft u.a. ein „Befreiung der Frau-Szenario“ (132), ein „Befreiung von (eigener) Natur-Szenario“ (130), ein „Genetische Krankheiten heilen-Szenario“ (162), ein „Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Paare/Singles-Szenario“ (134) stattfinden würde.

Diese ‚ExpertInnen‘ sind – bis auf eine Frau – ausschließlich Männer. Eine Namensliste findet sich im Anhang und bedarf der Kritik (333). Es reicht nicht, Nachnamen aufzulisten. Die LeserInnen des Buches sollten Informationen über das Alter, das Geschlecht, den akademischen Titel und das Forschungsfeld erhalten, um so die jeweiligen Äußerungen besser einordnen zu können. Wenn also ein gewisser „Djerassi“ im Jahre 1999 erklärt, dass durch die neuen Reproduktionstechniken Frauen von den Zwängen ihrer biologischen Uhr befreit werden, indem man Eizellendepots anlegt, auf die man in späteren Jahren zurückgreifen kann (134), dann handelt es sich hierbei um Prof. Dr. Carl Djerassi, den Erfinder der Anti-Baby-Pille. Da Djerassi für sich in Anspruch nimmt, die Frauen schon einmal befreit zu haben, sind seine Szenarien keineswegs überraschend und angesichts seiner wissenschaftlichen Referenzen als durchaus vorstellbar einzustufen. Ganz anders verhält es sich jedoch mit „Antinori“ und „Boisselier“. Prof. Dr. Severino Antinori und Dr. Brigitte Boisselier gelten gemeinhin als *enfants terribles* der Reproduktionsmedizin. Antinori verhilft öffentlichkeitswirksam besonders gerne Frauen jenseits der sechzig zu eigenen Kindern und Boisselier gehört zur Sekte der „Raelianer“, in deren Reihen angeblich Ende 2002 das erste Klonbaby geboren wurde. Einen Beweis blieb man schuldig – für die LeserInnen wiederum heißt das, dass sie sämtliche Nachnamen recherchieren müssen, um die Seriosität der ‚ExpertInnen‘ zu überprüfen. Diese Aufgabe hätte die Autorin des Werkes zu erfüllen gehabt.

Fakt ist jedoch, dass die meisten Diskurse – und es sind immerhin zwanzig an der Zahl – eine völlige Emanzipation des Menschen von der Natur anstreben. Diese ‚Befreiungsszenarien‘ gipfeln schlussendlich in der Vision einer dauerhaften Sterilisation aller Menschen, da (genetisch perfekte) Kinder fortan durch die Reproduktionsmedizin gezeugt werden sollen/können (155). Dieses Szenario hat Djerassi entwickelt und es ist zu hoffen, dass seine Ansichten einer kritischen feministischen Analyse unterzogen werden. Ob eine Reaktion von feministischer Seite erfolgen wird, ist jedoch fraglich. Wie Bock von Wülfigen zutreffend beschreibt, wurden die neuen Reproduktionstechnologien in den 1980er Jahren des letzten Jahrhunderts abgelehnt, um sodann im Zuge der eigenen Entscheidungsfreiheit, ob und wann man Kinder bekommen möchte, akzeptiert zu werden (233). Demgegenüber bestehen an mehreren deutschen Orten bereits Institutionen der Frauengesundheitsbewegung, die vor der Verwendung der neuen Reproduktionstechnologien warnen (323).

Dessen ungeachtet ist die ‚Wirklichkeit‘ eine andere: Im März 2007 veröffentlichte der österreichische Biologe Dr. Karl Illmensee, wissenschaftlicher Direktor der Firma *Reprogen*, in der renommierten Fachzeitschrift *Journal für Reproduktionsmedizin und Endokrinologie* einen Artikel, in dem er die Herstellung eines menschlichen Klons unter Verwendung einer entkernten Rindereizelle und die Einpflanzung in die Gebärmutter einer Frau beschrieb (Illmensee, Karl: Mammalian Cloning and its Discussion on Applications in Medicine, in: *Journal für Reproduktionsmedizin und Endokrinologie*, 1/2007: 6-16). Das Experiment schlug fehl. Ein Skandal bahnte sich an: Warum gab man Illmensee angesichts dieses mehrfachen Rechtsverstoßes ein Forum? Die Antwort des deutschen Vertreters der *Gesellschaft für Reproduktionsmedizin* – die als Mitherausgeber-

rin des Journals fungiert – war vielsagend: So habe man in Deutschland eine Diskussion über die vielen Aspekte moderner Reproduktionsmedizin anstoßen wollen, da dort die Gesetzgebung in diesem Bereich besonders restriktiv sei („Wirbel um Publikation zum Klonen von Menschen. Renommiertes Fachorgan unter Beschuss“, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 3.7.2007).

Fazit: Trotz des geäußerten Kritikpunktes, ist das Buch uneingeschränkt zu empfehlen. Es handelt sich um eine vorzügliche Studie zu der man Bettina Bock von Wülfigen gratulieren kann, um sich zugleich der bedrohlichen Realitätsnähe der von ihr beschriebenen ‚performativen Utopien‘ gewiss zu werden.

Anelis Kaiser

Zum Brückenschlag zwischen Neurologie und Feminismus

Elizabeth Wilson (2004) *Psychosomatic: Feminism and the Neurological Body*. Durham: Duke University Press (125 S., 23,50 Euro).

Elizabeth Wilsons zweites Buch *Psychosomatic. Feminism and the Neurological Body* ist eine Sammlung mehrerer zuvor in Zeitschriften wie *Australian Feminist Studies*, *Configurations* oder *Australian Psychologist* veröffentlichter Artikel. Es adressiert die Debatte um ‚Verkörperungen‘ und ‚Materialität‘. Wilsons Hauptanliegen ist es, zu zeigen, wie biologische Theorien auf produktive Weise in und für feministische Theorien, insbesondere für feministische Körperkonzepte, angewandt und umgesetzt werden können.

An der Behauptung, Feminismus könne „deeply and happily complicit with biological explanations“ (14) sein, wird der Versuch der Autorin, das Verhältnis zwischen sozialen und biologischen Aspekten des Körpers zu reorganisieren, klar. Dieser Absicht folgend, bemerkt Wilson, dass „the value of simple biological events“ (3) nicht nur das Potential hat, biologische Erklärungsansätze mit Konzepten sozialer Körperkonstruktionen aus feministischen Theorien zu vereinbaren, sondern auch den Feminismus durch neue Denkweisen des biologischen Körpers zu bereichern. Wilson beginnt ihre Argumentation von einem für die Biologie eher defensiven Standpunkt aus: Anfangs betitelt sie biologische Erklärungen als „reduktionistisch“ und verlangt ihre „Tolerierung“, später jedoch schlägt sie auch vor, dass ihr sich zur Biologie bekennender Ansatz die feministische Forschung dahin führen könne, „to move post its dependency on social constructionism“ (14).

Als Neuropsychologin fokussiert Wilson auf neurologische Erklärungsansätze und unterstreicht das Potential der Neurowissenschaften, das feministische Verständnis des Körpers zu erweitern. In diesem Sinne bezieht sie ihre Beweisführung auf verschiedene neurologische Themen, die sie kapitelweise behandelt. In der Einleitung vollzieht sie eine Reformulierung von Freuds psychoanalyti-

scher Interpretation der Hysterie, gefolgt von einer Analyse der Neurasthenie [starkes Ermüdungssyndrom nach geistiger Anstrengung] im ersten Kapitel. Im folgenden Kapitel stellt sie eine interessante Interpretation der Wichtigkeit der Gastroenterologie [Die Gastroenterologie befasst sich mit Erkrankungen des Magen-Darm-Trakts] für die feministische Forschung dar und in Kapitel 3 fokussiert sie auf die Struktur des Hypothalamus im Gehirn. Bevor sie abschließend zeigt, wie die Evolution eine zentrale Rolle im Nervensystem spielt (Kapitel 5), greift Wilson die Bedeutung der Emotionen auf (Kapitel 4).

Ein zentraler Aspekt der Arbeit Wilsons ist, ein Bündnis zwischen psychischen Effekten und dem Nervensystem herzustellen. Um ein Beispiel zu machen, „not only depression is neurological“, merkt sie an, „neurology is also depressive“ (29). Dieser Idee folgend kann Materie auch depressiv werden – eine animistische Haltung, in der eine geschwächte und depressive neurologische Basis als mögliche Ursache einer melancholischen Natur von Materie und Körper im Allgemeinen betrachtet wird. Diese interessante Perspektive schimmert immer wieder im Verlaufe des Buches durch.

Weiter führt Wilson fort, das periphere Nervensystem müsse bei Überlegungen zum nervlich-psychischen Körper stärker in Betracht gezogen werden. Sie kritisiert Feministinnen, welche Hysterie als primär ideell betrachten. „How can a neurosis not be acquainted with the nervous system [itself]?“ (7) und wie kann der neurophysiologische Körper als „soma non grata to a sophisticated feminist account of hysteria“? (8) erklärt werden, lauten zwei ihrer in der Einleitung gestellten Fragen. Wilsons Verständnis einer körperlichen Biologie als „muscular capacities of the body, the function of the internal organs, the biophysics of cellular metabolism, the microphysiology of circulation, respiration, digestion, and exertion“ (8) sollten verstärkt in feministische Körpertheorien einbezogen werden. An dieser Stelle zieht die Autorin das Beispiel des Falles von Fräulein Elisabeths konvertierter Neurose heran, um den Blick auf die Biologie der Hysterie zu lenken. Wilson argumentiert, ausgehend von Freud, dass Fräulein Elisabeths Muskelprobleme, und damit verbunden ihr peripheres Nervensystem, nicht von ihrer Krankheit und dem Tod des Vaters getrennt werden können. Dieser Erklärungsansatz betont die Bedeutung des neurologischen Körpers und Freuds Berücksichtigung rein somatischer Fakten.

Im ersten Kapitel geht Wilson auf den neurologischen Determinismus ein, in dem sie Peter Kramers Bestseller *Listening to Prozac* mit Freuds psychoanalytischer Theorie von Neurasthenie vergleicht. Insbesondere interessiert sie sich für die Interpretation der Depression als die eines geschwächten psychischen Zustands. In Freuds Verständnis der neurasthenischen Melancholie führt eine exzessive Masturbation zu einer verminderten somatischen Erregtheit, was mit einer libidinösen Entkräftung verbunden ist, welche schließlich psychisch als Melancholie empfunden wird. Freud geht davon aus, dass die Neuronen von der Psyche ‚gezwungen‘ werden, ihre Erregtheit aufzugeben. Daraus würde folgen, so Wilson, dass Soma und Psyche wechselseitig miteinander verbunden sind,

die Kontrolle also nicht einseitig der Biologie unterliegt. Dieses Spannungsverhältnis von Soma und Psyche ist in Wilsons Augen nicht deterministisch. Was Kramers Neurologie der Depression anbelangt, postuliert Wilson auch hier eine nicht-deterministische Interpretation. Die Autorin beendet dieses Kapitel damit, dass viele solcher neurologischen Konzepte, die sich durchaus auf Geschichte und Kultur ‚erweiternd‘ auswirken können, unberücksichtigt bleiben, während die „debts that neurology owes to history“ meist ausgiebig artikuliert werden (28).

Im nächsten Kapitel befasst sich Wilson abermals mit dem Verhältnis zwischen Psyche und Nervensystem, indem sie auf die Beziehung zwischen enteralem [den Darm betreffend] Nervensystem und Gehirn eingeht. Sie beginnt ihre Argumentation mit der Aussage, es gäbe ein Nervensystem jenseits des Gehirns und jenseits des Zentralnervensystems, außerdem eine Zusammengehörigkeit von Psyche und Neurogastroenterologie [Nervensystem des Magen-Darm-Trakts]. Diese letzten beiden Aspekte sind keine Neuheiten an sich. Das enterale Nervensystem, hier auch als ‚Gehirn des Darms‘ bezeichnet, weist morphologische Ähnlichkeiten mit den Neuronen im Gehirn auf. Ferner sei das enterale Nervensystem nicht minder mit psychologischen Zuständen verbunden als das Zentralnervensystem, so Wilson, und die Neurologie des Darms erzeuge eine Psychologie des Darms. Der Darm habe sein eigenes neuropsychologisches Profil und antidepressive medikamentöse Behandlungen hätten einen antidepressiven Effekt auf den Darm selbst. Indem sie hier abermals auf ein psychoanalytisches Beispiel rekurriert, bekennt sich Wilson erneut zu Freud’schen Ansätzen.

Kapitel 3 enthüllt Neues über neurologische Strukturen, wie sie in der bekannten Studie von LeVay vorgestellt werden. LeVays Arbeit konnte beweisen, dass das INAH (eine Struktur im Hypothalamus) bei Menschen, die sich sexuell zu Frauen hingezogen fühlen, überwiegend größer ist; überwiegend kleiner falle es aus, wenn die Menschen sich zu Männern orientieren. Wilson bemüht sich, diese Daten in einer nützlicheren Art als bisher zu lesen. Für diesen Zweck führt sie den Begriff der „Retikulation“ ein, mit dem sie die Beziehung zwischen dimorphischen Artikulationen (homo/hetero; groß/klein) auf der einen Seite und den Schaltkreisen neurologischer Strukturen und die Außergewöhnlichkeit von nicht zur Schnittmenge gehörenden Daten auf der anderen zu erklären sucht. Außerdem hebt Wilson die Existenz von Ausnahmen in Stichproben von biowissenschaftlichen Studien hervor. In ihren Augen liegt die Crux darin, zuzulassen, dass beide, sowohl statistisch signifikante dimorphische Patterns als auch manifeste Ausnahmen, welche diesen Patterns widersprechen, in ein und derselben Studie reibungslos koexistieren können sollen. Auf diese Weise würde die alleinige Dominanz von binären Erklärungen unterbrochen werden. LeVay, neu ausgelegt nach Wilson, zeigt nicht nur binär sexualisierte Nuklei beziehungsweise Volumina von Nuklei, sondern vielmehr ein ‚retikulierendes‘ Muster, als Folge der Beziehung zwischen weit verstreuten und dimorphischen Daten. Bezogen auf den Homo/Hetero-Dimorphismus, gäbe es in diesem Zusammenhang keine Verhinderungen von queeren Materialisierungen, sondern einen

einzigartigen Mechanismus sexueller Generativität, in der Heterogenität nicht einfach nur das Gegenteil von Dimorphismus ist. Obwohl Wilsons Auslegungen an dieser Stelle noch nicht fertig zu sein scheinen und obwohl sie nichts an der Tatsache von LeVays essentialistischen Interpretationen homosexueller Identität zu ändern vermag, so gilt dieses Kapitel als Versuch, auf einer neuro-methodologischen Ebene einen binären Zwang zu durchbrechen. Eine Ebene, die man sonst tunlichst vermeidet, da sich hier ‚objektive‘ und ‚valide‘ Pfeiler naturwissenschaftlicher Forschung verbergen, denen man als feministische Naturwissenschaftskritikerin oft chancenlos ausgesetzt ist.

Ähnlich wie in Kapitel 1 und 2, kehrt Wilson in Kapitel 4 darauf zurück, zu zeigen, wie das Nervensystem mit psychosomatischen Reaktionen in Beziehung steht. Hauptsächlich legt sie dar, wie in Darwins Werk die Evolution nicht primär ein biologischer Prozess ist; Evolution sei radikal heterogen, biologisch zwar auf der einen Seite, aber auch psychologisch, kulturell und sogar geologisch, ozeanisch und meteorologisch. Die Autorin zeigt dieses Mal am Beispiel des Reflexsystems der Frösche, wie erworbenes Verhalten und Gewohnheiten zu angeborenen Eigenschaften oder zu Reflexen werden. Von hier aus macht sie einen Sprung zu den Emotionen. Emotionen, führt sie weiterhin aus, seien phylogenetisch mit Biologie verbunden. Und wieder, so Wilson, könne man die emotionale physiologische Reaktion nicht getrennt von Gedanken und Verhalten anderer betrachten. Mitgefühl und Erröten etwa drücken ein komplexes psychophysisches Geschehen aus und zeigen, wie das Nervensystem in engem Verhältnis zu anderen Organen, anderen Körpern und anderen Systemen steht. Die Autorin schließt mit der Äußerung ab, Emotionen und Neurophysiologie sollten in Allianz mit Darwins Konzepten treten, um so für eine kritische Neurologie anwendbar zu werden.

Im letzten Kapitel kommt Wilson auf die Frage der Evolution zurück. Sie bezieht sich auf Oliver Sacks Erklärungen zur Evolution als „*traverse branching systems*“, wonach eine körperliche Form nicht nur durch Vergangenes beeinflusst wird, sondern auch von biologischen Interaktionen zwischen Gattungen der Gegenwart miterzeugt wird. So betrachtet, könnte Sacks Theorie auf fruchtbare Weise von Feministinnen genutzt werden. Denn nicht zu vergessen ist Wilsons Hauptanliegen, biologische Theorien, in diesem Kapitel die Theorie der Evolution, so zu verwenden, dass sie Verkörperungskonzepten dienen, die sowohl für Neurologinnen als auch für Feministinnen in einem nicht-deterministischen Sinn nutzbar gemacht werden können. Wilson schließt dieses Kapitel ab mit der Bemerkung, frühere feministische Primatologinnen hätten die Evolutionstheorie auf effiziente Weise für politische und theoretische Zwecke verwendet. Heute könnte die feministische Theorie durch die Integration von konzeptuellen Ansätzen aus der Evolutionstheorie ergänzt werden. Ob sie damit für die Wahrnehmung ihres eigenen Ansatzes plädiert?

Zusammenfassend gelingt es Wilson durchaus mehrfach, Neurologie und Feminismus durch die Betonung von je für die andere Seite nützlichem Poten-

tial, gegenseitig einen Schritt anzunähern. Allein dieses Ziel sollte ihr hoch angerechnet werden. Es ist ein hehres Unterfangen, da ihre Herangehensweise weder bei der Kritik anfängt noch endet, sondern durchaus versucht, den Spalt zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu füllen. Ein großer Gewinn wäre es sicherlich, wenn der Fokus der ersten Kapitel weniger auf einer Verbindung mit der Psychoanalyse liegen würde, als vielmehr, wie leider in nur wenigen Teilen des Buches, auf einer Verlinkung mit methodischen Aspekten der neurowissenschaftlichen Forschung.

Eva Voß

Weltpolitik aus Frauensicht

Sabine von Schorlemer (2007) Hg. Die Vereinten Nationen und neuere Entwicklungen der Frauenrechte. Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag (669 S., 89,00 Euro).

Während die meisten deutschen Werke zu den Vereinten Nationen kaum oder nur randständig Frauen- und Geschlechterfragen thematisieren, liegt mit diesem Buch ein umfangreiches Kompendium vor, das neben grundsätzlichen Betrachtungen zum Stand der Geschlechtergerechtigkeit vor allem neuere Entwicklungen auf diesem Wege einbezieht. Grundlage für das Werk sind die Ergebnisse eines auf zwei Jahre (2005-2007) am Lehrstuhl für Völkerrecht, Recht der Europäischen Union und Internationale Beziehungen der TU Dresden angesiedelten Forschungsprojektes. Unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Dr. Sabine von Schorlemer haben wissenschaftliche MitarbeiterInnen und DoktorandInnen des Lehrstuhls verschiedene Arbeitsfelder der Vereinten Nationen untersucht, in denen Frauenrechte und Gender-Themen eine Rolle spielen. In dieser Hinsicht wurden sowohl völkerrechtliche als auch institutionelle Aspekte untersucht.

So geht der Artikel von Jan Conrady („Entwicklung und Bedeutung des Konzepts Gender Mainstreaming in den Vereinten Nationen“) der Frage nach, inwieweit das seit der Vierten Weltfrauenkonferenz für die Vereinten Nationen verbindliche Konzept des Gender Mainstreaming für die Organisation relevant ist, welche Rolle es in den Haupt- und Nebenorganen spielt und wie es um die Akzeptanz der Strategie bestellt ist. Sein kritisches Fazit lässt sich in zwei Hauptargumente aufgliedern: Zum einen ist es schlecht um die Evaluierung und damit auch die Fruchtbarmachung der Ergebnisse aus über zehn Jahren Gender Mainstreaming bestellt. Daraus ergibt sich die Konsequenz, dass viele UN-MitarbeiterInnen das Konzept für nicht mehr aktuell bzw. notwendig erachten und es so von der Prioritätenliste gestrichen wird. Ein zweiter kritischer Punkt richtet sich auf die Tatsache, dass eine Gender-Perspektive kaum Eingang in die Arbeit gefunden hat und stattdessen synonym mit Frauenthemen gesetzt wird, was dessen kritisches Potential einschränkt.

Heidrun Centner analysiert in ihrem Artikel („Frauen heute: Implementierung und Follow-up der Vierten UN-Weltfrauenkonferenz (Beijing+10)“) die Situation von Frauen in Hinblick auf die in Peking 1995 in der Aktionsplattform verabschiedeten zwölf kritischen Bereiche. Auch ihre Bilanz fällt eher gemischt aus. In keinem der kritischen Bereiche sind die gesteckten Ziele erreicht, wohl aber in vielen Feldern erhebliche Fortschritte erzielt worden. So ist beispielsweise die Repräsentation von Frauen in politischen Entscheidungsgremien in den einzelnen Ländern gestiegen, im Bereich der Gesundheitsversorgung oder Armutsbekämpfung sieht es hingegen kaum besser aus als noch vor zehn Jahren. Kernproblem bleibt (jedoch), dass es keine verbindlichen und (darüber hinaus) international anerkannten Indikatoren zur Messung des Fortschrittes gibt. Ländervergleiche werden so erschwert und damit eine Umsetzungskontrolle behindert.

Innerhalb des UN-Systems kann nach Katrin Ristau zumindest eine hoffungsvollere Bilanz gezogen werden („Der Nichtdiskriminierungsgrundsatz im UN-System: Erfolge der UN-Personalpolitik im Hinblick auf die Förderung von Frauen“). Nach 30 Jahren der Umsetzung des Nichtdiskriminierungsgrundsatzes in der Personalentwicklung hat sich einiges bewegt. So ist der Frauenanteil stetig gewachsen, u.a. durch Mentoring-Programme und Gender-Training. Gleichzeitig müssen Auswahlverfahren und Beförderungen noch stärker auf ihr Diskriminierungspotential durchleuchtet und möglicherweise durch Anonymisierungen des Geschlechts während der Begutachtungsphase geschlechtsneutraler gestaltet werden. Als größtes Hindernis identifiziert Ristau (allerdings) die nach wie vor bestehenden Geschlechtsrollenstereotype, die sich in den Ausschreibungstexten niederschlagen und bei der Stellenvergabe grundlegend mitschwingen.

Gregor Hübner geht in seinem ersten Artikel auf das frauenrechtlich bedeutendste völkerrechtliche Vertragswerk ein, das angesichts seines langen Bestehens ein in der Wissenschaft bislang nur wenig untersuchtes Menschenrechtsübereinkommen darstellt („Die Mechanismen zur Durchsetzung von Frauenrechten im Rahmen der CEDAW und ihres Fakultativprotokolls“). Hübner arbeitet vor allem die einzelnen Etappen des Untersuchungsverfahrens heraus und kommt zu dem kritischen Schluss, dass CEDAW (*Convention on the Elimination of Discrimination against Women*) und das Fakultativprotokoll starke Instrumente zum Schutze von Frauen sind, aber Schwächen im Hinblick auf die Sitzungsdauer des untersuchenden Ausschusses und mangelnde Sanktionsmöglichkeiten ihre Wirkung einschränken.

Im zweiten Artikel von Hübner („Die Situation in der Bundesrepublik Deutschland im Hinblick auf die Gleichberechtigung von Männern und Frauen – ein Überblick“) geht es speziell um in Deutschland getroffene Maßnahmen zur Gleichstellung von Frauen und Männern und Fragen nach Quoten, der Wirksamkeit des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes und nicht zuletzt um innergesellschaftliche Aktivitäten zur Überwindung der bestehenden Diskriminierungen von Frauen. Interessant in Bezug auf seinen ersten Artikel ist die Feststellung, dass die deutsche Rechtsordnung bislang nur wenige Impulse

von CEDAW erhält und damit wichtiges Potential zur Durchsetzung von Frauenrechten ungenutzt bleibt.

Clara Weinhardt („Gender-Perspektiven in der Arbeit des UN-Sicherheitsrates“) befasst sich in ihrem Artikel mit einem verhältnismäßig neuen Forschungsgegenstand, nämlich der Frage nach Geschlechterverhältnissen in nationalen und internationalen Sicherheitsstrategien unter Einbeziehung der vom UN-Sicherheitsrat im Jahr 2000 verabschiedeten Resolution 1325. Weinhardt bewertet die bisherigen Bemühungen zur Einbeziehung einer Gender-Perspektive in Friedens- und Sicherheitsfragen positiv im Hinblick auf den normativen Gehalt und die Ausstrahlung auf ein verändertes Sicherheitsverständnis. Besonders die Berücksichtigung genderspezifischer Bedürfnisse in bewaffneten Konflikten und beim Wiederaufbau nach Kriegen hat zu einem Umdenken in der Praxis geführt. Dieser Wandel reiche jedoch nicht aus, und werde nach wie vor nicht routinemäßig umgesetzt. Es gebe zu wenige Frauen als Sonderbotschafterinnen und es fehlten Studien und Daten über die Auswirkungen der bewaffneten Konflikte auf einzelne Gesellschaftsgruppen.

Jana Hertwig widmet sich speziell der Umsetzung der Resolution 1325 in Deutschland („Frauen, Frieden, Sicherheit: die Umsetzung der UN-Sicherheitsratsresolution 1325 durch die Bundesrepublik Deutschland“). Hertwig bewertet diese als sehr positiv: Als einer der wenigen Staaten hat die Bundesrepublik einen detaillierten Umsetzungsbericht vorgelegt, den Handlungsbedarf erkannt und entsprechende Maßnahmen eingeleitet, wie das Beispiel des Bundeswehreinsatzes in Afghanistan belegt. Dort hat die Bundesrepublik nicht nur beim Wiederaufbau durch spezielle Alphabetisierungsprogramme Frauen und Mädchen gefördert, sie hat auch sehr erfolgreich Rückkehrprogramme durchgeführt und die Schaffung von Einkommensmöglichkeiten für Frauen unterstützt. Eine Vertiefung dieser Aktivitäten im Rahmen der UN-Resolution 1325 wäre wünschenswert, auch im Hinblick auf die Vorbildfunktion gegenüber in diesem Bereich weniger engagierten UN-Mitgliedsstaaten.

Nicolas Lamp setzt sich mit dem gravierenden und weithin ungelösten Tatbestand von sexueller Gewalt gegen Frauen auseinander („Der Beitrag der Vereinten Nationen zur Entwicklung des Völkerstrafrechts zu sexueller Gewalt“). Zu deren Bekämpfung hat die Völkerstrafrechtsprechung zwar einiges geleistet, dennoch bleiben die Erfolge hinter den Möglichkeiten und Erwartungen zurück. Zwar konnte beispielsweise den zumeist weiblichen Opfern sexueller Gewalt in und nach bewaffneten Konflikten wie in Ruanda oder Jugoslawien teilweise zu ihrem Recht verholfen werden, indem die Gewalttaten aufgearbeitet und sanktioniert wurden. In anderen Teilen der Welt, wie aktuell in Darfur oder der Demokratischen Republik Kongo, gehört sexuelle Gewalt noch immer zur strategischen (Bürger-)Kriegsführung, der vor allem Frauen schutzlos ausgesetzt sind.

Tina Roeder verfolgt diesen Gedanken weiter, indem sie sich mit frauenspezifischen Problemen von Verfolgung und Migration beschäftigt („Frauen als Flüchtlinge: Entwicklungen im Zusammenhang mit der Genfer Flüchtlingskonvention und der Arbeit des UNHCR“). Roeder würdigt zwar die Fortschritte der Aktivitäten des Hohen Flüchtlingskommissariats zum Schutze von Frauen,

zeigt aber auch auf, dass es noch erhebliche Sensibilisierungsdefizite der MitarbeiterInnen innerhalb der Vereinten Nationen für die geschlechtsspezifische Dimension von Migration und Vertreibung gibt. Weiterhin sind aber auch die einzelnen Nationalstaaten aufgefordert, ihre Rechtsprechung auf einen gendersensiblen Flüchtlingsschutz zu durchleuchten und entsprechende Maßnahmen für den Schutz von Frauen einzuführen.

Sabine von Schorlemer untersucht in ihrem Artikel („Die UN-Millenniums-Entwicklungsziele (MDGs) und gender“) die Millenniums-Entwicklungsziele im Hinblick auf den Stand ihrer Umsetzung und auf die damit einhergehenden geschlechtlichen Implikationen. Dabei kritisiert sie den mangelnden politischen Willen der Mitgliedsstaaten, ihren eingegangenen Verpflichtungen auch Taten folgen zu lassen, die zu geringe Bereitstellung von Ressourcen zur Erreichung der Ziele und aus einer feministischen Perspektive die Reduzierung von Frauen auf Schwangere, Mütter und Schulmädchen. Sie plädiert für eine stärkere Kohärenz von Frauenfördermaßnahmen im gesamten UN-System und für einen stärkeren Einsatz im Kampf gegen die weltweite Armut, von der zu 70% Frauen betroffen sind.

Saskia Seeger geht auf neuere Entwicklungen in der Arbeit des Frauenforschungsinstituts INSTRAW, des Frauenfonds der UNO, UNIFEM, und des Entwicklungsprogramms UNDP ein („Frauenrechte und Entwicklung: neuere Schwerpunkte von UNDP, UNIFEM und INSTRAW“). Dabei analysiert sie sowohl die bestehenden institutionellen Spannungen zwischen den Organisationen, als auch die inhaltlichen Schwierigkeiten in der Einbeziehung von Gender Mainstreaming als Anschlussstrategie der Frauenförderung. Während INSTRAW von der Gefahr der Bedeutungslosigkeit bedroht ist, liegt das Problem bei UNIFEM und UNDP in der inhaltlichen Überschneidung von Gender-Kompetenz und dem Spagat, traditionelle Frauenförderung und Gender Mainstreaming in die alltägliche Entwicklungszusammenarbeit gleichberechtigt umzusetzen.

Abschließend reflektiert Anja Titze die Rolle der Vereinten Nationen in Bezug auf die Verbesserung der Lebenssituation indigener Frauen („Die Herausbildung und Bedeutung der Rechte indigener Frauen: Reflexionen zur Rolle der Vereinten Nationen“). Nach Titzes Forschungen haben die Menschenrechtsdokumente und ihre Umsetzung durch spezielle UN-Einrichtungen zu einer Sichtbarmachung der Anliegen und des Schutzes indigener Frauen geführt. Auch in ihrer Eigenschaft als weltweites Forum konnten die Vereinten Nationen positiv auf Regierungen und Nichtregierungsorganisationen einwirken und für die Bedürfnisse indigener Frauen sensibilisieren.

Der Forschungsband zeichnet mit diesen umfangreichen Beiträgen nicht nur ein lebendiges Bild aus mehreren Jahrzehnten Frauenförderung in den Vereinten Nationen nach. Er dokumentiert darüber hinaus in sehr anschaulicher Weise, welche Stärken und Schwächen dieser institutionellen und völkerrechtlichen Frauenförderung eigen sind. Dabei bewegen sich die Artikel stets differenziert zwischen kritischer Würdigung der Fortschritte und mahnender Weiterführung des noch nicht Erreichten. Gleichzeitig zeugt der Band selbst

von dem Bemühen, bei der Bewältigung der globalen Herausforderungen und an der Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit durch eine aktive Diskussion von Lösungs- und Verbesserungsmöglichkeiten mitzuwirken.

Antonia Ingelfinger

Information overkill – eine erschöpfende Untersuchung inszenierter Fotografie

Fritz Franz Vogel (2006) *The Cindy Shermans: inszenierte Identitäten. Fotogeschichten von 1840 bis 2005*. Köln: Böhlau (516 S., 49,90 Euro).

Fritz Franz Vogel widmet sich in seiner Dissertation dem Thema der inszenierten Fotografie und illustriert seine Thesen mit zahllosen Beispielen von der Pionierzeit der Fotografie an bis heute.

Der Begriff ‚Inszenierte Fotografie‘ wird seit den 1970er, vor allem aber in den 1980er Jahren in kunsthistorischen Publikationen für eine Form von Fotografie verwendet, die keinen vorgefundenen Ausschnitt der Wirklichkeit ablichtet. Stattdessen wird eine ‚künstliche‘ Szene eigens für die Kamera arrangiert und schließlich fotografiert. Dadurch stellt sich die Frage nach dem Wirklichkeitsbezug dieser Arbeiten – eine Diskussion, die in der Folge auch den Blick auf andere Formen von Fotografie verändert hat. In der postmodernen Kunst spielt das Phänomen der inszenierten Fotografie ebenfalls eine wichtige Rolle, jedoch ohne dass der Begriff einheitlich gebraucht, geschweige denn definiert worden wäre.

Dieses Forschungsdesiderats hat sich 2001 schon Christine Walter mit ihrer Dissertation *Bilder erzählen! Positionen inszenierter Fotografie* angenommen, deren Definitionsversuch Vogel größtenteils übernimmt. Im Gegensatz zu Walter, nach der die Anfänge der inszenierten Fotografie aus den 1970er Jahren datieren, verfolgt Vogel sie bis ins 19. Jahrhundert zurück.

Vogels Behauptung, dass man eigentlich von der gesamten Fotografie als inszenierter Fotografie sprechen könnte, da der abzulichtende Wirklichkeitsausschnitt ja gewählt und das Bild arrangiert und komponiert werde, verwässert den Begriff ‚Inszenierte Fotografie‘ und macht ihn quasi überflüssig. Dieses Problem ist ihm offenbar bewusst, weswegen er die inszenierte Fotografie von mit Inszenierung arbeitenden ‚Gebrauchsfotografien‘ wie Mode- und Theaterfotografie abgrenzt und sie als „Autorenfotografie“ (10) bezeichnet, bei der es um ‚Kunst‘ gehe. Merkmal der inszenierten Fotografie sei der „sequenzierend-narrative[] Gestaltungsprozess vor dem Fotografieren“ (10). Dabei verdanke diese Kunstform dem Theater viel, werde hier doch ebenfalls auf einer Art Bühne inszeniert, teilweise sogar mit Requisiten, SchauspielerInnen und einer Geschichte im Hintergrund, wenn auch nicht für ein unmittelbares Publikum, sondern für

die Kamera. Das Medium Fotografie fungiere hier als bloßes Hilfsmittel, um Bildideen und Erzählkonzepte der KünstlerInnen visuell umzusetzen.

Mit seiner Dissertation möchte Vogel eine Geschichte der inszenierten, narrativen Fotografie schreiben, „die fotografische Erzählstrukturen herausarbeitet und diese symbolischen Erfindungen im historischen und aktuellen Kontext diskutiert“ (11), wobei er sich vor allem auf das narrative Selbstportrait bezieht.

In einer *tour de force* bespricht er 98 KünstlerInnen in jeweils eigenen Unterkapiteln, dazu zahlreiche anonyme Fotografien aus der Anfangszeit der Fotografie. Diese verteilt er auf 24 thematische Kapitel, so genannte Schauplätze, mit Titeln wie „Die Zubereitung des nackten Körpers zum visuellen Verzehr“ (Schauplatz 7), „Spasmacher aus Langeweile?“ (Schauplatz 11) oder „Das Kreuz mit der Biographie“ (Schauplatz 18), um nur eine kleine Auswahl vorzustellen. Sein breiter „historische(r) Ansatz“ (11), der in einer Vielzahl von Fotografien inszenatorische Aspekte aufspürt und völlig unterschiedliche KünstlerInnen und Kunstwerke unterschiedlichster Epochen unter dem Begriff ‚Inszenierte Fotografie‘ zusammenführt, trägt zur Klärung des Begriffs wenig bei. Darüber hinaus verliert die LeserIn angesichts der schiereren Menge der besprochenen Fotos leicht die Übersicht. Zumal der Autor die in den jeweiligen Kapiteln besprochenen KünstlerInnen und ihre Arbeiten meist additiv nebeneinander stellt und diese nur selten, und dann auch nur cursorisch, vergleicht. Dabei gibt es gelungenere und weniger gelungene Kapitel, wobei sich ‚gelungen‘ hier auf das Maß der Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsgegenstand bezieht.

Cindy Sherman, die der Buchausgabe von Vogels Dissertation den publikumswirksamen Titel liefert, wird relativ breit abgehandelt, nur um zu dem banalen Fazit zu kommen, die Künstlerin verkleide sich halt gern und werde total überschätzt. Er hält ihre Arbeiten, die nicht nur von der kunstwissenschaftlichen Forschung als Paradebeispiele für verschiedenste postmoderne Theorien angeführt werden, für nette Spielereien ohne Tiefgang, eine Bewertung, auf deren schlüssige Begründung er in seinen Ausführungen verzichtet.

Zur Überfülle des Textes gesellt sich ein überbordendes, meist unkommentiertes Abbildungsallerlei, das, wie der Autor in der Einführung erwähnt, nur zur allgemeinen Illustration seines Textes gedacht ist und daher ohne UrheberIn, Titel, Entstehungsjahr und Größenangaben der Originale auskommt. Diese unwissenschaftliche Abbildungspraxis verwundert gerade bei einer kunsthistorischen Arbeit, ebenso wie die erklärte Ansicht des Autors, man müsse Fotografien nicht im Original betrachten, sondern es reiche, sie in Büchern reproduziert zu sehen. Mit dieser Meinung dürfte er in der kunsthistorischen Disziplin alleine dastehen, macht es doch einen enormen Unterschied, wie groß beispielsweise die Abzüge im Original ausfallen, ob und wie sie gerahmt werden oder ob sie gar als Diapositive in Leuchtkästen präsentiert werden, wie dies z.B. bei Jeff Walls Arbeiten der Fall ist. Die Reduzierung eines Kunstwerkes auf seine in jeder Hinsicht verkürzende Reproduktion in einem Buch macht eine angemessene Analyse seiner formalen Qualitäten praktisch unmöglich.

Vor diesem Hintergrund erscheinen die Ausführungen des Autors zu einzelnen Kunstwerken ebenfalls fragwürdig.

Ein weiterer Minuspunkt ist Vogels Schreibstil. Seine Sprache wirkt gestelzt und die Satzinhalte sind häufig so von Informationen und Fachausdrücken überfrachtet, dass der Text stellenweise kaum noch lesbar erscheint. Kritische, teils überhebliche Seitenhiebe auf Personen und Institutionen, die (scheinbar) andere Ansichten als Vogel vertreten, finden sich immer wieder wie beispielsweise folgende Einschätzung der Gender-Studien:

Auch ist mit Seitenblick auf die ins Unkraut geschossenen Gender-Studien festzustellen, dass die vielfach kolportierte Ansicht, Frauen würden vor allem aufgrund ihres Körperbewusstseins Körperkunst machen, während die Männer im konstruktiv-intellektuellen Planspiel zu Hause seien, nicht haltbar ist. (475)

Als ärgerlich empfinde ich auch seine wiederholten Kommentare zur angeblichen Qualität der besprochenen Kunstwerke, die er meist nebenbei einfließen lässt, ohne sie hinreichend zu begründen.

Insgesamt ist Vogels Arbeit vor allem ihre stellenweise mangelnde Wissenschaftlichkeit vorzuwerfen, die sich neben dem bereits erwähnten nachlässigen Umgang mit den Untersuchungsgegenständen auch in seinem feuilletonistischen Sprachstil mit seinen aneinander gereihten assoziativen Gedankengängen äußert. In Details schwelgend fehlt ihm oftmals der Blick für Zusammenhänge und es gelingt Vogel nicht, aus der Fülle seines gewiss vorhandenen, gerade auch fototechnischen Fachwissens so auszuwählen, dass ein lesbarer, stringenter Text entsteht, der mehr ist als eine Aufzählung von Geschichten über Fotografie.

Rückblick/ Vorschau

Veranstaltungsreihe „Freiburger GeschlechterStudien“
im Wintersemester 2007/2008 und Sommersemester 2008

Mitveranstaltende: Zentrum für Anthropologie und Gender Studies der Universität Freiburg (ZAG), Carl-Schurz-Haus (Deutsch-Amerikanisches-Institut), Frankreich-Zentrum, Gleichstellungsbeauftragte der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Büro der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Freiburg, Institut für Soziologie der Universität Freiburg, Gleichstellungsreferat des AStA, Kommunales Kino Freiburg, Literatur Forum Südwest. Die Vorträge finden im Hörsaal 3042, Kollegieng Gebäude III am Platz der Weißen Rose der Universität Freiburg statt, Filmveranstaltungen und die Lesung im Alten Wiehrebahnhof (Haus für Film und Literatur), Urachstr. 40.

„Kindheit, Jugend, Sozialisation“

Unter dem Label ‚geschlechtsspezifische‘ oder auch ‚weibliche Sozialisation‘ war der Zusammenhang von Sozialisation und Geschlecht eines der zentralen Themen der frühen Frauenforschung. Eines der Hauptziele war es, deutlich zu machen, dass Frauen nicht als solche „geboren“, sondern zu solchen „gemacht“ werden. Auch im Rahmen der sich in den 1980er Jahren formierenden Männerforschung nahm das Thema zunächst eine zentrale Stellung ein, hier jedoch weniger aus einer politischen als einer (sozial-)pädagogischen Perspektive.

Im Kontext (de)konstruktivistischer Theoriedebatten gerieten Sozialisationstheorien in den letzten beiden Jahrzehnten zunehmend in den Verdacht, letztlich affirmativ zu sein und die biologische Fundierung der traditionellen Geschlechterrollen lediglich durch eine sozialisationstheoretische zu ersetzen: Sie kamen deshalb ‚aus der Mode‘ oder wurden sogar regelrecht tabuisiert. Neuerdings zeichnet sich allerdings eine erneute Trendwende ab: Es wird über eine Reformulierung sozialisationstheoretischer Fragestellungen vor dem Hintergrund der konstruktivistischen oder auch systemtheoretischem Theoriediskussion nachgedacht. Als Minimalkonsens lässt sich dabei folgende Fragestellung ausmachen: „Wie wird man handlungsfähiges Mitglied in einer Gesellschaft, in der Geschlecht relevant ist?“

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Kindheit, Jugend, Sozialisation“ werden nicht nur die Diskurse um Sozialisation und Geschlecht zusammengeführt. Darüber hinaus wird die theoretische Diskussion um die Kategorie Geschlecht mit empirischen Beobachtungen aus der Kindheits- und Jugendforschung in Beziehung gesetzt. Die Themen reichen von theoretischen Grundlagen- oder auch Metadiskussionen und Überlegungen zur ‚heterosexuellen Melancholie‘ im Anschluss an Judith Butler bis hin zu Jugendkult und zur Jugendbewegung in der Weimarer Republik, Tendenzen der Sexualmoral unter jungen MuslimInnen, Fotoromanzen und Ratgeberrubriken in kommerziellen Mädchenzeitschriften oder auch Jungen, die in den letzten Jahren zum neuen Sorgenkind zu werden scheinen. Neben klassischen Vorträgen stehen Filmvorführungen im Kommuna-

len Kino, die durch eine kurze Einführung thematisch fokussiert werden und ein Vortrag mit Rezitation im Literaturbüro Freiburg. Ein besonderer Höhepunkt der Reihe stellt das Symposium mit den Gender-TheoretikerInnen Carol Hagemann-White, Andrea Maihofer und P. Albert Scherr dar: Sie plädieren für eine Reintegration von Sozialisationstheorien in die aktuellen Gender Studies, und stellen Überlegungen zu einer dabei notwendigen Reformulierung an.

Wintersemester 2007/ 2008

Do, 18. Oktober 2007, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Prof. Dr. Albert Scherr (Freiburg)

Gesellschaftliche Prägung, Habitusformierung oder Selbstsozialisation? Sozialisationstheoretische Paradigmen und ihre Implikationen für die Genderforschung

Die klassische Sozialisationsforschung geht vom Modell einer sozialen Prägung von Sozial- und Geschlechtscharakteren aus. Ihre im Kern deterministischen Annahmen sind inzwischen fraglich geworden: Sozialisation wird als Eigenleistung des Individuums konzipiert und Geschlechtsidentität als instabiles Ergebnis interaktiver Prozesse des *doing gender*. Gleichzeitig gewinnen jedoch biologistische Vorstellungen über angeborene Geschlechtereigenschaften erneut an Einfluss.

Darauf bezogen soll danach gefragt werden, ob und wie eine sozialwissenschaftliche Sozialisationsforschung so angelegt werden kann, dass soziale Festlegungen von Geschlecht weder als kausale Einflussnahmen missverstanden werden, noch als unverbindliche Rahmenbedingungen einer autonomen Praxis der individuellen Gestaltung eigener Geschlechtlichkeit.

Prof. Dr. Albert Scherr, geb. 1958, lehrt und forscht seit 2002 am Institut für Sozialwissenschaften der *Pädagogischen Hochschule Freiburg*. Studium und Promotion an der Universität Frankfurt, danach zunächst Berufstätigkeiten in der Sozialen Arbeit, dann wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bielefeld, Privatdozent an der Universität Karlsruhe und Professor an der Fachhochschule Darmstadt.

Neuere Veröffentlichungen zur Thematik: Scherr, Albert (2004) „Selbstsozialisation in der polykontexturalen Gesellschaft.“ *Jugendsoziologische Sozialisationstheorie*. Hg. D. Hoffmann/H. Merckens, Weinheim; Scherr, Albert (2004) „Körperlichkeit, Gewalt und soziale Ausgrenzung in der ‚postindustriellen Wissensgesellschaft.‘“ *Gewalt*. Hg. W. Heitmeyer/H.-G. Soeffner. Frankfurt/M.; Scherr, Albert (2006) „Sozialisation, Person, Individuum.“ *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie*. Hg. H. Korte/B. Schäfers. Wiesbaden.

Do, 25. Oktober 19.30 h, Kommunales Kino Freiburg

Filmvorführung. Einführung Jennifer Moos M.A. und Franziska Bergmann M.A. (Freiburg)

Billy Elliot – I will dance [Billy Elliot] (GB 2000). Reg. Stephen Daldry

Der Junge Billy Elliot wächst Anfang der 1980er Jahre in der nordenglischen Arbeiterstadt Durham auf. Es sind die Jahre der restriktiven ‚Thatcher-Ära‘ und Billys Vater und älterer Bruder kämpfen als gewerkschaftlich organisierte Bergleute gegen die Schließung der örtlichen Mine.

Während in Durham das hegemoniale Männlichkeitsbild dem des ‚harten Proletariers‘ entspricht, fällt Billy schon früh aufgrund seines leidenschaftlichen Interesses für das Ballett aus dem herrschenden Muster. Immer wieder muss er seine ‚gender-untypische‘ Tanzleidenschaft gegen die geschlechtlich stereotypisierten Rollenklischees seines Vater verteidigen. Dieser sieht Billy lieber im Boxring als an der Ballettstange.

Wird es Billy schlussendlich schaffen, sich sowohl über Geschlechter- als auch über Klassengrenzen hinweg zu setzen und seinen Traum einer Tänzerkarriere zu verwirklichen?

Franziska Bergmann, geb. 1980 in Wiesbaden, studierte von 2000-2006 *Neuere deutsche Literaturgeschichte, Anglistik und Gender Studies* an der Universität Freiburg. Magistraarbeit zu Helene Böhlaus feministischem Roman *Halbtier!*. Zwischen 2003 und 2007 wissenschaftliche Hilfskraft bei den *FGS*. Redakteurin der *FGS*, ehemalige Tutorin am *ZAG*, im SoSe 2007 und WiSe 2007/08 Lehrbeauftragte am *ZAG*. Zahlreiche Praktika im Bereich der Schauspiel dramaturgie, derzeit Beginn der Promotion bei Prof. Dr. Franziska Schöblier zu zeitgenössischer Dramatik aus der Perspektive der *Queer Theory*.

Jennifer Moos, geb. 1979, Studium der *Englischen Philologie, Gender Studies* und *Sprachwissenschaft* des Deutschen in Freiburg, Basel und Manchester. Magisterabschluss mit einer Arbeit zu ‚rebellischen Körpern‘ in postmodernen englischen Romanen. Von 2003 bis 2007 wissenschaftliche Hilfskraft bei den *FGS*, Redakteurin der *FGS*, ehemalige Tutorin am *ZAG*, im SoSe 2007 und WiSe 2007/08 Lehrbeauftragte am *ZAG*. Seit Mai 2007 Mitarbeiterin an der Stabstelle Jubiläum der Universität Freiburg. Diverse Praktika im Verlags- und Journalismusbereich, derzeit Vorbereitung der Promotion.

Do, 8. November, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

PD Dr. Astrid Lange-Kirchheim (Freiburg)

Melancholie als Effekt heterosexueller Geschlechtersozialisation. Überlegungen im Anschluss an Judith Butler

Man kommt nicht als Mann oder Frau zur Welt, man wird es, hat Judith Butler in Fortschreibung von Simone de Beauvoirs Thesen zur Weiblichkeit ausgeführt. Aus der binären Logik der Heterosexualität, die ein klares Gegenüber von Männlichkeit und Weiblichkeit erfordere, resultiere eine Dezentrierung

des Subjekts, dem seine „Identität“ oder Geschlechterposition von Geburt an zugeschrieben werde. Analog hat die Psychoanalyse von einer „Implantation der Geschlechterrolle“ gesprochen, welche ihren Grund in der asymmetrischen Beziehung zwischen Kleinkind und primärer Bezugsperson habe: Die frühen Pflegehandlungen lassen sich als „Verführungssituation“ beschreiben, da sie stets, vor allem unbewusst, auch sexuell konnotiert sind. Die ödipale Situation schließlich stellt die kulturelle sozialisatorische Anforderung dar, die Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil und die Verwerfung der gegengeschlechtlichen Position zu bewältigen. Die Dominanz der heterosexuellen Matrix führt, laut Butler, zur Melancholie, da die gegengeschlechtliche Identifizierung und das gleichgeschlechtliche Begehren verdrängt werden müssen, ohne betrauert werden zu können. – Die Verknüpfung der Beiträge Butlers mit der – an der „Verführungstheorie“ von Jean Laplanche orientierten – Psychoanalyse zu einer nicht-biologischen Sozialisationstheorie soll aufgezeigt werden.

PD Dr. Astrid Lange-Kirchheim, Studium der *Germanistik, Anglistik* und *Philosophie* in Frankfurt, München und Saarbrücken. Privatdozentin für *Neuere deutsche Literaturgeschichte* am Deutschen Seminar der Universität Freiburg, Abteilung für Neuere Literatur. – Zu den Forschungsschwerpunkten gehören: psychoanalytische Literaturwissenschaft, Literatur und Geschlechterforschung, Autoren und Autorinnen des 19. Jahrhunderts und der klassischen Moderne. Buchpublikation über Shakespeares Tragikomödien. Zahlreiche Aufsätze und Rezensionen zu Goethe, Annette von Droste-Hülshoff, Franz Kafka, Robert Walser, Arthur Schnitzler, Thomas Mann, Gottfried Benn, Sigmund Freud, Otto Rank, Ernst Kris, Hanns Sachs, Alfred Weber und zum Film. Mitherausgeberin des *Jahrbuchs für Literatur und Psychoanalyse. Freiburger literaturpsychologische Gespräche* (Verlag Königshausen & Neumann). Jüngste Veröffentlichungen: „Auf Freud replizierend: E.T.A. Hoffmanns *Der Sandmann* – psychotraumatologisch wiedergelesen.“ *Zeitschrift für Psychotraumatologie und Psychologische Medizin (ZPPM)*, Jg. 4, H. 2 (2006). Hg. Astrid Lange-Kirchheim, Themenschwerpunkt: *Darstellung von Traumata in der Kunst*, 23–39. „Dummer Bub‘ und ‚liebes Kind‘ – Aspekte des Unbewußten in Arthur Schnitzlers *Lieutenant Gustl* und *Fräulein Else*“ *Arthur Schnitzler. Affairen und Affekte*. Hg. Evelyne Polt-Heinzl/ Steinlechner. Wien: Christian Brandstätter Verlag/ Österreichisches Theatermuseum (2006) 97–109.

Do, 15. November, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Dipl. Päd. Isabelle Ihring (Freiburg)

Weibliche Genitalbeschneidung in Deutschland – zu den Hintergründen und Möglichkeiten der Bekämpfung dieser Praktik

Die Beschneidung der weiblichen Genitalien ist in 28 afrikanischen Ländern (teilweise auch in arabischen und asiatischen Ländern) noch bis heute üblich. Zunehmende Migration bringt mit sich, dass Beschneidung auch unter in Deutschland lebenden Migrantinnen praktiziert wird. Ein Problem, dem entge-

gengewirkt werden muss. Da es sich jedoch um eine uralte Tradition handelt, die schon längst nicht mehr hinterfragt wird, ist es wichtig sich intensiv mit den Hintergründen dieser Praktik auseinander zu setzen, um in einem zweiten Schritt in einen offenen Dialog mit den MigrantInnen zu treten und zusammen Strategien entwickeln, um diesen Brauch abzuschaffen.

Isabelle Ihring hat an der *Pädagogischen Hochschule Freiburg Erziehungswissenschaften* studiert. Ihre Diplomarbeit schrieb sie zum Thema „Menschenrechtspädagogik als Bildungs- und Aufklärungsarbeit in Beratungsstellen. Zum Umgang mit weiblicher genitaler Verstümmelung in Deutschland und Frankreich“. Während des Studiums in hat sie Aufklärungsprojekten in Kenia und dem Senegal gegen weibliche Genitalbeschneidung mitgearbeitet. Heute aktiv bei *FORWARD Germany e.V.* und *TERRE DES FEMMES e.V.* tätig.

Do, 22. November 19.30 h, Kommunales Kino Freiburg

Filmvorführung. Einführung Claudia Münzing (Freiburg)

***Fucking Amal* (Schweden/Dänemark 1998) Reg. Lukas Moodysson**

Fucking Åmål geht wirklich zu Herzen. Der Film erzählt eine Geschichte, die nur die Pubertät mit all ihren überwältigenden Ersterfahrungen auf dem Gebiet der Gefühle schreiben kann. Wir treffen auf Peinlichkeiten im Schulalltag, auf Alkoholexzesse in an Eltern leeren und an Teenagern vollen Häusern und mit-tendrin auf zwei sechzehnjährige Mädchen, die sich ineinander verlieben. Elin ist cool, beliebt, begehrt und doch irgendwie gelangweilt. Agnes ist still, hat keine Freunde, schreibt traurige Gedichte und hegt das ein oder andere Mal Suizidgedanken. Beide träumen davon, die Kleinstadt Åmål zu verlassen und in der großen weiten Welt ein unspießiges Leben führen zu können. Gerüchte über das Lesbischsein der poetischen Außenseiterin führen zum Aufruhr in der Schule und zum Interesse Elins an jemandem, den sie zuvor nicht wahrgenommen hatte. So nehmen der ein oder andere Identitätskonflikt und liebevoll inszeniertes Gefühlschaos seinen Lauf...

Claudia Münzing, M.A. in Wissenschaftlicher Politik, Germanistik und *Gender Studies*, war von 2002-2005 Wissenschaftliche Hilfskraft und Tutorin am Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies* (ZAG) in Freiburg, seit Wintersemester 2006/2007 Lehrbeauftragte am ZAG und Promotion in Wissenschaftlicher Politik

Dienstag, 27. November,

Literaturforum Freiburg im Alten Wiehrebahnhof

In der Reihe „Sprechen über Sprache“. Vortrag und Rezitation.

Dr. Rüdiger Heinze (Freiburg) und Anna Seidenglanz

„Was die Menschen vergessen, bewahren die Zellen“:

Jeffrey Eugenides‘ „Middlesex“

Bildungsroman, Generationenportrait, Einwandererschicksal, Zeitgeschichte – Jeffrey Eugenides‘ *Middlesex* ist einer der vielschichtigsten Romane der amerikanischen Literatur des letzten Jahrzehnts. Im Kern geht es, wie in so vielen amerikanischen Romanen, um Identität – um so sinnbildlicher ist die Tatsache, dass der bzw. die ErzählerIn gleich zwei Mal „geboren“ wird, wie es am Anfang des Romans heißt: einmal als Mädchen, und dann, mit 14, als Junge. Diese hermaphroditische Erzählperspektive bietet einen ungewöhnlichen Einblick in die Komplexität von Gender, Identität und Differenz und gleichfalls einen ungewöhnlichen Blick auf die Geschichte der griechischen Einwandererfamilie und die (Zeit-) Geschichte der USA von den Anfängen des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Der Vortrag wird diesen Perspektiven (Gender, Immigration, Ethnizität) und diesen Geschichten (Jugend, Familie, Sozialisation) durch drei Generationen folgen.

Rüdiger Heinze, M.A. in Amerikanistischer Literatur- und Kulturwissenschaft, Linguistik, Geschichte an der TU Braunschweig, Studium am *Comparative Literature Department* der Indiana University, Bloomington, Promotion über *Ethics of Literary Forms in Contemporary American Literature* an der TU Braunschweig (erschienen im LIT Verlag), Seit 2004 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Englischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Do, 6. Dezember, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Prof. Dr. Helga Kotthoff (Freiburg)

Mädchen am Telefon.

Kommunikative Konstruktionen des romantischen Marktes

In ihrem Vortrag analysiert Helga Kotthoff private Telefongespräche unter 14-16-jährigen Freundinnen unter der Perspektive, wie sich die Mädchen darin als Agentinnen auf dem Markt der Paarbildung entwerfen. Von Interesse ist besonders die Aushandlung von Gefühlsnormen und Verhaltensstandards im Bereich des romantischen oder erotischen Kontaktes mit Jungen. Dieser tritt nicht in Konkurrenz zur Mädchenfreundschaft, sondern liefert ihr reichhaltigen Gesprächsstoff. Im Zentrum des Vortrags steht die Kommunikation über das Ver- und Entlieben, Anbandeln und Zurückgesetztwerden. Zurückgegriffen wird auch auf Telefongespräche unter 14-17-jährigen Freunden und auf thematisch orientierte Gruppengespräche über Liebeskummer.

Helga Kotthoff ist Sprachwissenschaftlerin mit Schwerpunkten in Gesprächsforschung, Soziolinguistik und anthropologischer Linguistik. Professur am Institut für deutsche Sprache und Literatur der PH Freiburg.

Do, 20. Dezember 19.30 h, Kommunales Kino Freiburg

Filmvorführung. Einführung Lina Wiemer und Miriam Coels (Freiburg)

Drei Haselnüsse für Aschenbrödel [Tři oříšky pro Popelku] (1973). Reg. Václav Vorlíček. DEFA.

Es war einmal ein Märchen, das hatte alles, was ein Märchen braucht. Ein großes Schloss inmitten einer romantischen Winterlandschaft. Ein schöner Prinz, dessen Vater auf Heirat drängt. Eine böse Stiefmutter die Intrigen schmiedet. Doch zauberhafte Begebenheiten und tierische FreundInnen verhelfen der Geschichte zu einem: „Und wenn sie nicht gestorben sind...“

Aber vor allen Dingen hat dieses Märchen alles was wir brauchen: Eine kluge, selbstbewusste und starke Heldin, die sich nicht von den Widrigkeiten des Lebens einschüchtern lässt, sondern für ihr Glück kämpft, sich von Magdkleid und Damensattel befreit und in Männerkleidung das Herz ihres Traumprinzen erobert.

Mit *Drei Haselnüsse für Aschenbrödel* kommt 1973 einer der bekanntesten tschechisch-deutschen Filme in die Kinos der DDR. Die Geschichte basiert auf dem Märchen der tschechischen Autorin Božena Němcová in Anlehnung an das Aschenputtel der Brüder Grimm. Die Filmeinführung soll dazu dienen noch genauer auf die emanzipatorischen Aspekte der Figur des Aschenbrödels und dem Erzählverlauf hinzuweisen.

Miriam Coels, geb. 1984 in Wiesbaden, studiert im 7. Semester *Soziologie* und *Gender Studies*, sowie im 5. Semester *Islamwissenschaften* an der Uni Freiburg. Seit 2006 ist sie wissenschaftliche Hilfskraft bei den *Freiburger GeschlechterStudien*.

Lina Wiemer, geboren 1984 in Berlin, seit WS 2005/2006 Studium an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; Fächer: *Europäische Ethnologie*, *Gender Studies*, *Völkerkunde*, seit Mai 2007 wissenschaftliche Hilfskraft im Büro der *FGS*, seit Oktober 2007 Tutorin am Institut für Volkskunde

Do, 10. Januar, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Prof. Dr. Herbert Schweizer (Waldkirch/Heidelberg)

Vom Sozialisationsparadigma zum Konzept der sozialen Konstruktion „veränderter Kindheit“ von Mädchen und Jungen

Eltern, Lehrer und Erzieher haben in den vergangenen Jahren nicht selten den Eindruck gewonnen, dass Kinder ‚nicht mehr Kinder sein‘ dürfen oder können. Daher signalisiert der Topos von der ‚veränderten Kindheit‘ mehr als die Tri-

vialität, dass sich Kindheit wie alle sozialen Phänomene in einer wandlungsinintensiveren spätmodernen Gesellschaft laufender Veränderung gegenübersteht. Das trifft auch nicht genau der modische Titel der ‚Selbstsozialisation‘, da es um den paradoxen Sachverhalt der Kontinuierung geht. Dabei treten überraschende Folgen und Nebenfolgen bei Mädchen und Jungen ein: Das bislang ‚unterdrückte‘ Geschlecht feiert Erfolge und Jungen werden plötzlich zum ‚pädagogischen Problem‘.

Prof. Dr. Herbert Schweizer, Pädagogische Hochschule Heidelberg, *Soziologie*, geb. 1941, studierte zunächst an der Pädagogischen Hochschule Freiburg und in einem Zweitstudium am der LMU München *Philosophie, Politikwissenschaften* und *Soziologie*. Neuste Veröffentlichung: (2007) *Soziologie der Kindheit. Verletzlicher Eigen-Sinn*. Wiesbaden: VS-Verlag.

Do, 17. Januar, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Prof. Dr. Wilfried Ferchhoff (Bochum)

The Globalization of Youth-Cultures

Sich in einer zugleich sozialisationsbezogenen und globalisierungssensiblen Perspektive dem vielschichtigen Thema Jugend und Jugendkulturen (Familie, Schule, Gleichaltrigengruppen, Medien, Musik, Mode, Konsum, Sport, Bewegung, Tanz etc.) zu nähern, ist zentrale Absicht dieses Vortrags. Die heutigen Bedingungen des Aufwachsens von Jugendlichen werden vornehmlich unter sozialisatorischen Perspektiven rekonstruiert und im Medium und Horizont ausdifferenzierter, vielfältiger und häufig männlich dominanter Jugend(sub-)kulturen, deren Genese in den meisten Fällen in Großbritannien und den USA zu suchen ist, thematisiert. Im Zuge der verschiedenen Prozesse der stark amerikanisch beeinflussten Globalisierung werden auf der einen Seite konstitutive Elemente der Jugendkulturen (uniforme Vielfalt/verallgemeinerte, entterritorialisierte (zumeist amerikanisierte) Universalsprache und zugleich Vielfalt/Differenzen und Partikularisierungen in Uniform) nicht nur weltweit verbreitet, sondern auf der anderen Seite werden vor dem Hintergrund der Glokalisierung durch Prozesse der Aneignung, Selektion, Reinterpretation, Umdeutung und Transformation auch lokale und regionale Spezifika geschärft bzw. erst geschaffen.

Prof. Dr. Wilfried Ferchhoff ist als Dozent an der Universität Bielefeld, Fakultät für *Pädagogik*, und an der EFH Bochum, Fachbereich *Soziale Arbeit*, tätig.

Do, 24. Januar, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Junior Prof. Dr. Janet Spreckels (Freiburg)

**Britneys, Fritten, Gangschta und wir:
Identitätskonstitution in einer Mädchengruppe**

Die Jugendsprache- und Identitätsforschung im deutschsprachigen Raum hat das weibliche Geschlecht bis heute sträflich vernachlässigt. Der Vortrag, basierend auf der gleichnamigen Dissertation, setzt an dieser Forschungslücke an und liefert anhand authentischer Gesprächsausschnitte Einblicke in Alltagsgespräche einer jugendlichen Mädchengruppe. Im Fokus der empirischen Untersuchung steht die interaktive Konstitution von Gruppenidentität und Geschlechtsidentität der Mädchen durch die Abgrenzung von diversen «Anderen». Welche sozialen Kategorien (*Britneys, HipHopper* etc.) setzen die Mädchen in ihren Gesprächen relevant und welche sprachlichen Mittel verwenden sie dabei? Mithilfe der ethnografischen Gesprächsanalyse wird diesen und weiteren Fragen nachgegangen, um zu dokumentieren, was es zu Beginn des neuen Jahrtausends bedeutet, ein ‚ganz normales‘ Mädchen im Teenageralter zu sein.

Janet Spreckels studierte *Germanistik, Anglistik* und *Romanistik* an der Universität Heidelberg, wo sie anschließend als Stipendiatin des Graduiertenkollegs *Dynamik von Substandardvarietäten* im Fach Germanistik promovierte. Nach der Promotion war sie wissenschaftliche Assistentin an der Universität Münster. Seit Oktober 2006 ist sie Juniorprofessorin für Gesprächsforschung mit Schulbezug an der PH Freiburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Gesprächsforschung, Jugendsprache, Varietätenlinguistik sowie Gender- und Identitätsforschung.

Donnerstag, 31. Januar, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Marion Schulze M.A. (Basel)

Self raised, self made? Weibliche Laufbahnen im Hardcore

Hardcore ist eine musikbasierte Jugendkultur, die kurz als radikale Interpretation des Punks definiert werden kann. Ab ihrem ersten Konzertbesuch werden Mädchen – wie Jungen – mit einer Kultur konfrontiert, die mehr als ein Vierteljahrhundert alt ist und in der es bestimmte, oft sehr männlich geprägte Verhaltensnormen, Praktiken und Muster von Laufbahnen, aber auch bestimmte Geschlechterbilder gibt, die erlernt oder mit denen sich auseinandergesetzt werden muss. Doch wie funktioniert genau diese Auseinandersetzung und wie verändert sie sich über die Jahre? Anders gefragt: Was sind die Laufbahnen der Mädchen im Hardcore und durch was werden sie beeinflusst? Machen auch die Geschlechterbilder und die Geschlechterkonstruktionen der Mädchen eine Laufbahn durch? Diesen Fragen wird auf Basis von fünfjähriger Feldforschung und qualitativen Interviews nachgegangen.

Marion Schulze: Studium der Kunst, Anglistik und Soziologie an der Universität Osnabrück (D). Zur Zeit Promotion in der Soziologie an der Universität Basel (CH) mit dem Arbeitstitel „Another Song for the Ladies. ‚Growing up female‘ in der Jugendsubkultur ‚Hardcore‘“.

Do, 7. Februar, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Prof. Dr. Eva Kimminich (Freiburg)

Hoffnungen und Enttäuschungen im frankophonen Immigrationsroman

Emigration und Remigration sind mit Hoffnungen, Illusion und Desillusion verbunden, die im frankophonen afrikanischen Roman auf vielfältige Weise thematisiert werden. Stellen weibliche Autorinnen das Bildungsversprechen für Frauen in den Mittelpunkt ihrer meist autobiografisch unterlegten Texte, so spielt bei männlichen Autoren insbesondere der an sozialen Aufstieg gekoppelte finanzielle Erfolg eine zentrale Rolle. Für beide Geschlechter sind Hoffnung und Enttäuschung mit der Erfahrung von Rassismen, Identitätsarbeit und den Mechanismen von sozialem Ein- bzw. Ausschluss verbunden.

Eva Kimminich, Prof. Dr. habil., Romanistin, Kulturwissenschaftlerin und Beirätin für Jugend- und Subkulturen der *Deutschen Gesellschaft für Semiotik* lehrt an der Universität Freiburg im MA-Studiengang *Creating Cultures*. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Oraturen und Immigrationsliteratur, Kultureller Wandel und Identität, Sub- und Jugendkulturen. Homepage: <<http://www.romanistik.uni-freiburg.de/kimminich/>>.

Do, 14. Februar, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Prof. Dr. Roswitha Badry (Freiburg)

**Überkommene Sexualmoral auf dem Prüfstand:
Tendenzen unter jungen Muslimen/Musliminnen**

Seit einigen Jahren melden sich in der muslimischen Welt immer wieder besorgte Stimmen über die ökonomischen und kulturellen Auswirkungen der Globalisierung zu Wort. Im Mittelpunkt der Kritik stehen der angebliche Sittenverfall und die Bedrohung von islamischer Gesellschaft, Kultur und Identität. Alarmiert sehen sich zahlreiche Beobachter u.a. durch die Verbreitung unkonventioneller (vorehelicher) Zweierbeziehungen, die von den Hütern von (islamischem) Gesetz und Ordnung gemeinhin als „Unzucht“ eingeordnet und (langfristig) als Gefahr für das gesellschaftliche Fundament, die Familie, bewertet werden. Einige (urbane) Jugendliche nutzen ihrerseits vermehrt das Internet, um ihrer Kritik an der gesellschaftlichen Doppelmoral und ihrer Forderung nach mehr Autonomie, Eigenverantwortlichkeit und Selbstbestimmung in der Privatsphäre Ausdruck zu verleihen.

Der angekündigte Vortrag vermittelt einen Eindruck von den vielschichtigen Hintergründen des registrierten Wertewandels (darunter der andersartigen Sozialisation der jüngeren Generation), den Facetten und Strategien des Protests der jungen Generation (hier bes. der 20-30-Jährigen), den Reaktionen der Öffentlichkeit und den potentiellen langfristigen Folgen.

Roswitha Badry, geb. 1959, Studium der *Orientalischen Philologie* (Arabisch, Persisch, Türkisch, Urdu), der *Politologie* und *Geschichte* in Köln und Tripolis (Libyen). Magister (1982) und Promotion (1985) in Köln. 1986-92 Hochschulassistentin in Tübingen, 1995 dort Habilitation. Seit 1992/94 Akademische Rätin/Oberrätin am Orientalischen Seminar Freiburg, dort seit 2002 apl. Professorin für *Islamwissenschaft*. Forschungsgebiete und Veröffentlichungen u.a. zur Ideengeschichte des modernen Orients und zu Frauen-/Genderfragen.

Freitag, 22. Februar, Carl-Schurz-Haus, 17 h c.t. -21 h

Symposium „Plädoyer für eine Reintegration von Sozialisationstheorien in die aktuellen Gender Studies“

Mit Vorträgen von Prof. Dr. Andrea Maihofer (Basel) und Prof. Dr. Carol Hagemann-White (Osnabrück) sowie einer Podiumsdiskussion mit Andrea Maihofer, Carol Hagemann-White und Prof. Dr. Albert Scherr (Freiburg), Moderation: Prof. Dr. Nina Degele (Freiburg)

Andrea Maihofer, Studium der Philosophie und Germanistik in Mainz, Tübingen und Frankfurt/Main. 1987 Promotion in Philosophie mit der Dissertation „Das Recht bei Marx. Zur dialektischen Struktur von Gerechtigkeit, Menschenrechten und Recht“. Danach Intensivierung der Beschäftigung mit feministischer Theorie, insbesondere Studien zu Irigaray, feministischer Moral- und Rechtstheorie sowie Demokratie- und Politiktheorie. 1995 Veröffentlichung des Buches *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*. 1996 in Soziologie habilitiert und Ernennung zur Privatdozentin an der Universität Frankfurt/Main. Seit März 2001 Professorin für *Gender Studies* und Leiterin des Zentrums Gender Studies an der Universität Basel.

Carol Hagemann-White, Studium am Radcliffe College, Harvard University: Grundstudium Mathematik; Hauptstudium Geschichte (europäisches Mittelalter); Bachelor of Arts in Geschichte an der Harvard University; Studium der Philosophie an der Universität Bonn; Studium (Philosophie, Soziologie, Geschichte) an der Freien Universität Berlin; Promotion in Philosophie, Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften, Freie Universität Berlin; Habilitation in Soziologie, Freie Universität Berlin; Lehre der Soziologie als Privatdozentin an der Freien Universität Berlin; Lehre der Soziologie an der University of Maryland; Lehrauftrag an der Universität Münster im Fachbereich Sozialpädagogik; Lehrstuhl (C4) für Allgemeine Pädagogik/ Frauenforschung an der Universität Osnabrück; Gastforscherin am Institut für Soziologie an der Uppsala Universität, Schweden; Veröffentlichungen u.a.: *Sozialisation: weiblich*

– *männlich?* Band 1 der Reihe *Alltag und Biographie von Mädchen*, Opladen 1984; *Ist Mädchenspezifische Sozialisation heute noch aktuell?*, in: *Mädchen und Sucht*, Rundbrief der LAG Mädchenpolitik Baden-Württemberg, 1 Heft, 2003; *Geschlecht – eine Konstruktion?*, in: *Das Baugerüst. Die Zeitschrift für Jugend- und Bildungsarbeit* (April 2003), 32-37.

Nina Degele, geboren 1963, Studium der Soziologie, Psychologie, politischen Wissenschaften und Philosophie in München und Frankfurt/M., seit 2000 Prof. für *Soziologie* und *Gender Studies* an der Universität Freiburg. Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Körpersoziologie, Modernisierung, qualitative Methoden. Neueste Publikationen: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*. Opladen: VS-Verlag (2004), *Modernisierung, eine Einführung* (m. C. Dries). München: Fink (2005).

Sommersemester 2008

Donnerstag, 24. April, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Prof. Dr. Karin Flaake (Oldenburg)

Gesellschaft in den Leib geschrieben – Körper und Sexualität in der Adoleszenz junger Frauen

Die körperlichen Veränderungen von Mädchen in der Adoleszenz sind eingebunden in eine Vielfalt sozialer Bedeutungszuschreibungen und Weiblichkeitsbilder, die den Prozess der psychischen Verarbeitung und Aneignung dieser Veränderungen und damit das Körpererleben und die Körperwahrnehmung junger Frauen prägen. Entsprechende Prozesse werden dargestellt auf der Basis einer Studie, in der Interviews mit 13- bis 19-jährigen Mädchen und jungen Frauen sowie ihren Müttern und Vätern bzw. Stiefvätern psychoanalytisch-hermeneutisch interpretiert wurden.

Karin Flaake ist Professorin für *Soziologie* mit dem Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Arbeitsschwerpunkte: Soziologische und psychoanalytisch-sozialpsychologische Frauen- und Geschlechterforschung, insbesondere: Analysen zu Entwicklungsprozessen weiblicher und männlicher Identitäten, zur Psychoanalyse weiblicher Sexualität, zum Verhältnis von Körper und Geschlecht, zur Sozialpsychologie des Geschlechterverhältnisses, zum Geschlechterverhältnis im Bildungs- und Erziehungsbereich. Empirische Untersuchungen mit psychoanalytisch-hermeneutischen Methoden der Textinterpretation.

Donnerstag, 8. Mai, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Prof. Dr. Lotte Rose (Frankfurt)

„Ich will doch nur spielen...“ – Jugendliche Genderinszenierungen als Ereignisse des pädagogischen Alltags

Jugendliche bringen Gender als soziale Unterscheidung in ihren alltäglichen Interaktionen unentwegt ‚ins Spiel‘ – absichtsvoll oder beiläufig, spektakulär oder still, provokant und obszön oder gesittet normgerecht. Sie inszenieren sich als Mädchen und Jungen, stellen Differenzen her und markieren sie, neutralisieren sie aber auch. Genderskripte werden zitiert und umgeschrieben. Pädagogische Institutionen sind – ob sie wollen oder nicht – immer auch Bühnen, auf denen diese Genderspiele aufgeführt werden. Im Rahmen eines ethnografisch angelegten Forschungsprojektes wurden diese Vorgänge in Jugendhäusern eingefangen und untersucht. Wie inszenieren Jugendliche Gender? Was bedeuten diese Akte? Was kann die pädagogische Profession daraus lernen?

Lotte Rose, Dr. phil., Professorin für *Kinder- und Jugendarbeit* an der Fachhochschule Frankfurt am Main, Geschäftsführerin des *gemeinsamen Frauenforschungszentrums der Hessischen Fachhochschulen (gFFZ)*, Arbeitsschwerpunkte: Kindheits- und Jugendforschung, Kinder- und Jugendarbeit, Körperkulturen, Ernährungskulturen, Gender Mainstreaming.

vorauss. Dienstag, 20. Mai, 19.30 h, Kommunales Kino Freiburg

Filmvorführung. Einführung Prof. Dr. Sieglinde Lemke (Freiburg)

But I am a Cheerleader [But I am a Cheerleader] (USA 1999).

Reg. Jamie Babbit

Sieglinde Lemke, 1990 Magister Artium in Geschichte und Anglistik an der Universität Konstanz, 1995 Promotion: „Reconsidering Modernism: Cultural Hybridity and American Art in the Early 20th Century“ (FU Berlin), 2003 Habilitation: „The Enigma of the Vernacular: The Vernacular Tradition in American Literature Exemplified by *Adventures of Huckleberry Finn*, *Their Eyes Were Watching God*, and *So Far From God*“ (FU Berlin).

Donnerstag, 29. Mai, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Antje Harms M.A. (Kassel)

„Freiheit, Deutscherheit, Jugendlichkeit!“ Jugendkult und Jugendbewegung in der Weimarer Republik

Ob im Fitnessstudio, in der Werbung oder auf dem Arbeitsmarkt: Die Orientierung an Jugend und Jugendlichkeit ist heute allgegenwärtig. Dabei handelt es sich jedoch nicht nur um ein aktuelles gesellschaftliches Phänomen. Bereits vor 100 Jahren erfuhren Jugend und Jugendlichkeit in Deutschland eine deutliche Aufwertung, spätestens in der Weimarer Republik wurde Jugend zum Wert an

sich. Im Mythos Jugend verbanden sich lebensreformerische und zivilisationskritische Vorstellungen vom kulturellen Aufbruch in eine neue Zeit mit konservativ-revolutionären Hoffnungen auf eine ‚nationale Wiedergeburt‘. Welche Bedeutung Jugend für Jugendliche selbst hatte, wie Jugend in den konkreten Praktiken und Debatten von jungen Frauen und Männern verhandelt oder hergestellt wurde und welche geschlechtsspezifischen Dimensionen der zeitgenössische Jugendkult dabei aufwies, soll im Vortrag am Beispiel der bürgerlichen Jugendbewegung der Weimarer Republik diskutiert werden.

Antje Harms, geb. 1977, Historikerin, seit 2006 Stipendiatin des DFG-Graduiertenkollegs *Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse – Dimensionen von Erfahrung* an den Universitäten Kassel und Frankfurt/M., Dissertation ‚Neue Frauen – neue Männer – neue Menschen‘. Ideen von Jugend, Geschlecht und Nation in der bürgerlichen Jugendbewegung der Weimarer Republik.“

Donnerstag, 5. Juni, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Frank Winter M.A. (Freiburg)

Wo stehen Jungs heute?

Ortungsversuche eines pädagogischen Praktikers

Jungs stehen seit einiger Zeit im Zentrum pädagogischer Diskussion. Spätestens seit dem Amoklauf am Gutenberg-Gymnasium in Erfurt im Jahr 2002, als der 19-jährige Robert Steinhäuser zwölf LehrerInnen, zwei Schüler, eine Sekretärin, einen Polizisten und dann sich selbst erschoss, wird die Debatte um Erziehung und Sozialisation männlicher Jugendlicher in einer breiteren Öffentlichkeit geführt. Allein die wissenschaftlichen Beiträge der vergangenen Jahre zu diesem Thema sind unüberschaubar. Im Vortrag soll versucht werden, mit Rückgriff auf Erkenntnisse der Sozialisations- und Geschlechterforschung Erfahrungen konkreter pädagogischer Arbeit mit Jungs zu reflektieren. Wo stehen sie heute: Was sind ihre sozialen, ökonomischen und kulturellen Orte in der Gesellschaft? Wie erfahren, sehen und empfinden sie ihre eigenen Lebensräume und wie die Räume der Gesellschaft? Dabei wird es weniger darum gehen, Jungs zu problematisieren als die Bedingungen ihrer Sozialisation.

Frank Winter ist Soziologe und Lehrer.

Donnerstag, 12. Juni, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Dr. Sven Kommer (Freiburg)

Neue Medien als Sozialisationsfaktoren.

Oder: *Doing gender* beim Umgang mit digitalen Medien

Der Blick auf jugendliche Lebens- und Medienwelten zeigt, dass heute nicht nur die Frage nach adäquaten Sozialisationskonzepten zu stellen ist (siehe Vortrag Scherr), sondern auch die inzwischen sehr früh einsetzende (keineswegs aber mit einem eindimensionalen und linear-kausalen Wirkungsmodell zu

erfassende) Sozialisationswirkung der alten und insbesondere neueren Medien mit ihren hoch ausdifferenzierten und zielgruppenorientierten Inhalten mit zu bedenken ist. Computer und Internet erlauben es den NutzerInnen in bisher mit anderen Medien nicht realisiertem Umfang, sich aus der Rezipientenrolle herauszubehagen und – ganz im Sinne der Brecht’schen Radiotheorie – auch zum/ zur ProduzentIn zu werden und sich dabei aktiv an der Konstruktion virtueller Räume zu beteiligen. Zugleich handelt es sich hierbei um Elemente einer technischen Welt, deren Handhabung in der Geschichte (und Gegenwart) mit starken Gender-Klischees verknüpft ist.

Anhand von Daten und Materialien aus einem Forschungsprojekt mit Jugendlichen werden in dem Vortrag Handlungs- und Aneignungsformen beschrieben, mit denen die Heranwachsenden in oft überraschenden Wendungen ‚doing gender‘ betreiben.

Dr. Sven Kommer war von 2001-2007 Hochschuldozent für *Medienpädagogik* an der PH Freiburg.

Donnerstag, 19. Juni, Uni Freiburg, HS 3042, 20 h c.t.

Doris Katheder M.A. (Nürnberg)

Sehnsucht am Limit. Begehren und Erfüllung als Lebensversprechen in Fotoromanzen und Ratgeberrubriken kommerzieller Mädchenzeitschriften

Trotz des „digital turn“ in der Medienlandschaft, konnte das Genre der massenmedialen Jugendprintmagazine nahezu ungebrochen seinen festen Platz im Gesamtangebot der für Jugendliche bestimmten Medien behaupten.

Aus der 1956 ursprünglich als Fernsehzeitung gegründeten BRAVO entwickelte sich ein Blatt, das zusammen mit anderen Jugendzeitschriften wie MÄDCHEN oder BRAVO GIRL! längst zu „Medien-Dinosauriern“ geworden ist, die aus der Jugendpresselandschaft nicht mehr wegzudenken sind: BRAVO feierte 2006 stolz seinen Fünfzigsten, die Mädchenzeitschrift MÄDCHEN ihren immerhin 40.ten Geburtstag.

Ungeachtet der gerade aus dem Bereich der Pädagogik immer wieder sehr scharf formulierten Kritik und Kommentierung dieser Zeitschriften, scheint das „Faszinosum“ BRAVO und ihre Schwesternblätter bei Leserinnen und Lesern über viele Jahrzehnte scheinbar mühelos ihren Zuspruch halten zu können.

Die Referentin zeigt an ausgewählten Beispielen der typischen Genres *Fotolovestories* und *Beratungsrubriken* zunächst die Inszenierungsstrategien der Fotogeschichten und das Modellhafte des Genres mit seinen favorisierten Sehnsuchts- und Liebesorten, seinen stets durchschaubaren melodramatischen Konfliktsituationen, seiner Reduzierung der Welt in überschaubare *Weltmodelle*. Anhand von körpersprachlich-symbolischen Schlüsselszenen wird versucht, die Infantilisierung und Provinzialisierung insbesondere der weiblichen Figuren als zeichenhaft vermittelte Grundbedeutung von Interaktionsgefügen zu erschließen und lebensweltlich zu kontextualisieren.

Stehen die *Fotolovestories* für eine naiv-naturhafte *Romantisierung* der vorgeführten Welt und für die Transzendierung des romantischen Glücks über das alltägliche Diesseits, so versuchen die Rubriken zur Lebenshilfe- und Sexualberatung diese teilweise rationalisierend, relativierend und korrigierend zu kompensieren – und zwar mit abgemilderten Attraktivitätsstereotypen und variierten Festlegungen bestimmter Proportionen zwischen den Aspekten der Identität, der Beziehung und des Lustgewinns.

Es gehört zur Strategie der Zeitschriften, durch die geradezu „osmotisch“ anmutende Verquickung der einzelnen Genres und deren internen und externen Wechselbeziehungen zur Manifestation bestimmter Selbst-, Fremd- und Weltbilder der Leserinnen und Leser, damit eines *romantiserten*, *rationalisierten* und *kommerzialiserten Begehrens* beizutragen und damit genau die Voraussetzungen zu implementieren, von denen die Zeitschriften letztendlich wiederum profitieren

Doris Katheder, ist Referentin für historisch-politische Bildung an der Akademie C.-Pirckheimer-Haus in Nürnberg. Dissertation und Veröffentlichungen u. a. zu Fragen kommerzieller Jugendmassenmedien und ihrer „Gegenmedien“. Zuletzt in: *Krasse Töchter. Mädchen in Jugendkulturen*. Hg. Gabriele Rohmann. Berlin 2007. Darin: „Aber leider ist die Wirklichkeit ganz anders.“ Selbstverständnis und Medienkritik nicht-kommerzieller Mädchenmagazine“, 223-238.

Freitag, 27. Juni, 19.30 h, Kommunales Kino Freiburg

Filmvorführung. Einführung Prof. Dr. Joachim Pfeiffer (Freiburg)

***Oi! Warning* (1999). Reg. Ben Reding/ Dominik Reding.**

Der Film *Oi!Warning* der Brüder Dominik und Benjamin Reding ist ein Low Budget-Film, der zu einem der meist diskutierten deutschen Filme der letzten Jahre wurde. Die ca. zehn Filmpreise, die er erhalten hat, sprechen für seine hohe künstlerische Qualität, wofür auch die jahrelange minutiöse Vorbereitung durch die beiden Filmemacher steht. Inzwischen hat der Film seinen Weg in die Schulen gefunden, Unterrichtsmaterialien sind reichlich vorhanden. Der Film zeigt einen Jugendlichen auf der Suche nach seiner Identität, die er zunächst bei den Oi Skins zu finden glaubt – bis er sich in einen Punk verliebt, der ihn mit seiner gewaltfreien, künstlerischen Lebenseinstellung konfrontiert. Das brutale Ende stellt die Frage nach Gewalt und Gewaltfreiheit, nach Massenpsychologie und Individualität – und macht deutlich, dass in den Irrwegen der Adoleszenz die Suche nach Idealen und Werten, nach Solidarität und alternativen Lebensentwürfen verborgen ist.

Prof. Dr. Joachim Pfeiffer studierte von 1971-73 *Philosophie* an der Hochschule für Philosophie in München und arbeitete dann 1973-75 als Lehrer und Erzieher am Kolleg St. Blasien. Darauf folgten 1975-78 ein Studium der *Philosophie* und *Theologie* am Centre Sèvres in Paris (Maîtrise), 1978-80 ein Studium der *Psychologie* an der Universität Innsbruck und 1980-85 studierte

er *Germanistik* und *Romanistik* an der Universität Freiburg. 1995 habilitierte er zum Thema „*Im Labyrinth der Träume stirbt der Tod.*“ *Der Tod in der literarischen Moderne* und ist seit 1997 Professor für *Neuere deutsche Literatur* und *Literaturdidaktik* an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.

AutorInnen

Nina Baur, Dr. rer. pol., geb. 1973, Soziologie-Studium in Bamberg, Hamburg und Lancaster (Großbritannien), 1994-2000 Stipendiatin der Studienstiftung des Deutschen Volkes, 2000-2006 wissenschaftliche Mitarbeiterin bzw. Assistentin in Bamberg und Eichstätt, 2005 Promotion zum Thema „Verlaufsmusteranalyse“ (ausgezeichnet mit dem Dissertationspreis der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und dem E.ON Kulturpreis Bayern), seit 2006 Junior-Professorin für Methoden soziologischer Forschung an der Technischen Universität Berlin. Forschungsschwerpunkte: Methoden; Zeitsoziologie; Sozialstrukturanalyse (insb. Verhältnis von Geschlechterbeziehungen, Arbeitsmarkt und Sozialstaat); Wirtschaftssoziologie (insb. Märkte).

Susanne Benöhr-Laqueur, Dr. jur., Rechtsanwältin in Bremerhaven und Habilitandin am Zentrum für Europäische Rechtspolitik/ Universität Bremen, Thema: „*Primum nihil nocere?!*“ *Reproduktionsmedizin im Spannungsfeld von nationaler Rechtspolitik und Internationalem Privatrecht*. Das Curriculum vitae und eine Publikationsübersicht finden sich unter: <<http://www.sblq.de>>.

Franziska Bergmann, geb. 1980, studierte zwischen 2000 und 2006 Germanistik, Anglistik und Gender Studies an den Universitäten Freiburg, Basel und Norwich (UK). Während des Studiums arbeitete sie als Hiwi bei den Freiburger FrauenStudien. Ihre Magisterarbeit verfasste sie zu dem feministischen Roman *Halbtier!* von Helene Böhlau. Seit April diesen Jahres arbeitet sie an ihrer Promotion zu zeitgenössischer deutschsprachiger, britischer und US-amerikanischer Dramatik aus queer-theoretischer Perspektive (Betreuung durch Prof. Franziska Schößler, Trier und Prof. Dorothee Kimmich, Tübingen) und ist assoziierte Doktorandin im Promotionsverbund „Abgrenzung – Ausgrenzung – Entgrenzung: Gender als Prozess und Resultat von Grenzziehungen“ der Universität Tübingen“. Sie ist zudem Lehrbeauftragte an der Uni Freiburg im Fachbereich *Gender Studies*.

Stephanie Bethmann, 1978 geboren, hat in Freiburg Soziologie und Ethnologie studiert. Zurzeit arbeitet sie als Lehrbeauftragte für Qualitative Forschungsmethoden der Soziologie, *Gender Studies* und Ethnologie an der Universität Freiburg sowie im Forschungsprojekt „FrauenLeben“ des Sozialwissenschaftlichen Frauenforschungsinstituts Freiburg (Soffi K.). Sie promoviert zum Thema „Vergesellschaftung ‚gefühlsecht‘: Normalisierungsprozesse im Sprechen über Liebe“. Onlinepublikationen ihrer bisherigen Forschungen in Indonesien: „Glokale Entwürfe von Modernität und Weiblichkeit. ‚Westliche‘ Frauen aus Sicht javanischer Studentinnen“ (<http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3170/>, 2007) und „Über Romantische Liebe: Ein Streifzug durch Gefühls- und Lebenswelten von Studierenden in Yogyakarta“ (Freiburger Ethnologische Arbeitspapiere, 2007 [i.E.]).

Ruth Brand, M.A., geb. 1973, studierte in Freiburg Politikwissenschaft und Romanische Philologie. Danach war sie ein Jahr Wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Deutschen Bundestag. Ruth Brand promoviert zur Förderpolitik

Erneuerbarer Energien in Deutschland und Frankreich und war 2003 bis 2006 Stipendiatin der Deutschen Bundesstiftung Umwelt. Seit Anfang 2006 ist sie in der Windenergiebranche tätig.

Nina Degele, geb. 1963, ist seit 2000 Professorin für Soziologie und *Gender Studies* an der Universität Freiburg. Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Körpersoziologie, Modernisierung, qualitative Methoden. Publikationen (u.a.): *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*. Opladen: VS-Verlag (2004); *Einführung Gender/Queer Studies*. München: Fink (UTB) (in Vorb.).

Cordula Dittmer, M.A., geb. 1977, Studium der Soziologie, Psychologie und Lateinamerika-Studien in Kiel und Hamburg. Magisterarbeit: Gender Mainstreaming in der Entwicklungszusammenarbeit. Eine feministische Kritik. VDM-Verlag, 2007. 2002-2005 Wiss. Mitarbeiterin an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg im DFG-Forschungsprojekt „Geschlecht und Organisation am Beispiel der Bundeswehr“. Seit Mai 2005 Promotionsstipendiatin der Deutschen Stiftung Friedensforschung am Zentrum für Konfliktforschung, Philipps-Universität Marburg. Dissertation zu Geschlechterkonstruktionen in der militärischen Konfliktbearbeitung.

Annegret Erbes, Dipl.-Sozialarbeiterin (FH)/Dipl.-Päd.in, geb. 1966, war von 1992 bis 2001 in verschiedenen Feldern sozialer Arbeit tätig und von April 2001 bis März 2006 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaft II der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Studienrichtung Schulpädagogik. Thematische Schwerpunkte in Forschung bzw. Lehre: Organisations- und Qualitätsentwicklung in pädagogischen Kontexten, Kooperation von Schule und Jugendhilfe/Schule und soziale Probleme, Schulpädagogik unter Genderaspekt. Promoviert derzeit zur Kooperationsbeziehung von Schule und Schulsozialarbeit. Redakteurin der *Freiburger GeschlechterStudien*.

Lenka Fehrenbach wurde 1985 in Freiburg geboren und studiert Slawistik und Geschichte in Tübingen, erhielt 2006 den 1. Preis im Literaturwettbewerb „Grenzerfahrungen“, ausgeschrieben von der Badischen Zeitung und Rohnstockbiografien, Teilnehmerin des Projekts „Jugend schreibt“ des Literaturbüros Freiburg, sie arbeitet u.a. als freie Mitarbeiterin bei der *Badischen Zeitung*.

Maria Antonia Flamm wurde 1986 in Hameln geboren und studiert seit 2006 in Freiburg Theologie und Germanistik. Lesung in Freiburg im Rahmen des Projektes „Jugend schreibt“ des Literaturbüros Freiburg in Kooperation mit der Badenova.

Birte Giesler, seit 2005 Dozentin für Germanistik an der University of Sydney, Australien. Studium der Literaturwissenschaft/Soziologie/Philosophie in Freiburg i. Br. und Karlsruhe; dort 2001 Promotion mit einer Dissertation

zum erzählerischen Werk von Friederike Helene Unger. Publikationen u.a. zu Unger, Hedwig Dohm, Rahel Varnhagen, Paul Böckmann, Drama und Theater der Gegenwart. Forschungs- und Lehrtätigkeit an den Universitäten Bielefeld, Darmstadt, Karlsruhe, Lodz und Vancouver; Mitwirkung an verschiedenen DFG-Editionsprojekten; gegenwärtiges Forschungsprojekt zu „Menschenbilder zwischen Biologie und neuer Technologie im Drama der Gegenwart“.

Mona Hanafi El Siofi, geb. 1968. 1998: Erwerb des Goldschmiede-Gesellenbriefs, Müllheim/Baden. 2007: Erlangung des M.A. in Ethnologie, Psychologie und *Gender Studies*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (Magistraarbeit: „Der Westen – ein Sodom und Gomorrha? Westliche Frauen und Männer im Fokus ägyptischer Musliminnen.“). Redakteurin und Rezensentin der *Freiburger GeschlechterStudien*. Derzeit Promotion in Vorbereitung.

Christina Harms hat Politikwissenschaft, Soziologie und Öffentliches Recht in den USA, Kanada und Deutschland studiert. Von 2001 bis 2007 war sie Redaktionsmitglied bei den *Freiburger GeschlechterStudien*. Sie koordiniert internationale Jugendprojekte mit den Schwerpunkten „interkulturelles Lernen“ und „Projektmanagement“ und veröffentlicht deren Ergebnisse.

Irmtraud Hnilica studierte Neuere deutsche Literatur, Psychologie und Soziologie in Heidelberg, Paris und Freiburg. Ihre Magisterarbeit „Medizin, Macht und Männlichkeit. Ärztebilder der frühen Moderne bei Ernst Weiß, Thomas Mann und Arthur Schnitzler“ erschien 2006 im Freiburger fwpf-Verlag. Zurzeit beschäftigt sie sich mit der Rolle Polens im deutschen Realismus und ist wissenschaftliche Hilfskraft bei Prof. Claudia Liebrand in Köln.

Antonia Ingelfinger, M.A., Fachhochschulausbildung zur Diplombibliothekarin in Konstanz und Stuttgart, Studium der Kunstgeschichte und der Neueren Deutschen Literatur in Tübingen und Freiburg. 1997 Magisterabschluss mit einer interdisziplinären Arbeit über Cindy Shermans *Sex Pictures* und Elfriede Jelineks *Lust*. Interdisziplinäre Lehraufträge für den Studiengang *Gender Studies* an der Universität Freiburg. Derzeit Promotion bei Prof. Dr. Anne-Marie Bonnet über die Funktion des Ekels in Cindy Shermans *Disgust Pictures*. 2001-2005 regelmäßige Kunst- und Architektur-Führungen im Burda Medienpark Offenburg. Redakteurin der *Freiburger GeschlechterStudien*.

Anelis Kaiser, Studium der Psychologie an der Universität Basel, Schweiz. Zur Zeit Doktorandin an derselben Universität; interdisziplinäre Dissertation zum Thema „Gehirn und Geschlecht“. Ehemalige Stipendiatin am Schweizerischen „Graduiertenkolleg Gender Studies“ (Modul: „Wissenschaft – Gender – Symbolische Ordnung“) und Mitarbeiterin am interdisziplinären Projekt „Neurobiologische Korrelate der Mehrsprachigkeit in der Regio Basiliensis“. Von 2005-2006 Forschungsaufenthalt an der *London School of Economics and Political Science*, BIOS-Centre. Derzeit wissenschaftliche Assistentin am *Zentrum Gender Studies*, Universität Basel.

Astrid Lange-Kirchheim, PD Dr., Studium der Germanistik, Anglistik und Philosophie in Frankfurt, München und Saarbrücken. Privatdozentin für Neuere deutsche Literaturgeschichte am Deutschen Seminar der Universität Freiburg, Abteilung für Neuere Literatur. – Zu den Forschungsschwerpunkten gehören: psychoanalytische Literaturwissenschaft, Literatur und Geschlechterforschung, Autoren und Autorinnen des 19. Jahrhunderts und der klassischen Moderne. Buchpublikation über Shakespeares Tragikomödien. Zahlreiche Aufsätze und Rezensionen zu Goethe, Annette von Droste-Hülshoff, Franz Kafka, Robert Walser, Arthur Schnitzler, Thomas Mann, Gottfried Benn, Sigmund Freud, Otto Rank, Ernst Kris, Hanns Sachs, Alfred Weber und zum Film. Mitherausgeberin des *Jahrbuchs für Literatur und Psychoanalyse. Freiburger literaturpsychologische Gespräche* (Verlag Königshausen & Neumann). Jüngste Veröffentlichungen: „Dummer Bub‘ und ‚liebes Kind‘ – Aspekte des Unbewußten in Arthur Schnitzlers *Lieutenant Gustl* und *Fräulein Else*.“ *Arthur Schnitzler. Affairen und Affekte*. Hg. Evelyne Polt-Heinzl/ Gisela Steinlechner. Wien: Christian Brandstätter Verlag/ Österreichisches Theatermuseum, 2006, 97–109. „Melancholie der Geschlechtsidentität. Zur Aktualität Freuds in den Gender Studies.“ *Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse. Freiburger literaturpsychologische Gespräche* 26 (2007), 183-201.

Rotraud von Kulesa, geb. 1966, Promotion 1996 zu den *Lettres d'une Péruvienne* der Mme de Graffigny (erschienen bei Metzler 1997), z.Zt. Wiss. Angestellte am Romanischen Seminar für franz., ital. u. span. Literaturwissenschaft der Uni Freiburg, Herausgeberschaft Sammelband *Etudes Féminines/gender studies en France et en Allemagne*, Freiburg/Br., Frankreich-Zentrum, 2004; zus. mit Christine Lombez Sammelband *De la traduction et des transferts culturels*. Paris: L'Harmattan, 2007, div. Publikationen zur Sensibilité im 18. Jahrhundert, Frauen und Kulturtransfer im 18. Jahrhundert, sowie zur Position der Autorin im literarischen Feld in Frankreich und Italien um 1900 (Forschungsprojekt).

Hans-Joachim Lenz, geb. 1947, Sozialwissenschaftler, Ausbildung in Gestalttherapie und als TZI-Seminarleiter, Lehrbeauftragter zur Männerforschung am *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)* der Uni Freiburg und an der Evangelischen und Katholischen Fachhochschule Freiburg, wohnhaft in Ebringen bei Freiburg. Büro für Beratung – Bildung – Forschung *Forsche Männer & Frauen*. Zu Beginn der 90er Jahre entwickelte er einen der ersten Ansätze zur geschlechtssensibilisierenden Erwachsenenbildung: Zielgruppen sind Männer und Menschen, die in Gesundheitsberufen arbeiten. Neben der geschlechterbildenden Lehr- und Seminartätigkeit zahlreiche Veröffentlichungen zu Männerbildung, zu Männergesundheit, zu männlichen Gewalterfahrungen und zu Neugestaltung der Geschlechterverhältnisse. Mehr unter <www.geschlechterforschung.net>. Aktuelle Veröffentlichungen: Silke Brigitta Gahleitner/ Hans-Joachim Lenz (2007) Hg. *Gewalt und Geschlechterverhältnis. Interdisziplinäre und geschlechtersensible Analysen und Perspektiven*. Weinheim. Ludger Jungnitz/ Hans-Joachim Lenz/ Ralf Puchert/ Henry Puhe/ Willi Walter (2007)

Hg. *Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland*. Opladen 2007.

Solveig Lüdtke, Jahrgang 1973, studierte Musik und Germanistik in Hannover und promovierte im Jahr 2006 zum Thema „Globalisierung und Lokalisierung von Rapmusik am Beispiel amerikanischer und deutscher Raptexte“.

Andrea Maihofer, Studium der Philosophie und Germanistik in Mainz, Tübingen und Frankfurt/M. 1987 Promotion in Philosophie mit der Dissertation *Das Recht bei Marx. Zur dialektischen Struktur von Gerechtigkeit, Menschenrechten und Recht*. Danach Intensivierung der Beschäftigung mit feministischer Theorie, insbesondere Studien zu Irigaray, feministischer Moral- und Rechtstheorie sowie Demokratie- und Politiktheorie. 1995 Veröffentlichung des Buches *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*. 1996 in Soziologie habilitiert und Ernennung zur Privatdozentin an der Universität Frankfurt/M. Seit März 2001 Professorin für Gender Studies und Leiterin des *Zentrums Gender Studies* an der Universität Basel. Seit 2002 Leiterin des Graduierten Kollegs Basel (Thema derzeit: „Gender in Motion. Wandel und Persistenz in den Geschlechterverhältnissen“).

Eva Manske, Prof. Dr., geb. 1942, Studium Anglistik, Amerikanistik und Slawistik an der Universität Leipzig, Promotion und Habilitation in Amerikanistik/ amerikanische Literatur; seit 1993 Leiterin des Carl-Schurz-Hauses/ Deutsch-Amerikanisches Institut e.V. in Freiburg.

Marie T. Martin wurde 1982 in Freiburg geboren und studierte am Deutschen Literaturinstitut Leipzig; 2002 erhielt sie den Hattinger Förderpreis, 2006 ein Arbeitsstipendium des Förderkreises deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg. Sie veröffentlichte in Zeitschriften und Anthologien und lebt als freie Lektorin und Autorin in Freiburg und Köln. Teilnehmerin des Projekts „Jugend schreibt“ des Literaturbüros Freiburg. 2007 erhielt sie den Förderpreis des MDR-Literaturwettbewerbs.

Ruth Michalek, Jg. 1968, Studium der Erziehungswissenschaft an der pädagogischen Hochschule Freiburg, Dissertation zu Geschlechtervorstellungen von Grundschulern, derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaft II (Erwachsenenbildung/Weiterbildung) der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Forschungsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Jungenforschung, Kindheitsforschung, qualitative Forschungsmethoden, Familienpädagogik. Ausgewählte Veröffentlichungen: Michalek, Ruth (2006) „*Also, wir Jungs sind...*“ – *Geschlechtervorstellungen von Grundschulern*. Münster: Waxmann. Michalek, R. (2006) „Qualitative Forschung mit Kindern – Gruppendiskussion als Erhebungsinstrument.“ *Kinder: Geschlecht männlich. Pädagogische Jungenforschung*. Hg. Klaudia Schultheis/ Gabriele Strobel-Eisele/ Thomas Fuhr Stuttgart, 80-98. Michalek, R. (2004): „Jungen sprechen über Schule. Analyse von Interaktionsstrukturen und doing gender – Prozessen in

Gruppendiskussionen mit Grundschulern“. *Studieren und forschen. Qualitative Methoden in der LehrerInnenbildung*. Hg. AK Interpretationswerkstatt (PH Freiburg) Herbolzheim: Centaurus, 91-119.

Jennifer Moos, geb. 1979, Studium der Englischen Philologie, *Gender Studies* und Sprachwissenschaft des Deutschen in Freiburg, Basel und Manchester. Magisterarbeit zu „rebellischen Körpern“ bei Jeanette Winterson und Will Self. Juli 2003 bis April 2007 wissenschaftliche Hilfskraft bei den FGS, SoSe 2007 und WiSe 2007/08 Lehrbeauftragte am ZAG, Redakteurin der FGS. Mai bis November 2007 Mitarbeiterin der Stabstelle Jubiläum der Universität Freiburg (Projekte: Festakt, Zukunftskongress). Praktika im Verlags- und Journalismusbereich, derzeit Vorbereitung der Promotion.

Claudia Catharina Münzing, geb. 1980, studierte Wissenschaftliche Politik, Neuere deutsche Literaturgeschichte und *Gender Studies* in Freiburg und ist seit Juni 2006 M.A. Nach Tätigkeiten als wissenschaftliche Hilfskraft und Tutorin am Zentrum für Anthropologie und Gender Studies leitete sie im Wintersemester 2006/2007 das Seminar „Einführung in feministische Theorien und Theorien der Gender Studies“. Ihre Interessenschwerpunkte sind feministische Theorien und *Queer Theory*, wobei das Hauptaugenmerk auf der Erforschung *queerer* Lebenswelten und deren Einbettung in heteronormative Regimes liegt. Nach ihrer Magisterarbeit über Öffentlichkeits- und Privatheitsdiskurse im Spannungsfeld geschlechtlicher und sexueller Identitäten wird sie sich in ihrer Dissertation mit dem Thema Kunst und Politik auseinandersetzen.

Dirk Naguschewski, Kulturwissenschaftler mit den regionalen Schwerpunkten Frankreich und Afrika, verantwortlich für den Bereich „Presse und Kommunikation“ am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin; Redakteur der Zeitschrift *Trajekte*. Promotion mit einer sprachwissenschaftlichen Studie, *Muttersprache als Bekenntnis. Status und Ideologie des Französischen im frankophonen Afrika* (2003). U.a. Mitherausgeber von *Sehen Lesen Begehren. Homosexualität in französischer Literatur und Kultur* (2001); *Body, Sexuality, and Gender. Versions and Subversions in African Literatures* (= *Matatu* 29-30, 2005); *Exophonie. Anders-Sprachigkeit (in) der Literatur* (2007).

Meike Penkwitt, geb. 1971, Studium der Fächer Deutsch und Biologie an der Albert Ludwigs Universität Freiburg, seit 1995 Organisatorin der Vortragsreihe *Freiburger Frauenforschung*, 1997 Frauenförderpreis der Universität Freiburg, 1999 erstes Staatsexamen, promoviert derzeit bei Gabriele Brandstetter (Freie Universität Berlin) zum Thema ‚Erinnern‘ in den Texten der Autorin Erica Pedretti. Mitarbeiterin im Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG) an der Universität Freiburg. Redakteurin und seit 1998 Herausgeberin der *Freiburger FrauenStudien*.

Joachim Pfeiffer, Studium der Philosophie, Theologie, Germanistik und Romanistik in München, Paris, Innsbruck und Freiburg. Drittmittelprojekt zur Literaturpsychologie an der Universität Freiburg. Habilitation zum Thema „Tod in der literarischen Moderne“. Seit 1989 Herausgabe einer annotierten Bibliographie zur Literaturpsychologie. Zur Zeit Professor für Neuere deutsche Literatur und Literaturdidaktik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Forschungsschwerpunkte: Literatur der Moderne, Kleist, Literaturpsychologie, *Gender Studies*, Kulturwissenschaft und Germanistik, Literaturdidaktik und neue Medien. Publikationen: *Die zerbrochenen Bilder. Gestörte Ordnungen im Werk Heinrich von Kleists*, 1989; *Literaturpsychologie 1945-1987. Eine systematische und annotierte Bibliographie*, 1989; *Tod und Erzählen. Wege der literarischen Moderne um 1900*, 1997; *Franz Kafkas Die Verwandlung, Brief an den Vater*, 1998; (Hrsg.) *Konfigurationen der Gegenwart*, 1998. Einzelpublikationen zu *Gender Studies*, Till Eulenspiegel, Goethe, Kleist, Raabe, Th. Mann, Musil, Kafka, H.H. Jahn, Th. Bernhard, Handke, J. Winkler, Hilbig, Süskind, zur interkulturellen Hermeneutik, zur Wendeliteratur, zur Literaturdidaktik.

Uta Schirmer, geb. 1971, Soziologin, war von 1999-2002 als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem Forschungsprojekt zu kommunaler Frauen- und Gleichstellungspolitik an der J.W.G.-Universität Frankfurt/M. tätig (Projektleitung: Prof. Dr. Ute Gerhard). Von 2002 bis 2005 war sie Stipendiatin im Graduiertenkolleg „Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung“ der Universitäten Frankfurt/M. und Kassel. Sie promoviert zum Thema: „„Etwas‘ sichtbar und lebbar machen. Transformationen geschlechtlicher Lebensweisen in einer Drag King-Szene“. Arbeitsschwerpunkte sind: Feministische Theorien, empirische Geschlechterforschung, Queer und Trans Studies.

Christina Schoch, Dr. phil., studierte Angewandte Kulturwissenschaften (M.A.) an der Universität Lüneburg und Communication Studies (B.A.) an der University of Glamorgan, Großbritannien. Von 2003 bis 2005 war sie Promotionsstipendiatin des DFG-Graduiertenkollegs „Identität und Differenz. Geschlechterkonstruktion und Interkulturalität (18.-21. Jahrhundert)“ und promovierte 2006 mit einer Arbeit zur massenmedialen Konstruktion des ‚Anderen‘ in populären Musikvideos im Fachbereich Medienwissenschaften der Universität Trier. Nach Abschluss eines Volontariats in der Pressestelle des Festspielhauses Baden-Baden arbeitet sie derzeit als Volontärin in der Pressestelle der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Franziska Schöbler, Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Trier. Studium der Literaturwissenschaft, Philosophie, Linguistik und Kunstgeschichte an den Universitäten Bonn und Freiburg. Studienaufenthalte in Paris, London und Brisbane. 1994 Promotion über Adalbert Stifter, 2001 Habilitation über Goethe an der Universität Freiburg (*Die ‚Lehr‘- und ‚Wanderjahre‘. Eine Kulturgeschichte der Moderne*) Schwerpunkte: Drama und Theater (insbesondere der Gegenwart), kulturwissenschaftliche Theoriebildung und Lektüren, *Gender Studies*. Neueste Publikationen: *Einführung in das bür-*

gerliche Trauerspiel und das soziale Drama (Darmstadt 2003); *Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit, Geschichte(n) in Dramen der 1990er Jahre* (Tübingen 2004); *Literatur als Kulturwissenschaft. Eine Einführung* (Tübingen 2006); Einführung in die *Gender Studies* (erscheint 2008, Akademie-Verlag).

Karolin Sengebusch, Jahrgang 1980, studierte Arabistik, Linguistik und Politikwissenschaft in Leipzig und Beirut. Sie war Tutorin am Institut für Linguistik und studentische Hilfskraft am Orientalischen Institut der Universität Leipzig. Studien- und Arbeitsaufenthalte in Jordanien, Ägypten, Syrien und Libanon. Zwischen 2002-2006 Redakteurin und Chefin vom Dienst beim Lokalradio der Universität Leipzig. Vorstandsmitglied im Verein *eurient* für transmediterranen Kulturdialog. Seit September 2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sonderforschungsbereich „Differenz und Integration“ der Universitäten Leipzig und Halle-Wittenberg.

Stefanie Stegmann, geboren 1974 in Lübeck. 1993 – 1998 Lehramtsstudium an der *Carl von Ossietzky Universität Oldenburg*. 1998 – 2003 Aufbaustudium *Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien* und Promotion (*Wissenschaft und ihr Outfit*, LIT Verlag 2005). 2003 – 2005 Lektorin des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) an der Universität in Czernowitz/Tscherniwzi, Ukraine. Leitung der *Czernowitzer Schreibwerkstatt* für Jugendliche. Seit August 2005 Leitung des *Literaturbüro Freiburg* (www.literaturbuero-freiburg.de). Projekte: „Potyah76 – Zug76. Junge ukrainische Literatur auf Tournee“ (www.zug76.de); 6. Baden-Württembergische Übersetzertage (www.literaturbuero-freiburg.de/translate); „Wechselstrom. Autorinnen aus Mittel- und Osteuropa auf Tournee“ (www.wechselstrom-tournee.de). Stefanie Stegmann lebt in Freiburg.

Klaus Theweleit, Schriftsteller, Lehrbeauftragter am Institut für Soziologie der Universität Freiburg, Professor für Kunst und Theorie an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe. Arbeitsschwerpunkte: Wörter, Töne, Bilder; Faschismustheorie, Theorie der Gewalt, Gender Studies, Theorie der Medien, Popkultur, Film, Kunst und Macht. U.a. Autor von *Männerphantasien* (1977), *Tor zur Welt. Fußball als Realitätsmodell* (2004) und Büchern zum ‚Pocahontas-Komplex‘.

Eva Voß, M.A., geb. 1981, von 2001-2006 Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und *Gender Studies* in Freiburg und Brest (Frankreich). Masterarbeit zu UNIFEM und Gender Mainstreaming, ausgezeichnet mit dem Bertha-Ottenstein-Preis 2006 der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und dem österreichischen Johanna-Dohnal-Förderpreis 2007. Seit 2008 Gender Mainstreaming-Koordinatorin der Universität Freiburg. Aktuelle Publikationen: *Studium, Wissenschaft und Beruf. Aus Erinnerungen von Frauen in Tagebüchern und Briefen von 1870 bis heute*, Freiburg 2007; *Gender goes global. Der United Nations Development Fund for Women und sein spezifisches Verständnis*

von Gender Mainstreaming, Königstein/Ts. 2007, *Frauen in der Wissenschaft an der Universität Freiburg*, Freiburg 2007.

Anzeigen

das neue heft ist da!

25 Jahre!



no 98: trauern

€ 4,80 + versandkosten

weitere themen 2007

• spiel • bekenntniswechsel • kleidung

schlangen **brut**

zeitschrift für
feministisch und
religiös interessierte
frauen

postfach 20 09 22
d-53139 bonn
fon (02 28) 1 80 20 94
fax (02 28) 1 80 20 92
info@schlangenbrut.de
www.schlangenbrut.de

Frauenrechte sind Menschenrechte

Frauen wollen in Freiheit und Würde über ihr Leben bestimmen. TERRE DES FEMMES setzt sich für sie ein. Unterstützen Sie uns dabei!



© Gestaltung: Regina Maultzsch, Illustration: Franziska Becker



TERRE DES FEMMES e.V.

Postfach 25 65, D-72015 Tübingen

Tel. 07071/79 73-0 • Fax 07071/79 73-22

E-Mail: info@frauenrechte.de

www.frauenrechte.de

Spendenkonto 881 999

KSK Tübingen • BLZ 641 500 20

Koryphäe

Medium für feministische Naturwissenschaft und Technik

Die Koryphäe ist das deutschsprachige Medium für feministische Naturwissenschaft und Technik und erscheint zweimal jährlich.

In jeder Ausgabe wird ein Schwerpunktthema aus unterschiedlichen Disziplinen beleuchtet. Dazu bietet die Koryphäe Biographien historischer Frauen und persönliche Schilderungen von Berufswegen und Berufssituationen, die ebenfalls in Bezug zum Schwerpunkt stehen. Ergänzt wird dieser inhaltliche Teil durch Buchrezensionen und einen Serviceteil.

Mit dieser Mischung bietet die Koryphäe Raum für feministische Theoriebildung in den Technik- und Naturwissenschaften, ist aber auch ein Austauschmedium für alle in diesem Bereich tätigen Praktikerinnen. Der Anspruch ist es dabei, wissenschaftliche Themen auch für fachfremde Frauen ansprechend und verständlich zu präsentieren, disziplinübergreifende Ansätze zu pflegen und zwischen Technology und Gender Studies zu vermitteln.

Thema der aktuellen Ausgabe:
Frauen und die Lüfte

Weihnachten kommt: **Koryphäe-Abos verschenken!**

Die einzige,
die einzigartigste,
die einzige ihrer Art!

www.koryphaee.at



Jahresabo: € 18,- | FörderInnenabo: € 27,- (Zwei Ausgaben inkl. Versand)
Koryphäe-Tasche: € 3,-
Verein **Koryphäe** Schönbrunner Straße 59-61/26, A-1050 Wien | abo@koryphaee.at

Antifaschistisches Blatt **info**

Nr.76 | Sommer 2007



Verschwörungstheorien - Imaginationen zur Welterklärung

Kostenloses Probeexemplar:
Antifaschistisches Infoblatt
Gneisenaustr. 2a | 10961 Berlin
e-mail: aib@nadir.org
web: www.antifainfoblatt.de

Einzelexemplar 3,10 Euro
Abo 15,50 Euro (fünf Ausgaben)

Antifaschistisches Blatt **info**

Nr.77 | Herbst 2007



Militarismus - von Traditionspflege bis Landserheftchen

Kostenloses Probeexemplar:
Antifaschistisches Infoblatt
Gneisenaustr. 2a | 10961 Berlin
e-mail: aib@nadir.org
web: www.antifainfoblatt.de

Einzelexemplar 3,10 Euro
Abo 15,50 Euro (fünf Ausgaben)

Heft 25/26: Fokus: Demokratie. Partizipieren – Intervenieren – Analysieren

Feministinnen debattierten in den letzten fünfzehn Jahren intensiv, wie die Rechte von Frauen sowie von Minderheiten in einer Demokratie gewahrt und wie diese in demokratischen Institutionen angemessen repräsentiert werden können. Unter dem Eindruck des Zuwachses an WählerInnen-Stimmen für rechtsextreme und fundamentalistische Parteien einerseits und der Dominanz neoliberaler Konzepte in den Bereichen Politik und Wirtschaft andererseits gewannen diese Debatten zunehmend an Bedeutung. Gleichzeitig haben Frauen mit spezifischen NGOs ihre politischen Partizipations- und Interventionsmöglichkeiten erweitert. Diese Ausgangslage bewog die Redaktion, mit einem Doppelheft Demokratie in Theorie und Praxis aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten.



Talon

Bitte senden an: Olympe Administration, Untermättli 4, CH-8913 Ottenbach
 Bestellungen@olympheft.ch, www.olympheft.ch
 CH: PC-Konto 80-38035-0

- Abonnement ab Nr..... (Fr. 40.– pro 2 Hefte, inkl. Versand)
- Gönnerinnenabonnement ab Nr..... (Fr. 150.– pro 2 Hefte)
- Einzelheft Nr..... (Fr. 21.– pro Heft, plus Versand)
- Jubiläumsheft Nr. 20 (Doppelnummer, Fr. 40.– pro Heft, inkl. Versand)

Name/Vorname _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____ Datum _____

Olympe

Doppelheft 25/26: Fokus Demokratie. Partizipieren – Intervenieren – Analysieren

Aus dem Inhalt

Regula Stämpfli

«Frauen scheren sich nicht um Politik» – wie Geschichte und Gegenwart Frauen aus der Politik rausdefinieren

Hadeel Rizq-Qazzaz

Frauenquoten in Palästina. Die Rolle der NGOs bei der Unterstützung von Frauenkandidaturen

Stefanie Strulik

Die geschlechtsspezifische Konstruktion von politischen Räumen: Frauen und Lokalpolitik in Indien

Saskia Sassen

Neue politische Räume und Subjekte

Christina Thürmer-Rohr

Demokratiefeindliche Gruppen auf demokratischem Weg an die Macht

Esther Kamber

Demokratie und Öffentlichkeit. Utopie und Erbe der Aufklärung

Annette Hug

Demokratisch zur Demokratie. Die politische Landkarte von Nancy Fraser

Barbara Gavez

Fragen an Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey

Susanne Businger / Elisabeth Joris

«Frauen sind ihrer fundamentalsten Rechte beraubt.»

Zahra Erfani zur Unterschriftensammlung iranischer Frauen

Nikita Dhawan

Globale Interdependenzen und transnationale feministische Bündnisse

Yvonne Leimgruber

Schule als Praxisfeld für Demokratie und Geschlechtergerechtigkeit

Tagungsberichte und Buchbesprechungen

Weitere Autorinnen

Jael Bueno, Damia Benkhouya, Lise Cyrenne, Maria do Mar Castro Varela, Julia Gerber, Lilo König, Rela Mazali, Fatima Mernissi, Shalini Randeria, Silvia Staub-Bernasconi, Susi Wiederkehr

Bisher erschienen (Auswahl der letzten Nummern):

- Heft 20: Provokation. Personen, Debatten, Fakten. (20/04)
- Heft 21: Sportlerinnen. Spitzenleistungen vor leeren Rängen? (21/05)
- Heft 22: Secondas – sichtbar vielfältig (22/05)
- Heft 23: Elternschaft – die neue Geschlechterdifferenz? (23/06)
- Heft 24: Sexuelle Gewalt. Präventionsansätze in transnationalen Räumen (24/06)
- Heft 25/26: Fokus Demokratie. Partizipieren – Intervenieren – Analysieren (25/26 /07)
- Heft 27: erscheint im Juni 2008. Postkolonialismus. Logik und Perspektiven



figurationen
gender – literatur – kultur

Herausgegeben von

Barbara Naumann

Erscheinungsweise: zweimal jährlich. Einzelheft: € 17,50 [D]/

€ 18,00 [A]. Jahrgang: € 27,50

[D]/€ 28,30 [A]. Für Studierende:

€ 19,50 [D]/€ 20,10 [A]

Die Zeitschrift *figurationen* ist ein Forum für aktuelle Debatten über Kultur, Gender und Literatur. Ziel ist die Vernetzung kulturwissenschaftlicher Theorien und Disziplinen in Heften, die jeweils ein Schwerpunktthema bearbeiten: 1/2004 Spiele/games – 2/2004 schatten/shadows – 1/2005 arabesken/ arabesques – 2/2005 Vaterkonzepte/ fatherhood – 1/2006 Mutterkonzepte/motherhood – 2/2006 Körpergedächtnis/Gedächtniskörper – 1/2007 Armut/Poverty – 2/2007 Intermedialität – Transmedialität



- Ich bestelle ab sofort die Zeitschrift *Figurationen* im Abonnement vom ___ Jahrgang an zum Preis von jährlich € 27,50 [D]/€ 28,30 [A].
- Ich bin Student/in und bestelle ab sofort die Zeitschrift *Figurationen* im Abonnement vom ___ Jahrgang an zum Preis von jährlich € 19,50 [D]/€ 20,10 [A] (Eine Kopie meines Studentenausweises habe ich beigelegt.)
- Ich bestelle Heft Nr. ___, Jahrgang ___ der Zeitschrift *Figurationen* zum Preis von € 17,50 [D]/€ 18,00 [A].
- Ich bestelle mein persönliches Testexemplar kostenlos und unverbindlich.

Name _____ Vorname _____

Straße _____ Haus-Nr. _____

Land _____ PLZ / Ort _____

Datum _____ 1. Unterschrift _____

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann ich innerhalb von 10 Tagen durch eine schriftliche Mitteilung an den Böhlau Verlag, Ursulaplatz 1, 50668 Köln, widerrufen. Dies bestätige ich durch meine zweite Unterschrift.

Datum _____ 2. Unterschrift _____

URSULAPLATZ 1, D-50668 KÖLN, TELEFON (0 221) 91 39 00, FAX 91 39 011

Zeitschriften für Frauen- und Geschlechterforschung



femina politica Zeitschrift für feministische Politik- Wissenschaft

16. Jahrgang 2007. ISSN 1433-6359

Halbjährlich. Jahresumf. 360 S. Jahresabo 29,00 €, ermäßigt (Studierende & Geringverdienende) 20,00 € jeweils zzgl. Zustellgebühr, Einzelheft 18,00 € zzgl. Porto.

femina politica ist die einzige Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft im deutschsprachigen Raum. **femina politica** ist eine innovative, feministische Fachzeitschrift, die sich an politisch und politikwissenschaftlich Arbeitende wendet, die den Gender-Aspekt bei ihrer Arbeit berücksichtigen.

Spirale der Zeit

Frauengeschichte sichtbar machen

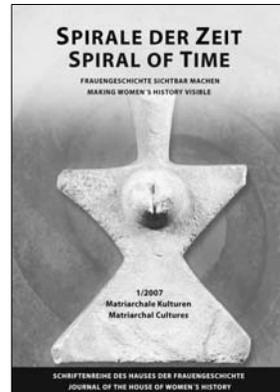
Spiral of Time

Making Women's History Visible

1. Jahrgang 2007. ISSN 1864-5275

Halbjährlich. Umfang je rd. 64 Seiten. Durchgehend vierfarbig mit vielen Bildern. Jährliche Subskription für jeweils zwei Hefte 29,90 €, Einzelheft 16,80 € jeweils zzgl. Zustellgebühr.

Die Zeitschrift erzählt auf anschauliche Weise unsere Geschichte von ihren Anfängen bis zu unserer Gegenwart neu. Wie in einem aus der frauengeschichtlichen Perspektive gestalteten historischen Museum wird durch Bild- und Textquellen unsere Vergangenheit erfahrbar und als Teil der eigenen Geschichte verstehbar.



In Ihrer Buchhandlung oder direkt bei

Verlag Barbara Budrich

Barbara Budrich Publishers

Stauffenbergstr. 7. D-51379 Leverkusen Opladen

Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 • info@budrich-verlag.de

US-office: Uschi Golden • 28347 Ridgebrook • Farmington Hills, MI 48334 • USA •

ph +1.248.488.9153 • info@barbara-budrich.net • www.barbara-budrich.net



Weitere Bücher und Zeitschriften www.budrich-verlag.de



FORUMRECHT



UNHEILIGE ALLIANZ RELIGION UND RECHT

Heft 03 - 2007 jetzt erhältlich.

www.forum-recht-online.de

Das rechtspolitische Magazin für Uni und soziale Bewegung.

NOVITÄTEN



Tina Jung

Geschlechterdemokratie als „rhetorische
Modernisierung“?
Eine feministische ReVision

144 Seiten, Paperback,
ISBN 978-3-393948-10-8



Sabine Liedtke

Eine gendersensible Studie zur Krise des
Beruflichen Bildungswesens in Deutschland

242 Seiten, Hardcover,
ISBN 978-3-393948-08-5



Claudia Bozzaro

Hannah Arendt und die Banalität des Bösen

112 Seiten, Paperback,
ISBN 978-3-393948-09-2



Elke Wiechmann

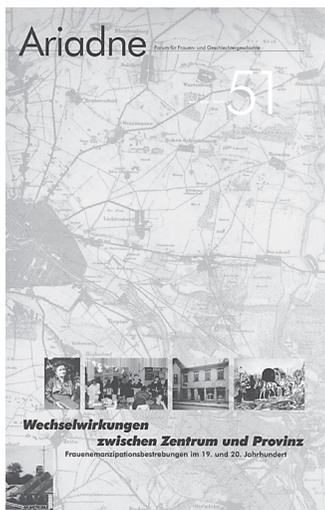
Gleichstellungspolitik als Machtspiel

Eine mikropolitische Analyse der
Gleichstellungspolitik in kommunalen
Reorganisationsprozessen

208 Seiten, Hardcover,
ISBN 978-3-939348-06-1

Damit Frauenförderung nicht nur auf dem Papier steht.

www.fwfpf.de



Das Heft 51 / Mai 2007 der
*Ariadne. Forum für Frauen- und
Geschlechtergeschichte* kostet
9,50 Euro zzgl. Versandkosten.
Das Abonnement mit 2 Heften jährlich
kostet 15,- Euro zzgl. Versandkosten

Bezug über den Buchhandel
oder direkt über:
Stiftung Archiv der deutschen
Frauenbewegung
Gottschalkstraße 57
D - 34127 Kassel
Tel.: 0049-(0)561-98936-70 / Fax: -72
E-Mail: info@addf-kassel.de

Weitere Informationen unter:
www.addf-kassel.de

Wechselwirkungen zwischen Zentrum und Provinz

Frauenemanzipationsbestrebungen im 19. und 20. Jahrhundert

Susanne Frank: Vom Zentrum an die Peripherie – und zurück. Das nordamerikanische Suburbia und die Frauenbewegungen

Susanne Asche: »Baden hat sich damit an die Spitze der Bewegung gestellt.« Die wissenschaftliche Emanzipation der Frauen – ein Erfolg der Provinz

Jutta Schwarzkopf: »Was die Frauen von Lancashire und Cheshire heute denken wird England morgen tun.« Neue Impulse für die britische Frauenwahlrechtsbewegung aus der Provinz

Traudel Weber-Reich: Metropolen für selbstbewusste Mutterhausschwester Frauen Genossenschaften beim Aufbau des Gesundheitswesens um die Mitte des 19. Jahrhunderts

Petra Reiners: Vom Leben »in einer falschen Stadt« oder in »unbegrenzten Möglichkeiten«. Stadtkonzepte am Beispiel der Kindheitserinnerungen von Hedwig Dohm und Helene Lange

Ute Scherb: Zwischen Theorie und Praxis. Die Freundinnen Marie Geck und Clara Zetkin

Ulrike Lahn: Flog die Tomate auch in die Provinz? Die Anfänge der Zweiten Frauenbewegung in der Provinz und ihre Bewegungsstrategien

Sabine Schär / Kristina Schulz: Peripherie und Zentrum im Fall der Schweiz. Überlegungen zu einer Forschungsagenda zur neuen Frauenbewegung in der Schweiz

Dokumentationen:

Anna Bernau: Wie sollen wir in der Provinz arbeiten?

Elsbeth Krukenberg: Berlin und die Provinzen

Ika Freudenberg: Respekt für die Provinz

sowie Rezensionen

ScienceStudies bei transcript



Marion Mangelndorf Wolfsprojektionen: Wer säugt wen?

Von der Ankunft der Wölfe
in der Technoscience

2007, 312 Seiten, kart., zahlr. Abb.,
29,80 €,
ISBN 978-3-89942-735-6

Wölfe überqueren Grenzen, ebenso die entlegener Alpenpässe wie die zu Großstädten nach Brasov, Rom oder Berlin. Ihre Spuren finden sich in den durch Ängste und sexuelle Fantasien hervorgerufenen Abgründen. Es sind dies Hybridzustände, die sowohl in mittelalterlichen, künstlerischen als auch cineastischen Projektionen in Szene gesetzt wurden. Dabei werden Ambivalenzen thematisiert – zu jenen Wilden, mit denen sich die Menschen gemeinsam weltweit ausbreiteten.

In einem zeitgenössischen Prozess, in dem Körper zu Objekten von Forschungslaboren eines globalisierten Marktes generieren, provozieren solche Grenzgänger bedenkenswerte Irritationen. Das Buch unternimmt den spannenden Versuch, die Überlegungen von Donna Haraway zur Erweiterung des Mensch-Maschine-Komplexes zu einem Mensch-Maschine-Tier-Komplex am Beispiel des Wolfes durchzuspielen. Es erweitert damit die Infragestellung von eindeutigen Grenzziehungen des Natur-Kultur-Gegensatzes im Stile des »technoscience«-Paradigmas um eine bislang eher vernachlässigte Dimension, nämlich die des Tierischen.

www.transcript-verlag.de

WIDERSPRUCH

Beiträge zu
sozialistischer Politik

52

Ungleichheit, Ausgrenzung und soziale Gerechtigkeit

Globale Ungleichheit; Neue Klassengesellschaft, soziale Spaltung, Prekarität, Geschlechterfrage; Neue Unterschicht, Klasse der Lohnabhängigen, Streiks und soziale Kämpfe; Frauen und Pflegearbeit; Schulische Selektion, Lebenslanges Lernen; Agrotreibstoff gegen Ernährungssouveränität

E. Altwater, K. Dörre, I. Lenz, R. Levy, D. Oesch, W. Eberle / H. Schächli, V. Pedrina / H. Hartmann, G. Notz, E. Hug, I. Langemeyer, R. Sonderegger

Grundeinkommen / Mindestlohn

A. Gorz: Seid realistisch – verlangt das Unmögliche
M.R. Krätke: Grundeinkommen - Sozialstaatsersatz
A. Rieger / H. Baumann: Mindestlohnpolitik
A. Sirmoglu / P. Streckeisen: Kapitalistische Utopie?
W. Vontobel: Rettet die Marktwirtschaft !

236 Seiten, € 16.– (Abonnement € 27.–)

zu beziehen im Buchhandel oder bei

WIDERSPRUCH, Postfach, CH - 8031 Zürich

Tel./Fax 0041 44 273 03 02

vertrieb@widerspruch.ch

www.widerspruch.ch

Schulen ohne Homophobie

„Es wird niemals funktionieren, Hass mit Hass zu bekämpfen. Erst wenn wir Kinder und Jugendliche dazu erziehen, Vielfalt anzunehmen, werden sie in die Lage versetzt, auch das eigene Leben mehr zu genießen und einen Beitrag zu einer Welt zu leisten mit mehr Gerechtigkeit, mehr Frieden und mehr Menschlichkeit.“

aus dem Vorwort von Erzbischof (em.) Desmond Tutu, Südafrik



Lutz van Dijk & Barry van Driel (Hg.)

Sexuelle Vielfalt lernen

Schulen ohne Homophobie

broschiert, ca. 216 S., 12,5 cm x 20,5 cm

ca. 14,90 €, 27,90 sFr., 15.40 € [A]

ISBN 978-3-89656-155-8

Die AutorInnen beschreiben, welche kreativen und effektiven Möglichkeiten es gibt, um Homophobie erfolgreich zu begegnen und sexuelle Vielfalt zu lehren.

Übersicht über die bisher erschienenen Titel

- 1/95 Frauen und Wahnsinn (vergriffen)**
- 2/95 Frauenräume (168 Seiten), 7,50 €**
- 1/96 Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten), 7,50 €**
- 2/96 Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten), 7,50 €**
- 1/97 Frauen und Körper (130 Seiten), 7,50 €**
- 1/98 Frauen und Mythos (302 Seiten), 10,- €**
- 2/98 Utopie und Gegenwart (237 Seiten), 10,- €**
- 1/99 Cross-dressing und Maskerade (vergriffen)**
- 2/99 Feminismen –
Bewegungen und Theoriebildungen weltweit (304 Seiten), 10,- €**
- 1/00 Beziehungen (310 Seiten), 10,- €**
- 11 Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik
(312 Seiten), 10,- €**
- 12 Dimensionen von *Gender Studies*, Band I (322 Seiten), 10,- €**
- 13 Dimensionen von *Gender Studies*, Band II (391 Seiten), 10,- €**
- 14 *Screening Gender* – Geschlechterkonstruktionen im Kinofilm (347
Seiten), 12,50 €**
- 15 Entfesselung des Imaginären? –
Zur neuen Debatte um Pornografie (397 Seiten), 12,50 €**
- 16 Arbeit und Geschlecht (297 Seiten), 12,50 €**
- 17 *Queering Gender* – *Queering Society* (376 Seiten), 12,50 €**
- 18 Elternschaft (375 Seiten), 12,50 €**

Fortsetzung

Übersicht über die bisher erschienenen Titel

- 19 **Erinnern und Geschlecht, Band I (455 Seiten), 12,50 €****
- 20 **Erinnern und Geschlecht, Band II (442 Seiten), 12,50 €****
- 21 **Männer und Geschlecht (501 Seiten), 15,00 €****

Jeweils zzgl. Versandkostenanteil (bei einem Band 1,50 €, ab zwei Bänden 3,- €).

Die Ausgaben 2/95, 1/96, 2/96 und 1/97 kosten bei Erwerb von zwei und mehr Bänden jeweils nur 5,- €.

Der Bezugspreis ab Band 21 beträgt im Abonnement 12,50 € zzgl. Versandkostenanteil.

Bei einem neuen Abo gibt es als Begrüßungsgeschenk einen der älteren Bände umsonst mit dazu.

Manuskripte:

Rich Text Format als Attachment. Aufsätze inklusive Literaturliste maximal 50 000 Zeichen, Rezensionen maximal 7 000, besser 5 000 Zeichen. Bitte Style-sheet mit verbindlichen Vorgaben anfordern.

Redaktionsadresse:

Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies* (ZAG), Belfortstraße 20,
79098 Freiburg, Tel.: 0761/203-8846, Fax: 0761/203-8876,
e-mail: frauenst@mail.uni-freiburg.de, <http://www.zag.uni-freiburg.de>